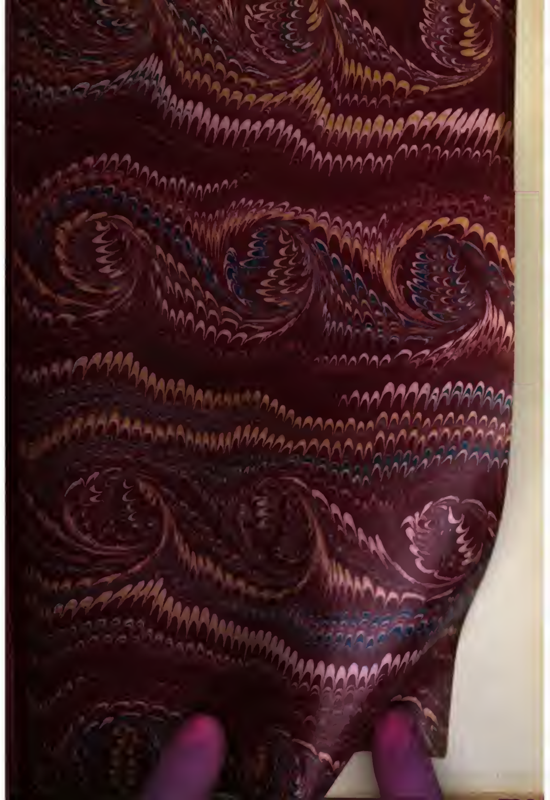




160 i. 6
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.
Digitized by Google



DONAU-BULGARIEN

UND DER

BALKAN.



160 i 6
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



DONAU-BULGARIEN

UND DER

BALKAN.

DONAU-BULGARIEN
UND DER
BALKAN.

HISTORISCH-GEOGRAPHISCH-ETHNOGRAPHISCHE REISESTUDIEN

AUS DEN JAHREN 1860—1875.



I. BAND.

MIT 20 ILLUSTRATIONEN IM TEXTE, 10 TAFELN, EINEM GEBIRGSPROFIL UND EINER KARTE

VON

F. KANITZ.

LEIPZIG.
VERLAGSBUCHHANDLUNG VON HERMANN FRIES.
1875.

VORWORT.

In dem grossen politisch-culturellen Gestaltungsprocesse, der sich seit Beginn des Jahrhunderts auf der classischen Hämushalbinsel vollzieht, tritt seit einem Decennium jenes Bulgarenvolk in erste Linie, das trotz seiner interessanten Vergangenheit und obschon Byzanz oft vor demselben gezittert, durch Jahrhunderte bis auf den Namen verschollen war.

Die Völkerphysiologie des illyrischen Dreiecks bildete gleich seiner Geographie bekanntlich bis vor Kurzem das Stiefkind europäischer Forschung und so warf man auch die slavischen Bulgaren, als Bekenner der griechisch-orientalischen Kirche, ethnographisch mit in die bunte Nationalitätenmasse, welche wegen grober Unkenntniss ihrer Bestandtheile collectiv „Griechen" getauft wurde.

Seit neuestens jedoch das Bulgarenvolk mit bewundernswerther Zähigkeit den Kampf um seine geistige Wiedergeburt mit dem Constantinopler Patriarchate aufgenommen und dadurch den tiefen Spalt zwischen Südslaven und Griechen blosgelegt, wenden sich ihm die Blicke des überraschten Welttheils zu.

Wer immer den Gang der Ereignisse auf türkischem Boden aufmerksam verfolgt, beginnt bereits die bedeutungsvolle Rolle in Erwägung zu ziehen, welche den zwischen Türken, Griechen, Albanesen, Serben und Romanen eingekeilten, an Zahl aber jede dieser Nationalitäten überragenden Bulgaren zufallen dürfte.

Auch der Westeuropa mit dem Orient verbindende Schienenstrang zieht grossentheils durch das Land der Bulgaren, sie halten zudem beinahe den ganzen unteren Donauhandel in ihrer Hand, sind überdies vortreffliche Ackerbauer, Gewerbsleute und Bautechniker, dabei arbeitsfleissig, sparsam, intelligent, sowie im hohen Grade bildungslustig und erinnern sich, was politisch hochwichtig, stets mehr ihrer einstigen staatlichen Selbständigkeit!

Dem durch alle diese Momente bedingten hohen Interesse für Vergangenheit und Gegenwart von Land und Leuten dies- und jenseits der durch sechs Längengrade von der Donau zum Pontus streichenden Balkankette, versucht das hier in seinem I. Bande vorliegende Werk auf Grundlage vieljähriger Reisen und ernster Studien in historisch-geographisch-ethnographischer Richtung zu begegnen. Vielleicht in erhöhterem Maasse, als mein wohlwollend aufgenommenes „Serbien", dürfte dieses Werk, welches das nahezu ungekannte „Donau-Bulgarien" und den von mir siebzehnmal gekreuzten „Balkan" behandelt, einem realen Bedürfniss begegnen.

Die specielle Anordnung des I. Bandes, sowie den Plan des gesammten Werkes entwickelt die folgende „Einleitung". An dieser Stelle sei es mir aber erlaubt, dem Verleger, der es so reich ausgestattet, und den Gönnern und Freunden, die es gefördert, meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen. Möge es ihren Erwartungen einigermaassen entsprechen.

Wenn ich eine nachsichtige Beurtheilung dieses Werkes zu hoffen wage, geschieht es im Hinblicke, dass es in seinem gesammten Inhalte grossentheils ohne jede Stützung auf vorhandene fremde Vorarbeiten geschaffen werden musste und weil es auf durchaus neuem, auf dem Terrain selbst mühsam erworbenen Material beruhend, den ersten Versuch eines geschlossenen Werkes über „DONAU-BULGARIEN, DEN BALKAN UND DAS BULGARENVOLK" bildet, deren hohe Bedeutung nur Wenige früher erkannten.

WIEN, Ostern 1875.

F. KANITZ.

INHALTSVERZEICHNISS.

I. BUCH.

STAAT UND GESELLSCHAFT.

I. ZUR GESCHICHTE DER BULGAREN.

II. ZUR ETHNOGRAPHIE DER BULGAREN.

III. GENESIS DER POLITISCHEN RECHTE DER BULGARISCHEN RAJAH. 1829—1870.

IV. TUNA-VILAJET-REGIMENT. 1860—1870.

V. ZWISCHEN LOM, ARČER UND VITBOL.

VI. DIE PASCHALIK-HAUPTSTADT VIDIN.

VII. UEBER BELOGRADČIK ZUR VRŠKA-ČUKA UND DONAU.

VIII. DURCH DAS TOPOLOVICA-, DELENA- UND TIMOK-GEBIET.

IX. BULGAREN- UND TATAREN-COLONISATION IN DER KRIM UND AN DER DONAU.

VERZEICHNISS DER 20 ILLUSTRATIONEN IM TEXTE:

VERZEICHNISS DER 10 TAFELN:

Die figuralischen Illustrationen dieses I. Bandes wurden von Herrn **V. Katzler**, die grösseren Landschaften von Herrn Maler **Albert Rieger** in **Wien** nach den Originalskizzen des Autors auf Holz gezeichnet, die mit * bezeichneten Holzschnitte in Herrn **Hugo Kaeseberg's** Atelier und der Druck in **C. Grumbach's** Officin zu **Leipzig** ausgeführt.

EINLEITUNG.

Der Plan, nach dem ich dieses neue Werk gearbeitet, ist im Wesentlichen jener des ihm 1868 vorausgegangenen „Serbien". Um dem allgemeinen hohen Interesse zu begegnen, welches für die auf das Aeusserste gespannten politischen Verhältnisse im illyrischen Dreiecke und für das stets mehr in den Vordergrund tretende Bulgarenvolk sich täglich steigert, erachtete ich es jedoch für zweckmässig, bereits in diesem Bande einen Theil des Abschnittes: „Staat und Gesellschaft", der Ausführung meiner gesammten Reiseresultate en detail, voraus zu senden.

Das I. Buch dieses Bandes ist demnach bestimmt, den geehrten Leser mit der politischen und religiösen Vergangenheit, der Naturgeschichte, dem türkischen Regiment und den national-kirchlichen Strebungen des Bulgarenvolkes bis zum Jahr 1870 vertraut zu machen. Die Fortsetzung des I. Buches wird am Schlusse des Werkes in geschlossenen Capiteln die geographischen, administrativen, volkswirthschaftlichen, culturellen und statistischen Verhältnisse Donau-Bulgariens und des Balkans behandeln.

Das II. Buch dieses Bandes: „Reisestudien zwischen Nišava, Donau, Lom und Timok" ist der Detailschilderung meiner Forschungen im westlichsten Theile Bulgariens (1860—1870) gewidmet. Jene meiner grossen Reisen (1871—1874) zwischen Lom, Donau, Pontus und Balkan, bleibt der unter der Feder befindlichen Fortsetzung des Werkes vorbehalten. Ihr gleichzeitiges Erscheinen mit diesem I. Bande wurde leider durch ein hartnäckiges, ein volles Jahr mir raubendes Dobrudža-Sumpffieber verhindert.

Es sei mir hier gestattet, dem II. Buche dieses Bandes einige orientirende Erläuterungen vorausgehen zu lassen.

Im Jahre 1871 konnte Prof. Kiepert „Donau-Bulgarien und den Balkan" noch mit allem Rechte eines der ungekanntesten Gebiete des europäischen Ostens nennen. Bereits 1860, als ich die Paschalikstadt Niš zum erstenmale be-

suchte und weit mehr, als ich 1862 einen ersten Ausflug von Vidin auf die bulgarische Donauterrasse unternahm, hatte sich auch mir die Gewissheit aufgedrängt, dass dieselbe geographisch und archäologisch, gleich sehr wie das Bulgarenvolk ethnographisch, eine vollkommene terra incognita sei.

Unsere besten, zur Orientirung benützten Karten zeigten selbst in unmittelbarster Nähe der Donau bedenkliche Irrthümer, die angegebenen Orte suchte ich oft vergebens, dafür fand ich in Wirklichkeit aber durchschnittlich fünfmal so viel nicht eingetragene Orte, und noch schlimmer sah es mit der Darstellung des Terrains aus. Auch die neueste geologische Uebersichtskarte der Türkei musste in West-Bulgarien unfreiwilligen Halt machen, denn weder Boué, Barth, noch Viquesnel hatten es bereist und der leider zu früh uns entrissene Lejean vermochte nur spärliche Beiträge zur Kartographie der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Ein weites Gebiet lag also zwischen Donau und Pontus nahezu ungekannt da und dessen eingehende Erforschung bildete umso unausgesetzter die interessante, mich fesselnde Aufgabe der letzten Jahre, als dessen politische und nationalwirthschaftliche Bedeutung immer mehr hervortrat.

Schon die ersten Excursionen, die meinen letztjährigen grossen Reisen im Balkan vorausgingen, hatten interessante Entdeckungen zur Folge, aus welchen ich hier nur, weil in diesem Bande behandelt, jene der westlichsten Partie der Balkankette hervorhebe. Ich brachte sie zum erstenmale in Karte, nannte sie nach ihrem Hauptpasse „Sveti Nikola-Balkan", ein Name, der bereits von Kiepert (1871) adoptirt wurde.

Der bis zum Jahr 1864 vollkommen ungekannte „Sveti Nikola-Balkan" ist ein geographisch und ethnographisch hochwichtiges Gebiet. Als bedeutendste westlichste Erhebung der langgestreckten Balkankette enthält er die Quellen-Reservoirs der Flüsse: Timok, Temska, Lom, Cibrica und Ogost. Seine Ausläufer gegen W. bilden zugleich die ethnographische Scheide zwischen Serben und Bulgaren und an seinem Rande liegen die am weitesten in das autochthone slavische Element vorgeschobenen türkischen Oasen mit ihren religionsverwandten, jüngst eingewanderten Vorposten aus der Krim und dem Kaukasus.

Meine in diesem Bande erörterten Reiseresultate (1860—1870) stehen in enger Wechselbeziehung zu jenen Studien, welche ich im XVII. Bande der „Denkschriften der phil.-hist. Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften" (Wien 1868) veröffentlichte. Einzelne Theile derselben, ferner einige in der „Oesterr. Revue", dann in den „Mittheil. der k. k. Central-Commission" und „Geograph. Gesellschaft" publicirte Fragmente, erscheinen hier im organischen Zusammenhange, vielfach erweitert und illustrirt. Aus technischen Gründen musste ich mich darauf beschränken, diesem Bande nur eine allgemeine „Uebersichtskarte" meiner

sämmtlichen Routen im Balkangebiete und eine Höhentabelle beizugeben. Ihr wird die Publicirung meiner erst kürzlich vollendeten Originalkarte von „Donau-Bulgarien und der Balkan" und weiterer Höhenmessungen folgen.

Bei dieser kartographischen Aufnahme im Maassstabe 1:288,000 kamen mir die russisch-österreichischen, astronomisch und trigonometrisch bestimmten Puncte trefflich zu Statten. Das Detail beruht aber ausschliesslich auf meinen durch zahlreiche Routiers, Compasspeilungen, Gebirgsprofile, Höhenmessungen u. s. w. gewonnenen Daten. Serbien's Südgrenze wird nunmehr stellenweise um 2 Meilen südlicher herabrücken, wodurch es bedeutend an Flächeninhalt gewinnt. Manche Städte, Flüsse und Gebirge, welche bis jüngst herab auf unseren Karten figurirten, habe ich als nicht existirend rasirt, und andere bisher ungekannte treten an ihre Stelle. Selbst nahe der Donau musste ich zuerst das orographisch-hydrographische Gerippe festlegen, bevor ich zu detaillirten topographischen Eintragungen schreiten konnte. Als ich mich beispielsweise über den hochwichtigen bulgarischen „Sveti Nikola-Balkan" zu orientiren gedachte, fand ich ihn (1864) bei Kiepert gar nicht, bei Oberst v. Scheda als fictives Grenzdorf in Serbien (!) angegeben.

Nach den erwähnten Karten war man auch geneigt bisher anzunehmen, dass die am Export von Cerealien und Rohproducten stark betheiligte bulgarische Donauterrasse und das Nišavagebiet beinahe verödet seien. Meine Karte zeigt das Gegentheil und es wird überraschen, zwischen dem Lom und Timok nahezu 150 Orte zu finden, wo unsere Karten nur 50 kannten. Erwägt man aber, dass von letzteren 50 Orten 3 Städte- und 17 Ortsnamen fictiv und die 33 anderen grösstentheils falsch situirt waren, dass z. B. viele am Lom liegende Orte weiter nach Norden an einen gar nicht existirenden Smordenfluss verlegt wurden, so sprechen schon diese wenigen Details dafür, wie wenig bisher „Donau-Bulgarien und der Balkan" studirt worden waren.

Auf die oft an mich gestellte Frage: „Wie sind diese groben Irrthümer in unsere schönen Kartenstiche gelangt?" ertheilt Cap. XI. in dem bis auf den Venetianer Coronelli (1690) zurückgehenden Abriss: „Zur Kartographie des westlichsten Theiles der bulgarischen Donauterrasse" die interessanten Nachweise.

Die Mehrzahl der gerühmten römischen Niederlassungen fiel leider dem Vandalismus der Völkerzüge zum Opfer. Manches ist aber noch erhalten und wie in Serbien stiess ich auch auf bulgarischem Boden auf oft ausgedehnte, früher ungekannte classische Ruinenstätten und andere monumentale Reste. Meine im II. Buche durch verschiedene Illustrationen und Pläne näher erörterten archäologischen Funde zwischen Nišava, Donau, Lom und Timok, zu: Niš, Kurvingrad, Gradište, Berzibrod, Bela-Palanka, Pirot, Vidin, Arčer, Urzoja, Lom, Drinovec, Belogradčik, Kula, Florentin, Vurf, Rakovica, Nazir M., Ostrokavec, Rabiš und

Kladrup, förderten insbesondere die genauere Feststellung einzelner Mansionen der grossen römischen Heerstrassen, welche aus dem Süden nach Naissus und Mösiens berühmter Donau-Hauptstadt Ratiaria führten. Die zahlreichen Inschriften aus der Römerzeit, welche ich aus dem Nišava-Timok-Lom-Gebiete Herrn Prof. Mommsen übersandte, haben im Corp. inscr. lat. der Berliner Akademie ihre Stelle und Lesung gefunden, auf das ich diesfalls verweise. Auch einige prähistorische Denkmale und mittelalterliche Bauten bei und in Vidin, Niš, Pirot u. s. w. fand ich Gelegenheit im II. Buche zu schildern.

Waren die ethnographischen Verhältnisse Bulgariens bereits früher kaleidoskopischer Natur, so erhielten sie durch die im Jahre 1860 erfolgte Ansiedlung von Tataren und Tscherkessen eine noch buntere Färbung. Die oft tragischen Vorgänge dieser mit einer Bulgaren-Emigration nach der Krim sich kreuzenden Colonisationen habe ich in den Cap. IX. und X. als Augenzeuge zu schildern versucht. Am Timok stossen die neuen moslim'schen Elemente mit Serben, Bulgaren und Romanen zusammen; während in den Städten noch überdies Türken, spanische Juden und Zigeuner hinzutreten.

Die grosse Tragweite, welche dem ethnographischen Momente bei der allmäligen Umgestaltung der europäischen Türkei in neue Staatswesen zufällt, wie dies beispielsweise gegenwärtig bei der Auseinandersetzung zwischen Griechen und Bulgaren wegen der dem griechischen Patriarchate und bulgarischen Exarchate zuzutheilenden Eparchien praktisch hervortritt, bestimmte mich, der ethnographisch-statistischen Erforschung der bereisten Gebiete ganz besondere Sorgfalt zu widmen. Durch meine detaillirte ethnographische Darstellung Donau-Bulgariens und des Balkans wird die im Allgemeinen interessante Massenkarte meines verewigten Freundes Lejean zum erstenmale eine die Wirklichkeit treuer abspiegelnde Illustration des verworrenen Nationalitätenknäuels manch türkischer Provinz erhalten.

Auf dem im II. Buche behandelten Terrain dürfte die Thatsache namentlich überraschen, dass die herrschende Race, der Türke, zwischen Nišava, Timok, Lom und Donau bis auf 7 Städte und 2 Flecken gänzlich verschwunden ist, dafür aber durch moslim'sche Tataren und Tscherkessen neuestens bedeutend verstärkt wurde; ferner, dass die serbische Nationalität nirgends, wie vielfach behauptet wurde, in grösseren Massen über die Südost-Grenze des Fürstenthums hinausgreift und von der Timok- bis zur Nišava-Mündung nur durch 4 reinserbische Orte in Bulgariens Westen vertreten erscheint; endlich, dass der trennende romanische Keil, welcher am Timokgrenzfluss zwischen Serben und Bulgaren im Laufe der letzten Decennien sich einschob, bedeutend breiter ist, als auf Lejean's Karte und vom Timok bis zu der von Bulgaren, Türken, Tataren und Tscherkessen bewohnten Bezirksstadt Kula reicht.

In **statistischer Beziehung** existirt wohl eine Art officieller Verzeichnung der steuerpflichtigen männlichen Köpfe (nufus) vom 8. Lebensjahre an. Die Ignoranz, Gleichgültigkeit und Felonie der betheiligten Beamten, Geistlichen und das naheliegende Interesse der Steuerzahler machen dieselbe jedoch beinahe illusorisch. Privatquellen sind andererseits nur mit grösster Vorsicht zu benutzen. So wurden mir z. B. aus dem Vidiner Paschalik Zahlen mitgetheilt, welche in durchschnittlicher Berechnung eine gleichdichte Bevölkerung wie jene des Königreichs Sachsen ergaben!

Die Erhebung annäherungsweise richtiger Daten für die **factischen statistischen Verhältnisse** der einzelnen Nationalitäten „Donau-Bulgariens und des Balkans“ bildete somit einen der schwierigsten Theile meiner vielgestalteten Aufgabe. Die mühevolle Bearbeitung des gesammelten Materials schreitet jedoch glücklich fort und dürfte überraschend neue Resultate ergeben, welche am Schlusse des Werkes ihre Stelle finden werden. Schon hier kann ich vorläufig mittheilen, dass Bulgarien weit dichter als Serbien bewohnt sei und seine Populations-Verhältnisse jenen der österreichisch-ungarischen Südprovinzen ziemlich nahe kommen dürften.

Die Verbindung zwischen den zuvor erwähnten, im II. Buche behandelten einzelnen Materien stellen Blicke auf die **culturellen und wirthschaftlichen Zustände** her, wie sie sich mir unter dem Eindrucke des unmittelbar Gesehenen und Erlebten darstellten. Grösste Objectivität und Wahrheitsliebe waren stets die Gesichtspuncte, welche den Autor in der gesammten Darstellung leiteten.

I. BUCH.

STAAT UND GESELLSCHAFT.



DER BULGAREN ANGRIFF AUF CONSTANTINOPEL IM J. 813.

I.

ZUR GESCHICHTE DER BULGAREN.

Spuren niedergegangener Völker auf bulgarischem Boden. — Völker vor der römischen Epoche. — Zug des Darius — Geten. — Odryser. — Philipp, Alexander, Lysimachos. — Kelten und Bastarner. — Thracien und Mösien durch Rom erobert. — Römischer Reichslimes an der unteren Donau. — Aurelian. — Völkerstürme — Gothen, Hunnen, Avaren. — Valens. — Auftreten der finno-uralschen Bulgaren. — Ihre ersten Sitze. — Ihr Erscheinen in Mösien. — Verheerung des byzantinischen Reiches. — Justinian und Belisar. — Wanderung der Slaven in die unteren Donauländer. — Ihre Unterjochung durch die Bulgarenchagans Kosrev und Asparuch.

— Reich der Finno-Bulgaren auf slavischem Unterbau. — Verhältnisse zu Byzanz. — Tervel's Einmischung in dessen innere Handel. — Kardam. — König Krum vor Constantinopel. — Mortag und Presjam. — Ausdehnung des heidnischen Bulgarenreiches. — Christianisirung der Bulgaren. — Cyrill und Methud. — Car Mihail Boris. — Vladimir. — Car Simeon. — Seine grossen kriegerischen und culturellen Erfolge. — Peter. — Der Bulgaren Verhältniss zu Serben, Kroaten und Magyaren. — Nicephoras Phokas. — Sein Bündniss mit dem russischen Svjatoslav. — Niederwerfung der Bulgaren und Untergung der ersten finno-bulgarischen Dynastie. — Zweite Dynastie Sisman. — Car Samuel. — Erneuerte Demüthigung Byzanz's. — Kaiser Basilius der „Bulgarentödter". — Joan Vladislav. — Bulgarien als byzantinische Provinz. — Aufstreben der Serben. — Dritte Dynastie der Asaniden. — Asan I. — Car Joannes und Kaiser Balduin I. — Boris. — Joannes Asan. — Despot Šisman zu Vidin. — Car Svjetoslav zu Tirnovo. — Vasili. — Vierte Dynastie der Vidiner Šismaniden. — Car Mihail. — Oberhoheit des Serbencars Dušan's. — Car Alexander. — Eroberung Adrianopels durch die Türken. — Schlacht von Kosovo. — Die Brüder Joannes Stracimir zu Vidin und Sisman zu Tirnovo. — Untergang des Bulgarenreiches. — König Ludwig I. und Sigmund von Ungarn. — Schlachten von Varna und Kosovo. — Fall von Constantinopel. — Mittelalterliche Zustände für die bulgarische Rajah. — Parallele zwischen Serben und Bulgaren. — Verschiedene Stellung Oesterreichs und Russlands zu beiden. — Friede von Adrianopel. — Seine Bedeutung für die Bulgaren. — Krieg vom Jahre 1853. — Ursachen der Nichtbetheiligung der Bulgaren an den Kriegen Russlands. — Ceko's Legion. — Pariser Vertrag 1856. — Hat-Humajum. — Religiöse Wirren. — Hass gegen den griechischen Klerus. — Aufstände im Balkan. — Mithad Pascha — Panajot Hitov und Filip Totju's Aufstandsversuche. — Fürst Mihail von Serbien. — Regent Blasnavac. — Hadži Dimitri's Legion der Jungbulgaren im Jahre 1868. — Natur der letzten Unruhen. — Ein neues „Bulgarien"?

Zahlreich sind in den Ländern am Hämus die Spuren niedergegangener Völker, welche für längere oder kürzere Dauer ihre Heimstätte einst dort gefunden hatten.

Im Norden und Süden der heutigen Balkankette wird der Reisende zunächst durch die auffällige Menge von auf Hochebenen und in Tiefthälern zerstreuten Tumuli überrascht. Neben diesen primitiven Grabdenkmalen barbarischer Völker, die sonst keine Spur ihres geistigen Lebens zurückgelassen haben, fesseln aber in unvergleichlich höherem Grade die stolzen Reste kunstvoll angelegter Strassen und Städtegürtel, von Tempeln, Palästen, Viaducten, Bädern u. s. w. das Interesse. Es sind monumentale Zeugen des classischen Geschichtsabschnittes, welchen dieser viel umworbene Boden unter Griechen und Römern durchlebte. Zum grössten Theile gehörten sie den festen Puncten Mösiens und Thraciens an, Länder, welche durch die Kriege römischer Heere dem riesigen Weltreiche noch in der letzten Zeit seines Glanzes einverleibt und einer höheren Cultur zugeführt worden waren.

Ueber die Völker, welche vor der römischen Epoche die alle Zeit zu Colonisationen einladende langgestreckte, von zahlreichen Flüssen bewässerte, an Feld-, Weide- und Waldboden reiche Terrasse des heutigen Donau-Bulgariens besiedelt haben, existiren nur spärliche Nachrichten. Die ältesten verdanken wir dem berühmten Darius'schen Zuge zur Niederwerfung der Skythen an den pontischen Gestaden. Nachdem die Perser das südliche Vorland des Balkans siegreich durchzogen hatten, stiessen sie jenseits desselben, an seinen nördlichen Hängen auf den Widerstand der tapferen Geten.

Alles was aus den alten Quellen über die Macht- und Besitzverhältnisse dieses zweifellos arischen Volkes und über die anderen gleichzeitigen thracisch-mösischen mit einander nur lose verbundenen oder in Feindschaft liegenden Völkerstämme klar gestellt zu werden vermochte, vereinigt sich in den umfassenden Forschungen des tüchtigen Historikers Mannert, welcher viele ungerechtfertigte Hypothesen seiner Vorgänger Thunmann, Engel u. A. zerstörte und sich von den grossentheils nur geringen Gewinn bringenden Speculationen neuerer Forscher ferne hielt, die im Wesentlichen — oft sogar wörtlich — ihm folgen*).

Vergleichen und fassen wir das Uebereinstimmende sämmtlicher Forschungen zusammen, so erhellt mit Sicherheit, dass schon zur Zeit des Perserzuges an der Pontusküste, im 6. Jahrhundert v. Chr. nördlich und südlich vom Hämus einzelne griechische Colonien bestanden haben; während im Hinterlande — ähnlich den heutigen ethnographischen Verhältnissen Dalmatiens — nordöstlich vom Cap Emineh die barbarischen Stämme der Tiryzen und Krobyzen siedelten; an welche sich an der Jantra die Hauptsitze der Geten und weiter gegen Westen zwischen dem heutigen Vid und Timokflusse jene der mit ihnen verwandten Oetensii und Timachi schlossen.

Nur auf kurze Zeit wurden die tapferen Getenstämme von den Persern unterjocht. In der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts mussten sie sich jedoch dem Volke der Odryser beugen, das unter seinem Führer Citalkes viele thracisch-mösische Stämme zu gemeinsamen Bündniss vereinte und sich selbst die griechischen Pontusstädte tributair machte. Der bis Thessalien gefürchtete junge Odryserstaat sollte aber rasch wieder zerbröckeln. Dynastische Zwiste beschränkten ihn bald auf das Gebiet am Hebrus (Marica). Gleich anderen Völkern erlangten nun auch die Geten ihre Freiheit. In dem mächtig aufstrebenden macedonischen Reiche erwuchs ihnen jedoch rasch wieder ein neuer feindlicher Nachbar.

Die Sicherung der Nordgrenze erschien Philipp wie Alexander gleich wichtig. Ersterer suchte sie auf friedlichem Wege durch Schonung, sein Sohn durch kühne Schläge gegen das bereits von Seite der westlichen Triballer zum Theil auf das linke Donauufer gedrängte Getenvolk zu erzielen (355).

Geten und Triballer erscheinen nun als Soldtruppen in dem macedonisch-asiatischen Kriegszuge. Lysimachos, des grossen Alexanders Nachfolger, vermochte die ihm zugefallene Oberherrschaft über das Getenvolk nicht zu behaupten. Andere Gegner erwuchsen aber den Geten in den gallischen Kelten und namentlich in den aus den Karpathen hervorbrechenden germanischen Bastarnern, welche bald bis zu den Donaumündungen sich die Herrschaft erzwangen.

*) Ein neuestes Werk des bulgarischen Forschers Drinov, das jüngst in russischer Sprache erschien, breitet manch neues Licht auf die Migrationen an der unteren Donau, zu Beginn unserer Aera.

Nach der Niederwerfung des macedonischen Reiches durch Rom fiel diesem die Aufgabe zu, die Invasionen seiner thracisch-mösischen Nachbarn abzuwehren. Die Expedition des M. Crassus vollendete die Einverleibung Thraciens bis zum Pontus und in den Tagen des Augustus wurde auch Mösien römische Provinz. Es erhielt einige Legionen als stehende Besatzung und an der Donau einen Reichslimes mit zahlreichen Befestigungen zum Schutze gegen die jenseitigen Barbaren.

Von den festen Puncten Ober-Mösiens, welches von der heutigen Cibrica bis zur Savemündung, zum Drin und Quellengebiete der bulgarischen Morava reichte, habe ich vielfach in meinem „Serbien“ gesprochen*). Jene Nieder-Mösiens, das von der Cibrica östlich alles Gebiet bis zu den Danaumündungen, dem Pontus und den nördlichen Balkanhängen umschloss, werde ich im topographischen Theile dieses Werkes mehrfach zu berühren Gelegenheit finden.

Kurz war die Culturepoche, deren sich die neu gewonnene Provinz Mösien unter der römischen Imperatoren Zepter erfreute. Bereits im 3. Jahrh. u. Chr. sah sich Kaiser Aurelian gezwungen, die römischen Colonisten Daciens durch Uebersiedelung auf das rechte Donauufer vor den andringenden Barbaren zu retten; denn von den Hochebenen am Yaxartes strömte die Gothenfluth zunächst gegen die durch Kaiser Trajan's dacische Kriege dem Römerreiche neu gewonnene Provinz. In der Mitte des 4. Jahrhunderts setzten die Gothen ihren kurz unterbrochenen Marsch Donau aufwärts fort. Auf sie drängten die aus der sarmatischen Ebene (Bessarabien) vorbrechenden Hunnen, die ihrerseits durch die vom Obi gegen Südwesten ziehenden Avarenhorden vor sich hergeschoben wurden.

Alle diese Völker der Steppen, Berge und Seen Nord- und Mittel-Asiens folgten einander, den aufgewirbelten Staubwolken eines verheerenden Orkanes ähnlich, um in den Besitz der eine riesige Beute versprechenden, fruchtbaren Länder des östlichen Europas zu gelangen! Der Völkerstürme wuchtiger Anprall traf in erster Linie jene nieder-mösischen Städte des römischen Donaulimes, deren Namen in den später auf ihren Ruinen erbauten byzantinisch-slavischen Niederlassungen theilweise unverändert auf uns gekommen sind.

Zuerst, im Jahre 376, fassten die Gothen, begünstigt durch Kaiser Valens Missgriffe, auf dem rechten Donauufer Fuss. Sie schlugen und tödteten zwei Jahre später diesen unfähigen Kaiser bei Hadrianopolis (Adrianopel) und überflutheten hierauf ganz Thracien bis Constantinopel und Salonik. Barbarische

*) Insbesondere suchte ich die Lage jener Puncte genau zu bestimmen, welche eine hervorragende Rolle im Trajan'schen Kriege gegen Dacien spielten, z. B. des viel bestrittenen Donauübergangspunctes Lederata, den ich nach verschiedenen Quellen, vereint mit meinen auf dem Terrain bewerkstelligten Aufnahmen in dem heutigen Rama erkannte. Genugthuung bereitet es mir, dass ein so bewährter Forscher auf dem Gebiete der alten Geographie wie Prof. Kiepert auf Tab. III des Mommsen'schen Corp. inscr. Lat. vol. III, neuestens bezüglich Lederata's zu dem gleichen Resultate wie ich gelangte.

Nomaden, erwiesen sie sich nur gross im Zerstören. Ruinen bezeichneten den Weg, den sie genommen, und was sie im eiligen Stürmen verschont gelassen, zertraten die rauhen Horden, welche ihnen unmittelbar folgten.

Von allen jenen Völkerschaften, welche vom 4. bis 6. Jahrhunderte die Donau im wechselnden Laufe überschritten hatten und deren genaue Sonderung dem Historiker so schwer wird, gelang es nur einem finnisch-uralischen Volke — die Magyaren traten erst später auf — unter eigenthümlichen Verhältnissen einen dauernden Staat unter dem Namen „Bulgarien" zu begründen.

In der Geschichte Europa's wird der Bulgaren zuerst gegen Ende des 5. Jahrh. gedacht. 600 Jahre zuvor sollen sie aber bereits unter Arsaces I. Ländereien am Araxes auf ihrem Zuge nach dem Pruth erhalten haben. Wie lange sie an diesem, heute die Grenze zwischen der russischen Kaukasusprovinz und Persien bildenden Flusse verweilt, welche Kämpfe sie bis zu ihrem Erscheinen an der Donau durchgemacht, darüber geben die Annalen jenes Zeitraums, so reich am fluthenden Scenenwechsel barbarischer Nomaden, nur unsichere Aufschlüsse.

Von den Byzantinern wurde das Land an der Wolga, welches die Bulgaren längere Zeit besiedelten, „grosse" und auch „schwarze Bulgarei" genannt, wie dieser Fluss, nach der von Šafarik u. A. angefochtenen Meinung des Nicephorus Gregoras, dem Lande und seinen wilden Bewohnern auch den Namen gegeben haben soll. Die Byzantiner nannten aber auch die Bulgaren „Unogunduri", was auf deren Stammverwandtschaft mit anderen finnisch-uralischen Völkern, den Ungari, Hunogari, Uturguri u. A. hinweiset, welche erst nach ihnen im 9. Jahrh. das östliche Europa überschwemmten und die Bulgaren gewissermassen als Vorhut vor sich hergeschoben hatten.

Das 5. Jahrhundert sieht der Bulgaren ersten Versuch sich Mösiens zu bemächtigen. Gothische, von den Römern angesiedelte Grenzvölker verhinderten es. Nach deren Abzug gegen Italien erneuerten sich aber die bulgarischen Angriffe.

Gothen wie Bulgaren drängten von Nord gegen Süd und West vor; während in dem zuvor geschilderten, ein ganzes Jahrtausend umfassenden Zeitabschnitte alle südlich vom Hämus angesiedelten Völker ihre Herrschaft über die grosse Wasserscheide in entgegengesetzter Richtung von Süd gegen Nord und Ost auszudehnen versucht hatten.

Die beinahe widerstandslos vordringenden Bulgaren verwüsteten nicht nur Mösien, sondern auch Thracien und bedrohten bald das alternde Byzanz, das sich durch die Aufführung von langgestreckten Mauern gegen sie zu sichern suchte. In demselben Jahre, als Justinian M. Ravenna eroberte, verheerten sie alles Land bis zum Bosporus und zur jonischen Küste, erschienen vor Thessa-

lonik (551), legten dreissig blühende Städte in Asche und überwinterten ungehindert auf thracischem Boden. Im Jahre 559 lagerten sie vor den Thoren der Hauptstadt und nur die bekannte Grossthat Belisar's rettete diese vor der drohenden Zerstörung. 200,000 Byzantiner bezahlten beinahe alljährlich mit ihrem Leben oder ihrer Freiheit diese bulgarischen Einfälle, zu welchen sich auch jene der slavischen Anten gesellten.

In vereinzelten kleineren Zügen, wohl schon im 4. Jahrhundert (Drinov), in grösseren Massen aber jedenfalls erst um die Mitte des 6. Jahrhunderts (Šafarik) waren auch die im nordöstlichen Europa sesshaften Slaven mit in die grosse Völkerbewegung gezogen worden. Von den Avaren gegen Süden gedrängt, hatten sie die Sitze der von den Gothen und Bulgaren dezimirten oder zur Exodus nach der Adria gezwungenen und auf die Städte reduzirten griechisch-thracisch-mösischen Bevölkerung am Vardar, an der Morava und Donau eingenommen. Der Slaven grosse Neigung zum Landbau liess sie bald den neubesiedelten Boden liebgewinnen. Sie erkannten die byzantinische Oberhoheit an und das Land wird nun von den byzantinischen Schriftstellern „Sclavinia" genannt.

Nicht lange sollten sich die neuen Ansiedler der Ruhe erfreuen. Den bisher sporadischen Angriffen der Bulgaren auf das byzantinische Reich folgten heftigere, die in der durch dynastische Zwiste, Soldatenaufstände erfüllten Regierungsepoche der Kaiser aus dem Hause des Heraclius zur dauernden bulgarischen Eroberung der schlecht vertheidigten mösisch-thracischen Länder führte. Asparuch, welcher unter Constantin IV. mit einer neuen tapferen Horde die Donau überschritten hatte, vollendete das Werk seines Vorgängers Kosrev's.

Schwach an Zahl und nur des Kriegshandwerks kundig, schonten die Bulgaren im eigensten Interesse die sich friedlich unterwerfenden, Ackerbau und Viehzucht treibenden, numerisch stärkeren Slaven. Sie begnügten sich mit der politischen Oberherrschaft und begründeten auf slavischem Unterbau gegen Ende des 7. Jahrhunderts unter Asparuch das bald zu grossem Ansehen gelangende „Königreich der Bulgaren".

Die Geschichte des jungen finno-slavischen Staates bildet eigentlich nur eine einzige Reihe fortgesetzter Kämpfe gegen das absterbende Byzanz, das sich oft auf das Territorium von Constantinopel eingeschränkt sah. Das Detail dieser Kriegszüge ist aber im hohen Grade ermüdend. Nur selten erhellen edlere menschliche Impulse jene traurige Epoche des europäischen Ostens. Hilferding gab uns eine sehr ausführliche Schilderung derselben.

Nach dem Plane dieses Werkes kann hier nur das Bedeutsamste und historisch fest Begründete aus der Geschichte der Bulgaren seine Stelle finden. Meine Darstellung beruht auf den Forschungen von Engel, Šafarik, Palauzow, Slavejkov Hammer, Dümmler, Hilferding, Finlay, Zachariae, Kunik, Pichler, Drinov, u. A.

Dies überhebt mich, die im Wichtigsten übereinstimmenden Quellen einzeln zu citiren. Nur die Form und Behandlung, die Zusammenfassung des Zerstreuten, die Loslösung des bedeutungslosen, oft dunklen Details von dem Wesen der Ereignisse, ihre Beziehungen zu jenen der Nachbarstaaten, und die objectivste Klarstellung des Geistes, welcher diesen auch für die heutigen Verhältnisse interessanten Abschnitt der Geschichte des europäischen Ostens durchzieht, nehme ich für mich in Anspruch.

Die einst stolze Thaten verzeichnenden Blätter des oströmischen Reiches waren für längere Zeit abgeschlossen. Im Umfange unvermindert, ja zeitweise durch die gallischen Küstenländer, Italien und Afrika erweitert, entsprach dessen Machtentfaltung durchaus nicht den grossen Reichthümern seines Bodens, der überschüssigen Kraft der zahlreichen Völker, die ihn bewohnten. Alle jene staatlichen Uebel, welche man mit der Bezeichnung „Byzantinismus“ zu verkörpern pflegt, sie waren am Sitze der oströmischen Imperatoren zu üppigster Wucherung gelangt. Im weltlichen und religiösen Leben wurde die Form über das Wesen gestellt. Wir erblicken eine Majestät ohne Würde, eine stolze Priesterschaft voll Engherzigkeit und Beschränkung, ein Heer anspruchsvoll und feige, ein Beamtenthum feil, ohne ideale Ziele, ohne warmen Patriotismus für das Reich — Monarchen und Regierte oft auf gleich erbärmlicher Stufe!

Solch traurige Verhältnisse im byzantinischen Reiche gaben den Herrschern der Bulgaren bald erwünschten Anlass zur Einmischung in dessen eigenste Händel. Der vom Throne gestürzte Justinian II. floh nach Bulgarien und bemächtigte sich mit Königs Tervel's (Terbelis) Hülfe erneuert desselben (702). Als Lohn sollte Tervel „Zagorje“, d. i. das Gebiet südlich vom Cap Emineh bis Eski Sagra und jenes von Burgas mit den wichtigen Seestädten Anchial und Mesembria erhalten.

Nach allerlei Wechselfällen, nachdem die Asparuch'sche Dynastie durch eine Empörung vertilgt und die dauernden Fehden im jungen Bulgarenreiche von den Byzantinern geschickt zur Einschränkung desselben benutzt worden waren, führte Kardam die Bulgaren zu neuen Siegen und erzwang sich byzantinischen Tribut.

Weit aussehende Pläne verfolgte König Krum. Er war ein nüchterner, tüchtiger Krieger, der sein Volk mit drakonischer Strenge regierte und stets zu neuen Thaten spornte. Mit dem mächtigen Frankenkaiser gedachte er sich in die Herrschaft über das illyrische Dreieck zu theilen und Constantinopel zu seiner Residenz zu machen. Die nördlichen slavischen Territorien, Syrmien, Slavonien, Kärnten und Dalmatien waren an Karl den Grossen gefallen. Gleichzeitig eröffnete Krum seine Angriffe auf das durch die Araberkriege tief erschütterte byzantinische Reich.

Im Jahre 809 fiel Sofia in seine Gewalt. Am 25. Juli 811 schlug er in der

Umgebung Šumla's die Blüthe des byzantinischen Heeres und tödtete den persönlich befehligenden Kaiser Nicephorus auf dem Schlachtfelde. Am 22. Juni 813 siegte er bei Adrianopel, liess vor demselben ein Beobachtungscorps zurück und erschien mit seiner Hauptmacht zur Erreichung seiner letzten Pläne vor Constantinopel, dessen Belagerung er unter den Augen der Bevölkerung mit einem glanzvollen Schauspiele heidnischer Ceremonien eröffnete. Durch einen während der eingeleiteten Friedensunterhandlungen versuchten Ueberfall von Seite der Byzantiner erbittert, zerstörte Krum die prachtvollen Bauten und Monumente ausserhalb der Stadtmauern, welche er nicht zu bezwingen vermochte.

Die eroberte Beute, worunter viele Kunstschätze, vermehrte er auf seinem Rückzuge mit jener der preisgegebenen Städte. Die Einnahme Adrianopels krönte den Feldzug und die Bewohner des Maricabeckens wurden in die verödeten Gegenden nördlich des Balkan's hinübergeführt.

Ein plötzlicher Tod machte dem thatenreichen Leben Krum's und seinen grossen Entwürfen, deren Ausführung in die geschichtliche Entwicklung Ost-Europas tief eingegriffen hätte, im Jahre 820 ein unerwartet frühes Ende. Er hatte Alles, Kriegsmaschinen, einen riesigen Train und zahlreiche Kriegsschaaren zum Zuge gegen Byzanz vorbereitet, Kaiser Leo furchterfüllt hatte ganz besondere Anstalten zur Vertheidigung getroffen. Unter Krum's Nachfolgern Mortag und Presjam athmete Constantinopel leichter auf!

Die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts findet die Bulgaren abermals im Kampfe mit Byzanz und den mit diesen verbündeten Magyaren; ferner mit Serben und Kroaten. Sie dehnten mit abwechselndem Glücke ihre Herrschaft bis zur Tatra im Norden Ungarns aus. Mit der Besitznahme der Theiss-Quellgebiete hatte ihre Macht den Höhepunkt erreicht.

In dieser ersten Periode des heidnischen finno-bulgarischen Reiches und auch in den nächsten Jahrhunderten war das auf den Ruinen des von Kaiser Trajan seiner Schwester zu Ehren gegründeten und genannten Marcianopolis erbaute Preslav die Residenz der bulgarischen Könige. Es lag 3 Meilen südwestlich vom heutigen Šumla.

Versuche zur Christianisirung der Bulgaren waren bereits vor der Thronbesteigung der Kaiser aus dem Hause des Basilius Macedo, unter der frömmelnden Theodora, der Herstellerin des Bilderdienstes, und unter Mihail III. ihrem Sohne gemacht worden. Erst nachdem sich aber die bulgarischen Eroberer mit den vorgefundenen Resten der Mösier und Thracier, namentlich aber mit der vorwiegend slavischen Landbevölkerung derartig vermischt hatten, dass sie durch Annahme des slavischen Idioms gewissermassen in derselben aufgegangen waren, fasste das Christenthum unter ihnen tiefere Wurzeln.

Später werden wir die Anstrengungen Rom's und Byzanz's verfolgen, um die

in den Schoss des Christenglaubens neu aufgenommenen Bulgaren zu sich hinüber zu ziehen. Hier nur so viel, dass es den grossen Aposteln Cyrill und Methud, welche das Evangelium in slavischer Sprache predigten, zuerst gelang, den mächtigen Bulgarenfürsten Mihail Boris und mit ihm seine Grossen und das Bulgarenvolk der Christenlehre dauernd zu gewinnen. Es geschah dies nicht ohne gewaltige innere Kämpfe. Müde derselben übergab Mihail das Reich seinem Sohne Vladimir. Die Unfähigkeit desselben zwang Boris nochmals den politischen Schauplatz zu betreten. Er entsetzte Vladimir des Thrones, liess ihn blenden, ins Gefängniss werfen und berief seinen jüngeren Sohn Simeon zur Herrschaft. Sein Lieblingswunsch, ein von Constantinopel unabhängiges bulgarisches Patriarchat zu begründen, blieb unverwirklicht. Boris starb in einer Klosterzelle im Jahre 907. Es war ein um die Civilisation seines Volkes hochverdienter, demselben weit vorausgeschrittener Fürst.

Boris Sohn, Simeon (888—927) kämpfte mit abwechselndem Glücke gegen die den bulgarischen Handel bedrückenden Byzantiner, bis er sie bei Mesembria (917) bis zur Vernichtung schlug. Ebenso glücklich stritt er gegen die den Byzantinern zu Hülfe geeilten Magyaren (895) und gegen die Serben (923—927). In furchtbarer Weise verwüstete er die serbischen Gaue. Seine Macht wuchs derartig, dass er daran denken durfte, sich an die Stelle des ohnmächtigen byzantinischen Kaisers zu setzen. Von Papst Formosus erlangte er für den Erzbischof von Obrida die Patriarchenwürde, für sich die Anerkennung des Carentitels. Das bulgarische Reich vom Schwarzen Meere bis zur Adria gefürchtet machend, durch das Waffenglück den griechischen Imperator Romanus zwingend, persönlich unter den Mauern Constantinopels sich mit Bitten und reichen Geschenken den Frieden von ihm zu erkaufen (923), erwies sich Simeon andrerseits als grosser Förderer der Literatur und Kirche. Er gilt als der erste slavische königliche Schriftsteller und als mächtigster unter Bulgariens Herrschern.

Ein so thatkräftiger Fürst hätte wohl einen würdigeren Nachfolger verdient, als es dessen gleichfalls vom Papste gekrönter Sohn Peter war. Mit einer Enkelin des griechischen Kaisers Romanus II., aus dem Hause des Basilius Macedo vermählt, in seiner Hinneigung zwischen Rom und Byzanz stets schwankend, verlor er das Hauptziel seines grossen Vaters, die Eroberung Constantinopels und die Schöpfung eines mächtigen slavischen Kaiserreiches an der Stelle des morschen griechischen, ganz aus den Augen. Mit Peter's langer unrühmlicher Regierung (927—968) begann der Verfall des bulgarischen Staates, den auch dessen kräftigerer Nachfolger Samuel nicht mehr zu dämmen vermochte.

Nachdem das aufstrebende magyarische Reich keilartig die nord- und südslavischen Stämme getrennt hatte — ein Ereigniss, dessen Folgen noch heute unverändert fortwirken — bildeten unter letzteren die Bulgaren zweifellos das

kräftigste Staatswesen, das bei kluger Politik leicht mit den zu jener Zeit weit schwächeren stammverwandten serbo-kroatischen Stämmen friedlich vereint, die Aufrichtung eines zukunftsreichen südslavischen Staates hätte anstreben können. Im Gegentheile suchte bereits Car Simeon, wie schon kurz erwähnt wurde, die benachbarten Serben und Kroaten gewaltsam zu schwächen. Es war dies ein grosser politischer Fehler, welcher die auch heute nicht behobene Sonderung unter den südslavischen Völkern begründete und sich unmittelbar rächte!

Mit Simeon's, des allgefürchteten Caren Tod, ermannten sich die von ihm unterjochten Serben und Kroaten. Gleichzeitig auch von den Magyaren bedroht, eilte Peter persönlich nach Constantinopel, um mit Kaiser Roman ein Friedens- und Freundschaftsbündniss abzuschliessen, das seine Verlobung mit des Kaisers Enkelin besiegelte.

Die veränderte byzantinische Politik, welche dem Staatsinteresse, zum Staunen Europas, seine sorgfältig gehüteten Hoftraditionen opferte, indem sie einem „barbarischen" Fürsten eine im Purpur geborene Prinzessin vermählte, sollte die listig vorausgesehenen Früchte tragen. Bestrickt in den neuen verwandtschaftlichen Banden, bethört durch allerlei bestechende Zugeständnisse, wie durch die Anerkennung des Carentitels, die höfische Auszeichnung der bulgarischen Botschafter — sie sollten vor jenen des Abendlandes den Vorrang einnehmen — verwandelte sich Peter's Stellung allmälig unter dem Einflusse der byzantinischen Kaiserstochter in jene eines weichlichen Despoten, der in seiner Neigung zur Ruhe, bald in traurige Abhängigkeit von Byzanz und seinen nördlichen Nachbarn, insbesondere den aufstrebenden Magyaren gerieth.

Wiederholt durchzog dieses kriegerische Volk ungestraft die bulgarischen Gaue, um die Schrecken der Verwüstung in das byzantinische Reich zu tragen. Dort hatte im Jahre 963 ein thatkräftiger Regent die Reihe der schwächlichen Fürsten aus dem Hause des Basilius unterbrochen. Nicephorus Phokas hielt die Zeit gekommen, um den Makel der schimpflichen, seit Car Samuel üblichen Tributzahlung an den bulgarischen „Pelzträger", wie er Peter höhnisch nannte, zu tilgen. Er rief den russischen Warjägerfürsten Svjatoslav zu Hülfe, welcher in Kiev residirte und das Uebrige that die Zwietracht unter den bulgarischen Bojaren, welche mit Peter's zahmer griechischer Politik von Beginn unzufrieden waren. Nicephor erreichte sein Ziel. Der Russen Hülfe erwies sich aber um theueren Preis erkauft.

Svjatoslav weigerte sich nach gethaner Blutarbeit den Schauplatz seiner Siege zu verlassen. Er pochte auf das Recht des Eroberers und betrachtete sich als rechtmässigen Herrscher über die mösisch-thracischen Länder. In zwei blutigen Zügen verwüstete er in zwei Jahren ohne jeglichen Unterschied bulgarisches

und byzantinisches Gebiet. Der Tod Car Peter's kam ihm zu Statten. Die legitimen bulgarischen Thronerben, die Prinzen Boris und Roman, weilten als Geisseln in Constantinopel. Dort war aber der tapfere Johann Zimisces zur Regierung gelangt und in ihm erwuchs den Russen ein ebenbürtiger Gegner.

Mit abwechselndem Geschick hatten die byzantinischen Heere Svjatoslav bekämpft. Mit einem grossen Schlage gedachte Zimische sein Reich von den Russen zu säubern und dessen Grenzen über das aus den Fugen gegangene Bulgarenreich auszudehnen. Bei Adrianopel sammelte er ein glänzendes erlesenes Heer. Von dort zog Zimische — wahrscheinlich über Jamboli und den Čalikavak-Balkanpass — gegen Svjatoslav's Residenz, das alte Preslav, welches er mit Sturm und griechischem Feuer nahm. Svjatoslav selbst aber traf und schlug er durch das Uebergewicht seiner schwergepanzerten Reiterei auf dem grossen Plateau vor Drstr (Silistria). Nach zweimonatlicher Belagerung öffnet dieses Zimische seine Thore. Der stolze russische Warjägerfürst bittet um Frieden und verlässt in Gegenwart des Kaisers auf einem Schiffe tief gedemüthigt den bulgarischen Boden an derselben Stelle, auf der er ihn kurz vorher mit grossen Plänen betreten.

Gegen vorausbestimmten schnöden Goldlohn hatte Svjatoslav für byzantinische Rechnung die Niederwerfung Bulgariens unternommen. Unersättlicher Beutedurst bestimmte sein Verlangen es zu behalten. Einen dauernden Staat zu begründen, dazu fehlte dem russischen Kriegshordenhäuptling idealeres Streben, Talent und jegliche Grösse!

Bulgarien musste nun in allen seinen Städten byzantinische Garnisonen aufnehmen. Preslav, die altbulgarische Carenresidenz, wurde in Johannopol umgetauft. Johann Zimische feierte aber zu Constantinopel das dort lange entbehrte Schauspiel eines grossartigen Triumphzuges. Auf einem reichgeschmückten Wagen prangten neben dem Bildniss der gnadenreichen h. Jungfrau die Krone und Insignien der bulgarischen Care. Peter's Söhne befanden sich im Gefolge. Im Palaste angekommen, liess Zimische den älteren Prinzen Boris das königliche Purpurkleid ablegen. Er ernannte ihn zum „Magister" des byzantinischen Heeres. — Der Enkel des grossen Simeon, vor dessen Geboten Byzanz sich beugte, ein Satellit am Hofe zu Constantinopel! Er starb später eines gewaltsamen Todes, und auch sein jüngerer Bruder Roman, von den Griechen entmannt, verkümmerte später in Macedonien in trauriger Vergessenheit!

Mit Hülfe eines slavischen Fürsten hatte das griechische Byzanz das durch Jahrhunderte es schwer schädigende finno-bulgarische Reich niedergeworfen. Bevor dieses jedoch für einen längeren Zeitraum ihm einverleibt wurde, sollte es unter König Samuel, dem Sprössling seiner zweiten Dynastie, sich eines kurzen Auflebens mit trügerischem Glanze erfreuen.

König Samuel war der Sohn des bulgarischen Bojaren Šisman, der bereits, als noch Car Peter lebte und namentlich nach dessen Tode, eine Art Führerrolle gespielt, auch, wie mehrfach erwiesen wird, zu Trnovo residirt und den Carentitel geführt hatte. Er und seine Söhne David, Mosis, Aaron und Samuel scheinen die das Joch der Byzantiner allsogleich nach des mächtigen Johann Zimischi's Tode (976) abschüttelnde bulgarische Bewegung geleitet zu haben. Seinen Vater blenden zu lassen und vom Thron zu stürzen, war die erste Grossthat, mit welcher sich Samuel dem Bulgarenvolke als Herrscher ankündete. Vor solcher Gewaltthätigkeit suchten sich seine nächsten Verwandten durch die Flucht nach Dalmatien zu retten. Ihre Furcht war allzu begründet. Neben weiteren Opfern tödtete er auch einen Bruder, zwei andere waren in den Kämpfen gegen Byzanz gefallen, das nun neuerdings die bulgarischen Waffen fürchten lernte.

Der von Samuel mit grosser Thatkraft eröffnete Krieg trug ein nationales Gepräge. Es schien, als wollte das gesammte Volk die unter dem unfähigen Peter von den Griechen erlittene Schmach rächen. Dem Ungestüm der bulgarischen Angriffe erlagen rasch die von byzantinischen Söldnern schwachvertheidigten festen Plätze Vodena, Seres, Larisa. Ein Versuch des Kaisers Basilius, mit einem mächtigen Heere die Ausbreitung der bulgarischen Macht einzudämmen, misslang. Vergebens belagerte er das starke Sredec (Sofia). Er trat den Rückzug an und wenig fehlte, beinahe wäre er selbst in den Defiléen von Ichtiman den nachdrängenden Bulgaren in die Hände gefallen.

Weithin über den Balkan, von der Donau bis Thessalonik, von Ohrida bis Trebinje, von Ragusa bis Durazo, weit in die serbischen Županien und tief in den Peloponnes trug Car Samuel seine siegreichen Waffen. Unzweifelhaft war er ein kriegskundiger Herrscher; allein seinem militärischen Genie stand nicht die höhere Moral, der das rasch Errungene dauernd organisirende, befruchtende Gedanke zur Seite. Er mochte immerhin seine Residenzen Prespa und Ohrida befestigen, mit grossen Bauten schmücken und sich „Kaiser aller Slaven" nennen. Sein einzig durch Gewalt und glückliche Kriege, nicht aber durch die nationale Einheitsidee, Intelligenz und gesetzgeberische Kraft unverhältnissmässig ausgedehntes Reich trug keinen Keim der Dauer in sich. Vergebens versuchte Samuel später einzelne der zwecklos gedemüthigten stammverwandten serbischen Županc, wie Vladimir, durch Verwandtschaftsbande oder sonstige Zugeständnisse an sein Interesse zu ketten. Sein erstaunlich rasch aufgeführtes Werk fiel nothwendig durch dieselben Mittel, durch die es entstanden — durch Blut und Verrath!

Während Samuel seine Kräfte an der Besiegung der serbischen Županc an der Adria verschwendete, hatte Kaiser Basilius, sein grosser Gegner, sich erholt, neue Kräfte vorbereitet und ihm sammt seinem Reiche den Untergang geschworen. In einem zehnjährigen, mit bewunderungswerther Zähigkeit fortgesetzten Kampfe

näherte sich Basilius, unterstützt durch tüchtige Feldherren, durch ein schlachtenbewährtes Heer, die Schrecken seiner Grausamkeit und den Verrath der bulgarischen Grossen, im bedächtig durchgeführten Plane von der Peripherie allmälig der Residenz Samuel's. Ganz Donau-Bulgarien bis zum Timok, Macedonien und die Küste von Durazo waren neuerdings griechisch geworden. Nur der unzugänglichste Theil Albaniens, Thessalien und Montenegro blieben noch zu erobern.

Da starb der gedemüthigte, in seiner Hoffnungslosigkeit tief gebeugte Samuel zu Prespa eines plötzlichen Todes. Das grause Schauspiel einiger Tausende ihm zugesandter, auf Kaiser Basilius Befehl geblendeter bulgarischer Krieger soll ihn gelähmt haben. Zwei Tage darauf, am 15. September 1014 verschied er! — So war dieser grosse Usurpator, welcher Vater, Bruder und Verwandte ruhigen Blutes mordete, doch eines menschlichen Rührens fähig! — Die Geschichte weiss keinen grossen, edlen oder civilisatorischen Zug diesem Car Samuel nachzuerzählen. Er war übrigens der einzige bulgarische Herrscher, in dem selbst in trübster Zeit der slavische Stolz so ungebeugt geblieben war, dass er niemals mit den Griechen friedlich unterhandelte. Unter keinem seiner Vorgänger hatte das bulgarische Reich, auch selbst nur vorübergehend, solch ausgedehnte Grenzen besessen! Rechnen wir hierzu noch einen vor nichts zurückschreckenden Muth und seltene persönliche Tapferkeit, so glaube ich diesen jedenfalls hervorragenden Herrscher der Bulgaren in objectivster Weise charakterisirt zu haben.

Nach seines gefürchteten Gegners Tode setzte Kaiser Basilius sein Werk mit noch grösserer Nachhaltigkeit fort. Noch im Herbste (1014) eroberte er Bitol, Prilip und Stip, im nächsten Frühjahre Vodena. Samuel's ihm ungleicher Sohn Gabriel nahm seine Zuflucht zu Friedensanerbietungen. Kaiser Basilius antwortete mit der Fortsetzung seines Zuges und der Wegnahme Moglenn's und Notia's.

Allein nicht nur das Kriegsglück, sondern auch geschickt angelegte Zettelungen unter den bulgarischen Bojaren bildeten fortan des Kaisers Verbündete!

Johann Vladislav, ein Neffe Kaiser Samuel's, den einst gegen des grausamen Vaters Befehl das Mitgefühl seines Vetters Gabriel am Leben erhalten, hatte diesen bei Petrsko auf der Jagd verrätherisch getödtet und dessen Thron usurpirt. Im Lager bei Notia erhielt Basilius durch bulgarische Abgesandte die Nachricht des gewaltsamen Thronwechsels und dass der neue Bulgarenfürst Vladislav in Unterwürfigkeit Byzanz um Frieden bitte. Kaiser Basilius gewährte ihn dem zweifach Niederträchtigen. Die stipulirten Bedingungen sind nicht auf uns gekommen; doch lauteten sie wohl hart genug und werden die Byzantiner zum Mindesten alle gemachten Eroberungen behalten haben.

Schon das erste Jahr seiner Regierung befleckte Vladislav durch weitere Schandthaten. Unter den heiligsten Eid- und Freundschaftsschwüren lockte er

Samuel's Schwiegersohn, seinen Schwager Vladimir, nach Prespa und liess ihn dort (1015) meuchlerisch tödten, um sich seiner Županie von Cattaro zu bemächtigen. Gleichzeitig brach er den Frieden mit Byzanz und zog zur Belagerung Durazo's. Kaiser Basilius rüstete, um des Verwegenen Beginnen zu züchtigen. Der Kampf war wechselvoll genug!

Im raschen Zuge nahm Basilius Ohrida, musste es jedoch wieder aufgeben. Zum zweitenmale sprach Byzanz russische Hilfe an. Des Kaisers Schwester war dem Grossfürst Vladimir vermählt. Die Bulgaren suchten die den Russen feindlichen Petschenegen für sich zu gewinnen. Wahrscheinlich um diesen an der Donau die Hand zu reichen und die Russen abzuwehren, zersplitterten sie allzusehr ihre Kräfte. Sie belagerten Dristra (Silistria) und erleichterten Basilius seine Operationen in Macedonien. Er nahm viele feste Plätze, schlug auch Vladislav, wie es scheint, aber nicht entscheidend.

Das nächste Jahr (1018) findet Vladislav abermals vor Durazo. Dort sollte der vierte und letzte Herrscher der Dynastie Šišman sein Ende finden. Dieses wird von dem Chronisten von Dioclea im Geiste jener Zeit sehr mystisch ausgeschmückt. In einer Vision wäre dem Car der von ihm gemordete Vladimir erschienen und gleichzeitig hätte ein Engel des Herrn ihn niedergestreckt. Wahrscheinlicher klingt die trockene Nachricht der griechischen Annalisten: Vladislav sei vor Durazo tödtlich verwundet worden und gestorben.

Die fürstliche Familie zählte nunmehr nur noch ohnmächtige Frauen und Kinder. Die traurigen Familienmorde Samuel's und Vladislav's rächten sich furchtbar! Wohl gedachten einige angesehene Bojaren das Werk der nationalen Befreiung von der griechischen Fremdherrschaft fortzusetzen; allein das nie völlig erstarkte Gefühl eines selbstsuchtslosen, opferfreudigen Patriotismus, einer nur das Gesammtwohl oder die Einigung sämmtlicher slavischer Stämme in Betracht ziehenden Vaterlandsliebe schien in den Grossen und im Volke gänzlich erloschen zu sein!

So hatte Kaiser Basilius leichtes Spiel. Der Abfall der bulgarischen Befehlshaber von der nationalen Sache öffnete ihm die festen Plätze und in der Hauptstadt Ohrida wurde er von dem hohen Klerus und dem Volke, das der langjährigen Kriege und Opfer müde war, als „Befreier" begrüsst! Die Carenwittwe und die Reste der kaiserlichen Familie erschienen um Gnade bittend im Lager des Kaisers. Ungehindert zog auch Basilius in die zweite Residenz Prespa. Der letzte Widerstandsversuch des tapferen Bojaren Ivaca wurde durch dessen mit List bewerkstelligte Gefangennahme gebrochen, ein anderer bedeutenderer Führer Nikolica ergab sich.

Des Kaisers grösste Sorge bildete nunmehr die administrative Reorganisation der wieder errungenen illyrischen Halbinsel. Sie wurde in Provinzen zerlegt,

welche von kaiserlichen Strategen militairisch verwaltet wurden. Selbst das halbslavisirte Griechenland unterwarf sich Basilius. Im Winter 1018—1019 ordnete er auch zu Athen die neuen Verhältnisse.

Als ruhmbedeckter Triumphator zog Kaiser Basilius nach langer Abwesenheit durch das goldene Thor zu Constantinopel ein. Die bulgarische Carenwittwe, die Kinder Vladislav's, — der älteste Sohn Prusian im byzantinischen Magisterkleide — im Zuge, begab er sich zum Dankgottesdienste in die h. Aya Sofia. Dort nahm er die Glückwünsche der Patriarchen und der Würdenträger entgegen. Das Volk aber brach beim Anblicke des grossen „Bulgarentödters" in lauten Jubel aus!

Nun wurde Byzanz wieder im vollsten Sinne die Hauptstadt seines weiten Hinterlandes. Bis zur Save gehorchten ihm die griechisch-albanesisch-bulgarisch-serbisch-kroatischen Stämme. Das einheitliche byzantinische Reichsprincip hatte, in dem energischen Krieger und erfahrenen Staatsmanne Kaiser Basilius verkörpert, die lose verbundene Conföderation der oft sich gegenseitig befehdenden slavischen Stämme besiegt!

Zu Rasa am Raškaflüsschen im Serbenlande erhob sich aber beinahe gleichzeitig mit dem Niedergange des Bulgarenreiches eine neue slavische Dynastie, welche, dessen Traditionen folgend, Byzanz bald ebenso gefährlich werden sollte, als die einst so gefürchteten bulgarischen Care. Schon 1040—1043 schlug der serbische Gross-Župan von Dioclea die Griechen wiederholt und vertrieb den byzantinischen Statthalter Enthicos. Auch Vlkan (1089—1105) und Bela Uroš (1120—1130), beide serbische Zupane von Rasa, machten sich bei den Griechen gefürchtet. Der Letztgenannte wird als Ahnherr der serbischen Nemanja-Dynastie betrachtet, welche in einer glänzenden Reihe von Kralen und Caren die Führung der südslavischen Stämme nun mit abwechselndem Glück und Geschick antrat. — Ihre Geschichte, die ich in meinem Werke „Serbien" ausführlich verfolgte, tritt bald zu jener der Bulgaren in engste Beziehung, ja jene der letzteren läuft eigentlich nur secundär neben der serbischen und byzantinischen. Sie erhebt sich nie mehr zur früheren Bedeutung.

Das Wesentlichste aus dieser dritten und letzten Epoche des selbständigen Bulgarenstaates möge hier in Kürze folgen.

Die Wiederaufrichtung des bulgarisch-walachischen Königreichs durch die Asani'schen Fürsten romanischer Abstammung fällt mit einer der trübsten Epochen von Byzanz, mit der gewaltsamen Usurpirung seines Thrones durch den unglücklichen Isaak Angelus II. zusammen. Durch 170 Jahre ertrugen die Völker Mösiens und Thraciens das auf ihre vollkommene Niederwerfung und finanzielle Aussaugung gerichtete byzantinische Regiment. Die Zwiste im Hause der Komnenen hatten aber dessen Kraft gebrochen. Der Zeitpunct der Abwerfung des-

selben schien gekommen. Zwei Brüder, Asan und Peter, von Geburt Walachen, wagten es, zu Constantinopel Vorstellungen gegen den unerträglichen Druck der byzantinischen Verwaltung zu machen. Als Antwort wurden sie schmählich beleidigt. Zurückgekehrt, stellten sich die Brüder an die Spitze des glücklich geführten Aufstandes. Wohl besiegte sie Kaiser Isaak nach hartnäckigem Widerstande. Allein die bald wieder darauf im Felde erscheinenden Brüder schlugen seinen Feldherrn Vranas, und nach dem persönlich gegen sie ins Feld gezogenen Kaiser gelang es nicht mehr, ihr grosses Vorhaben zu vereiteln. Asan I. wurde nach dem bulgarischen „Carstvenik" durch den h. Johann, Patriarch zu Tirnovo, im Jahre 1186 gekrönt. Schon zu dieser Zeit wird in den gleichzeitigen Aufzeichnungen der deutschen Kreuzfahrer alles Land zwischen Belgrad und Niš Bulgarien oder „Silva bulgaria" genannt. Doch scheinen die festen Plätze in den Händen der Byzantiner geblieben zu sein. So fand Kaiser Friedrich I. auf seinem Zuge ins gelobte Land in dem stark befestigten Braničevo an der Donau (Kostolac an der serbischen Mlavamündung) einen griechischen Befehlshaber vor. Die Hilfe, welche sowohl Serben als Bulgaren dem deutschen Kaiser gegen Byzanz anboten, wurde von diesem im zu grossen Vertrauen auf griechische Treue abgelehnt; Kaiser Isaak gedachte aber selbst den Versuch zu rächen und überzog die Bulgaren, nachdem er seine Wirren mit Friedrich geschlichtet hatte, neuerdings mit Krieg, ohne jedoch etwas auszurichten.

Die Macht der dritten Asan- oder Jasen'schen Dynastie musste jedenfalls gegen Ausgang des XII. Jahrhunderts bereits sehr erstarkt sein, da der prachtliebende serbische König Vladislav durch eine Heirath mit der Tochter des bulgarischen Fürsten im Beginne seiner Regierung sich zu stützen suchte und Kaiser Alexius Comnenus III. sich 1199 genöthigt sah, mit Joannes, dem Fürsten der Walachen und Bulgaren, Frieden zu schliessen.

Eine bedeutende historische Rolle spielte dieser Joannes während des lateinischen Kaiserthums zu Byzanz. Im Iahre 1197 suchte er sich Rom zu nähern. Papst Innocenz III. übersandte ihm durch einen Cardinallegaten königliche Insignien, erkannte den Erzbischof von Tirnovo als geistliches Oberhaupt für Bulgarien und die Walachei an (1204) und forderte ihn gleichzeitig zum Kampfe gegen die schismatischen Griechen auf. Wirklich scheint sich damals Car Joannes als römisch-katholischen Fürsten betrachtet zu haben; denn als solcher trug er Kaiser Balduin I. seine Cooperation gegen die Griechen an.

Balduin wies dieselbe unklugerweise zurück. Tief verletzt zog nun Joannes den aufständischen Griechen an der Marica in einem Augenblicke zu Hilfe, als Balduin's Macht zum grösseren Theile in Asien beschäftigt war.

Mit allen Truppen, welche Balduin eiligst zusammenraffen konnte, rückte er den verbündeten Griechen und Bulgaren entgegen. Bei Adrianopel (15. April 1205)

kam es zur Entscheidungsschlacht. Die Würfel fielen gegen Balduin. Die Blüthe seines Heeres, der Graf von Blois, beinahe der ganze Adel blieb auf dem Schlachtfelde. Nur der Doge Dandolo und Villehardouin der Historiker entkamen mit wenigen zersprengten Resten der stolz ausgezogenen Armee. Balduin selbst wurde gefangen nach Tirnovo gebracht, seit 1186 Residenz der bulgarischen Fürsten. Dort wurde er nach eilfmonatlicher Gefangenschaft — die Versionen über die Ursache lauten verschieden — in furchtbarer Weise getödtet.

Das kurze lateinische Kaiserthum von Byzanz setzte den Kampf gegen die zur Orthodoxie zurückgekehrten bulgarischen Fürsten fort. Doch weder das Haus Anjou, dem der flandrische Balduin bei seinem Falle sein Recht auf die Donauländer übertragen hatte, noch das wiederhergestellte griechische Kaiserthum der Paläologen, gelangten zu einer dauernden Geltendmachung ihrer vermeintlichen oder begründeten Ansprüche auf Bulgarien. Periodisch trat zwischen Byzanz und den bulgarischen Asauiden ein Stillstand der Waffen ein. Einen solchen scheint Car Boris zur Abhaltung einer Synode benutzt zu haben (1211). Es handelte sich um die Verdammung der Bogumilensecte und die Abfassung eines sogenannten „Synodiks“, das am Sonntage der heil. Orthodoxie alljährlich in den Kirchen verlesen werden sollte *).

Im Jahre 1234 verbündete sich Joannes Asan mit dem Kaiser Joannes Ducas Vatatzes, und dessen Tochter Helena wurde Gemahlin des Theodorus Lascaris, Sohn seines griechischen Alliirten. Hingegen war das durch den weisen serbischen Erzbischof Sava († 1236) angebahnte freundlichere Verhältniss zwischen Serben und Bulgaren kein nachhaltiges geblieben; denn das Streben der Serbenfürsten, ihre Macht auf Kosten des byzantinischen Reiches auszudehnen, wurde stets durch die in gleicher Richtung sich bewegenden Ansprüche der Bulgarenherrscher feindlich gekreuzt. Als die grosse Tatareninvasion unter dem Eroberer Khan Nogaja Bulgarien furchtbar erschütterte, machte sich zu Vidin ein Bulgarenfürst Šisman um das Jahr 1291 unabhängig. Auf diesen warf sich nun der Serbenkral Stefan Milutin Uroš III. und rang ihm zu Vidin einen Frieden ab (1292), der für Serbien von mannigfachen Vortheilen begleitet war.

Despot Mihail, der Sohn des Vidiner Fürsten Šisman behauptete trotz alledem die Herrschaft in Westbulgarien, während im Osten Car Svetoslav (1294 — †321) kraftlos regierte. Als des letzteren Nachfolger Vasili (Voesilas), der vereint mit den Serben und Walachen einen Kriegszug gegen Byzanz unternommen, starb, wurde Fürst Mihail von Vidin 1324 als Car erwählt, er wurde somit Begründer der vierten und letzten Carendynastie der Vidiner Šismaniden, die sich unter wechselvollen Geschicken bis zum Untergange des Reiches erhielt.

*) Diese Handschrift bildet die wichtigste Quelle zur Geschichte des Tirnovner Patriarchats. Sie wurde von Palauzow im „Vremenik“ der Moskauer hist. Ges. herausgegeben. Eine zweite wichtige Quelle für bulgarische Geschichte ist die erwähnte Carenchronik „Carstvenik“.

Der Streit des älteren und jüngeren Andronicus um den Thron von Byzanz gab trotz der nahe geknüpften Familienbande zwischen den Herrschern Serbiens und Bulgariens den traurigen Anlass zu neuer Befehdung ihrer stammverwandten Völker und zur Trennung ihrer gemeinsamen Interessen. Der Serbenfürst Stefan Uroš III. nahm für den älteren, der Bulgarencar Mihail für den jüngeren Andronicus Partei. Mit 15,000 Streitern eröffnete letzterer an der oberen bulgarischen Morava, nahe dem Strymon, den Angriff. Die Serben siegten. Mihail starb in Folge seines Sturzes vom Pferde und auf dessen Thron setzte Uroš die vertriebene Gattin des Gefallenen, seine eigene Schwester Neda.

Die Nachfolger Mihail's fanden nun in dem stammverwandten, sein politisches Gewicht im Südosten Europas immer geltender machenden Serbenstaate für kurze Zeit eine Stütze gegen die byzantinischen Ansprüche. Die herannahenden Schrecken der türkischen Waffen, welche zu einem kurzen Freundschaftsbündnisse zwischen Johann VI. Cantacuzenos und dem mächtigen, mit der bulgarischen Prinzessin Helena vermählten Serbencar Dušan führten (1342), kamen auch den Bulgaren zu Statten. Zu verschieden waren jedoch die Interessen der neuen Verbündeten, zu tiefgreifend die alten feindlichen Traditionen, als dass die junge Waffenbrüderschaft lange hätte andauern können. Nur zu bald kam der Hass gegen alles Griechenthum bei Car Dušan — welchen die Serben „silni" den Gewaltigen nennen — zum Durchbruche.

Dreizehn Feldzüge führte Dušan gegen Byzanz. Er erschien unter den Mauern Constantinopels, zwang den in Salonik eingeschlossenen Andronicus um Frieden zu bitten, welcher Dušan (1340) zum Herrn eines grossen Theils von Macedonien, Thracien, Albanien und Thessalien machte. Auch Bulgarien erkannte seine Oberhoheit an. In dem Kampfe, welchen Cantacuzen — der ehemalige „Bundesbruder" — mit Hilfe der Türken siegreich gegen Dušan führte (1344), fochten die Bulgaren an des letzteren Seite. Die Paläologen wussten ein dauerndes Friedensbündniss zwischen Cantacuzenos und Dušan zu vereiteln und in dem neuen Kampfe sehen wir zum Schutze der Paläologen auch den Bulgarenfürsten Alexander mit dem Serbencar verbündet (1351).

In diesem verhängnissvollen Jahre fasste die osmanische Macht Boden in Europa. Mit ihrer Hilfe hatte Cantacuzenos das serbisch-bulgarische Heer besiegt. Die ganz Ost-Europa drohende künftige Gefahr richtig voraussehend, concentrirte Dušan seine ganze Thatkraft in der Aufbringung eines mächtigen Heeres. Die Vertreibung der Türken, die Entthronung der schwächlichen Paläologen, dies waren die kühnen Ziele des grossen Serbencars, als ihn auf dem Marsche nach Constantinopel (1356) an der Spitze einer grossen serbisch-bulgarischen Streitmacht der Tod ereilte.

Leider vermochte Dušan, dieser mächtigste Serbenfürst, nicht seinen kräftigen Geist auf seinen Nachfolger zu vererben. Weder die serbische noch die bulgarische Dynastie hatte einen Herrscher aufzuweisen, welcher befähigt gewesen wäre, der mit furchtbarer Raschheit über Europa's Südosten sich ergiessenden Macht der Osmanen ein Schach zu bieten.

Wohl soll Vukašin, ein serbischer Vojvode, welcher Uroš V., Sohn Dušan's, erschlug, anfänglich mit Glück gegen die Türken gestritten haben (1369). Schon zwei Jahre darauf aber verlor er in einer grossen Schlacht an der Marica (1371) den usurpirten Thron und sein Leben. Das alte Hadrianopolis, jenes Adrianopel, um das sich durch 800 Jahre Griechen und Bulgaren in fortwährenden Kämpfen aufgerieben, weil es als stärkste Position die Herrschaft in Thracien sichert, wird nun der in orientalisch-byzantinischer Pracht erglänzende Sultanssitz des unwiderstehlichen Murat, der feste Punct seiner Macht, an dem er die Huldigungen und Friedensbitten der europäischen Fürsten und des zur Ohnmacht erniedrigten griechischen Kaisers entgegennahm.

Nochmals wagte Knjas Lazar den kühnen Versuch, den Siegeslauf des Halbmondes im Osten Europa's zum Stehen zu bringen. Er vereinigte die zersprengten Trümmer der serbisch-bulgarischen Heere mit den Zuzügen der übrigen christlichen Völker der illyrischen Halbinsel. Auf dem Amselfelde zu Kosovo, am 15. Juni 1389, fielen die blutigen Würfel. Der Verrath spielte seine schmähliche Rolle. Murat triumphirte, fällt aber siegestrunken durch die Hand eines sich opfernden serbischen Jünglings in seinem Zelte*).

Fortan war die Herrschaft der beiden Söhne des Bulgarencars Alexander, welche sich in das Reich getheilt hatten, nur mehr eine geduldete. In traurigster Weise befehdeten sich die Brüder. Joannes Stracimir, der zu Vidin residirte, mit den Ungarn unglücklich kämpfte, trennte seinen Klerus, die Metropole Vidin vom nationalen Patriarchate zu Tirnovo und unterstellte sie dem griechischen zu Constantinopel. Als türkischer Vasall scheint er noch bis zur moslim'schen Eroberung Vidin's, bis z. J. 1398 sein unrühmliches Regiment gefristet zu haben. Car Joan Šisman's, seines jüngeren Bruders Herrschaft zu Tirnovo endete schon früher mit dem Falle dieser Stadt im Jahre 1393, und bereits im nächsten Jahre 1394 war auch der Untergang des bulgarisch-nationalen Patriarchats, gleichzeitig mit jenem der staatlichen Selbständigkeit Bulgariens, eine vollendete Thatsache geworden!

Das Reich der Bulgaren war gestürzt, ohne dass es ihm jemals gelungen, seine weitausgreifenden Pläne zu verwirklichen. Die reiche Erbschaft des alternden Byzanz, eine scheinbar fallreife Frucht, entschlüpfte ihm gewöhnlich

*) Ich gab die ausführliche Schilderung dieser von mystischen Traditionen umhüllten Katastrophe in meinem „Serbien" S. 250.

dann, wenn es dieselbe am sichersten anzutreten wähnte. Wie ich bei verschiedenen Wendepuncten seiner wechselvollen Geschicke es anzudeuten versuchte, waren es grösstentheils tief greifende moralische Ursachen, welche dies erklären. Der jugendlich überschüssigen materiellen Kraft verband sich nicht gleichmässig die höhere Moral, ideales Streben, organisatorisches Genie, kühner Aufschwung von Geist und Intelligenz. Mit dem Schwerte konnten wohl weite Territorien unterworfen werden. Zur Gestaltung und Blüthe eines dauernd lebenskräftigen neuen Staates fehlten jedoch die vorgenannten Bedingungen.

In der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts, als unter den wuchtigen Schlägen der Osmanen der Serben und Bulgaren Kraft zerbröckelte, da schien Ungarn als Retter die Führung des europäischen Ostens antreten zu wollen. Auf seinem Throne sass König Ludwig der Grosse, der weiseste und mächtigste Regent seiner Zeit. Sein Machtwort galt von der Donau bis zur Adria und den baltischen Gestaden. Allein ein trauriges Verhängniss fügte es, dass Ludwig (1382) wenige Jahre vor der Schlacht zu Kosovo gestorben war. Sein Nachfolger, der luxemburgische Sigmund, dessen Oberherrlichkeit einige noch nicht gänzlich niedergeworfene Theile Serbiens, Bosniens u. s. w. anerkannten, unternahm es, die bereits seinem Reiche sich nähernde Gefahr zu beschwören. Die Schlacht von Nicopolis (1396) entschied gegen ihn. Sultan Bajezid Ilderim „der Blitz“ vernichtete die Blüthe jenes christlichen Heeres, das den Adel von Ungarn und Burgund, der Böhmen, Deutschen, Engländer und Franzosen in seinen Reihen vereinigt kämpfen sah und das sich vermass: „mit seinen Speeren selbst den Himmel aufzuhalten, falls er einfallen wollte.“ Glücklicher als unter dem Luxemburger stritt die von dem tapferen Ungarhelden Hunyádi geführte abendländische Coalition. Bei Niš schlug sie die Türken auf's Haupt. Der Papst eiferte jedoch gegen den mit den „Ungläubigen“ (1440) zu Szegedin abgeschlossenen Frieden. Ein zweites Mal versuchte der ruhmsüchtige Hunyádi das Glück der Waffen bei Varna (1444), ein drittes und letztes Mal auf dem verhängnissvollen „Amselfelde“ zu Kosovo (1449). In beiden Schlachten wurde er von seinem gleich grossen Gegner Murat II. besiegt.

Das Schicksal Serbiens, Bulgariens und auch des griechischen Kaiserthums, das bisher sich eines Scheins von Unabhängigkeit durch der Türken Schonung bewahrt hatte, war nunmehr besiegelt. Murat's Sohn, Mohammed II. vollendete, was sein Vater ihm zu thun vererbte. Am 29. Mai 1453 erstürmte er Constantinopel. Es fiel unter Constantins ruhmvoller, der alten Römer würdigen Vertheidigung. Als der neue moslimische Herrscher des alten Byzanz die verwüsteten Räume des Sitzes der Paläologen betrat, citirte er tief erschüttert die Worte einer altpersischen Dichtung:

„Die Spinne hat ihr Gewebe aufgehangen in dem kaiserlichen Palaste, und der Eule Nachtgesang ertönt durch die Thürme Afrasiabs.“

Welch tiefer Sinn in den Worten des persischen Dichters! Fürwahr, auf der Stätte, von welcher im Mittelalter das durch der Barbaren Einfälle erloschene Licht der Aufklärung und mildernder Sitte in den europäischen Occident getragen worden war, erklang nunmehr nur das Klirren der Waffen, welche ihre Schrecken tief in das Herz Europas tragen und seinen Osten auf lange verdunkeln sollten.

Wie aus den verschiedenen, hier in Kürze erzählten und charakterisirten Epochen der bulgarischen Geschichte hervorgeht, war diese keineswegs eine besonders glorreiche gewesen! Nun nachdem das illyrische Dreieck dem Halbmonde erlegen, schien der alte päonisch-thrakisch-dardanische Boden, welcher Griechenland, Rom, Byzanz u. s. w. Männer gegeben, deren Grossthaten die Welt mit ihrem Ruhme erfüllten, gänzlich erschöpft. Die wenigen Talente, welche er unter der Fremdherrschaft erzeugte, suchten angezogen von den wunderbaren Erfolgen des Halbmonds und nachdem auch das Patriarchat das Kreuz vor demselben gesenkt hatte, die Befriedigung ihres Thatendurstes und Ehrgeizes im Dienste der verschwenderisch lohnenden Sultane. Mit dem kriegerischen Grundstocke der christlichen Bevölkerung, wussten letztere aber unleugbar sehr geschickt jene durch grosse Prärogative an die Ausbreitung des reinen Glaubens gefesselte Organisation der „Jeniseri" (Neue Truppe) zu verstärken, welche den heiligen Kampf in das christliche „Dar-ul-harb" (Haus des Krieges) durch Jahrhunderte siegreich trug.

Was nicht zur Lehre des Propheten sich bekehrte, und nur verhältnissmässig wenige Bulgaren thaten es um ihren Besitz zu retten, das führte namentlich bis zu Mahmud II., des grossen Reformators Regierungsantritt und wohl noch bis vor einem Decennium als wehrlose „Rajah" ein sieches, wenig beneidenswerthes Dasein. Das bulgarische Volk als solches, als politische Persönlichkeit, hatte zu leben aufgehört. Als arbeitspflichtige Hörige an die Kriegerkaste vertheilt, vegetirte es nur mehr. Der Türkensturm verwehte die Bildungskeime, welche von einzelnen geistiger strebenden Regenten den leider wenig tief gezogenen Furchen anvertraut worden waren und diese selbst schwanden bis auf unkennbare Lineamente. Gleichzeitig als Europa in Columbus, Luther, Copernicus, Bacon v. Verulam, Galilei, Milton seine geistige Wiedergeburt feierte, legte sich mittelalterliche Nacht auf dessen Osten, erlosch dort jedes geistige Streben für Jahrhunderte!

Hermetische Absperrung von jeglichem civilisatorischen Element hätte wohl auch geistig höher stehende Nationen als die bulgarische intellectuell verkümmern lassen. Fünfhundertjährige materielle Beugung unter den Halbmond musste noch das Uebrige thun, um jene die Bulgaren einst so gefürchtet machenden Eigenschaften gänzlich umzuwandeln und sie in deren heute allgemein gerühmten friedliebenden Charakter umzustimmen, dem von mancher Seite geradezu Feigheit vorgeworfen wird.

Man zieht dabei gerne Parallelen zwischen Serben und Bulgaren, die selten zu Gunsten der letzteren lauten, es darf dies nicht überraschen. Die Verhältnisse, unter welchen beide Nationen die letzten Jahrhunderte verlebten, sind eben viel zu wenig studirt, bekannt und gewürdigt worden. Bei grösserer Sachkenntniss und Objectivität würde man zu gerechteren Urtheilen über das Bulgarenvolk gelangt sein.

Vor Allem kam den Serben die unvergleichlich günstigere geographische Lage zu Statten, durch welche der Druck der türkischen Eroberer, sowohl materiell als geistig, weit geringer auf ihnen, als auf den Bulgaren lastete. In dem entfernten, an der Peripherie des türkischen Reiches gelegenen Serbien wohnte der Moslim nur vereinzelt ausserhalb der Städte. Nur in diesen hatte er, seiner Liebe zur Bequemlichkeit fröhnend, festen Fuss gefasst. In Bulgarien lud aber die grössere Nähe der Hauptstadt, der asiatischen Küste und der prachtvolle Boden seines Ostens den Moslim zur Colonisation in grösseren Massen ein. Noch heute hat er sich dort in ganz respectabler Zahl erhalten. Aber selbst im westlichen Bulgarien nistete der Türke sich überall in und zwischen den christlichen Dörfern ein, stets bereit, jede Regung des Missvergnügens, jedes Auflackern des Nationalgefühls und der alten Traditionen im Blute zu ersticken. Vielleicht erklärt dies, wesshalb den Bulgaren jene zahlreichen epischen Gesänge fehlen, die von einstiger nationaler Grösse erzählend, die Serben so mächtig das Gefühl entehrender Fremdherrschaft empfinden und auf die endliche Abschüttlung desselben fort und fort sinnen liessen. In den serbischen Wäldern mochte immerhin das nationale Lied erklingen — sein Wiederhall drang nicht in die Städte. Den bulgarischen Sänger hätte der überall nahe und misstrauische Türke wohl aber für alle Zeit verstummen gemacht.

Verfolgen wir die begonnene Parallele weiter, so finden wir Serbien an die Territorien jenes mächtigen Oesterreichs grenzend, das als „Vormauer der Christenheit" die Zertrümmerung des Halbmondes noch bis zu Beginn unseres Jahrhunderts als wichtigstes traditionelles Ziel seiner Politik betrachtete. Viermal trugen Oesterreichs Heere ihre Fahnen über die Save zur Befreiung der nächstgelegenen serbischen Länder. Durch zwanzig Jahre (1718—1739) blieb der Türke aus denselben verdrängt. Erneuerte sich dann auch die Herrschaft des Halbmonds, so war doch der Nimbus seiner Unantastbarkeit zerstört, die von Oesterreich zur Betheiligung am Kampfe aufgerufene Rajah hatte sich mit der Führung der Waffen vertraut gemacht, oft zur Demüthigung des verhassten Unterdrückers mitgewirkt und dadurch ermuthigende neue Traditionen gewonnen.

Anders die Bulgaren. Seit Jahrhunderten waren sie von den ohnmächtigen, selbst unterjochten Romanen, den gleichfalls niedergeworfenen und ihnen überdiess missgünstigen Griechen und Serben eingeschlossen, von feindseligen Albanesen

und Türken allerorts durchsetzt, und bis zu Beginn dieses Jahrhunderts fehlte ihnen jede auswärtige Stütze. Sie ermangelten also aller jener charakterstählenden Momente, welche den Serben die unmittelbare Nähe Oesterreichs brachte. Als endlich die Serben ihren Unabhängigkeitskampf aus eigener Initiative wagten, wussten sie sich nur durch die Save von dem Asyle getrennt, das selbst nachdem Oesterreichs politische Stellung zur Pforte seit Joseph II. Tode sich total verändert hatte, den Flüchtigen doch stets seinen mächtigen Schutz gewährte. Es fehlte ihnen ferner jene „Vojvodina", wo im Heere, in Amt und Schule sich jene Männer und selbst Kara Gjorgje bildeten, die den schmalen Grenzfluss überschreitend ihren jenseitigen Brüdern die Freiheit und Einrichtung der ersten staatlichen Organisation mit erringen, mit begründen halfen.

Wohl hätten auch die Bulgaren in diesem Jahrhunderte manch günstigen Moment zur Abwerfung der Fremdherrschaft gefunden — namentlich in jenem Jahre 1828, als Russland die Barrière überschritt, welche es bisher von den ihm glaubens- und stammverwandten Bulgaren getrennt hatte. Mit Sicherheit zählte es auf deren thätige Betheiligung am Kampfe. Nur ihr kriegerischster Theil aber, die Bulgaren des Balkans erhoben sich und förderten die Erzwingung seiner schwer zugänglichen Pässe. Doch zu einer allgemeinen, durch Züge hoher Selbstverleugnung verherrlichten, unsere Sympathien mächtig aufrufenden Erhebung war es nicht gekommen und unschwer erklärt sich dies.

In seinen officiellen Manifesten (26. April 1828) hatte Russland betheuert, dass es die Donauländer nicht dauernd befreien oder nehmen, sondern nach empfangener Genugthuung wieder zu räumen gedenke, und der Krieg wurde überdiess im östlichen Donau-Bulgarien eröffnet, wo die dichte moslim'sche Bevölkerung und die starken Militärcentren Silistria, Šumla, Varna schwer auf die Rajah drückten. Aber schon die Sympathien und bescheidenen Hülfsleistungen, welche die Bulgaren den Russen in den Jahren 1828 — 29 entgegen brachten, bildeten eine nicht ungewichtige Ursache, dass Sultan Mahmud sich den drückenden Bedingungen des Friedens von Adrianopel fügte. Russland erkannte andrerseits die ihm von der Rajah geleisteten Dienste im 13. Vertragsartikel an, der auf sein Verlangen eine allgemeine Amnestie für die beiderseitigen Unterthanen bezüglich aller während des Krieges begangenen Staatsverbrechen verfügte und den Bewohnern der geräumten Gebietstheile gestattete, während 18 Monaten von dem Rechte der Auswanderung Gebrauch zu machen.

Die durch den Krieg hart mitgenommenen Bulgaren machten von letzterer Begünstigung ausgiebigen Gebrauch. Die Zurückgebliebenen waren aber auch fortan der Gnade des Sultans ausgeliefert. Trotz seiner persönlichen humanen Absichten wurde in den Provinzen der auflebende Druck der herrschenden Rasse bald stärker als zuvor. Erst nach einigen, durch denselben hervorgerufenen

Bauernaufständen (1837 — 38), deren blutige Rächung der Pariser Akademiker Blanqui lebendig schilderte, und nach einer späteren Erhebung im Paschalik Niš (1841), welche bei der grossen Nähe der serbischen Grenze doppelt gefährlich erschien, suchte die Pforte durch spärliche Reformen die Unzufriedenheit ihrer bulgarischen Rajah ein wenig zu dämmen.

Auch der Krieg, den Russland für seine „unerträglich bedrückten Glaubensgenossen", für die „russisch-griechische Rajah" im Jahre 1853 gegen die Türkei eröffnete, liess die Bulgaren trotz aller Agitationen, belehrt durch die früher gemachten traurigen Erfahrungen, gänzlich ruhig. Die von dem russisch-bulgarischen Parteigänger Ceko gebildete Legion fand nur geringen Anklang und leistete unerhebliche Dienste. Mit Resignation ertrugen die Bulgaren die harten Kriegslasten, bis endlich der Abschluss des Pariser Friedens 1856 für sie eine Wandlung ihrer traurigen Geschicke herbeiführte und zum mindesten, durch den allegirten Hatti-Humajun, einige der schönen Verheissungen des früheren Hat von Gülhane verwirklichte.

Ich darf wohl hoffen, wegen dieser objectiven Klarstellung der Ursachen, die oft eine abfällige Beurtheilung des bulgarischen Volkscharakters herbeigeführt und ihm namentlich den Vorwurf grosser Feigheit zugezogen haben, nicht zu jenen Bulgarophilen gezählt zu werden, „die um jedes einzelne Bulgarenhaupt eine Aureole ziehen wollen." Jedenfalls erscheint es aber ungerechter und tadelnswerth, einem strebsamen Volke hässliche, die Sympathien der gebildeten Welt entfremdende Eigenschaften grundlos anzudichten!

Die letzten Decennien sind übrigens auch für die Bulgaren eine Epoche grösserer Regsamkeit und politischer Reife geworden, und was ich vor vielen Jahren nach meiner ersten Reise in Bulgarien (1860) vorausgesagt, vollzieht sich unter unseren Augen mit merkwürdiger Raschheit. Bei ihren ersten Schritten selbst von vielen zünftigen Politikern unbeachtet, traten die Bulgaren, ein vor kurzer Zeit kaum dem Namen nach gekanntes Volk, in den Kreis der orientalischen Frage, schon durch die laute Ankündigung seines Daseins, nach rechts und links die auf dessen Kosten kühn geplanten Projecte seiner griechischen und anderen Nachbarn durchlöchernd.

Für den Fernstehenden scheinbar mit einem Schlage aus viel hundertjährigem Zauber erwachend, wurde sich das vergessene Bulgarenvolk plötzlich seiner einstigen Unabhängigkeit und grossen numerischen Stärke bewusst, äusserte es in nicht zu überhörender Weise seinen Drang nach einer menschenwürdigeren social-politischen Stellung! Noch war aber des griechischen Fanars Macht und Einfluss zu Constantinopel zu mächtig!

Die Bulgaren pochen andrerseits mit immer kräftigeren Schlägen an die Thore der goldenen Pforte. Gestützt auf den durch den Pariser Vertrag errungenen



AUFSTÄNDISCHE BULGAREN IM BALKAN.

Hat Humayum fordern sie die endliche Gewährung ihrer natürlichen Rechte. Denn wie günstig auch der sultanliche Hat die Verhältnisse der Rajah im Allgemeinen verändert hatte, leider noch viel zu viel blieb auch nach dessen allmäliger Einführung von „ererbten Uebelständen" übrig, um der Bulgaren Wünsche zu rechtfertigen.

Mit richtiger Erkenntniss, verlangten sie vor Allem, die Befreiung ihrer nationalen Sprache in Kirche und Schule von den drückenden Banden, in welche das Griechenthum sie geschlagen, und nicht minder dringend, die beschleunigte Entfernung des unter verschiedensten Titeln Land und Volk corrumpirenden und materiell aussaugenden Klerus aus dem Fanar. Im V. und VI. Cap. werde ich Genesis und Resultate dieser Bestrebungen und auch die mit ihnen parallel laufende katholische Bewegung ausführlicher behandeln. Hier sei nur erwähnt, dass dieselben trotz aller Anstrengungen durch mehrere Jahre leider nicht zum Ziele führten. Das griechische Gold, die Intriguen der Mächte, welche jede ihre besonderen Zwecke verfolgte (Cap. VI.), vereitelten die Erreichung der mit merkwürdiger Uebereinstimmung von dem gesammten Bulgarenvolke angestrebten Befreiung vom Fanar auf friedlichem Wege.

Da übernahm es eine Schaar bulgarischer Jünglinge, den nationalen Strebungen durch eine bewaffnete Diversion zu Hilfe zu kommen. Während der Juni-Ereignisse zu Belgrad (1862) bildete sich dort eine bulgarische Hilfslegion, um vereint mit den Serben den Angriff Aschir Pascha's blutig zu rächen. Die Bulgaren gedachten zugleich der Welt zu zeigen, dass auch für sie das Leben der Güter höchstes nicht, und die Pforte zu warnen, die schlummernden kriegerischen Eigenschaften des numerisch stärksten ihrer europäischen Völker nicht durch zu weit getriebenen Starrsinn herauszufordern. Die Haltung der bulgarischen Legion wurde von den kriegserfahrenen Serben gerühmt, ja bewundert. Im Balkan selbst bildeten sich aber gleichzeitig, unter der Führung Panajot Hitov's, Banden, deren Bewältigung den Türken viel zu schaffen gab. Es scheint, dass bei diesem missglückten, auf die Theilung der türkischen Kraft berechneten, kleinen Putsche, Serbien zumeist die Hand im Spiele hatte; denn mit der Belgrader, unter dem Einfluss der Grossmächte abgeschlossenen türkisch-serbischen Capitulation erlosch er.

Auf der hohen Pforte konnte man der Bulgaren kühnes Beginnen, die Ruhe des grossherrlichen Divans, nicht nur durch fortgesetzte Agitationen für ihre Autonomie vom Fanar; sondern selbst mit den Waffen gestört zu haben, nicht vergessen. An der Stelle von Concessionen, antwortete sie mit einer noch strafferen Centralisation des Tuna-Vilajets, an dessen Spitze der intelligente und äusserst energische Mithad Pascha gestellt wurde. Das Gouvernement umfasste zu jener Zeit nicht nur ganz Donau-Bulgarien, also die Paschaliks: Vidin,

Rusčuk, Tirnovo, Varna und Tulča diesseits, sondern auch die Paschaliks Sofia und Niš jenseits des Balkans.

Am Schlusse des III. Cap. werde ich die Verdienste würdigen, welche sich Mithad um die Reorganisation der ganz vernachlässigt gebliebenen Donauprovinz erworben hat. Im Allgemeinen war er einer der wenigen Gouverneure, ja beinahe der einzige, welcher sich bemühte, den Hatti-Humajun zur Wahrheit zu machen. Er suchte den grellen Abstand in der politischen Stellung zwischen Moslim und Christ zu mildern, er war gerecht — aber mit furchtbarer Strenge erdrückte er jede Bestrebung der Rajah, welche ihm über die Zugeständnisse des Hatti-Humajun's hinauszugehen schien. Als solche hatte er anfänglich die bulgarischen Wünsche nach einer autonomen, vom griechischen Patriarchat gesonderten Kirche angesehen. Er suchte alle Agitationen in dieser Richtung zu vereiteln. Besonders missliebig betrachtete er auch die durch Serbien geschürte Propaganda der Jungbulgaren, welche in dem benachbarten Bukarest eine Freistätte fand und von dort aus, durch Flugblätter und Emissäre, seine auf die Pacification der Donauprovinz gerichteten Bestrebungen fortgesetzt zu paralysiren suchte. Es erscheint somit natürlich, dass Mithad den kleinen serbischen Staat, den er aller Wühlereien in Bulgarien anklagte, aufs bitterste hasste.

Serbischem Einflusse schrieb Mithad auch die Erhebung zu, welche die verbündeten Führer Panajot Hitov und Totju Filip, im Jahre 1867, im Tuna Vilajet herbeizuführen suchten. Es erschien Mithad nicht unwahrscheinlich, dass Serbien, durch einen grösseren Aufstand in dem ohnediess sehr schwierigen Bulgarien, auf die Pforte einen erspriesslichen Druck in der Festungsfrage üben wolle. Ungeachtet mittlerweile Serbien seine Wünsche so ziemlich erreicht hatte, und zwar namentlich durch die Befürwortung des österr.-ungar. Cabinets, das wahrscheinlich durch diese Concession die Cooperation Serbiens mit den unzufriedenen Elementen der Türkei zu verhindern gedachte, schritten die nun isolirten bulgarischen Führer zur Scenirung ihres Aufstandsversuches, dessen Details im Winter zu Belgrad und Bukarest geplant worden waren.

Nach diesen Verabredungen ging Panajot bei Tutrokan und Filip bei Sistov im Frühjahre 1867 über die Donau. In fortwährender Fühlung mit den gegen sie allsogleich von Mithad ausgesandten Streifpiquets, suchten sie den von einer dichten christlichen Bevölkerung bewohnten Balkan zu erreichen. Dies glückte wohl Panajot. Totju wurde aber schon bei Vrbovka zwischen der Osma und Rusica von den gegen ihn aufgebotenen berittenen Zaptie's und türkisch-tscherkessischen Milizen beinahe gänzlich aufgerieben. Totju entkam mit nur wenigen Getreuen über Etropolje nach Slatica, wo er zu der gleichfalls stark mitgenommenen, durch den weiten Marsch über die Balkanberge von Čipka, Trojan, Teteven und Etropolje sehr reducirten Bande Panajot's stiess. Vereint zogen sie

nun, aber stets von türkischen Schwärmen beunruhigt, über Vraca in den Berkovica-Balkan. Dort, bei Klisura, mussten sie der grossen Uebermacht weichen. Sie fanden sich von allen Seiten diesseits und jenseits des Balkans von einem dichten Cordon umstellt und nur vereinzelt gelang es ihnen sich durchzuschlagen.

In der raschen Bewältigung dieses Aufstandes, welcher allerdings schon an der Theilnamslosigkeit der grossen Masse scheitern musste, hatte Mithad erneuert seine oft bewährte Energie gezeigt. Um dem Terrain seiner möglichen Ausdehnung, dem Balkan näher zu sein, eilte Mithad nach Tirnovo. Von dort aus verbreitete er durch sein strenges Gericht über Alle, welche selbst der entferntesten Theilnahme an der Bewegung denuncirt erschienen, entmuthigenden Schrecken in den Reihen der Schwankenden. Schon die Unterstützung der Aufständischen mit Lebensmitteln — welche diesen ohne Lebensgefährdung wohl nicht von den armen Gebirgsbewohnern versagt werden konnten — wurde mit Kettenstrafe, ja mit dem Tode bestraft.

Von Tirnovo begab sich Mithad nach Sistov, dem angeblichen Heerde der jungbulgarischen Verschwörung. Dort hatte der verhaftete jugendliche Jordan Grgičev, unter der Folter zum Geständniss getrieben, grosses Unheil über die angesehensten Familien gebracht. Nahezu die gesammte Jugend, im Alter von 17—20 Jahren, fühlte sich beunruhigt. Ein Theil derselben flüchtete noch rechtzeitig nach der Walachei und von dort nach Oesterreich. 51 junge Männer wurden aber in schweren Ketten nach Rusčuk transportirt, zur Deportation nach Diarbekir — viele starben auf dem Marsche — oder zum Strange verurtheilt. Nur wenige wurden freigesprochen. Im Ganzen liess Mithad etwa 8—10 Todesurtheile vollstrecken, darunter auch an Koztaki, dem bei Vrhovka schwer verwundet gefangen genommenen Schreiber Totju's.

Mit eiserner Strenge wurde nunmehr die Polizei gehandhabt, das Damoklesschwert der Denunciation hing über allen intelligenteren jungen Leuten.

Gleichzeitig ereignete sich jener vielbesprochene Fall, wo Mithad am Bord des österreichischen Dampfers „Germania", zwei ihm als Emissäre denuncirte Reisende, trotz ihrer serbischen und rumänischen Pässe, durch seine eingedrungenen Gensd'armen verhaften wollte, und da sie Widerstand leisteten, niederschiessen liess.

Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung erhob sich gegen solch schwere Verletzung des Völkerrechtes. Hierzu kamen die von Serbien geforderte Genugthuung wegen der Nichtrespectirung der von ihm ausgestellten Pässe, die Reclamationen Oesterreichs, die Vorstellungen der Diplomatie gegen die übermässige Strenge, mit welcher Mithad den versuchten Aufstand auch an weniger Schuldigen strafte. Man vergass in Constantinopel die grossen Dienste, welche Mithad dem Staate geleistet. Längst hatte man seinen Unabhängigkeitssinn, seine Strenge gegen

bestechliche Paschen und dessen Uebereifer missmuthig betrachtet. So berief man Mithad nach Stambul, angeblich für einen höheren Posten.

Mit Bedauern und Freude zugleich sahen ihn die Bulgaren aus ihrer Mitte scheiden. Sie mussten sich gestehen, dass kein Gouverneur sie gegen die Uebergriffe ihrer türkischen Mitbürger so sehr wie Mithad geschützt, dass keiner so viel Verständniss und Thatkraft für die Förderung ihrer intellectuellen und materiellen Interessen gezeigt habe; andererseits sagte ihnen der Augenschein, dass unter Mithad an die Erreichung jener im Stillen genährten politischen Hoffnungen nicht leicht zu denken sei, welche man damals noch mit der oft verheissenen Hilfe Serbiens zu verwirklichen hoffte.

In Wahrheit arbeiteten Fürst Mihail's Vertrauensmänner mit fast fieberhafter Thätigkeit an der Herbeiführung eines Umschwunges in den benachbarten türkischen Provinzen. Die Auslieferung der letzten türkischen festen Plätze (1867) hatte Serbiens Staatsmänner und Volk nur auf kurze Zeit beschwichtigt. Der fortdauernde Aufstand auf Candia, die ermuthigende Haltung Griechenlands und Montenegro's, die türkischen Verlegenheiten in Bosnien und Thessalien, liessen allgemein den Moment angebrochen erscheinen, auf den man so lange gehofft. Endlich glaubte man zur längst ersehnten Ausbreitung der serbischen Macht über dessen erste beengte territoriale Grenze ohne grosse Gefahr schreiten zu können.

Mit Hast vervollständigte man zu Belgrad die längst vorbereiteten Rüstungen, die Kragujevacer Artilleriewerkstätten arbeiteten mit aller Kraft. Hinterlader und Ausrüstungsgegenstände jeder Art wurden aus dem Auslande eingeführt, die Milizen übten sich noch eifriger für den grossen Krieg ein. Die freundlichen Beziehungen zu Romänien, Montenegro und den bulgarischen Comités wurden eifrig gepflegt, der Gönnerschaft Russlands, Frankreichs und Italiens hielt man sich versichert; Oesterreich-Ungarn war aber noch allzusehr von dem damaligen Ausgleichswerke im Innern in Anspruch genommen.

So gedachte man endlich zu Belgrad die letzte Maske fallen lassen zu dürfen, als der am 8. Juni 1868 plötzlich eingetretene Tod Fürst Mihail's, durch Mörderhand, allen diesen kühnen Entwürfen ein Ende machte!

General Blaznavac, das Haupt der eingesetzten Regentschaft während der Minderjährigkeit Fürst Milan's, eilte, gedrängt von den Schwierigkeiten der inneren Lage, die ausgegebenen Rollen allerorts zurückzufordern. Es ist kein Geheimniss, dass die bulgarischen Parteiführer viel zu jener Zeit mit ihm verkehrten und dass der General schon aus dem Grunde zu einer Verlegung aller Aufstandspläne rieth, als die Befreiung Bulgariens nur dann, wenn unter Serbiens Protectorat unternommen, diesem die ersehnten Vergrösserungen am Timok und an der bulgarischen Morava zu bringen verhiess. Alle Vorstellungen des Generals trafen aber taube Ohren. Wann hätte es auch eine noch so schwache

lletärie gegeben, welche nicht ihre Kräfte überschätzt, nicht auf eine glückliche Begünstigung durch ausserordentliche Umstände gerechnet und den gegnerischen Widerstand nicht unterschätzt hätte!

Die abmahnenden Rathschläge, welche die Unterhändler des Generals Blaznavac nach Bukarest überbrachten, erfreuten sich dort nur geringen Beifalls. Die turbulenten, kriegslustigen jungbulgarischen Legionaire, welche gleichzeitig von Belgrad dahin gekommen waren, vereitelten noch mehr jede besonnene Erwägung. Hadži Dimitri Jasenov, Spiro Gerov und Stefan Karadža stellten sich an die Spitze der Legion und beschlossen die Anziehungskraft des altbulgarischen Banners, des Löwen, auf die durch Rakovski und andere Emissäre seit lange bearbeiteten Massen nochmals zu erproben. Nicht wenig bauten sie dabei auf den moralischen Eindruck, den eine national uniformirte, streng militärisch ausgerüstete, disciplinirte Cohorte auf das Volk machen musste.

Bei Vardim, eine Stunde von Sistov entfernt, betrat die 150 Mann starke bulgarische Legion den Boden des zu befreienden Vaterlandes. Welch kühne Hoffnungen mochten wohl die Brust der jungen Leute geschwellt haben, als sie nach langer Zeit endlich den Fuss auf die heimathliche Erde setzten. „Freiheit oder Tod" lautete die Parole! — Wie konnte, wie sollte aber ein Unternehmen glücken, welches materiell, strategisch und moralisch so sorglos, ohne alle Berücksichtigung der thatsächlichen Verhältnisse eingeleitet worden war.

Werfe ich einen Blick auf meine en détail gearbeitete ethnographische Karte Bulgariens, so ist es mir unerfindlich, wesshalb nach den traurigen Ergebnissen des Aufstandsversuches 1867, die Landung im Juni 1868 abermals bei Sistov erfolgte. Sicher führt von Sistov der kürzeste Weg in den ausschliesslich von kriegerischen Bulgaren bevölkerten, den Guerillakampf sehr begünstigenden Balkan. Der mindestens dreitägige Fussmarsch bis in seine Vorberge geht aber durch eine dichte moslim'sche, militärisch tüchtige, feindliche Bevölkerung, durch welche man unmöglich unbemerkt durchzuschleichen hoffen konnte. Im Gegentheile musste die Legion, ohne auf eine wesentliche Verstärkung ihrer Reihen durch Zuzüge aus dem nur drei reinbulgarische Dörfer zählenden Sistover Kreise rechnen zu können, schon am ersten Tage den Aufhalt ihres Marsches durch die türkisch-tscherkessisch-tatarischen Milizen mit Sicherheit voraussehen!

Die Legion hatte auch kaum die Höhen des von Bulgaren und Türken bewohnten Ortes Carovec (türk.: Tekir) erstiegen, als letztere die nahen moslim'schen Dörfer alarmirten. Der erste Zusammenstoss erfolgte in den Weingärten des kaum $1\frac{1}{4}$ Meilen vom Landungspunkte Vardim gelegenen bulgarisch-tatarischen Dorfes Sarijar. Die Legion focht hier glücklich und setzte ihren Marsch unter geringer Beunruhigung fort. Mittlerweile hatten jedoch die Behörden zu Sistov und Rusčuk ihre polizeilichen und militairischen Massregeln ergriffen.

Bald zogen türkische Nizam's, vereint mit den hier zahlreich angesiedelten Tscherkessen, heran und lange bevor noch die Legion das ersehnte Balkangebirge zu erreichen vermochte, kam es in dem Walde von Panu voinov zum Gefecht. Trotz tapferster Gegenwehr, erlag die Mehrzahl der Legionäre der allzugrossen Uebermacht. Fechtend zogen sich ihre Reste in die Defiléen von Gabrovo zurück, welche ihre Grabstätte werden sollten. Neben dem Anführer Hadži Dimitri waren die letzten jungen Leben erloschen; nicht ein Legionär war in die Hände der Türken gefallen; auch nicht einer hatte Pardon gegeben oder gesucht.

Das heldenhafte, todverachtende Benehmen der Legionäre wird von Christ und Türk gleich gerühmt. Auf das Tuna-Gouvernement machte es aber, vereint mit den verhältnissmässig riesigen Verlusten der pacificirenden Truppe, einen so tiefen Eindruck, dass die hohe Pforte, auf dessen Rath, sich nun eingehender mit den Wünschen der Bulgaren beschäftigte. Diese blieben, vor wie nach, einzig auf die Begründung einer vom griechischen Patriarchat autonomen Kirche gerichtet und der gesetzliche Weg wurde, trotz ihrer schleppenden Erledigung, welche erst im Jahre 1871 mittelst kaiserlichen Fermans erfolgte, auch nicht einen Augenblick verlassen.

Alles was später über Unruhen im Balkan u. s. w. grösstentheils nach serbischen Ausstreuungen verlautete, beschränkte sich auf ein, durch die schlaffe türkische Administration leider sehr begünstigtes Räuberunwesen, das sich fortwährend nicht nur aus der christlichen, sondern auch moslim'schen Bevölkerung recrutirt, welches aber jedes politischen Charakters entbehrt. Diesen nimmt es nur dann an, wenn Serbien irgend eine Streitfrage, z. B. wegen Mali Zvornik gegen die Türkei aufwirft. In solchen Fällen findet es durch seine Bukarester serbo-bulgarischen Agenten, stets einige Heisssporne, welche ohne Kenntniss der eigentlichen Tragweite ihres Beginnens, als missbrauchte Drücker auf die Pforte verwendet werden und deren strengen Gerichten später zum Opfer fallen. Dahin zählt der letzte Miniaturputsch zu Sofia (1873), in Folge dessen ein junger Pope, Namens Demeter Cincarli gehenkt und 60 Leute aus Sofia, Teteven u. a. Orten in die Verbannung nach Diarbekir in Klein-Asien gesandt wurden.

In diesem Augenblicke herrscht durch ganz Bulgarien äusserlich vollster Friede. So bedeutungslos aber vielen Politikern das Bulgarenvolk noch vor wenigen Jahren erschien, so gewiss wird es, man darf sich davon überzeugt halten, in den nächsten die Türkei bedrohenden Kämpfen, eine wichtige Rolle spielen. Aber auch zugegeben, dass ihm vielleicht in einem russisch-türkischen Kriege und zweiten Frieden von Akjerman die Abwerfung der Fremdherrschaft gelänge, so wäre damit noch lange nicht Alles erreicht. Eine kaum denkbare Nichteinmischung fremder Mächte ganz ausser aller Erwägung gelassen, bliebe dann noch die Auseinandersetzung mit den namentlich in Bulgariens Osten

zahlreich angesiedelten Muhamedanern: Türken, Tataren und Tscherkessen — man erinnere sich der unendlichen Schwierigkeiten, mit welchen dies unter viel günstigeren Verhältnissen in Serbien verbunden war —; ferner die Einrichtung einer geordneten Administration und Justiz bei, — wenn man den occidentalen Massstab anlegt — absolutem Mangel hierzu vorgebildeter nationaler Elemente, und endlich das nach meiner Ansicht Allerbedenklichste, die Feststellung der territorialen Grenzen gegenüber den serbisch-griechisch-albanesischen Ansprüchen, durchzuführen übrig, ehe der Lieblingsgedanke der Jungbulgaren und ihrer Freunde: die Wiederherstellung eines lebensfähigen, unabhängigen Staates „Bulgarien“ sich verwirklichen könnte.

Dem Urtheil des Lesers sei jedoch nicht vorgegriffen. Er wird hoffentlich während der Lectüre dieses Werkes selbst die nothwendigen Einblicke gewinnen ob und in welchem Masse die politisch-ethnographisch-culturellen Bedingungen für ein neues staatliches Gemeinwesen am Balkan vorhanden sind!



Münze von Car Asan.

II.

ZUR ETHNOGRAPHIE

DER

BULGAREN.

Der Kampf ums Dasein bei den Völkern. — Germanisirung der Lausitzer Sorben. — Ueberschichtung der Finno-Bulgaren. — Verschiedene Ansichten über deren Ursprung. — Finno-bulgarisches Idiom und Schriftthum. — Staatliche, sociale und religiöse Verhältnisse der Finno-Bulgaren. — Deren Christianisirung. — Cyrillica. — Sitze der altbulgarisch-slavischen Stämme. — Gegenwärtige Ausdehnung der Bulgaren. — Terrain-Verlust an feindliche Elemente. — Emigrationen. — Ethnographische Karten. — Statistik. — Ethnologisches. — Alt- and neubulgarische Sprache. — Ihre Verwandtschaft mit dem Grossrussischen und Serbischen. — Volkstracht. — Costume und Lebensweise der bulgarischen Städter. — Ländliche Vergnügungen. — Tanz, Lied und Musik. — Die bulgarische Frau. — Haus und Hof. — Gastfreundschaft. — Sinn für Comfort. — Verschiedene Behandlung der Frau bei Bulgaren und Serben. — Urtheile über den Charakter der Bulgaren. — Erwachen des Nationalgefühls. — Standesgleichheit. — Beschäftigung. — Einfluss der türkischen Wirthschaft auf Fleiss und Arbeit. — Klima. — Bodenwirthschaft. — Viehzucht. — Gewerbe. — Kunstindustrielle Talente. — Mangel an Bildungsanstalten. — Russische Unterstützungen und Tendenzen. — Volkserziehung. — Aberglaube. — Feste und Fasten. — Neujahrswünsche. — Die „popovi Koleda". — Gebräuche am Dreikönigstag. — Altmütterchentag. — Käsefasten. — Reiner Montag. — Theodor-Samstag. — Baba Marta. — Schlangenglaube. — Grosse Fasten. — Lazarustag. — Palmsonntag. — Gründonnerstag. — Osterfeier. — Georgstag. — 1. Mai. — Peperudo rudule. — Fest der „samovilen" (Feen). — Sonnenwendfeier. — Die drei heissen Tage. — Mariä-Himmelfahrt. — Dimitrov den. — Wolfsfeiertage. — Andreastag. — Ignatiustag. — Weihnachtszeit. — Sylvesterfeier. — Neujahrstag. — Heiligenfeste. — Unglückstage. — Gebräuche und Sitten bei Geburt, Taufe, Verlobung, Heirath, Wittwenthum und Tod. — Seelenfeier. — Vampyrthum. — Talasamigeister. — Hexenglaube. — Brunnenfeen. — Schutzgeister. — Waldgespenste. — Neigung zum Mysticismus. — Trauriger Einfluss der Klöster. — Jungbulgarische Aufklärungs-Bestrebungen.

Seit Völker existiren, vollzieht sich das auf ethnographischem Gebiete den „Kampf ums Dasein" illustrirende Schauspiel, ihrer Aufsaugung durch Nationen, welche ihnen geistig oder physisch überlegen sind.

In Amerika, Australien und selbst in Europa sind unter unseren Augen zahlreiche schwache Stämme diesem fortdauernden Umwandlungs- oder Vernich-

tungsprozesse verfallen. Wie bei untergegangenen Continenten tauchen sie inselartig aus dem feindlich anstürmenden Elemente empor. Sicher ist jedoch ihr Untergang. Die sie umbrausende fremde Fluth nagt beharrlich an ihren Rändern und bald wird nur die Tradition mehr ihr einstiges Dasein bezeugen. Ein derartiges nahe liegendes Beispiel bieten die der unabänderlichen Germanisirung zueilenden Sorben der Lausitz*); obwohl ihre Lebensfristung durch verschiedene künstliche Mittel von aussen her versucht wird.

Im Gegensatze kennt die Geschichte aber auch Völker, die als Eroberer weite Gebiete unterjochten und trotzdem schon nach wenigen Jahrhunderten so vollkommen von dem besiegten autochthonen Elemente überschichtet worden waren, dass, gedächten nicht ihrer die Annalen, heute kaum irgend etwas an dieselben erinnern würde.

Auch die durch die Völkerstürme aus Asien nach Europa geworfenen finno-ural'schen Bulgaren zählen zu diesen letzteren, vom geschichtlichen Schauplatz verschwundenen Volksindividualitäten, welche den Philologen und Ethnographen viel beschäftigen.

Wie im vorausgegangenen geschichtlichen Abrisse erzählt wurde, fanden die von der Wolga abziehenden Bulgaren, bei ihrer Besitznahme des rechten mösischen Donauufers, dort slavische Stämme vor, welche von der Dobruča aufwärts gegen Westen bis zur Save siedelten. Wir sahen, wie sich die wilden Eroberer mit den Ackerbau und Viehzucht treibenden Slaven vermengten und durch Annahme ihrer Sprache, Religion und Sitte die eigenen nationalen Charaktermerkmale bald so vollständig einbüssten, dass Sieger nnd Besiegte schon gegen Ende des 9. Jahrhunderts nur mehr ein Volk bildeten, — das von den Unterjochten sein individuelles Gepräge, von den Eroberern aber dessen noch heute fortlebenden Namen „Bulgaren" empfing.

Dieser interessante Verschmelznngsprozess zweier in Race und Sitte ganz heterogener Völker vollzog sich in so erstaunlich kurzer Zeit, dass, trotzdem die unanfechtbarsten historischen Zeugnisse ihn bezeugen, doch manche Forscher in den Wolga-Bulgaren keinen finnischen; sondern nur einen slavischen Volksstamm erkennen wollten. Dass dies nicht der Fall, dass die Wolga-Bulgaren unstreitig finnischen Ursprungs, darüber kann nach den lichtvollen Ausführungen Šafarik's nnd Miklosich's, die man gewiss nicht antislavischer Tendenzen zeihen wird, heute wohl kaum der leiseste Zweifel mehr obwalten. In schlagendster Weise widerlegte namentlich Šafarik in dieser Richtung seine Vorgänger und ebenso deren auf Nicephoras Gregoras gestützte Ansicht, der Fluss Wolga hätte

*) Richard Andree, Wendische Wanderstudien. Zur Kunde der Lausitz und der Sorbenwenden Stuttgart, Julius Meyer. 1874.

den Bulgaren ihren Namen gegeben; denn auch andere überlieferte finnisch-ural'sche Völkernamen zeigen die Verbindung mit „gari", „guri" u. s. w., wie z. B. jene der Ungari, Uturguri u. A.

Wir haben es demnach in den heutigen Bulgaren — bulgarisch : B'lgar (sing.), B'lgare (plur.) — mit einem slavischen Volke zu thun, das vor etwa zwölf Jahrhunderten durch seine Vermengung mit dessen asiatischen Unterjochern, einen geringen Zusatz finnischen Blutes erhalten und deren Namen ererbt hat. Dieser Fall bietet nichts Ausserordentliches. Er wiederholte sich oft im Völkerleben. Wir erinnern nur an die ganz analogen Vorgänge in Nord-Italien, Russland, Frankreich u. s. w.

Die finno-ural'schen Bulgaren hinterliessen keine Schriftdenkmale in ihrer heimathlichen Sprache. So lange diese herrschte, scheinen sie die Schreibekunst nicht gekannt zu haben. Auch ihre Gesandten an den byzantinischen Hof überbrachten, wie Procopius berichtet, nur mündlich die Aufträge ihrer Fürsten. Wenige vereinzelte Worte im heutigen Bulgarischen, dann die uns von griechischen Chronisten überlieferten Namen von Fürsten und Bojaren der ersten finno-bulgarischen Epoche (7. — 10. Jahrh.), z. B. die Führernamen: Kotragus, Asparuch, Umarus, Krumus, Boris u. A., ferner einige Ortsnamen wie: Bulgar, Čelmat, Brahim u. s. w., bieten dem Philologen geringe Anhaltspunkte zur Aufhellung der Abkunft jener Finno-Bulgaren, die nach Šafarik's historischen Forschungen im hohen Norden zwischen Slaven und Finnen vor ihrer Wanderung gesessen hatten.

Gestützt auf eine Reihe fremdartiger Worte im heutigen Rumänischen (Wallachischen), hält Prof. R. Rösler*) die finnischen Bulgaren für einen „Samojedenstamm." — Dem gegenüber äussert der Philolog Prof. Friedrich Müller**): „Wir halten bei den mangelhaften Publicationen über den Wortschatz der finnischen Sprachen die Angelegenheit noch nicht für spruchreif."

Sind wir somit über die eigentliche Wiege der zuletzt vom Wolgaflusse herabgezogenen Bulgaren nach wie vor im Unklaren, so scheint es andrerseits ziemlich sicher, dass die heidnischen Bulgaren auf ihrem Wege nach der Donau und theilweise wahrscheinlich erst im 8. Jahrhunderte sich islamitischen Institutionen zugewendet haben. Von den an der Wolga Zurückgebliebenen ist dies durch Frähn***) unzweifelhaft erwiesen worden und zum mindesten war auch das Heidenthum der Donau-Bulgaren stark mit moslim'schen Bräuchen versetzt. Dies bezeugt ein hochwichtiges Denkmal, beinahe das einzige, welches uns über Sitten,

*) Romänische Studien, 1871. S. 259.

**) Allgemeine Ethnographie, 1873 S. 352.

***) Mém. de l'Academie de St. Pétersbourg, Série VI. tom I.

Denk- und Lebensweise und manche staatliche Einrichtung der finno-ural'schen Bulgaren fragmentarisch belebrt. Es sind die von den Bulgaren dem römischen Papste in Sachen des Glaubens im Jahre 866 vorgelegten Fragen, welche in ihrer Originalfassung mit den von Nicolaus I. ertheilten Antworten in den acta conciliorum V. veröffentlicht wurden.

Mit Hinweglassung der rein kirchlichen Fragen, will ich es hier versuchen, das Interessanteste, auf Herrscher, Staat, Krieg, Justiz und Sitte der finnischen Donau-Bulgaren Bezügliche zusammen zu fassen.

Die an den Papst gerichteten Fragen sprechen deutlich dafür, dass die bulgarischen Herrscher sehr absolut regierten. Sie sonderten sich durch ein strenges Ceremoniell von ihrer Umgebung ab, um dadurch den Eindruck ihrer Würde zu erhöhen. „Wenn", lautet eine Frage, „unser Landesherr der Sitte gemäss bei der Mahlzeit auf einem Lehnstuhle zu Tische sitzt, so setzt sich Niemand zu ihm, auch dessen Gemahlin nicht, wir aber sitzen und essen auf dem Fussboden. Was soll man jetzt thun?" Der Papst antwortete: dies bezieht sich nicht auf kirchliche Angelegenheiten, übrigens ist diese Sitte nicht schön. Die Frage: „Wie soll man mit jenen verfahren, welche sich gegen den Herrscher empören?" zeigt andrerseits, dass die Grossen wohl oft das strenge Regiment des „Chagan's" zu brechen suchten.

Vaterlandsverrath wurde als eines der schwersten Verbrechen angesehen. Dies beweisen die Fragen: „Wie soll man einen freien Menschen richten, der bei seiner Flucht aus dem Vaterlande ergriffen wird?" Dann: „Nach unserer Sitte befindet sich bei uns an der Grenze unseres Landes fortwährend eine Wache und wenn ein Sclave oder ein Freier über die Grenze flieht, so überliefert ihn die Wache ohne Weiteres dem Tode. Was haltet ihr davon?" Die Liebe zum heimathlichen Boden leuchtet auch aus der Frage: „Darf man den im Kampfe Gefallenen auf das Verlangen seiner Verwandten und Bekannten nach seinem Geburtsorte zum Begräbniss bringen?" —

Aeusserst streng lauteten die Kriegsgesetze, darauf hin deuten die Fragen: „Es ist bei uns Sitte, dass unser Herrscher durch einen Mann von erprobter Treue und Klugheit die Waffen, Pferde und alles zum Kampfe Nöthige vor der Schlacht besichtigen lässt. Findet sich nun bei Jemandem etwas in schlechtem Zustande, so wird er hingerichtet. Was ist in dieser Beziehung jetzt zu thun?" ferner: „Wie soll man mit jenen verfahren, welche vor der Schlacht die Flucht ergreifen, oder die zur Zeit, wo sie zum Abmarsche Befehl erhalten, sich ungehorsam zeigen?" Die Bulgaren kämpften unter dem Feldzeichen des Rossschweifes — der Papst empfahl das Kreuz. Vor der Schlacht waren Beschwörungen, Gesänge und die Auslegung gewisser Vorzeichen üblich, und nach ihrem Ausfalle wurde die Zeit des Angriffs bestimmt.

Die Bulgaren verlangten vom Papste ausser Regeln über ihr Verhalten zu benachbarten christlichen und heidnischen Völkern, über Krieg und Frieden mit solchen, auch weltliche Anordnungen zu erhalten und die in dieser Richtung gestellten Fragen zeigen, dass ihr Rechtssinn schon zu jener Zeit sehr entwickelt gewesen ist. Sie fragen: „Wie soll man einen Vatermörder richten? wie den unfreiwilligen Mörder? wie den, der im trunkenen Zustande Jemanden verwundet oder tödtet? wie den, der Jemanden verschneidet? der einen Mann oder eine Frau entführt? der mit einem fremden Weibe gefunden wird? der mit einer Anverwandten Blutschande treibt? Wie soll man mit einem Weibe verfahren, welches wider den Mann Böses beabsichtiget, thut oder spricht? Wie mit lügenhaften Anklägern? Wie mit Jemandem, der eine Todsünde begeht? Wie mit einem Verbrecher, der sich in eine Kirche flüchtet? Die Antworten des Papstes suchten überall einer milden Justiz Bahn zu öffnen; denn die bei den Bulgaren übliche war in hohem Grade grausam. „Wenn man einen Dieb oder Räuber gefangen nimmt und dieser leugnet, so wird er nach unserer Sitte von dem Richter mit einem Stecke so lange auf den Kopf geschlagen und mit einem spitzen Eisen in die Seite gestochen, bis er bekennt. Was soll man jetzt thun?" Der Papst antwortete: Solches soll man durchaus unterlassen, das Geständniss muss ein freiwilliges sein!

Wenn nicht schon früher, so hatte doch jedenfalls mit der Neigung zum Islam Vielweiberei bei den Bulgaren Eingang gefunden. Sie fragen den Papst: Ob man zwei Weiber haben dürfe? welche Verwandtschaftgrade bei der Ehe beobachtet werden sollen? ob es wie früher gestattet sei, den Frauen Gold, Silber, Ochsen, Pferde u. s. w. zur Mitgift zu geben?

Dass die Sclaverei bei den finnischen Bulgaren üblich war, beweisen die Fragen: Wie soll man mit einem Sclaven verfahren, welcher seinen Herrn verleumdet? der ihm entflieht, aber freiwillig zu ihm zurückkehrt? u. s. w.

Schwüre wurden auf ein Schwert geleistet, welches man vor dem Eidleistenden in den Boden steckte. „Wobei sollen wir jetzt schwören?" frugen sie den Papst. „Bei Gott und dem Evangelium" antwortete Nicolaus I.

Solche tiefgewurzelte Verquickung von Heidenthum mit Islamismus gestaltete die Bekehrung der Bulgaren für die von Rom und Byzanz abgesandten Apostel zu keiner leichten Aufgabe (Cap. I. und IV.). Erst nach vielfachen Kämpfen fand die Christuslehre Eingang. Mit ihr erhielten die im 9. Jahrh. bereits vollständig mit der slavischen autochthonen Bevölkerung verschmolzenen Bulgaren statt der nothdürftig aus Strichen, Kerben, römischen und griechischen Buchstaben hergestellten Zeichenschrift, das cyrillische Alphabet und das Slavische wurde nun die allgemeine Schriftsprache der Bulgaren.

Šafarik, der verdiente Slavist, dem wir so viele Aufklärungen über die

Wanderungen und Sitze der alten Slaven verdanken, gieht auch in seinen hochwichtigen Studien über die Niederlassungen der altslavischen Stämme Bulgariens manche zerstreute Daten*). Es wäre eine lohnende Anfgahe für slavische Forscher gewesen, dieselben in vermehrtem Masse als bisher zu vervollständigen. Vielleicht geschieht dies bald von Seite der heranreifenden bulgarischen Historiker. Aus den lückenhaft geblichenen spärlichen Materialien fällt es schwer, mehr als ein skizzenhaftes topographisches Bild der Wohnsitze der altslavisch-bulgarischen Stämme zu gruppiren. Versuchen wir es.

Die ganze Osthälfte des heutigen Fürstenthums Serbien scheint im 10. Jahrhundert von drei oft genannten slavischen Stämmen: den Timočiani, Kučani und Braničevci bewohnt gewesen zu sein. Neben diesen gab es zwischen der serbischen und bulgarischen Morava eine Landschaft „Morava" (Nieder-Mähren) genannt. Eine ihrer Städte hiess Moravisdos und wird bei Kinnamos 1018 erwähnt. Besondere Districte bildeten das Gebiet der Nikava (Nišava) mit der Hauptstadt Niš. Mehrere theilweise noch heute an der Donau blühende Städte und Orte waren gleichfalls schon in jenem Zeitraume berühmt, wie z. B. Bjelgrad, Braničevo (gegenwärtig Kostolac), Chram (Rama), B'din (Vidin), Dristra (Silistria); ferner mehrere Städte im Innern wie: Preslav (das heutige Eski Stambul), Kozlidža (Kozludža), Trnov (Tirnovo) u. A.

Im eigentlichen Thracien lagen die Landschaften: Zagorje (an den südöstlichsten Hängen des Hämus) mit ihren aus byzantinischen in bulgarischen Besitz übergegangenen Seestädten Anchioli (Ahiolu) nnd Mesembria (Misivri), dann der Gau Dragovicia am gleichnamigen Flusse, mit dem alten Bischofssitze Philippopolis (Filibe); ferner Morrha und an des Rhodops Hängen Berzicia. Auf der Scheide Thraciens und Macedoniens lag die Landschaft Smolenj am M'staflusse, am oberen Vardar der Gau Polog und am Perim-dagh ein District Zagorje, dieser Landschaftsname kehrt noch öfters und auch in Thessalien wieder. Oft gedenken auch die alten Schriftsteller der slavischen Stämme der Vajuniten und Runchiner. Manche ihrer Städte existiren heute noch, z. B. Priljep (Prilipe), Veles, Bitol (Bitolia-Monastir) u. A.

Auch im östlichen Thessalien und Albanien siedelten schon vor alter Zeit einzelne slavische Tribus, so die Velegeriten, ein durch fleissigen Ackerbau vielgerühmter Stamm. Zu ihren Städten zählten: Ohrid (Ohrida, am gleichnamigen See), Bjelgrad (Arnaut-Berat), Struga u. A. Durch alte Zeugnisse und Fallmerayer's Forschungen ist es übrigens erwiesen, dass auch der Norden des heutigen Griechenlands einst von bulgarischen Slaven bewohnt war. Ihre Hauptstämme bildeten die Milencer und Jezercer. Der ersteren wird noch zu Beginn

*) Slavische Alterthümer (S. 196 — 236).

des 13. Jahrhunderts gedacht, wo sie von Wilhelm, dem Sohne Ville-Hardouin's, unterjocht wurden.

Vergleichen wir mit diesen hier angedeuteten Linien, innerhalb welcher sich die Gaue der altslavischen Stämme im Osten und Süden der illyrischen Halbinsel ausdehnten, mit dem Territorium, welches die heutigen bulgarischen Slaven bewohnen, so sehen wir mit Erstaunen, dass die letzteren, trotz ungünstiger Verhältnisse und ungeachtet die türkische Sturmfluth mit ihrer ungebrochensten Kraft zunächst über sie hinweggerollt, gegen einst, nur verhältnissmässig geringes Terrain verloren haben. Ja, sehen wir von der allerdings durch Serben, Griechen, Albanesen und Türken etwas stark benagten Peripherie ab, so lässt sich behaupten, dass sich das Bulgarenvolk in vollkommener Integrität in seinen, vor der türkischen Eroberung inne gehabten Sitzen bis heute erhielt.

In achtunggebietenden compacten Massen und nur sporadisch mit fremden Nationalitäten gemengt, wohnt das Bulgarenvolk namentlich von der serbischen Grenze bis zur Yantra, der bulgarischen Morava und dem mittleren Laufe der Marica; ferner an den Hängen des West-Balkans. Ausserhalb dieses Gebietes treten die Bulgaren wohl noch westlich von der Marica bis zum Ohridasee in grösserer Zahl als ihre türkisch-albanesisch-griechischen Nachbarn auf, doch erst neuestens, mit der Erstarkung des Nationalgefühls und der Lossagung von allem Griechenthum, erscheint ihr Zurückweichen in diesen Gebieten nunmehr zum sicheren Stillstande gebracht. Der altbyzantinischen Tradition eingedenk, hatte das speculative griechische Handelsvolk die Bulgaren stets nach Möglichkeit von den Küsten zurückgedrängt. Nur bei den heute handelspolitisch hervorragend wichtigen Häfen Varna und Salonik erreichen sie das Meer.

Noch mehr Terrain haben ihnen in diesem Jahrhundert aber die von ihren steilen Bergen herabsteigenden kriegerischen Albanesen im Westen abgenommen. Sie nisteten sich allmälig in den fruchtbaren Thälern der Toplica, am oberen Vardar, bis zur bulgarischen Morava ein. Die meisten Orte tragen dort bulgarische Namen; ihre slavische Bevölkerung ist aber vor dem physisch stärkeren albanesischen Elemente allmälig zurückgewichen. Das alttürkische Regiment fand keine Ursache sie zu schützen, im Gegentheile sah es gerne das Vordringen seiner allezeit kampfbereiten, glaubensverwandten Verbündeten gegen die Emancipationsgelüste der christlichen Rajahvölker.

Seit nahe fünfzehn Jahren, trachtet die Pforte auch durch Colonisirung krimm'scher Tataren und der von den Russen zur Auswanderung gedrängten kriegerischen Tscherkessen, auch von Norden her, weitere mächtige Keile in das Fleisch der grossen Bulgarenmasse planmässig zu treiben. Auch die Einwanderung romanischer, mit der walachischen Bojarenwirthschaft zerfallener Colonisten entlang dem bulgarischen Donauufer wurde von ihr stets begünstigt.

In solcher Weise von allen Seiten durch feindliche Elemente zurückgestaut, suchte das Bulgarenvolk, ähnlich einem angeschwollenen Landsee, nach einem Abflusse. Es sucht und findet ihn nach verschiedener Seite. Zahlreiche römisch-katholische Bulgaren waren schon früher, wegen religiöser Bedrückung durch den griechischen Klerus, nach Ungarn und Romanien, zuletzt zu Beginn unseres Jahrhunderts, ausgewandert. Später, als Serbien seine Unabhängigkeit sich errungen hatte, übten dessen Donaukreise eine zauberhafte Anziehungskraft auf die mit Pascha- und Fanar-Regiment unzufriedene Rajah. Noch in neuester Zeit sind Hunderte Familien dahin gewandert. In Serbien büssten jedoch die stamm- und sprachverwandten Bulgaren bald ihre Nationalität ein. Nur wenige Ansiedlungen, wie Bugar-Korito und Vratarnica im Knjaževacer, Veliki-Izvor im Zaičarer, Šarbanovce und Milušince im Alexinacer Kreise, bewahrten die Sprache der Heimath. Aus diesem Grunde wird auch neuestens die Emigration auf serbisches Gebiet von den Jungbulgaren zu verhindern gesucht. Sie protestirten auch 1874 öffentlich dagegen, dass Serbien in den letzten Jahren mit den verschiedensten Mitteln an dessen Südgrenze eine lebhafte Agitation vom schwarzen Drin bis zum Timok unterhielt, um sich auf Kosten der Bulgaren sprachlich und numerisch auszudehnen!

Auch auf das walachische Ufer hatten zu allen Zeiten zahlreiche Uebertritte stattgefunden. Die arbeitstüchtigen, im Landbau erfahrenen Bulgaren wurden dort stets von Regierung und Bojaren freudig aufgenommen. Aber auch dort ereilt sie das gleiche Schicksal wie in Serbien. Sie verschwinden in der Masse des romanischen Volkes, das von jeher eine grosse Befähigung zur Aufsaugung slavischen Blutes bewiesen hat, wie ich dies schon im Jahre 1863*) erörtert und 1868 in meinem „Serbien“ ausführlicher dargelegt habe.

Eine letzte grosse Exodus von 10,000 Seelen folgte früheren, im Jahre 1861 nach der Krim. Ursachen und Resultate dieses an die Völkerwanderung mahnenden Schauspiels sollen im II. Buche, Capitel IX. erzählt werden.

Alle diese seit Jahrhunderten fortgesetzten Kämpfe und die durch sie nothwendig hervorgerufenen territorialen Aenderungen gelangen auf Consul Lejean's ethnographischer Karte der europäischen Türkei und auch auf Prof. Bradaska's Karte der Südslaven nicht genügend zum Ausdruck. Beiden in Petermann's Geogr. Mitth. erschienenen, sehr verdienstlichen Arbeiten fehlten genauere detaillirte Unterlagen. Wie schwierig aber solche zu erheben, sollte ich auf meinen Reisen zur Genüge erfahren. Meine vollkommen neue ethnographische Karte Donau-Bulgariens und des Balkans wird zum ersten Male für ein grosses Gebiet der Türkei die an Ort und Stelle für jedes einzelne Dorf erhobenen Nationalitäts-

*) Die Zinzaren. Mitth. der Wiener geogr. Gesellsch. 1863.

verhältnisse klar stellen, und hoffentlich gleich sehr für die Wissenschaft als für den praktischen Politiker lehrreich sich erweisen.

Aehnliche Unsicherheit wie über die Ethnographie des türkischen Staates, herrscht auch über dessen wichtigste Verhältnisse, bei welchen genaue statistische Daten in Frage kommen. Vergebens forscht man nach solchen in den zahlreichen Bureaus der hohen Pforte oder der Provinzorgane. Man ist selbst heute noch über die Gesammtzahl der Bevölkerung, und selbstverständlich auch über die Stärke der einzelnen Nationalitäten vollkommen auf Vermuthungen und Schätzungen beschränkt! Bei dem eigenthümlichen türkischen Besteuerungssystem sind Frauen und Kinder für die sultanliche Regierung fiscalisch ganz werthlos — und nur in dieser Richtung bewegt sich die höchst mangelhaft geführte officielle Statistik.

Unter solch ungünstigen Verhältnissen fällt es schwer, selbst nur approximativ die numerischen Verhältnisse der einzelnen Völkertheile der Türkei zu bestimmen. Je nach dem Interesse des Einzelnen wird die Zahl der Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten in übertriebenster Weise erhöht oder vermindert, und auch Beamte und Geistliche, bei welchen man die Wahrheit zunächst gewöhnlich sucht, machen, da sie gleichfalls Partei, in dieser Beziehung keine Ausnahme. Wollte man die von patriotischen Türken, Serben, Bulgaren, Griechen, Zinzaren, Albanesen und Armeniern je einzeln für sich in Anspruch genommenen Zahlen zusammenstellen, so müsste die Türkei das bestbevölkertste aller europäischen Länder sein. Dies ist aber bekanntlich weit entfernt der Fall. Selbst in den halbsouveränen Fürstenthümern, wo genaue Zählungen vorgenommen werden, beträgt die Durchnittszahl heute kaum mehr als etwa 1800, ja für Serbien sogar nur 14—1500 Seelen pro □Meile und wir dürfen für die europäische Türkei im Durchschnitte keine dichtere Bevölkerung annehmen.

Wie in ethnographischer, hoffe ich auch in statistischer Beziehung am Schlusse dieses Werkes mindestens für „Donau-Bulgarien" die hier berührten Verhältnisse auf Grundlage meiner Forschungen klarer stellen zu können. Im Allgemeinen dürfte die Gesammtzahl aller in der Türkei lebenden Bulgaren nahe 5 Millionen erreichen. Die Bulgaren selbst pflegen dieselbe aber gewöhnlich mit 6, ja mit 7 Millionen zu veranschlagen! Eine Ziffer, welche ich, gestützt auf zahlreiche Daten, für viel zu hoch gegriffen erklären muss.

Im westlichen Balkan, dort wo der Bulgare ausschliesslich das Terrain seit jeher behauptete, wo man nur äusserst selten eine nichtslavische Niederlassung findet, wo also die bulgarische Bevölkerung so ziemlich rein im Blute geblieben ist, gelangt auch der ihr eigene Typus am unverfälschtesten zum Ausdruck.

Der Bulgare ist gewöhnlich gedrungener von Gestalt als der Romane und Grieche. Seine Körperformen sind musculös, auch sieht man mehr magere als

fette Leute. Die Schädelform wechselt, doch neigt sie mehr am Hinterhaupt einer spitzen Verjüngung zu. Das Gesicht bildet oft ein schönes Oval, die Stirne hängt etwas vor, die Nase erscheint mehr geradlinig als gebogen, die Augenlider sind enger gespalten als bei den anderen Südslaven, was die Augen des Bulgaren etwas kleiner erscheinen lässt. Uebereinstimmend mit dessen vorherrschend friedlichem Charakter spiegelt sich in ihnen mehr Güte als Muth und Energie. Die Augenbrauen sind kräftig entwickelt, das Haupthaar schlicht und von blonder Farbe, geht nur selten in dunkle Tinten über. Der Gesichtsausdruck im Ganzen verräth manchmal eine nicht gewöhnliche Intelligenz, immer aber Ernst und Beharrlichkeit, Eigenschaften, die der Bulgare in Landbau, Industrie und Gewerbe oft in staunenswerther Weise bethätiget. In den stärker vorspringenden Backenknochen und engegeschlitzten Augen dürfen wir wahrscheinliche Ueberbleibsel aus der Blutmischung mit den finno-ural'schen Eroberern erblicken.

Das weibliche Geschlecht ist von mittlerem Wuchse, in jüngeren Jahren zeigt es hübsche Gesichtszüge, in manchen Gegenden, z. B. in einigen Bezirken zwischen dem Vid und Ogust, ist es sogar schön und von üppigen Formen. Leider thut die orientalische Sitte des Schminkens dem von Natur frischen, etwas tief gefärbten Teint starken Abbruch. Mit der Verheirathung verschwinden aber alle diese ursprünglichen Reize unter dem Drucke harter physischer Arbeit, die auch bei den Bulgaren, wie bei allen Südslaven, auf den Frauen lastet. Die Formen verlieren bald ihre Rundung und nur im raschen elastischen Schritt erinnert die zwanzigjährige Frau an das siebzehnjährige Mädchen.

Noch geringere Niederschläge, als in des Bulgaren Physis, hat die Kreuzung mit dem finnischen Stamme in seiner Sprache zurückgelassen. Das Finnisch-bulgarische und das Slavische gehören gleich heterogenen Sprachstämmen an, wie das Arabische und Spanische. Hier wie dort vermochte sich nach einem allgemein gültigen Naturgesetze aus der Kreuzung dieser Sprachen kein neues Idiom zu entwickeln. Unvermittelt standen und verharrten sie gegenseitig sich abstossend nebeneinander.

Dieser gänzliche Untergang des Idioms der bulgarischen Eroberer aus dem Ural, neben der Sprache der besiegten Slaven, bildet ein höchst merkwürdiges Phänomen, welches dafür spricht, wie wenig die Etymologie für sich allein berufen ist, in der Völker-Physiologie das Wort zu nehmen. Es rechtfertigt die Bedenken gegen manche, von einzelnen Sprachforschern in den letzten Jahren mit allzugrosser Zuversicht aufgestellte Folgerung und bekräftigt die von einsichtigen Philologen gewürdigte Thatsache, dass ethnographische Probleme sich nur mit Unterstützung der Geschichte und Ethnologie lösen lassen.

Das von den Slavenaposteln geschaffene slavisch-bulgarische Schriftthum nahm unter einigen culturfreundlichen Fürsten, namentlich unter Simeon, dem

Sohne des ersten christlichen Fürsten Boris, einen vielverheissenden Aufschwung und trug sicher wesentlich dazu bei, den Gebrauch des finno-bulgarischen Idioms gänzlich zu verdrängen. Nach den Urtheilen der bewährtesten slavischen Linguisten steht der grammatische Bau dieser altbulgarisch-slavischen Schriftsprache unter allen slavischen Idiomen der grossrussischen Mundart am nächsten. Mit dem Falle des bulgarischen Reiches verlor sie aber ihre ursprüngliche Reinheit. Gleich dem Lande wurde sie durch serbische, griechische, romanische, albanesische und türkische Elemente überfluthet und selbst dem Etymologen wird es gegenwärtig schwer, in ihr die Sprache der Slavenapostel zu erkennen.

Trotz alledem und obwohl das Bulgarische in Manchem, z. B. durch den mangelnden Infinitiv, durch den Gebrauch des Artikels u. s. w., von anderen slavischen Sprachen abweicht, zählt es zu diesen, und eine früher oft beliebte Annahme, es gehöre zu den finnisch-tatarischen Idiomen, beruht auf vollster Unkenntniss desselben. So vielfach verändert also auch dies Neubulgarische — auf dessen Literatur ich an anderer Stelle zurückkommen werde — blieb es doch dem Russischen nahe verwandt und auch Serben und Bulgaren wird es leicht, sich nach einiger Uebung mit einander zu verständigen. Neuestens entstanden verschiedene Lehrbücher der bulgarischen Sprache; doch leiden sie meistens an dem Fehler, dass sie die Volkssprache zu wenig berücksichtigen und dieselbe an russische oder serbische Sprachgesetze binden wollen. Man nimmt übrigens an, dass in der Gegend von Kalofer am Balkan das Bulgarische am reinsten gesprochen wird.

Wie in Sprache, Gesichtsbildung, Berufs- und Sinnesweise, sondert sich der Bulgare auch in der Tracht von seinem serbischen Nachbar. An die Stelle des in Serbien noch allgemein auf dem Lande üblichen Fes tritt bei ihm die Ćubara, eine kalpakähnliche Mütze aus dunklem oder lichtem Schaffell, unter welcher das Kopfhaar lang oder als Zopf nach rückwärts geflochten herabhängt. Gleich den Alttürken scheeren auch die älteren Bulgaren ihr Kopfhaar bis auf einen langen Haarbüschel am Scheitel. Es ist dies eine Sitte, die auch bei den finnischen Bulgaren, Ungarn u. A. üblich war und noch heute bei den Morlaken, Albanesern, Montenegrinern und älteren serbischen Bauern gebräuchlich ist.

Der Bulgare trägt ein weitärmeliges Hemd, am Brustschlitz und an den Schultertheilen mit äusserst zierlichen, bunten Stickereien ausgenäht; lichte, weitgeschnittene Beinkleider, im Sommer aus Leinen, im Winter aus weissem Abbatuch, welche unter dem Knie mittelst rother Wollbänder oder Lederriemen festgemacht werden, und einen rothen Leibgürtel, von dem an der linken Seite gewöhnlich ein zu allen Diensten verwendbares, in einer Scheide verwahrtes Messer herabhängt. Vor Kälte schützt eine, bei den Wohlhabenden mit schwarzem Schnürwerk verzierte Jacke oder ein langer Rock, beide gleichfalls von

Abbatuch, und im strengen Winter ein Schafpelz, Kapuzenmantel oder eine dicke Kotze. Als Fussbekleidung werden grösstentheils selbstfabricirte Bundschuhe oder auch Babuschen (türkische Schuhe) getragen. Uebrigens besitzt jeder District im bäuerlichen Anzuge eine oder die andere abweichende Eigenthümlichkeit. Das Costum des städtischen Bulgaren der niederen Classe unterscheidet sich nur von dem hier geschilderten durch die dunkleren Tuchfarben und den Fes. Kaufleute, Aerzte, Lehrer, sowie Alles, was zur Intelligenz zählt, haben jedoch in letzter Zeit das europäische Kleid adoptirt.

Besonders auffallend ist die grosse Mannigfaltigkeit in der äusseren Erscheinung der bulgarischen weiblichen Landbevölkerung. Beinahe jeder Kreis hat, wie wir weiter sehen werden, seine besondere Tracht. Im Allgemeinen flechten die bulgarischen Frauen das sie auszeichnende, oft künstlich dunkel gefärbte, üppige Haar in grosse Zöpfe, welche sie mit reichem Zierrath an Blumen, Münzen und Bändern geschickt anzuordnen wissen. Schon dieser Kopfputz ist je nach der Landschaft bei Mädchen und Frauen verschieden. Besondere Sorgfalt verwenden beide auf die mit bunter Wolle oder Seide von ihnen selbst ausgeführten Stickereien an Brust, Achseln und Aermelenden des oben weit geschlitzten, stets reinen weissen Hemdes, welche in ihrer mannigfaltigen Abwechselung und Schönheit eine reiche Fundgrube von Ornamenten selbst dem erfindungsreichsten europäischen Musterzeichner bieten könnten. Der Rock aus selbst gewebtem, dickem, farbig gestreiftem Wollenstoff wird in enge Falten gelegt, darüber wird eine ebenso gearbeitete, in Fransen auslaufende Schürze vorne und oft rückwärts getragen. Manchmal auch solche ohne Rock allein über dem lang herabfallenden Hemde, was bei den hübsch gebauten Mädchen die Körperformen deutlich hervortreten lässt. Rock und Schürzen werden um den Leib durch einen Gürtel (pojas) zusammengehalten, welcher gewöhnlich mit grossen, kreisrunden oder palmenförmigen Spangen aus Metall- oder Perlmutterarbeit geziert ist. Oft sind es Erbstücke aus massivem Silber gegossen oder in Filigran emaillirt und mit Steinen ausgelegt, ganz bewunderungswürdig gearbeitet. Noch manch anderen, echten und unedlen Schmuck, Armringe, Ohrgehänge, Ringe liebt die bulgarische Frau. Sie behängt sich mit jedem möglichen Zierrath, namentlich mit Blumen-, Münzen- und Perlenschmuck, doch beinahe immer instinctiv in malerischer geschmackvoller Weise, welche auf einen angebornen Farben- und Formensinn schliessen lässt. Anders verhält es sich mit der Frauentracht in den Städten; durchschnittlich zeigt sie ein unerquickliches Gemenge von nationaler, türkischer und europäischer Mode. Der Kopfputz mag immerhin passiren, er hat mit dem serbischen grosse Aehnlichkeit, ebenso die Umhüllung des Oberleibes mit dem kurzen goldgestickten, oft pelzverbrämten seidenen Jäckchen. Ungraziös im höchsten Grade *sind* aber die weiten, sackartigen Pluderhosen, in welchen die Beine stecken.

Dieses echt moslim'sche Kleidungsstück reicht bis zu den Knöcheln und verhindert jede freiere Bewegung. Die jüngere, in Pest, Wien, Paris erzogene Generation hat jedoch mit der alten Tradition gebrochen. Sie erobert der europäischen Mode täglich ein immer mehr wachsendes Gebiet und die Wiener Confectionsgeschäfte werden bald die bulgarischen Schönen zu ihren besten Kunden zählen. In den reicheren Familien huldigen die Eltern wohl noch nationalem, oder richtiger orientalischem Brauche, die Jugend beiderlei Geschlechts, von deutschen und französischen Erziehern geleitet, emancipirt sich aber in Allem und Jeglichem und oft nur allzu sehr von altpatriarchalischer Tradition und Sitte.

In vielen Häusern hat der französische Roman Eingang gefunden. Neben classischer Musik ertönen weit mehr Strauss' und Offenbach'sche Weisen. Die jungen Leute spielen französische und auch in's Bulgarische übersetzte fremde Stückchen. Billard- und Kartenspiel wird in den Cafés cultivirt und in den Donaustädten verfehlen böhmische Liedersängerinnen und Musikanten selten ein dankbares Publikum anzuziehen. Im Ganzen herrscht jedoch in den städtischen bulgarischen Kreisen ein wohlthuender, durch die immer grösseren Anklang findende deutsche Literatur geförderter, ernster Ton, welcher mit dem, am jenseitigen walachischen Ufer im gesellschaftlichen Leben zu Tage tretenden grell contrastirt und die tiefgehenden Unterschiede des slavischen und romanischen Volkscharakters auch den weniger mit beiden Vertrauten leicht erkennen lässt.

Ganz besondere Empfänglichkeit zeigt der bulgarische Städter für die Reize des ländlichen Lebens. Erübrigt er eine Mussestunde, so pilgert er gerne, am liebsten mit seiner Familie und guten Freunden, hinaus in die das Stadtweichbild umsäumenden Gärten. Dort zwischen Reben und Obstbäumen, im kühlen Schatten eines Kiosk oder im Walde auf grünem Hange am rauschenden Bache gelagert, unterhält er sich gerne in ungebundener Fröhlichkeit mit heiterem Spiel, Gesang und Tanz. Ein Dudelsack, eine Violine oder Flöte (svirka) findet sich immer und überall und ein oder das andere Mitglied der Familie ist stets musikalisch.

Am beliebtesten in Stadt und Dorf ist der alte Nationalreigen „Horo". Er hat mit dem griechischen Labyrinthtanz und mit dem serbischen „Kolo" grosse Aehnlichkeit und wird gewöhnlich nur im Freien getanzt. Mädchen und Bursche schliessen zuerst eine Kette. Sie gleicht einem bunten Bande, das sich stets zwei Schritte vor und einen nach rückwärts bewegt. Das Tempo wird allmälig rascher und die beiden Flügel suchen sich mit energischeren Schritten einander zu nähern. Der Ring schliesst sich endlich, um bald sich wieder zu lösen und aufs Neue suchen die Flügel die Vereinigung wieder zu erstreben. Im hübschen Wechsel der Figuren, welche das Band beschreibt, in der Elasticität, mit welcher man dem Rhythmus der Musik folgt, äussert sich der Hauptreiz des Tanzes. Es

giebt auch einen Solotanz, eine Art Polonaise, der immer nur von einer Tänzerin, dann auch einen Tanz zu zweien, welche im raschen Tempo ausgeführt werden; ferner der etwas groteske Bärentanz (račinica), bei dem ein in Bärenfell gesteckter, den Bär in Stimme und Bewegung imitirender munterer Bursche von den Tänzern unter Schreien und Scherzen umsprungen und geneckt wird.

Noch heute ist der Bär ein stabiler Bewohner des bulgarischen Hochgebirges. Sein Fell wird als Trophäe betrachtet und auch im altbulgarischen Volksliede spielt er eine grosse Rolle, z. B. in dem Heroengesange von „Jovanco Krim Pelivanco." In dieser, wie in anderen Verherrlichungen der nationalen Helden, z. B. des berühmtesten „Deli Marko", wird beinahe ausschliesslich der Sieg roher Kraft gefeiert. So zeigt man bei der „careva niva" Sistov's einen Stein, welchen Deli Marko von Nikopoli dahin geschleudert haben soll. Alle diese Heldenfabeln ergehen sich im breitesten Materialismus, es fehlt ihnen, wie der Leser aus einigen, später mitgetheilten Uebertragungen sehen wird, jeder ideale Schwung und vom Cultus holder Frauen, welcher unsere mittelalterlichen und selbst die serbischen Heroensagen erfüllt, ist in den bulgarischen kaum eine Spur zu finden.

In den Thälern des thracischen Despoto-Dagh wurde in neuerer Zeit bei den dortigen „pomaci" (moslimsche Bulgaren, welche ihre slavische Muttersprache bewahrt haben) eine Reihe alter traditioneller Lieder aufgefunden, welche, wie z. B. „Die Hochzeit der schönen Vulkana mit der Sonne", durch ihren hochpoetischen, in einer weit zurückliegenden heidnischen Epoche wurzelnden Inhalt einzig in ihrer Art unter allen südslavischen Volkspoesien dastehen. Die altslavische Mythologie findet sich hier vermengt mit Legenden der classischen Völker. Neben der slavischen „Vila" (Wald- und Quellenfee) tritt der musicirende Orpheus auf u. s. w. Die Funde sind noch zu neu und das letzte Urtheil über dieselben ist noch nicht gesprochen!

Der jüngere bulgarische Volksgesang behandelt im Allgemeinen lyrische und heitere Stoffe. Es sind Hirten- und Liebeslieder, welche das Leben in Wald und Feld, Leid' und Freud' der Minne besingen. In neuester Zeit macht sich eine höchst charakteristische Erscheinung bemerkbar. Ganz so wie unmittelbar vor dem serbischen Befreiungskampfe, gelangen auch in Bulgarien die sogenannten „Haiduckenlieder" in Aufschwung. Man besingt und feiert die jüngsten verunglückten Thaten Hadži Dimitri's, Karadža's, Filip Toto's und anderer Bandenführer. Indem man ihr Andenken wach zu halten sucht, hofft man den kriegerischen Geist der jüngeren Generation zu beleben. Der epische Gesang jedoch, der bei den Serben eine so hohe Ausbildung erreichte, in dem sich ihr Freiheits- und Vaterlandsgefühl so mächtig und unverfälscht äussert, — jene herrlichen Dichtungen, welche den Ruhm und die Thaten, das Leben, Lieben und Sterben der grossen

Krale, Care und Nationalhelden besangen, die dem dauernden Gedächtniss durch Tradition von Geschlecht zu Geschlecht erhalten blieben und den Geist des Serben während der schlimmsten Epoche der Erniedrigung stählten, fehlen dem Bulgarenvolke beinahe gänzlich. Ebenso auch die einsaitige Gusle, mit welcher in Serbien diese bilderreichen, vielstrophigen Heldengesänge begleitet werden. Mehrsaitige, den Türken entlehnte Instrumente, insbesondere die gaida, treten an ihre Stelle.

So sehr der Bulgare das Mädchen seiner Wahl im Liede feiert, als verheirathete Frau in seinem Hause spielt es eine wenig beneidenswerthe Rolle. Mit Arbeit überbürdet, darf sie keine Minute ungenützt vorübergehen lassen. Wenn nicht auf dem Felde, trifft man sie im Hause stets umgeben von ihren Kindern, die jüngeren in kurzen Momenten der Musse säugend, die älteren regierend, am Brunnen scheuernd, färbend und bleichend, oder in der Küche das Mahl für die in Feld und Wald abwesenden Familienglieder bereitend, bald den Spinnrocken unter dem Arme oder an Kleidungsstücken nähend und bessernd, bald nach der Hürde sehend, das Gross- und Kleinvieh versorgend und melkend. Auch beim Baue des Hauses ist die Frau den Männern behülflich; besonders bei der Aufrichtung der auf Pfählen ruhenden, aus Flechtwerk hergestellten Koliba's. Das Verschmieren der Ritzen mit Lehm, das Weissen der Wohnhäuser, wobei Schaffellstücke unsere Pinsel ersetzen, ist beinahe ausschliesslich ihre Arbeit. Auch für die Pflege des Hausgärtchens trägt sie Sorge. Selten fehlt es ganz, denn Blumen bilden einen allzu wesentlichen Bestandtheil des weiblichen Putzes und auch der junge Mann steckt sie gerne irgend wo auf, wenn er ins Feld oder gar zur Kirche, zum Feste und Tanze zieht. Rosen, Nelken, Rittersporn und Mohnblumen werden gerne gezogen, Thymian und Frauenblatt fehlen aber niemals.

Die moslim'schen Dörfer mögen die christlichen an äusserer Nettigkeit übertreffen. Im Inneren der Gehöfte macht sich aber auch bei den bulgarischen Bauern der Einfluss der altslavischen Familienverfassung geltend. Sie prägt dem Ganzen den Charakter grösserer Arbeitsamkeit, Wohlhabenheit und Prosperität auf. Im Gegensatz zur todten Stille in moslim'schen Höfen herrscht da überall Leben, ein reicher Kindersegen tummelt sich spielend und geschäftig auf dem Flur und Eltern-, Kindes- und Geschwisterliebe sind allenthalben herrschend. Wie in Serbien gruppiren sich um das stets aus besserem Materiale erbaute und meistens mit Ziegeln oder Steinplatten gedeckte Haus des Starešchina (Familienoberhaupt) die kleineren Häuschen der verheiratheten Söhne und die Pfahlbauten ähnlichen runden oder langgestreckten Koliba's, welche zur Aufbewahrung von Frucht und Futtervorräthen oder als Hürden für das Vieh dienen. Ein hoher, aus jungen Zweigen geflochtener Zaun umschliesst die Familienburg. Riesige, wilde Hunde

bewachen dieselbe und es wäre für den Fremden gewagt, ohne Geleite eines schützenden Hausinsassen sie zu betreten.

Im Allgemeinen ist der Bulgare gastfreundlich. Er fühlt sein Haus durch die Beherbergung eines Fremden geehrt und wird Alles aufbieten, um diesen auf's Beste zu bewirthen. Dabei ist er aber von einem gewissen speculativen Momente nicht immer frei. Selten wird er, ungleich seinem moslim'schen Nachbar, ein Gastgeschenk zurückweisen. Ja oft geht er noch weiter und überrascht seinen Gast beim Abzuge mit einer förmlichen Rechnung; falls dieser naiv genug wäre, im Vertrauen auf die vielgerühmte orientalische Gastfreundschaft, diese nicht aus eigenem Antriebe angemessen zu vergelten.

Der Bau und die innere Ausstattung des bulgarischen Wohnhauses unterscheidet sich in Berg und Ebene oft sehr charakteristisch. Ich werde auf diese Abweichungen, wie auf so manch anderes Detail bei Erzählung meiner Wanderungen zurückkommen. Wo immer ich aber ein bulgarisches Haus betrat, bethätigte sich, wenn auch nicht gerade Sinn für Comfort oder übergrosse Ordnungsliebe, doch gewöhnlich das Streben ein möglichst reiches Geräthinventar und namentlich an Teppichen aufzuhäufen. In einer Ecke der mit zahlreichen Heiligenbildern, Oellampen, Krügen und Tellern gezierten Prachtstube aufgeschichtet, sprechen sie für den bewunderungswerthen Industriebetrieb und Fleiss der bulgarischen Frauen und mit gerechtfertigtem Stolze breiten sie die buntornamentirten Decken und Kissen zum Lager für den staunenden Fremden aus. Es ist wirklich schwer zu sagen, ob der weibliche oder männliche Theil der bulgarischen Landbevölkerung sich in Fleiss, Geschicklichkeit und Arbeitseifer übertreffe. Gewöhnlich theilen sich beide Geschlechter in die häuslichen Geschäfte.

Wie in so vielen anderen Beziehungen, zeigt sich auch in der Stellung der bulgarischen Frau zum Manne, vergleicht man sie mit jener in Serbien und Montenegro, ein greller Gegensatz. In den schwarzen Bergen ist die Frau das Arbeitsthier des Hauses. Auf ihr ruht alle Plage, während der Mann als geborner Krieger sich von jeder Arbeit ferne hält. In Serbien ist wohl das Verhältniss zwischen beiden Geschlechtern in Bezug auf Arbeitstheilung in Haus und Feld ein besseres. Doch gewisse Sitten, wie der den Frauen auferlegte Handkuss, das übliche Aufstehen derselben beim Eintritt eines Mannes u. s. w., gestalten noch in vielen Gegenden Serbiens die Stellung der Frau — wenn man das schöne Band zwischen Schwester und Bruder nicht in Betracht zieht — zu einer dem Manne im Ganzen sehr untergeordneten. Ganz anders herrscht aber bei den Bulgaren zwischen Frau und Mann, zwischen Mutter und Sohn eine bei den Südslaven seltene Gleichstellung. Ja bei dem weichen Charakter des Bulgaren fand ich oft die grössere Energie, den Anstoss zum Entschlusse auf Seite der Frau. Hier liegt also ein ethnographisch höchst interessantes Unterschei-

dungsmoment zwischen den zwei südslavischen Hauptvölkern, den Serben und Bulgaren.

Obwohl Serben, Türken und Romanen dem Bulgaren bezüglich der nothwendigen Eigenschaften zur Begründung eines Gewerbe und Industrie treibenden Städtethums weit nachstehen, ist derselbe merkwürdigerweise bei ihnen als dumm verschrieen, eine Meinung, die sich wahrscheinlich einzig durch seine frühere übergrosse Duldsamkeit jedes Unrechts traditionell verbreitet und auch das Urtheil vieler oberflächlicher Reisenden beeinflusst haben dürfte.

Das „Ausland“, eine Zeitschrift, die mehr als andere Journale berufen erscheint, gediegene ethnographische Kenntnisse zu verbreiten, enthielt im Jahrgange 1860, S. 257, eine Charakterschilderung, welche in letzter Richtung das Unglaublichste leistete. Dort heisst es unter anderem: „Moralisch steht der Bulgare tief, sehr tief, tiefer als eine andere Nation der Türkei.“ Es wird ihm für Ackerbau und bürgerliche Beschäftigung jede Neigung abgesprochen. Er ist arbeitsscheu, „kann er seinen Hunger ohne Anstrengung seiner colossalen Muskeln stillen, so thut er es gewiss, und man sieht oft kerngesunde Kerle ohne alles Fehl, welche sich auf den Bettel verlegen.“ Der Bulgare besitzt keine Kindesliebe; nirgend würden so viele Kinder ausgesetzt, — diese würden von gutherzigen Türkenfamilien aufgenommen, die sie erziehen und als Hausgenossen behandeln (!). In keinem Lande erfolgten so viele Uebertritte zum Islam. Alle Bedrängnisse der Bulgaren durch die herrschende Rasse werden abgeleugnet. Der Bulgare kennt nur eine Leidenschaft, den Gelddurst, der Zerlumpteste trägt Geld auf dem blossen Leib. Und „das ist die Nation, welcher zuletzt von den Panslavisten die Zukunft des Orients verheissen wird! Macte animo! —“

Türkische Völkerzustände waren vor einem Decennium noch weit weniger als heute gekannt. Im Jahre 1862, als ich bereits meine ersten Artikel über den damals in Europa wenig beachteten bulgarisch-griechischen Kirchenstreit in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht hatte, frug mich ein Wiener Professor der Geschichte allen Ernstes: ob die Bulgaren zu den slavischen oder romanischen Völkern zählten! und noch im Jahre 1870 äusserte Professor Hyrtl in einem Briefe: Wir wissen mehr von den Südseeinseln als von den Völkern der europäischen Türkei.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, dass die Redaction des „Ausland“ das wahrscheinlich aus griechischer Quelle mitgetheilte Urtheil ohne jede Bemerkung abdruckte. Glücklicherweise findet sich im selben Jahrgange dieser geachteten Zeitschrift (S. 877) eine zweite, für die Objectivität derselben sprechende günstigere Beurtheilung der Bulgaren, welche die groben byzantinischen Lügen vollkommen niederschlägt. Wir lesen dort:

„Besser als die Rumänen gefielen Dr. Wutzer die Bulgaren, deren Land er

quer durchzog bis nach Varna. Bei den Rumänen kann man noch zweifeln, ob sie sich die Befreiung von ungerechtem Druck wirklich zu Nutze machen werden, oder ob ihre Trägheit das wahre Hinderniss ihrer Entwicklung ist. Bei den Bulgaren dagegen ist offenbar die Misshandlung durch die Osmanen und die langjährige Knechtschaft, sowie die schmähliche Aussaugung durch den griechischen Klerus an der Verkümmerung ihres materiellen Wohles schuld; denn der Bulgare ist nach dem einmüthigen Zeugniss der Nachbarstämme ein ausgezeichneter Landwirth und vorzüglicher Gärtner, auch erregt bei seiner Ackerbestellung ein vortreffliches Bewässerungssystem hohe Bewunderung. Von allen Völkern der europäischen Türkei besitzen die Bulgaren die meiste Arbeitsamkeit und Geduld. Leider gereicht ihnen die letztere Eigenschaft mehr zum Vorwurf als zum Verdienste. Jeder einzelne von ihnen ist physisch dem einzelnen Osmanen überlegen. Es sind ihrer fünf Millionen oder mehr, also sind sie auch an Kopfzahl den europäischen Osmanen weit überlegen. Hätten sie weniger Phlegma und dafür ein Fünkchen von dem Muthe ihrer serbischen Brüder, sie selbst hätten die sogenannte orientalische Frage längst gelöst. Auch würden sie längst schon den griechischen Klerus aus dem Lande gejagt und wie die Serben eine eigene Nationalkirche sich gestiftet haben."

Eine wohlthuende Objectivität herrscht in dem Urtheile des Bonner Professors, der zur Untersuchung der Salubritätsverhältnisse und vorherrschenden Krankheiten im Jahre 1856 eine Reise durch den europäischen Orient und einen Theil Westasiens unternahm. Die Cardinal-Schattenseite des bulgarischen Charakters, die von Dr. Wutzer hervorgehobene allzu grosse Unterwerfung gegen das Türken- und Griechenthum, glaube ich aber (S. 24) genügend motivirt und entschuldigt zu haben. Uebrigens wird Niemand, der die politischen Vorgänge in der Türkei verfolgt, leugnen wollen, dass bei den Bulgaren in den letzten fünfzehn Jahren endlich das lange bei ihnen vermisste nationale Bewusstsein, mehr als es Türken und Griechen lieb, erwacht sei. Bereits ist die bulgarische Nationalkirche zur Wahrheit geworden. Geräuschlos vollzieht sich weiter die Revolution der Geister. Das Streben, das in der Volksbildung durch den Druck des Tanariotenthums Versäumte rasch nachzuholen, wird täglich ein allgemeineres und seine tiefgehenden Folgen werden hoffentlich in nicht zu langer Zeit zu Tage treten und gewiss dem strebsamen Bulgarenvolke die Sympathien aller Gebildeten erobern.

Wie bei den Serben, herrscht auch bei den Bulgaren allgemeinste Standesgleichheit. Die Türken haben mit Ausnahme des Klerus die Vorrechte einzelner Classen vollkommen rasirt. Alle wurden in die grosse einzige „Rajah" (waffenlose Heerde) eingeschlossen. Allmälig lernten sie unterschiedslos die Hand küssen, die sie züchtigte. Einst mochte dies anders gewesen sein. Der unverkennbar angeborene, allen Slaven mehr oder minder eigene, erst durch vielfache Wand-

lungen verloren gegangene demokratische Sinn äussert sich wohl noch in dem Sprichworte: Car-et i ofčer-et su ravni podir smr-tu! (Kaiser und Schäfer sind nach dem Tode gleich).

Der Bulgare ist in den Donaustädten grösstentheils Kaufmann, Krämer und Handwerker. Lehrer, Doctoren, Advocaten giebt es wenige, Beamte noch seltener, Priester und Mönche um so mehr. Auf den Hochebenen und in den Städten des Balkans treibt der Bulgare Viehzucht und Industrie, auf der Ebene ist er aber beinahe ausschliessend Ackerbauer. Die Bodenwirthschaft leidet jedoch unter den heillos verwickelten Rechtsverhältnissen, welche auf den Grundbesitzern lasten. Ich gedenke dieselben in einem besonderen, der Volkswirthschaft gewidmeten Capitel ausführlicher zu erörtern. Das Fehlen jeglichen Katasters — Grund und Boden sind noch immer nicht vermessen —, die Einhebung der Steuern in natura, der schlechte Zustand der Communicationen beeinträchtigen den Landbau.

Für die Schiffbarmachung der Flüsse und Häfen thut die türkische Regierung beinahe nichts. Der durch die reiche Ebene von Adrianopel und Filipopel fliessende classische Hebros (Marica) kann nur mit Flössen befahren werden. Sein Strombett ist ebenso vernachlässigt, wie sein Hafen Enos, der gänzlicher Versandung entgegen geht. Das Hinabflössen des Getreides kostet von Philippopel nach Enos 35 Piaster ($3^1/_2$ Guld. Ö. W.) pro Kilo = $1^1/_3$ Centner und dauert wochenlang. Dem wäre nun durch die Bahnlinie Adrianopel-Enos abgeholfen. Aber abgesehen davon, dass der Adrianopler Statthalter gesonnen ist, einen Binnenzoll von dem über Enos auszuführenden Getreide zu erheben, wird der neueröffnete Schienenstrang erst dann seine wohlthätige Wirkung für die grosse thracische Fruchtebene äussern, wenn sie ihm ihre Producte durch ein Netz guter Strassen zuführen kann. Leider sind die Producenten Bulgaren, an deren Wohlstand den türkischen Beamten wenig liegt! —

Der Bulgare baut desshalb wenig mehr, als sein eigener Bedarf erfordert. Der grösste Theil des schwarzen, ungemein ergiebigen Bodens ist leider unbearbeitet und wartet der fleissigen Arme, welche ihn aus nutzloser Brache befreien werden. Das fruchtbarste Erdreich bedeckt oft gegenwärtig, so weit das Auge reicht, dichtes Gebüsch. Es könnte die dreifache Bewohnerzahl leicht ernähren.

Wohl zwei Dritttheile des bebauten Bodens sind der Maispflanze, dem Hauptnahrungsmittel des Bulgaren gewidmet. Sonst baut er Weizen, Korn, Reis, Tabak, Baumwolle und Wein. Von Gemüsen zieht er am häufigsten Bohnen, Zwiebeln und Knoblauch. Der letztere mit seinen langen grünen Blättern ist eine besondere Lieblingsspeise. Die Zwiebel spielt aber die Rolle unserer Kartoffel, die in Bulgarien kaum gekannt ist.

Von Getreide ist namentlich der Weizen von Eski Sagra berühmt. Er wird beinahe gänzlich ausgeführt. Das Dreschen geschieht mittelst Ochsen oder Pfer-

den, die man im Kreise über das Getreide hintreibt. Sie schleppen einen breiten Pfahl hinter sich, an dessen unterer Seite scharf zugehauene Feuersteine eingetrieben sind, um das Stroh gleichzeitig zu Gehäcksel zu zerschneiden. Auch das Mahlen des Getreides geschieht in nicht weniger primitiver Weise. In neuerer Zeit entstanden jedoch in mehreren Orten, in Bela, Tirnovo u. s. w., Kunstmühlen, welche ein schönes Mehl liefern. Das beim Dreschen gewonnene Gehäcksel wird zur Ziegelfabrikation verwendet. Es giebt sehr grosse Ziegeleien im Lande, z. B. in Kučina bei Rasgrad. Ohne Maschinen verfertigt der Bulgare Drainröhren zu seinen Wasserleitungen, welche durch ihre geschickte Anlage selbst dem Westeuropäer ein Staunen abnöthigen, wie er denn überhaupt in der verständigen Benutzung auch des unansehnlichsten Wasserlaufes sehr geschickt ist.

Das Klima Bulgariens ist sehr mild. Selbst im August übersteigt das Thermometer selten 30° R. und im Winter erreicht die Kälte noch seltener 18° R. Die höchsten Balkanspitzen sind wohl schon im October mit Schnee bedeckt. Sie bilden dann einen köstlichen Contrast zu der in voller Frische noch prangenden Vegetation der Thäler und Hochebenen. Das Klima ist im Allgemeinen gesund und der Fremde acclimatisirt sich leicht. Nur die Donauniederungen bei Vidin und Silistria und jene der Marica sind berüchtigt und in der heissen Jahreszeit gefährliche Fieberherde. Nicht so sehr der oft rasch eintretende Wechsel der Witterung, als die Gewohnheit auf dem gestampften Lehmboden zu schlafen, dürfte die vielen Fälle von Gicht und Rheumatismus verursachen, über welche allenthalben geklagt wird.

Das milde Klima begünstigt die Seidenzucht. Sie ist beinahe durch ganz Bulgarien verbreitet; ihre Centralpuncte sind Tirnovo und Adrianopel. Die bulgarischen, durch kleinasiatische und persische verbesserten Grains werden von italienischen Händlern mit hohen Preisen bezahlt. Die Regierung könnte jedoch so Manches zur Hebung des schon unter Byzanz in diesen Ländern stark betriebenen, von Kaiser Justinus zum Monopol erhobenen Seidenbaues thun.

Aus Egypten wurde der Reisbau zuerst nach Stanimach (eine griechische Oase bei Philippopel) in Bulgarien eingeführt. Heute bildet er den bedeutendsten Erwerb des Kaza Pazardžik. Die Pflanzung beginnt im September und reift in $2^1/_2$ Monaten. Der jährliche Ertrag beträgt hier allein $1^1/_2$ Millionen Oka (1 Oka = $2^1/_4$ Pfund).

Am Vardar und in anderen geeigneten Gegenden Bulgariens wird sehr viel Tabak gebaut. Die Ernte erfolgt gewöhnlich im September. Die Cultur des Rapssamens ist in steter Aufnahme. Die Krapprothpflanze, der Flachs und die Baumwolle haben als Industriepflanzen eine grosse Zukunft. Bedauernswerth ist die in letzter Zeit unverhältnissmässig erhöhte Besteuerung des Weinbaues in

manchen Paschaliks. Bereits wird er an vielen Orten nur mehr lässig oder gar nicht betrieben. Sehr schöne Weinberge findet mau am Timok, Osmanpazar, Ćatuk, Papasköi, Tirnovo, Niš, am Vardar und an der Marica.

Die Fabrication des Rosenöls am Südhange des Balkans bildet dort in einigen Gegenden, die ich später näher schildern werde, einen sehr lohnenden Industriezweig. Das Oel wird in prachtvollen Rosenauen gewonnen, deren Wohlgerüche, in flüssiger Form in die wohlbekannten kleinen Fläschchen gebannt, in ganz Europa mit theuerem Gelde bezahlt werden. Die Wallnussernte bildet eine andere grosse Einnahmequelle für diese Districte. Man schätzt sie jährlich auf 3 Millionen Piaster. Die Wallnussbäume sind hier von einer Grösse und Schönheit der Kronen, wie man sie kaum in Kleinasien sieht. Die Stämme werden namentlich von französischen Ebenisten aufgekauft und oft sehr theuer bezahlt. In letzterer Zeit leidet die Rosenölindustrie unter einer zu hohen Steuer (Gölshagi); aber auch die Wallnussernte ist von einzelnen Paschen, von deren Belieben die Steuerbemessung abhängt, schwer belastet worden. Sie beträgt oft 24 Para (6 Kreuzer) pr. Oka.

Der Balkan ist bis zu den höchsten Kuppen beinahe ausschliesslich mit Buchen und Eichen und nur an wenigen Stellen mit Coniferen bewachsen. Im Ganzen ist seine Vegetation auf der Nordseite kräftiger als an dessen südlichen Hängen. Wallnussbäume, Maulbeer- und Obstpflanzungen sind über das ganze Land zerstreut. Der Zwetschkenbaum wird ganz besonders gepflegt; denn er liefert dem Bulgaren sein Lieblingsgetränk, den Rakie (Branntwein). Die Rakie- und Spiritusfabrication, zu welcher auch wilde Aepfel verwendet werden, wird sehr schwunghaft betrieben. In Thracien und Macedonien wird ein grosser Handel mit Bauhölzern getrieben. Im Rilostocke, in den Quellengebieten des Isker, Strymon, Karasu und der Marica befinden sich prachtvolle Laub- und Nadelholzstämme, welche für die Eisenbahnbauten benützt und von den Bulgaren grösstentheils im Winter auf Schlitten herabgeschafft werden.

Das Vieh transportirt sich selbst; desshalb spielt die Viehzucht in Bulgarien eine grosse Rolle. Im Innern des Landes begegnet der Reisende mächtigen Karavanen von Horn- und Kleinvieh. Es ist reich an Pferden, Büffeln, Ochsen, Schafen, Ziegen und Federvieh jeder Art. Das Rindvieh und auch die Pferde sind von kleinem Schlage. Als Zugkraft wird allgemein der vorweltlich aussehende Büffel benutzt, er ist sanft, leicht lenkbar und von dreimal stärkerer Zugfähigkeit als der Ochse. Seine Langsamkeit und ausserordentliche Stetigkeit bei grosser Hitze sind jedoch empfindliche Nachtheile bei dessen Verwendung. In trockenen Landstrichen erfordert der Büffel eine ganz besondere Pflege. Im Sommer wird Wasser in weite Gruben geleitet, in welchen die Thiere mehrmals täglich abgewaschen werden, im Winter müssen sie aber mit Decken vor allzu

grosser Kälte geschützt und mit Eichenblättern gefüttert werden. Der Eichenstand wird im Herbste zu diesem Zwecke abgelaubt und der Blättervorrath in den Zweigen aufgehäuft. Der Büffel mästet sich leicht, sein Fleisch bleibt aber zäh, die Kuh giebt wenig, aber fette Milch, Hörner, Knochen und andere zum Leimsieden geeignete Stoffe gehen meist unbeachtet verloren.

Die Ziegenzucht ist wie überall auch in Bulgarien der geschworenste Feind des Waldes und doch wird sie ganz besonders gepflegt. Von riesigen Hunden begleitet, mit allerlei Kesseln und Geschirren zur Käsebereitung ausgerüstet, zieht der Ziegenhirt mit seinen Heerden im Frühling auf die hohen fetten Triften der bulgarischen Gebirge. Die Kronen der Bäume oder eine kleine Laubhütte bilden sein Obdach, etwas Brod, Milch und Käse seine Nahrung. Oft ist er räuberischen Anfällen ausgesetzt. Erst im Spätherbste sieht er sein Thal wieder. Bringt er seine Heerde glücklich heim, dann bläst er aus Leibeskräften auf seiner Pfeife, seiner unzertrennlichen Begleiterin, welche durch die melancholische Stille der Balkanwälder wohlthuend tönt.

Bulgarien ist sehr reich an Mineralquellen. Thermen von 47° Celsius sind nicht selten; wir werden deren mehrere im Verlaufe dieses Werkes kennen lernen. Sein Boden birgt aber auch eine Menge ungehobener, ja kaum berührter metallurgischer Schätze. Die Eisenlager von Samakov sind berühmt, werden aber in primitivster Weise ausgebeutet. Selbst die neueren Hochöfen „Jeni maiden" kommen nicht entfernt unserem rationellen Hüttenbetriebe nahe und desshalb ist auch Ausbeute und Gewinn unbedeutend.

Der Ueberfluss an reichen Wasserkräften begünstigt die Anlage industrieller Unternehmungen in Bulgarien und allenthalben versucht man es mit solchen. Die Ursachen, wesshalb sie so selten von dauerndem Erfolg gekrönt werden, will ich an anderer Stelle erörtern. Wenn man türkische Verhältnisse nicht aus der Entfernung oder aus turkophilen Quellen studirt hat, wundert man sich nicht hierüber; sondern vielmehr, dass sich in einigen bulgarischen Städten ein noch ziemlich schwunghafter Gewerbebetrieb erhalten hat. Dieser ist sogar in manchen Gegenden, beispielsweise im Balkan, wo der Türke niemals Fuss gefasst, wo einzelne Städte, wie Gabrovo, Travna und Kalofer sich eines ziemlich selbständigen Selfgouvernements erfreuen, in aufsteigender Entfaltung begriffen und ohne die Nachwirkungen des russisch-türkischen Krieges (1828), hätte sich die Industrie dort gewiss noch zu höherer Blüthe entwickelt. Die starke Emigration nach Bessarabien, welche er herbeiführte, versetzte ihm einen noch nicht verschmerzten Schlag.

An passender Stelle werde ich die von mir auf vielfachen Reisen gesammelten Daten über jene Industriezweige weiter ausführen, in welchen der Bulgare sein unleugbares Geschick für das Kunsthandwerk und die technischen

Künste bekundet. Durch seine Vorliebe für die Industrie als Erwerbszweig unterscheidet er sich vortheilhaft von dem handeltreibenden und kriegerischen Serben. Er zeichnet sich aber nicht nur durch Form- und Farbensinn, durch manuelle Fertigkeit und Fleiss aus, er besitzt auch ein bedeutendes Constructionstalent, das er schon im Häuserbau, namentlich aber bei seinen Wasserhebewerken, Brücken- und Kirchenbauten bekundet. Die schönste Brücke Bulgariens, die Jantrabrücke bei Bela, rührt von zwei primitiven Baukünstlern des Balkans her. Die Kirchen und selbst die Moscheen und Synagogen der grossen Städte mit ihren kühnen Kuppeln, Minareten u. s. w. sind gleichfalls Werke bildungsloser Bulgaren, welche kaum den Bleistift zu führen verstehen!

Wie in der Landwirthschaft, fehlt es aber auch in der Industrie an jeder staatlichen Anregung zu rationeller Betriebsweise, an den nothwendigsten Schulen und Institutionen, welchen wir die hohe Stufe unserer Gewerbe und Künste verdanken. Wenn trotz aller dieser Mängel nichts destoweniger zahlreiche Erzeugnisse der primitiven Industrien der Bulgaren, wie z. B. deren Silber- und Eisenarbeiten, Teppiche, Stickereien, Mousseline, Holzschnitzereien, gerechtes Staunen erregen, so muss man um so mehr bedauern, dass dieser bildungsfähigste südslavische Volksstamm durch die unglücklichen staatlichen Verhältnisse der Türkei verhindert ist, seine unleugbaren kunstindustriellen Talente im innigeren Contacte mit der europäischen Civilisation zu höherer Entfaltung zu bringen.

Russland hat wohl zu allen Zeiten aus allerdings mehr politischen als humanitären Gründen seine Schulen in liberalster Weise den stammverwandten Bulgaren geöffnet. Aber abgesehen davon, dass dies stets nur in höchst einseitiger Richtung geschah und immer naturgemäss einer geringen Zahl zu Gute kam, hatte das Jahr 1854 seinem früher allmächtigen Einflusse bei der türkischen Rajah einen harten Schlag versetzt, dessen Wirkungen erst gegenwärtig schwinden. Es wird die Aufgabe der nächsten Abschnitte sein, die erfolgte grosse Veränderung in dieser Richtung und zugleich die merkwürdige Stellung des fanariotisch-griechischen Klerus zum Bulgarenvolke zu beleuchten, in welch letzterer namentlich die Ursache seiner niederen Bildungsstufe zu suchen ist.

Seit einem Decennium hat die Volkserziehung einen bedeutenden Fortschritt gemacht. Die schönen Naturanlagen des Bulgaren werden sich aber erst entwickeln, wenn Schulen, Lehrer und Geistliche sich vermehren und reformiren. Heute ist die grosse Masse im hohen Grade noch abergläubisch und unwissend. Hierzu kommt ein von den Türken angenommenes Stück Fatalismus und die Mönche thun das Ihre, um alle diese traurigen Verhältnisse für sich auszubeuten.

Der europäisch gebildete Arzt gilt nichts. Man pilgert nach den in Engpässen versteckt liegenden Klöstern, um dort Abhilfe gegen Krankheiten zu er-

bitten und besucht Quellen, welche einflussreichen Heiligen geweiht wurden, um Augenschmerzen und derlei zu heilen.

An epileptischen Personen wird der Exorcismus versucht, indem man ihnen manchmal ein rothglühendes Metallkreuz auf die Brust legt, oder in Körpertheile steckt, die wir hier nicht näher bezeichnen wollen. Auf das frische Grab werden oft drei Spulen gepflanzt, damit sich der Böse nicht auf dasselbe niederlassen könne. Wo Priester und Mönche nicht helfen, nimmt man zu den geheimnissvollen Künsten der Baba, der weisen Frau des Dorfes, seine Zuflucht und in den schlimmsten Fällen greift man nach dem moslim'schen Hodscha, was allerdings zur Verweigerung der Communion führen kann; falls es der Pope erfährt. Die allmächtige, mit dem heidnischsten Spucke hantirende Dorffee respectirt der des Lesens oft unkundige Geistliche, ja in heikligen Fällen zieht er sie oft selbst zu Rathe; seinen türkischen Collegen hasst er aber, so sehr er dies vermag.

Ein mittelalterlicher Bann ruht auf dem Bulgarenvolke, seit Türken und Fanarioten es in Besitz genommen. Nahezu unberührt von dem moralischen Gehalte der Christuslehre, den selbst seine Priester kaum mehr als den äusserlichsten Formen nach erfassen, steckt der Bulgare noch ganz in heidnisch-altslavischen Traditionen und Bräuchen. Mit ihnen tritt er in das Leben, sie beeinflussen sein ganzes Fühlen und Thun und sie begleiten ihn bis zum Grabe, ja über dieses hinaus; insofern selbst der Todtencult mit abergläubischen Sitten versetzt ist. Sie bilden so zu sagen seine zweite Religion, die ihn fest umklammert hält; während jene, zu welcher sich der Bulgare offiziell bekennt, ihn leider mit ihrem höheren Inhalte kaum gestreift hat, mit ihren Schattenseiten aber schwer auf ihm lastet.

Die überaus zahlreichen kirchlichen Festtage, welche in dumpfer Unthätigkeit verbracht werden, und jene an Trappistenthum mahnenden langen Fasten, tragen gewiss nicht geringe Schuld, dass die orientalischen Völker und auch die Bulgaren, ungeachtet ihrer glücklichen Naturanlagen, im Allgemeinen nur langsam auf der Bahn der Civilisation fortschreiten.

Politische und kirchliche Pläneschmiede mögen jedoch in diesem Ausspruche keine indirecte Andeutung erblicken, als wollte ich das illyrische Dreieck als ein verheissungsvolles Arbeitsfeld für deren propagandistische Thätigkeit empfehlen. Im Gegentheil, wie ich später zeigen werde, würde sich dort ihr Anlagecapital an Geld und Arbeit nur höchst dürftig verzinsen. Der Orient gehört nun einmal der Orthodoxie, und man überlasse es getrost der Zeit, sowie den unerbittlichen Forderungen veränderter wirthschaftlicher Verhältnisse, deren Auswüchse allmälig zu beseitigen, und namentlich dürften die occidentalem Fortschritte widerstrebenden zahllosen Festtage und Fasten bald ebenso sicher aus

innerer Nothwendigkeit abgestossen werden, wie dies in anderen christlichen Kirchen bereits geschah.

Den Leser, welcher sich für das rituelle Ceremoniell der orthodoxen Kirche bei Taufe, Heirath und Tod, sowie an den hohen Festtagen des Jahres interessirt, gestatte ich mir auf mein „Serbien"*) zu verweisen. Hier will ich nur einige jener zahlreichen, gleich der Volkstracht, von Gegend zu Gegend wechselnden bulgarischen Sitten und Gebräuche zu schildern versuchen, in welchen sich christliche mit altheidnischen Traditionen höchst merkwürdig mengen und die desshalb dem Ethnographen von Interesse, da sie ein erwünschtes, theilweise ganz neues Material zur Vergleichung mit Brauch und Sitte anderer Völker und zur Beurtheilung der ethischen Beschaffenheit der grossen bulgarischen Volksmasse bieten.

Beginnen wir mit dem ersten Festtage des Julianischen Kalenders.

Auch der Bulgare feiert den ersten Jahrestag (surova godina), indem er seine Bekannten mit Segenswünschen überhäuft. In manchen Gegenden berührt man alle Begegnenden mit einem Zweige (survaknica) vom „drenovo drvo" (Cornelkirsche), in anderen vom Apfelbaume und zwar mit dem Ausrufe: „survakam!" (Ich beglückwünsche). Es soll dies für die Gesundheit sehr heilsam sein. Im nördlichen Balkangebiet und an der Donau geschieht es mit folgendem Spruche:

Surva, surva godina,
Golem klas na niva,
Golem grozd na loze,
Cervena jabalka v gradina,
Živo, zdravo do godina!

(Angenehm, feuchtes, d. i. vielverheissendes, fruchtreiches Jahr — grosse Aehre auf dem Acker — grosse Weintraube im Weinberge — rother Apfel im Garten — wohl, und gesund aufs Jahr!). Man macht sich gegenseitig Besuche und beglückwünscht seine Freunde im Laufe des Tages. Aehnlicher Glaube und Brauch herrscht auch in Albanien, nur wird er am Morgen des 1. März vollzogen. An der Südseite des Balkans wird der Zweig in kleine Stückchen, welche die einzelnen Theile des Haushaltes bedeuten, zerbrochen, unter Ausruf derselben in einem Kuchen verbacken und sodann von den Mitgliedern des Hauses verspeiset. In Kazan's Umgebung wird der „vasilof pan" (Zweig des h. Basilius) am Abend feierlich verbrannt.

Am „popovi koleda" (5. Jänner) zieht der Pope von Hof zu Hof, segnet und bespritzt alle Räume mit geweihtem Wasser, erhält dafür kleine Geschenke und am Abend wird der „badni večer" mit den später zu schildernden Gebräuchen in kleinem Maassstabe wiederholt.

*) Erschienen im gleichen Verlage 1868.

Am h. Dreikönigstage (bogojavlenije oder vodo Kršti), dem Feste der Wasserweihe, (6. Jänner) reibt die Mutter (in den Donaugegenden) am frühesten Morgen ihren Kindern ganz unvermuthet die Brust mit Schneeballen, da dies nach dem Volksglauben sie sehr gesund erhält. Bei Varna suchen sich die Erwachsenen gegenseitig mit Wasser zu überschütten. Jene, welche sich dem unfreiwilligen Bade entziehen wollen, haben ein Lösegeld zu opfern, das am Abend von den in der Dorfschenke versammelten Männern gemeinsam vertrunken wird. In der Umgebung von Šumen (Šumla) ziehen die neuvermählten Männer unter Begleitung musicirender Freunde und Bekannten zum Flusse oder zur Česma (Brunnen) und werden unter dem Ausrufe: vlačugam (ich übergiesse den jungen Ehemann) mit Wasser übersehüttet. An den Südhängen des Balkans bei Koprivštica werden alle Heiligenbilder des Hauses im Flusse gewaschen und der Starešina (Hausvater) begleitet die neuvermählte Schwiegertochter an den Fluss. Dort verbeugt sie sich dreimal, steigt ins Wasser und küsst ihm hierauf die Hand. Der Alte beschenkt sie, was sie mit einem Tuche als Gegengabe erwidert. In den Städten am südlichen Balkan wird diese Ceremonie blos durch etwas Wassergiessen auf den Kopf im Hause und zwar am „babin den" vollzogen.

Der 8. Jänner wird der „babin den" (Altmütterchentag) genannt. Er wird in manchen Dörfern am Kamčikflusse mit einer Art von Saturnalien gefeiert. Die Frauen ziehen jubelnd und tanzend durch den Ort und geberden sich oft in bacchantischer Weise, welcher Brauch um so auffallender, als sonst das Tanzen für verheirathete Frauen als unschicklich betrachtet wird. Bei Tatar-Pazardšik nehmen die Frauen, welche kurz zuvor entbunden, reich mit Flitter vergoldete Bouquets, dann allerlei Geschenke, eine Schüssel mit Wasser, ein Handtuch und Seife und verfügen sich zur Dorfbaba, küssen ihr bei Ueberreichung der Gaben die Hände, trocknen diese, nachdem sie dieselben gewaschen, und empfangen dafür unter allerlei Sprüchlein heilthätige rothe Wollfaden, Brot mit Salz, und je rascher diese Marafets verschlungen werden, desto leichter gestaltet sich die nächste Geburt. Die Mutter bringt auch oft ihren jüngsten Sprossen mit, dem die Baba weisse Wolle auf den Kopf legt, damit er einst weiss (alt) werde und wenn es ein Knabe, auch unter die Lippen, damit ihm als Mann der Schnurrbart stattlich wachse. Bei Šumla ergreifen humoristisch verkleidete Männer an diesem Tage eine alte Frau (Baba) und werfen sie in den Bach oder begiessen sie mit Wasser. Am „babin den" wird überall sehr viel getrunken.

Am ersten Abend der grossen „sirinica" oder „sirni zagovenki" (Käsefasten) ziehen die Burschen bei Koprivštica vor das Dorf hinaus, entzünden ein mächtiges Feuer, befestigen an Stangen brennende Strohbündel und schwingen diese so lange im Kreise, bis sie im Funkenregen verlöschen. Man nennt dies ein

„samodivski ogan“ (Feuer zur Beschwörung der Geister). Am nächsten Montag „čisti ponedelnik“ vermummt man sich und es beginnt die lustige Faschingsfeier. Bei und in Lovec ist ein mit kleinen Glocken verziertes Maskencostum sehr beliebt. Von den Zuschauern und Passanten wird ein kleines Lösegeld verlangt, welches dann gemeinschaftlich verjubelt wird. Bei Varna werden am ersten Fasttage sämmtliche Dorfhunde, unter gräulichem Geheul, heftig geschlagen, um sie vor der Tollwuth zu bewahren.

Am „Čisti ponedelnik“ (Reiner Montag), d. i. am ersten Montage der Käsefasten, beginnen die strengen Fasten. Es werden alle Geschirre rein gescheuert und man enthält sich jeglicher Nahrung, zum mindesten wird nichts gekocht; denn dies würde Trockenheit bringen und die Obsternte würde durch Elementarereignisse geschädigt werden!

Am „Tudorova subota“ (Theodor-Samstag) steigen die Bursche an den Südhängen des Balkans zeitlich zu Pferde und reiten durch Wiesen und Felder. Es soll dies sehr gesund sein. In den Donaugegenden glaubt man, dass dies die Thiere vor bösen Krankheiten schütze.

Am Sonntage der zweiten Fastenwoche wird die „zadušnica“ (Allerseelenfest) begangen. Speise und Trank wird auf die Gräber der Verschiedenen niedergelegt und damit diese guten Appetit haben, ziehen am Kamčik die Frauen mit brennenden Kerzen von Haus zu Haus. Angesichts dieses unmittelbar nach dem Tode häufig geübten Pietätsactes ist es zweifellos, dass der Bulgare nicht nur an eine Fortdauer der Seele, sondern ähnlich wie dies Dr. Wilson von den alten Britonen annahm, auch an ein physisches Weiterleben des Verstorbenen glaubt.

Der März vertritt in Bulgarien den April unserer Breiten. Er ist launisch und wandelbar, stürmisch und maienhaft. Vielleicht wird er desshalb von den Bulgaren „Baba Marta“ (Altmütterchen März) genannt und als der einzige weibliche Monat angesehen. Er ist dem schwachen Geschlechte gewidmet, das während desselben von der Jahresarbeit ausruht und ein gewisses Uebergewicht über die Männer im Hause behauptet. An der Südseite des Balkans feiern die Frauen vom „grossen Donnerstag“ vor Ostern alle Donnerstage, bis zum „spasov den“ (Christi Himmelfahrtstag), durch Enthaltung von jeglicher Arbeit! Würden die Frauen an diesen Tagen spinnen, waschen, die Fluren weissen u. s. w., so würde es hageln, ergiebigen Regen verhindern und Baba Mart würde sich auch sonst noch rächen. Am 1. März bindet man (bei Šumla) rothe Faden um das Handgelenke, trägt diese durch mehrere Tage, legt sie hierauf unter einen Stein und forscht nach einer gewissen Zeit, welche Insecten sich unter ihm gesammelt haben. Je nach ihrer Gattung wird der Ausfall des Jahres propbezeiht.

Das Fest „Blagověštenije“ (Mariä Verkündigung) ist für den Ackerbau treibenden, viel in Feld und Wald beschäftigten Bulgaren von hoher Bedeutung.

An diesem Tage (25. März) ruhet nach seinem Wahne die ganze Natur; selbst die Schwalben und Bienen; denn es gilt dem Feste des neugeborenen Frühlings. Nur die Schlangen verlassen ihre Verstecke und feiern ihren Sabbath. Noch bevor die Sonne am Horizont sichtbar, nehmen desshalb die Frauen an den Südhängen des mittleren Balkans metallene Becken und während sie durch den Hof ziehend diese mit hölzernen Löffeln schlagen, singen sie: O, fliehet, ihr Schlangen, und Eidechsen! u. s. w. Wehe dem jedoch, der an diesem Tage eines dieser gefürchteten Thiere zu tödten versuchte. Er würde unfehlbar von ihnen im Laufe des Jahres gebissen werden (verbreiteter Glaube am Kamčik). Auch bei Albanesen und Serben (Serbien S. 537) wird dieser Festtag mit den Schlangen, jedoch in anderer Weise in Verbindung gebracht. Am Abende pflegt man in den bulgarischen Dörfern (bei Varna) drei grosse Feuer anzuzünden. An dem einen versammeln sich die verheiratheten Männer und lassen die Čutura (Wein- und Rakieflasche) kreisen, am zweiten die verheiratheten Frauen, spinnend und schwätzend, das dritte aber umtanzen beim Tone der „Gaida" die jungen Bursche und Mädchen. So still es am Tage, so laut wird er beschlossen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass wir es in diesen Gebräuchen mit den Resten der heidnischen Tag- und Nachtgleichenfeier des Frühlings zu thun haben.

Die dem Ostertage vorausgehenden sechswöchentlichen Fasten werden mit grosser Strenge gehalten. Nur am Blagostiuatage ist es gestattet Fische zu essen, was durch eine mit Kaiser Constantin Palaeologus in Beziehung gesetzte Fabel gedeutet, aber nicht erklärt wird. Den Osterfasten kommen an Strenge nur die vierwöchentlichen Fasten Peter und Paul im Juni nahe. Ausschliesslich vegetabilische, mit Oel bereitete Nahrung ist während beider, also nahe durch zehn Wochen nur gestattet. Zu den leichteren Fasten, an welchen man Milch, Käse und Fische essen darf, zählen die Fasten Mariä Himmelfahrt, 14 Tage, Christi Kreuzerhöhung, 14 Tage, pokrov bogorodica, 8 Tage, Erzengel Michail, 8 Tage, und endlich die sechswöchentlichen Weihnachtsfasten. Zählt man zu diesen 22 Fasten-Wochen noch die ausserhalb derselben fallenden 30 Freitage und für die Bauern selbst die Mittwoche, an welchen gleichfalls gefastet wird, so ergiebt sich für den orientalischen Christen der niederen Volksclassen ein Maass von Körper schwächender Casteiung, wie es sonst wohl heute keine Kirche kennt!

Am Tage vor dem „Lazarov den" (Samstag des h. Lazar) ziehen Zigeunerfrauen die „Lazarica" tanzend und singend durchs Dorf. Am Tage selbst gehen die kleinen Mädchen des Ortes festlich geschmückt von Haus zu Haus und singen, je nachdem viele oder wenige Knaben, heirathslustige Mädchen u. s. w. in denselben wohnen, passende ernste und heitere Segenssprüche, worauf man sie beschenkt. Bei Lovec geschieht dies schon 14 Tage früher. Die Mädchen heften dabei an die Schulter der Vorüberziehenden ein buntes Tuch und erhalten in diesem

eine kleine Gabe zurück. Man singt dabei: Ela, ela Lazare! jaicata smazane! u. s. w. O komme, komme, Lazar! Die Eier sind zerdrückt! u. s. w.

Am Palmsonntage (vrabnica) besucht man die Gräber der Angehörigen und feiert auf denselben ein Leichenmahl. Die Reste von Speise und Trank werden für den Todten zurückgelassen und mancher Bulgare ist der festen Ueberzeugung, dass dieser des Nachts sich mit denselben erquickt. Die an diesem Tage geweihten Zweige legt man (am Kamčik) auf den Leib, was namentlich vor Rückenschmerz behütet, und am nächsten Tag werden sie zu Kränzen gewunden auf die Heiligenbilder gehängt.

Am „Cvetna nedelja", wie man den Palmsonntag in einigen Gegenden nennt, versammeln sich (bei Koprivštica) die Mädchen am Bache und schleudern mit dem Waschholze Stücke Brot ins Wasser. Der Tag wird überall mit Sang und Schmaus gefeiert.

Am Gründonnerstage werden die Eier roth gefärbt und die Mutter streicht die Backen der Kinder mit dem Segensspruche: Mögen sie das ganze Jahr so roth wie dieses Ei sein! An der Donau werden ausschliesslich an diesem Tage die Kuzonaci (Osterkuchen) bereitet.

Am Ostertage (voskresenije) beeilt man sich noch vor Tagesanbruch in die Kirche mit einer Wachskerze zu eilen, um den Moment nicht zu versäumen, in dem der Geistliche mit dem brennenden Trikir durch die carska vrata (Kaiserthor) heraustritt und segnend einladet: primite duch svet (Empfanget den h. Geist). Alles eilt und drängt, die bereit gehaltenen Kerzen an den geweihten Flammen zu entzünden und sie unter Anwendung allerlei kleiner Künste brennend nach Hause zu bringen, wo man mit denselben in alle Winkel leuchtet, um Ungeziefer und böse Geister zu verscheuchen. Allen Begegnenden ruft man zu: Hristos voskresi! (Christus ist auferstanden!) und erhält zur Antwort: Istina voskresi! (Wahrlich er ist auferstanden!) An die Armen in der Nachbarschaft vertheilt man Eier und Kuchen und am Ostermontage trägt man bunte Eier auf die Gräber der Verstorbenen! Von Ostern bis „Gergjuvtag", dann vom „Petkovtag" bis „Dimitrovtag" heirathet man nicht. Hingegen bringen die jungen Leute am Ostertage (bei Lovec) gerne ihre Werbungen und Liebeserklärungen an. Auch tanzt man am Nachmittag und Abend bei der Musik des Dudelsacks und der Pfeife und ist sonst in jeder Weise lustig.

Der St. Georgstag (Gergjuv den) steht bei den Bulgaren als Tag des h. Drachentödters in hohem Ansehen. Er wird wie in Serbien mit Lammopfern allgemein begangen und vor diesem Tage wird kein Jungvieh verspeiset. Die Häute der geschlachteten Lämmlein, in Ermangelung solcher werden auch Jungkälber geschlachtet, fallen dem Popen zu. An diesem Tage werden die Miethcontracte zwischen Heerdenbesitzern und ihren Schäfern, zwischen

Gewerbetreibenden und Arbeitern, mit Dienstleuten u. A. für ein Jahr geschlossen.

Am Frühmorgen des 1. Mai gehen kränkliche und unfruchtbare Frauen, in den Gegenden des südlichen Balkans, auf grünende Wiesen und wälzen sich nackt im thauenden Gras. An diesem Tage trinkt man auch an der Donau zur Erhaltung der Gesundheit frische Milch und eine Art Maitrank (pelinaš), d. i. Wein mit pelin (Absynth).

Mangelt es im Frühjahre an ergiebigem Regenfall, so werden wie bei den Serben Regenprocessionen veranstaltet. Sie heissen hier jedoch nicht „dodola", sondern „peperudo" (Schmetterling). Nackte Zigeunermädchen umhüllen sich mit grünen Zweigen und ziehen vor die einzelnen Höfe mit an die Regengöttin gerichteten Gesängen. Sie lauten gewöhnlich: O peperudo rudole! lass Thau fallen, o rudole! lass es regnen, dass Weizen, Mais und Hirse reich gedeihen, o rudole! lass die Bienen sich vermehren. O rudole, rudole! u. s. w. Man begiesst hierauf die Mädchen und beschenkt sie. Früher wurde der „peperudo"-Umzug durch die Mädchen der Dorfinsassen ausgeführt. Seit einiger Zeit eifert auch in Bulgarien die Geistlichkeit gegen diese und andere heidnische Bräuche in trockener Zeit. Bei Šumla pflegt man z. B. eine mit Laub bekleidete Puppe, „germančo" genannt, unter Assistenz aller Dorfbewohner in den Bach oder in die „češma" zu werfen u. s. w.

Vom „spasov den" (Christi Himmelfahrtstag, 17. Mai) beginnt man durch acht Tage die „samovilski prasnici", die Feste der auch bei den Serben in hohem Ansehen stehenden „vilen" oder Feen, welche Feld, Wald, Haine, Quellen und Wiesen beherrschen, zu feiern. Es treten hier heidnische Traditionen mehr als sonst zu Tage und schon der Name „rosalia", mit dem die Mysterien dieser abergläubischen Bräuche im Volke bezeichnet werden, deutet auf ihren gemeinschaftlichen Ursprung und Zusammenhang mit ähnlichen der alten Völker. Während dieser „samovilski prasnici", welche in manchen Gegenden bis zum Eintritte ergiebiger Regen begangen werden, führt oder trägt man an Melancholie, Irrsinn, an epileptischen oder sonstigen unheilbaren Krankheiten Leidende an solche Lichtungen der Wälder, auf welchen das „rosen", die Lieblingsnahrung der „samovilen", wächst, und lässt sie dort durch eine volle Nacht allein, denn man glaubt, dass die Feen dort zusammenkommen, sie mit einem „horo" (S. 46) umtanzen und über deren Schicksal entscheiden. Diese „rosen" stecken die Blumenschmuck liebenden bulgarischen Frauen nie ins Haar, sie würden Unheil bringen; wenn die Vilen sie zufällig mit ihrem Fusse gestreift hätten. Die Elstern (svraka) und Adler (ore) stehen nach Bulgarenglauben im besonderen Dienste der Vilen. Am „Ilin den", 20. Juli, fliegen Erstere auf den Harman (Tretplatz), um die „rosen" (Sonnenblumen) für die Samovilen „auszudreschen" und weil sie dabei im Joche

geben, sind ihre Hälse so federnarm. Auch der Adler nackte Hälse rühren davon her, weil sie den Wagen der Vilen angeschirrt durch die Lüfte ziehen. Selbst den Hagel tragen diese gefürchteten Vögel auf das Gebot der Vilen über die Saaten und desshalb schiesst man bei hagelschwangeren Wolkenzügen in die Luft, um die etwa nahenden Adler zu verscheuchen. Steht zufällig ein offenes, wassergefülltes Gefäss, während es blitzt und donnert, im Hofe, so dürfen Mädchen und Bursche sich mit diesem Wasser nicht waschen. Es könnte sich leicht sonst ein „zmai", Drache, in sie verlieben und ihnen Unglück bringen. An der Nordseite (auch Südseite?) des Balkans und auch an der Donau wagt man es nicht, während der „Rosaliazeit" in Quellen oder Bächen zu baden; denn die Vilen lieben es im feuchten Elemente zu tanzen und würden jede Störung unangenehm vergelten. Zu Sistov, Lovec und anderen Orten lassen die Frauen durch acht Tage (von der Erscheinung des h. Geistes gerechnet), jegliche Arbeit ruhen. Das Gegentheil könnte die Feen (rosalia) erzürnen und böse Folgen würden sicher die Schuldigen treffen.

Das Fest der Sonnenwende wird auch in Bulgarien am Geburtstage des h. Johannes des Täufers, am „Joan, Janav, Ivan oder Jenuv-den", am 24. Juni, durch das Anzünden weitleuchtender Feuer auf den Bergspitzen begangen. Die Mädchen ergötzen sich an diesem Tage durch allerlei Spiele. Aus Deutungen, bei welchen ihre Ringe eine grosse Rolle spielen, suchen sie allerlei auf ihre Verheirathung bezügliche Fragen zu errathen. Bei Lovec ziehen am frühen Morgen die Jungfrauen an die mit raschem Falle dort fliessende Osma und werfen die am Abend zuvor gewundenen Kränze in den Fluss. Jenes Mädchen, dessen Kranz allen anderen zuvor hinabschwimmt, ist verpflichtet seinen Freundinnen ein Fest am nahen „Petrov den" zu geben, das mit Gasterei, Musik und Tanz gefeiert wird*). In den Donaugegenden ziehen drei Tage vor dem „Ivan den" sechs festlich geschmückte Mädchen, deren Führerin mit Kalpak (Pelzmütze) und Schwert ausgerüstet auftritt, unter Musikbegleitung durch das Dorf. Bei jedem Hause wird Halt gemacht. Die Mädchen singen und tanzen. Die Führerin schwingt aber das Schwert durch die Luft, die Pantomime des Köpfens nachahmend. Es soll dies an die Enthauptung des h. Johannes erinnern. Diese Sitte ist namentlich bei den am bulgarischen Donauufer siedelnden Romanen üblich, wurde vom jenseitigen walachischen Ufer eingeführt und wird „dragaika" genannt.

Vom „Petrov den" (h. Peterstag) am 29. Juni, der, wie schon erwähnt, zu allerlei Spiel und Schmauss Anlass giebt, beginnen sowohl die Christen als Moslims der Türkei wieder Rindfleisch zu essen. Dieser Tag wird namentlich zu Lovec und auch an vielen anderen Orten, deren Kirchen diesem grossen

*) Der Autor fand Gelegenheit eine sehr hübsche derartige Feier im Jahre 1871 zu Lovec im Hause des „Penčo Abadži" zu sehen und wird sie im II. Bande näher schildern.

Apostel geweiht sind, als Patronstag des Kirchenheiligen mit einem grossen „zbor“ begangen.

Im Monat Juli werden in manchen Gebieten an der Südseite des Balkans die „goreśnici“ (drei heissen Tage) durch Enthaltung von jeglicher Arbeit auf dem Felde gefeiert.

Das „Mariae Himmelfahrtsfest“ (Sveta bogorodica) ist namentlich für den Nachwuchs des Hauses ein hochbedeutsames. Sollen die Kinder gut gedeihen, so müssen an diesem Tage einem Heiligen Opfer an Lämmern, Wein, Honig u. s. w. dargebracht werden. Die Auswahl des Heiligen geschieht in folgender Weise. Man zündet drei Kerzen vor drei Heiligenbildern an, bringt ein kleines Kind herbei und das Licht, nach dem es zuerst greift, deutet den Heiligen an, dessen Wohlwollen den meisten Segen verspricht. Die Umstehenden trinken und opfern ihm die Gaben mit folgendem Weihespruche: Dieses Opfer zu deinen Ehren, heiliger (Michail)! Man schlachtet hierauf das Lamm und verspeiset und vertrinkt auch die übrigen Gaben bei gemeinschaftlichem Festschmaus.

Am „Petkov den“ (h. Petka), am 14. October, versammelt man sich auf den Dörfern bei Lovec, schmaust und trinkt zur Ehre des Andenkens der heilig gesprochenen Frau Petka, welche durch ihren Heldenmuth in irgend einer Schlacht die Griechen besiegte. Man galoppirt auch zu Pferde durch Fluren und Felder und führt eine Art Kriegsspiel aus.

Am „Dimitrov den“ (h. Demetriustag), am 26. October, werden in den Stallungen und Holzschuppen geweihte Kerzen angezündet, damit nicht feindliche Geister die Hausthiere schädigen.

Im Monate November beginnen die „vlci prasnici“, Wolfsfeiertage, an welchen die Frauen der Hirten am südlichen Balkan die Scheeren fest verbinden, mit welchen Schafe, Lämmer und Ziegen geschoren werden. Damit schnürt man am sichersten der Wölfe Rachen zu und sie können den Thieren nichts anhaben. Während dieser 8 Tage unterlassen die Frauen auch jegliche Handarbeit; insbesondere die Anfertigung von Kleidungsstücken für ihre Männer; denn solche würden unfehlbar die Wölfe anziehen und der Hirte zerrissen werden.

Am Vorabend des 30. November, des „Andrei den“ (Andreastag), kocht man bei Lovec alle Getreidearten zu einem Gerichte und ruft aus: So wie sie (die Körner) aufschwellen, möge Alles im nächsten Jahre wachsen. An der Südseite des Balkans siedet man Weizen. Vor dem Nachtessen nehmen Männer des Hauses, welche auf dem Felde arbeiten, jeder etwa einen Löffel voll und werfen die Speise durch die Schornsteinöffnung, mit dem Segensspruche: So hoch möge die Aussaat in die Halme schiessen! und hierauf wird der Rest verzehrt.

Vom „Ignatov den“ (h. Ignatiustag), d. i. vom 20. bis 25. November, wird alle Abende hindurch gesungen: Die h. Gottesmutter empfand die Wehen von

Ignata bis Koleda (Weihnacht), dass sie den Gott gebäre! Dir, Hausfrau, singen wir, Du hast einen Sohn (folgen abwechselnd die Namen der männlichen Kinder). Erziehe ihn wohl, fromm und weise, dass er lesen und schreiben lerne, dass er Ban, dass er König werde! Bei Lovec muss derjenige, der zuerst am Ignatov den aufsteht, irgend etwas, einen Wasserkrug oder dergleichen in den Händen tragen. Die Kleinen bringen ihre Segenswünsche: dass Hühner, Gänse, Enten u. s. w. im Hause sich vermehren, die Erwachsenen wünschen sich gegenseitig: ein gutes Jahr, reiche Ernte, Weinsegen u. s. w. Man isst bis zum 25. November keinen Knoblauch; denn dies würde die Betreffenden närrisch machen, dieser Glaube ist namentlich im Balkan verbreitet.

Vom 24. December bis zum 6. Jänner getraut man sich der bösen Geister wegen des Nachts nicht auszugehen. Um diese Zeit ist der schwache Erdenmensch am meisten den Einflüssen dämonischer Naturgewalten preisgegeben. Verderben bringende „kara konču" (schwarze Rösslein), „zmai" (Drachen), verzauberte Bären und Wölfe machen den Wald unsicher. Böse Dämonen führen die winterlichen Stürme herbei. Man darf (bei Varna) Hohlgefässe nicht leer stehen lassen und muss selbst die Wagen beschweren; denn sonst würden sie entführt. Kurz vor Weihnachten treten überhaupt noch mehr als sonst auch bei den Bulgaren, gleichwie bei allen Südslaven, die christlichen vor den heidnischen Bräuchen in den Hintergrund und namentlich feiert allerorts die altslavische Fee „Koleda" ihre Triumphe. Ueberall gedenkt man ihrer, singt man ihr zu Ehren und so weit die slavische Sprache ertönt, von der Save bis zum Schwarzen Meere, hört man überall bis zum Geburtstage des christlichen Erlösers Gesänge und Lieder mit dem Refrain: O Koleda! O Koleda! In meinem „Serbien" (S. 544—546) habe ich sehr eingehend die Bedeutung und Bräuche des Weihnachtsfestes beschrieben. Das dort Mitgetheilte gilt auch für Bulgarien. Zur Ergänzung hier einige mehr speziell bulgarische Sitten.

Am Weihnachtsabend (Koleda) ziehen die erwachsenen Knaben mit kleinen Stäben (Koledarka) durch die bulgarischen Dörfer. Sie treten vor die einzelnen Gehöfte und schlagen mit den Stäben auf den Boden, laut rufend: „bog se rodi Koledo" (Der kleine Gott ist geboren!), worauf sie mit Weihnachtskuchen (Kravai) beschenkt werden. Bei Lovec singen sie: zamačisa hoža maika, ot ignata do Koleda, da se rodi Hristo boga, stanauine gospodine! (Begann die Wehen zu fühlen die Mutter Gottes, vom Ignatiustage bis Weihnachten, dass sie gebäre den Gott Christus, der Herr ist geworden!), und in der Gegend bei Karlovo: pochvalil sa dobar junak, s'nošti vidahna sedianka, če se ima dobra konja, da nadmine jasno slonce E! Koledo, moi Koledo! u. s. w. (Hat sich gerühmt ein guter Held, das sah ich gestern Abends im heitern Kreise, dass er besitze gute Pferde, welche die Sonne übertreffen. O Koledo! u. s. w. Man isst am Weihnachtsabend die ge-

wöhulichen Fastengerichte; doch in das Mehl, aus welchem Brot und Kuchen gebacken werden, steckt man ein Feuerscheit, bis es erlischt. Man bewahrt dieses Stück Holz und zündet es während des kommenden Jahres an, wenn ein Mitglied des Hauses „verschrieen" wird. In den grossen Weihnachtskuchen „badni pita" wird ein Geldstück mit eingebacken. Man legt ihn auf den angerichteten Speisetisch, nachdem man eine angezündete Wachskerze auf dessen Oberfläche befestigte und stellt gleichzeitig Stroh und Nüsse in einer Schüssel unter den Tisch. Hierauf schreitet der Hausherr durch das Haus, durchräuchert mit dem Rauchgefässe alle Wohnräume, Ställe und Hürden, hängt das Rauchfass vor dem h. Ikonostas auf und zerstückt hierauf den Kuchen unter Segenssprüchen, indem er das erste Stück der h. Jungfrau, die anderen den einzelnen Familiengliedern und den verschiedenen Hofstücken, dem Hause, Acker, Weingarten, Walde, der Mühle u. s. w. widmet. Jenes Mitglied des Hauses, dem das eingebackene Geldstück in seinem Theile zufiel, wird das glücklichste im nächsten Jahre sein und wird verpflichtet, allen übrigen in Gefahren ganz besonders beizuspringen. Die Reste des Mahles werden vor das Bild der Gottesgebärerin mit dem Spruche gehängt: Möge die h. Maria auch nachtmahlen! und erst am nächsten Tage entfernt man die Speisen. Am nächsten Weihnachtsmorgen nimmt man das Stroh, welches am Vorabend, am „badni večer", unter den Tisch gelegt wurde, und umbindet mit demselben die Bäume, damit sie viel tragen. Die Nüsse aber werden sorgfältig aufbewahrt; denn sie thun die besten Dienste bei Hautausschlägen. Solche verschwinden rascher, wenn man sie mit diesen Nüssen reibt. Letztere müssen nach dem Gebrauche jedoch sofort aufs Dach geworfen werden, denn mit ihnen zieht die Krankheit hinweg. Man besucht sich gegenseitig am Weihnachtstage und wünscht sich und seinen Freunden alles Glück!

Am letzten Decembertage wird viel geschmauset. Man bereitet namentlich die „carska pita" (Kaiserkuchen) aus Mehl, Butter, Eierdotter und auf der Oberfläche mit Honig übergossen, und spendet sie in Stücken an die Armen. Auf dem Tische darf eine Sulze vom Schweinskopfe oder ein Braten von diesem Thiere nie fehlen. Der Hausherr beräuchert den angerichteten Tisch. Ist das Mahl zu Ende, so nimmt man (an den Südhängen des Balkans) einen Zweig vom „dren" (Cornelkirschenbaum), giebt etwas Weizen in eine Schüssel und bringt beide zum Feuer, um das sich alle Hausgenossen versammeln. So viele Familienglieder, ebensoviele Bolzen werden von dem Zweige genommen und man wirft sie nun einzeln unter Nennung der verschiedenen Namen auf eine erwärmte Eisenplatte. Oeffnen sich dieselben, so wird die bezügliche Person während des Jahres sicher gesund bleiben! Dasselbe geschieht hierauf mit den Weizenkörnern und schwellen sie auf, so bedeutet dies Glück in allen Unternehmungen für das betreffende Familienglied. Die Zweige werden aber sogleich

unter dem Hausdache befestigt. — Bei Koprivštica gieht man vor dem Nachtessen Glut auf die eiserne Pflugschaufel uud mnn sieht dann voll Erwartung nach beendetem Mahle nach. Gehen die Kohlen noch, indem man sie schürt, sprühende Fuukeu, so bedeutet dies ein fruchtbares Jahr; das Gegentheil zeigt ein schlechtes an und wird viele „peperudo“ — Processionen nöthig machen! — In Panagjurište versammeln sich die Mädchen vor Sonnenuntergang an einem freien Orte, schöpfeu einen Kübel Wasser und legen jede für sich etwas Gerste und ein Bouquet, an dem ein Ring befestigt ist, hinein, die verheiratheten Frauen ein Sträusschen mit einem Armring. Sie umschreiten hiernuf gemeinschaftlich im Kreise den Kübel und singen: Versammelt Euch, kleiue und grosse Mädchen, damit wir die Ringe hesingen! Es tritt nun eine Frau vor und ruft: Welches Mädchen wird so glücklich sein, eineu schmucken, reichen, jungen Mann zu ehelichen? welches einen Kaufmann? welches einen Wittwer? welches einen Trunkenbold? welches wird ledig bleiben? welche Frau wird nach Jerusalem pilgern? welche wird bald gesegnet werden? welche zweimal heirathen? und noch weitere, für das ledige und verheirathete Frauengeschlecht interessante Fragen. Das Mädchen, welches den Eimer gefüllt, zieht auch die bezüglichen Loose, an deren richtiger Erfülluug nicht gezweifelt wird.

Am Frühmorgen des „surova godina“ (Neujahrstages) holt ein junger Bursche des Hauses den „Dren“zweig vom Dache, streut etwas Weizen in allen Räumeu aus und ruft: Hier Freude und heiliger Vasil (Basilius)! Hierauf tritt er vor die in keinem Hause fehlende Ikonostasis, schlägt das Bild dreimal mit dem Zweige und ebenso der Reihe nach alle versammelten Hausmitglieder uud singt, z. B. bei Sistov, den auf S. 58 mitgetheilten Segensspruch. Später ziehen Kinder und Erwachseue bis zum Abeud Glückwünsche ausrufend von Hof zu Hof, sammeln allerlei Gabeu uud verschmausen diese am nächsten Tage bei einem gemeinsamen Festgelage.

Ausser den hier geschilderten Fest-, Fasten- und Feiertagen, werden aber noch von den Bulgaren viele Tage ausgezeichneter Heiliger, z. B. des Sveti Nikola, der Archangelov den u. s. w. festlich begangen. Man opfert an solchen Tagen Lämmer und Schafe, veranstaltet Schmäuse, bei welchen die Wein- und Rakieflasche eine grosse Rolle spielt und die jungen Leute bei Gaidamusik lustig singen uud tanzen.

Andererseits gieht es Monate und Tage, welche für den armen Erdenmenschen unheilvoll! In erster Linie der Dienstag und Freitag. An beiden tritt man keine Reise an, beginnt kein wichtiges Geschäft und verlobt sich nicht; denn sonst würde ein Theil bald verwittwet werden. Am Vorabend des Freitags dürfen die Frauen auch nicht spinnen, dies wäre den Augen sehr nachtheilig u. s. w. u. s. w. Von den Monaten ist es der Februar, in dem man sich durchaus nicht versprechen, verloben darf!

Wie ich bereits es oft hervorhob und aus den geschilderten Festgebräuchen deutlich erkennbar, wurzelt der Sinn für das Familienleben auch bei den Bulgaren gleich tief, wie bei allen slavischen Völkern. Der bis vor Kurzem auf ihn geübte Druck von Seite der herrschenden Rasse, seine vollkommene Ausschliessung von dem politisch-administrativen Getriebe des Staates, dessen Geschäften er, ungleich Griechen und Armeniern, bisher beinahe gänzlich ferne stand, schränkte dessen Fühlen und Trachten auf den engen Herd des Hauses ein und festigte die Gefühle der Eltern-, Kindes- und Geschwisterliebe, welche den Slaven im Allgemeinen auszeichnen.

Die bulgarischen Ehen sind im Vergleiche zu türkischen und selbst griechischen ungemein fruchtbar. Der neu ankommende Sprössling wird von der gesammten Familie als ein höchst willkommener Zuwachs begrüsst und Unfruchtbarkeit der Frau stets als ein grosses, wahrscheinlich durch einen geheimnissvollen Zauber hervorgerufenes Unglück betrachtet. Sorgfältig sucht man Wöchnerin und Kind durch allerlei Marafets vor dem bösen Blicke zu bewahren und schon im Mutterleibe wird das letztere all dem mystischen Spuke überantwortet, mit dem die Baba so wohl vertraut ist und der später den künftigen Weltbürger auf seinem Lebenswege durch das gefährliche Labyrinth des durch feindliche Geister unsicher gemachten irdischen Jammerthals geleitet.

Fühlt eine Bulgarin der südlichen Gebiete des Balkans (in der Gegend bei Tatar-Pazardšik) ihre Niederkunft heranziehen, so sucht sie durch Vermittlung der Baba von einer „Hadžika“, d. i. eine fromme Frau, welche die Pilgerfahrt nach Jerusalem gemacht, ein Stückchen von einem Stricke zu erhalten, der von den h. Mönchen um den berühmten Stein gewickelt worden war, auf den einst die h. Gottesgebärerin sich stützte, als sie plötzlich die Geburtswehen überraschten. Der Handel mit diesen heilthätigen Binden bildet eine höchst lucrative Einnahmequelle für die orientalischen Klöster im gelobten Lande; denn in der Gegend des Kreuzbeines befestigt, fördern sie eine glückliche Geburt. Noch mehr erleichtert wird letztere durch eine Wurzel, welche die Baba mit mystischen Sprüchlein in eine Schüssel mit Wasser wirft. Erräth der Mann das Heranbrechen der verhängnissvollen Stunde, so steckt er seine Hände in den feuchten Inhalt und lässt seine Frau hierauf davon trinken. Derselbe Process wiederholt sich mit Hausgenossen und Kindern, sobald sie dem bei civilisirten Völkern vor ihren so sorgfältig gehüteten Geheimnisse auf der Spur.

Ist die Bulgarin unter dem Beistande der Baba glücklich entbunden, so entzieht sie den Ankömmling (in den Gegenden am Kamčikflusse) unter allerlei Beschwörungen durch eine Abreibung mit Salz und durch eine Räucherung des Raumes auch die Mutter allen übernatürlichen Einflüssen. Sie steckt der Wöchnerin überdiess (an den Südhängen des Balkans) ein Stück Knoblauch und einen

Ring ins Haar, legt rothe Zwiebel und einen Schürrhaken auf ihr Kopfkissen und bedeckt ihr Gesicht bis zum Munde mit einem weissen Tuche, um dieselbe vor „uruki“ (Verschreiung) zu behüten. Die glückliche Vermehrung der Familie wird von allen Seiten mit Glückwünschen für Wöchnerin und Kind gefeiert. In den Donaugegenden, z. B. bei Sistov, umtanzen die jüngeren Sprösslinge ein lustig brennendes Feuer von dem Stroh, das unter dem Kissen der Wöchnerin zur Erinnerung an die Krippe des Heilands gelegen, nachdem die Muttergewordene dasselbe dreimal umschritten hat. Man malt auch dort ein rothes Kreuz auf den horizontalen Pfosten der Hausthüre, lässt hinter derselben durch 40 Tage ein Stück Eisen und nach Sonnenuntergang darf Niemand in das Haus eintreten oder dasselbe verlassen. Das Thor bleibt vollkommen geschlossen.

Am dritten Tage nach der Geburt bringt die Taufpathin (bei Tatar Pazardšik) eine Flasche Wein, Zucker, ein Kännchen Oel, etwas Weizen und ein Blatt Amaranth und bereitet mit Beihülfe der Baba die „tretini“, das heilbringende Bad. Sie bestreicht das Kind mit Oel, wirft einige Geldstücke ins Badewasser, welche, nachdem das Bad geendet, der Baba zufallen und man schliesst den Tag mit einem kleinen Schmaus, zu dem die Nachbarinnen glückwünschend einsprechen.

Nach dem kirchlichen Taufacte überbringt die Pathin das Kind dem Vater, welcher an der Hausschwelle es mit einem neuen Hemdchen erwartet, mit dem Spruche: als Heidlein übergabst du mir dein Kindlein, als Christlein bringe ich es dir zurück. Hierauf folgt ein Festschmaus, zu dem die Geladenen mit Gaben für die Wöchnerin erscheinen. Die Pathin und Baba werden vom Hausherrn mit Wein, Speisen und je zwei Laiben Brot beschenkt und von der Wöchnerin erhalten sie je ein hübsches Tuch, das sie sogleich am Gürtel befestigen. Das Kind wird auch durch 40 weitere Tage (bei Tatar Pazardšik) von der Baba gebadet. Am 40. Tage geht die Wöchnerin mit Baba und Kind zum ersten Male zur Kirche. Der Pope liest ein Gebet, das man „reines Gebet“ nennt, worauf man die Frau Pathin besucht. Beim Fortgehen erhält das Kind ein Ei oder Zucker, die Wöchnerin etwas Weissbrot und Salz. Man giesst ihr aber auch; damit sie viel Milch bekomme, ein wenig Wasser in die Schuhe. Zum Schlusse dankt die Pathin der Baba für die gehabte Mühe und küsst deren Hand! — Noch gilt es aber den jungen Sprössling gegen den bösen Blick und vor Verschreiung zu bewahren. Die Baba heftet also, ähnlich wie bei den Albanesen, ein Stückchen Knoblauch an das Mützchen der Knaben und Geldmünzen an das Häubchen der Mädchen.

Die Kinder hängen oft noch mit 3—5 Jahren an der Mutterbrust; sonst aber werden sie gänzlich ihrem Sterne überlassen. So zärtlich auch die Mutter ihr Kind liebt, so wenig versteht sie es dasselbe zu pflegen. Die Sterblichkeit

unter den Kleinen ist erschrecklich gross. Diejenigen, welche das zarte Kindesalter überstehen, danken es einzig ihrer kräftigen Constitution; denn nicht immer erzielen die Heilkünste und Marafets der Bahn die erhoffte Wirkung und Aerzte sind in den Dörfern und kleinen Städtchen der Türkei gänzlich ungeknnnt. Man weiss sich jedoch zu helfen. Ueberfällt ein Kind plötzlicher Schreck, so wirft man glühende Kohlen in eine Schüssel mit Wasser und lässt es davon trinken; während die Baba einige Formeln spricht. Diese Beschwörung heisst „bajeni." Die Lieblingsspiele der heranwachsenden Knaben sind das Ballspiel, Steinwerfen, Wettläufe und Kriegsspiele. Die Mädchen unterhalten sich mit Puppen, Blindekuhspiel, Thüre der Königin u. s. w.

Im reiferen Alter kommen die Jungfrauen an den langen Winterabenden am Feuer eines Hauses zusammen. Arbeitend und am liebsten spinnend werden Liebes- oder sonstige lyrische Lieder angestimmt. Auch die Burschen erscheinen. Sie scherzen und erzählen und man trennt sich oft erst in später Nacht. Hier entspinnt sich oft der süsse Faden heimlichen Einverständnisses, der manchmal zum Altare führt. Gewöhnlich aber löset sich all die Poesie, mit welcher im Occident die Werbung um die Geliebte und künftige Gattin umwoben ist, bei dem bulgarischen Jüngling in einen höchst nüchternen Materialismus auf.

Die Wahl des neuen Hausmitgliedes wird nicht als eine persönliche Angelegenheit des Individuums; sondern als eine die ganze Familie direct betreffende angesehen und namentlich auf dem Lande nehmen die Eltern auf die Wahl des Mädchens den grössten Einfluss. Physische Stärke und Arbeitsamkeit sind die Cardinal-Eigenschaften, welche gefordert werden, mag die Erwählte auch weniger hübsch sein. Gewöhnlich heirathen die Mädchen im Alter von 16 – 20 Jahren. Mit 25 Jahren gilt ein Mädchen bereits für alt und hat in vielen Gegenden nur Aussicht einen Wittwer zu bekommen. Die Bursche verheirathen sich im 20—25. Jahre. Aeltere, über 30 Jahre alte, heirathen gewöhnlich junge Wittwen. Die Unterhandlungen mit den Eltern des Mädchens werden vertraulich eingeleitet, ihre Ausstattung wird genau festgestellt und ebenso das Kopfgeld, mit dem sie der Werber gewissermassen erkaufen muss. Ist alles geordnet, dann erst wird durch „svati" (Freunde des Bräutigams) förmlich um die Hand des Mädchens geworben, der Ring des Werbers überbracht und jener des Mädchens für diesen übernommen. Hierauf versenden Braut und Bräutigam Bouquets an die Jungfrauen der befreundeten Familien, welche dieselben durch mehrere Tage als Zierde ins Kopfhaar stecken. In den Donaustädten folgt dieser stillen Werbung und Versprechung eine officielle, welcher der Pope assistirt und die gewöhnlich ein grosser Horotanz beschliesst.

Es kommt aber auch vor, dass die Eltern der Erwählten sich weigern, der angebotenen Werbung zuzustimmen, selbst wenn das Mädchen mit derselben ein-

verstanden ist. Erscheint letzteres in solchem Falle freiwillig mit dem jungen Manne im Hause seiner Eltern, so schürt sie dort am Herde das Feuer auseinander und wird sie hierauf zum Niedersetzen aufgefordert, so gilt dies als zustimmendes Zeichen ihrer Aufnahme. Weder sie noch ihre Eltern erhalten aber dann Geschenke; hingegen kann der Bräutigam auch nie mehr ihre Rückkehr ins Elternhaus verlangen. Man nennt eine solche Heirath „pristanka.“

Hat der Ringtausch und die Versendung der Bouquets stattgefunden, dann wird die Verlobung im Hause der Brauteltern in Anwesenheit der nächsten Verwandten und Freunde im lustigen Gelage gefeiert. Der Wein kreiset fröhlich in den verschiedenen Räumen, in welchen gesondert die jungen Mädchen und Bursche, in anderen die Verheiratheten passende Toaste und Gesänge ertönen lassen. Musik und Tanz dürfen natürlich nicht fehlen. Unter den Geschenken, welche an diesem Tage der junge Mann seiner Braut verehrt, wird namentlich der Werth des aus Gold- und Silbermünzen bestehenden und schon früher bestimmten Halsschmuckes genau geprüft. Entspricht er dem Brautvater und ebenso der Kopfschmuck, die Arm- und Ohrringe, die Gürtelspangen und Pantoffeln, dann mögen sich die jungen Leute als Verlobte betrachten. Die Geschenke werden den Versammelten zur Schau ausgestellt und diese trinken das Wohl des Brautpaares. Bereits am nächsten Tage erscheint die bräutliche Dorfschöne, geziert mit dem ganzen Gewichte des ihr gewidmeten Geld- und Juwelenschmuckes. Sie prunkt mit demselben an Sonn- und Festtagen bis zur Heirath, und glücklich, wenn er so reich, ihr Verlobter so stattlich, als sie beide in den ihr zur Koledazeit von der Dorffee vorgezauberten Bildern erblickte.

Die Heirath wird selten vor mehreren Monaten, oft aber erst, namentlich, falls die Verlobten noch sehr jugendlich, in einigen Jahren vollzogen. Der Vater des Bräutigams ist sodann diesem bei dem Baue seines Häuschens, das sich im gemeinschaftlichen Familienhofe erhebt, nach Kräften behülflich und ebenso zum Ankaufe eines Ochsenpaares und der nothwendigen Hausthiere. Ist Alles im Stande, so begeben sich die svati (Brautbitter) zu den Eltern der Verlobten, erstatten Bericht und ersuchen um die baldige Bestimmung des Tages der Vermählung. Gewöhnlich wird er auf einen Sonntag im Spätherbste, wo man weniger zu thun, verschoben, da die Festlichkeit mehrere Tage in Anspruch nimmt.

Die Feier wird eine Woche vor dem Hochzeitstage durch Tänze der Jungfrauen vor dem Hause der Braut und der Jünglinge vor jenem des Bräutigams eingeleitet. Am Mittwoch sendet der Verlobte seiner Erkornen allerlei Putzstücke und „Kana“, womit die südslavischen Frauen Kopfhaar und Augenbrauen dunkel färben. Auch kommen die befreundeten Frauen, stecken ihr jede eine Münze in das, in unzählige Tressen geflochtene Haar, und begleitet von den Brautjungfern

nimmt sie am Abend ein volles Bad, nach dem die Frauen schmausen, singen und tanzen. Am Freitage wird die Ausstattung der Braut im Elternhause ausgestellt. Sie selbst sendet dem Verlobten ein schönes Hemd und einen Kuchen, den er, zurückgekehrt von dem Bnde, in das ihn seine Freunde geleiten, mit diesen verzehrt. Am Samstag folgt im Hause der Braut gemeinschaftlicher Schmaus, Tanz nnd Gesang.

Die kirchliche Einsegnung wird nun am Sonntage in der Kirche, oder falls keine solche im Orte, in des Bräutigams Vaterhause vorgenommen. Im feierlichen Zuge, an dessen Spitze die svaten, der Krsnik und die Krsnica (Beistände), die dever (Führer), der bairaktar (Fahnenträger) einherschreiten, zieht die Procession der Verwandten und Gäste, die Männer mit Obst und Blumen geschmückten Stäben nach der kirchlichen Ceremonie (S. Serbien, S. 531) zum Hochzeitsschmause. An der Schwelle ihres Hauses werden die Vermählten (bei Varna) von der Schwiegermutter mit Fruchtkörnern bestreut, worauf die Braut dieser die Hand küsst und ebenso allen verheiratheten Frauen, welche mit kleinen Geschenken diese Huldigung erwiedern. In den Donaugegenden erhält die Braut an der Schwelle zwei Laibe Brot unter die Arme. Man steckt sodann in der Stube zwei brennende Kerzen in dieselben und setzt ihr hierauf ein Kind auf den Schooss, um sie symbolisch zur künftigen Mutter zu weihen. Jenseits des Balkans (im Süden) giebt die Schwiegermutter der Braut einen Laib Brot in die rechte, ein Glas Wein in die linke Hand und zieht hierauf das Brautpaar sammt dem dever mit einem sie gemeinsam umschlingenden Gürtelbande über eine ausgebreitete Leinwand in das Haus, worauf letztere unmittelbar hinter ihnen wieder aufgerollt wird. Man überlässt sich nun den Freuden des Mahles, wobei man Geld für die Braut sammelt, worauf sich das junge Paar in aller Stille, begleitet von der Baba, in sein Häuschen zurückzieht. Diese hat die Aufgabe, den tafelnden Gästen die Kunde von der vollzogenen Vermählung und von der in directester Weise geschöpften Ueberzeugung der Jungfräulichkeit der Braut den noch tafelnden nächsten Angehörigen zu überbringen, welche Nachricht von diesen mit Segenssprüchen, Toasten und Pistolenschüssen gefeiert und am nächsten Tage auch den sonstigen befreundeten Häusern durch Uebersendung von Blumenbouquets mitgetheilt wird. Lautet die Kunde unerfreulich, so verstummt alle Freude, das Mahl wird aufgehoben. Die Schuldige wird allsogleich einem strengen Inquisitorium unterworfen, nach Umständen verstossen und ihren Eltern zurückgeschickt; worauf diese alle Geschenke zurückzustellen haben und die Heirath als null und nichtig betrachtet wird. In den südlichen Gebieten des Balkans geht man oft so weit, die Schande der jungen Frau durch die Bahn dem ganzen Dorfe öffentlich verkünden zu lassen!

Im glücklichen Falle verlassen die Neuvermählten oft erst nach einigen

Tagen ihr Haus. Sie hat jedoch an den nächsten Tagen noch verschiedene Gebräuche durchzumachen, bevor sie in die Reihe der Hausfrauen aufgenommen wird. In den Donaugegenden erscheint zeitlich am Morgen Musik im Hofe und bringt dem jungen Paare ein Ständchen. Hierauf kommt die Krsnica und die Mutter der jungen Frau, führen sie unter Assistenz der verheiratheten Männer und Frauen zu einem, in der Mitte des Hofes vorbereiteten Sitze und schmücken sie mit dem im Dorfe üblichen (jede Gegend hat ihren eigenthümlichen) Kopfputze der Frauen, wobei die Musik lustig aufspielt.

Bei Leskovec*) erscheint die Krsnica und die Mutter der Neuvermählten, jede begleitet von etwa zwanzig Frauen und führen das von einem Schleier gemeinsam bedeckte Paar unter einen jungen Baum. Nachdem die jungen Eheleute der Krsnica die Hand geküsst, entfernen Knaben unter heiterem Gaidaspiel den Schleier mit einigen frisch gebrochenen Zweigen, hängen ihn auf den Baum und umtanzen ihn. Am Mittwoch führt man die junge Frau dort mit Musik zum Brunnen, in dessen Trog und um dessen vier Ecken sie Hirse streut, zum Danke, dass die Quelle ihren Mann gelabt und ihre dürstenden Kinder einst tränken wird. Der anwesende dever nimmt einen Kübel voll Wasser, die Frau wirft Geldstücke hinein, dann stürzt sie den Kübel um, was den Wunsch stetigen Ueberflusses im Hause bedeutet und die Kinder bemächtigen sich der Geldstücke. Am Zaunthore des Gehöftes empfängt sie die „Kobilca", die Schulterstange, auf welcher die Wassereimer zum und vom Brunnen von den bulgarischen Mädchen und Frauen getragen werden. Sie empfängt die gefüllten Wassergeschirre aus den Händen der Schwiegermutter, Kinder werfen Erde, Gras, Weizen als Andeutung, dass die junge Frau Wohlstand ins Haus bringen möge, in die Eimer, worauf ihr die Kobilca wieder abgenommen wird und sie der Schwiegermutter als Zeichen künftigen Gehorsams die Hand küsst. Es folgt nun ein letzter Horotanz und die Hochzeitsfeier erhält so ihren Abschluss.

Fast in allen Gegenden Bulgariens gilt der erste Ausgang der Neuvermählten dem Brunnen. Bei Varna wird sie von den verheiratheten Frauen des Dorfes abgeholt. Sie umschreitet ihn, geleitet von den ältesten, drei Mal, schöpft sodann zwei Kübel Wasser und wird mit dem feuchten Inhalt beschüttet. Sie küsst hierauf allen der Reihe nach die Hände, erhält Früchte zum Geschenke, besucht Eltern und Verwandte und ist nach Erfüllung aller dieser Formen für immer in die Zahl der verheiratheten Frauen aufgenommen.

Ueberall wird ein hoher Werth der Moralität der bulgarischen Mädchen beigelegt und sie wird auch im Allgemeinen, mit geringer Ausnahme einiger desshalb berüchtigter Districte, sehr gerühmt. Auch die eheliche Treue der Frauen

*) Nach einer Mittheilung P. W. Odžakow's.

wird gewöhnlich strenge gefordert und bewahrt. Nur selten verheirathet sich eine Frau als Wittwe nochmals. Man begegnet namentlich in den Städten sehr vielen Frauen in schwarzer Tracht und sie tragen sie oft bis zu ihrem Lebensende, obwohl der adet (Gebrauch) nur ein Jahr Trauer bestimmt. Auf dem Lande (bei Varna) kehrt die Wittwe jedes einzelne Kleidungsstück nach aussen, an der Donau legt sie in den Städten allen Schmuck ab und bedeckt den Kopf mit einem weissen Tuche, das durch 40 Tage nicht gewaschen wird. Südlich vom Balkan trägt sie durch gleich viele Tage ein schwarzes Kopftuch. Stirbt die Frau, so rasirt sich der Wittwer 40 Tage lang nicht und heftet ein Stück dunkles Tuch an seine Mütze. Heirathet ein Wittwer zum zweitenmale, so geht er am Hochzeitstage auf das Grab seiner verstorbenen Frau und giesst Wein auf dasselbe; denn man glaubt, dass ihre Gebeine hierdurch verbrennen. Auch dürfen die Kinder aus erster Ehe während der Hochzeitsnacht nicht im Hause bleiben, dies würde ihnen unfehlbar Unglück bringen!

Fühlt der Bulgare die letzte Stunde seines Erdenwallens herankommen, hat ihm die Baba des Dorfes angekündigt, dass ihre Heilkünste, Marafets, Besprechungen u. s. w. gegen die stärkeren Naturgewalten ohnmächtig kämpfen, dann ergiebt er sich mit stoischer Resignation in das unabänderliche Schicksal. Er unterhandelt und feilscht, falls er noch genügende Kraft besitzt, über sein Begräbniss mit dem Popen und bespricht mit seinen Angehörigen den nach seinem Ableben zu gebenden Todtenschmaus, das Wehklagen der Frauen stört ihn dabei nicht. Der merkwürdige Fatalismus, der ihn durchs Leben führte, verlässt ihn auch im letzten Augenblicke nicht, weiss er doch, dass die Zurückgelassenen sein Andenken auch nach dem Tode ehren; sowie Leib und Seele es an nichts fehlen lassen werden.

Von dem Agonisirenden sagt der Bulgare, dass er Engel sehe. Man giebt ihm eine brennende Kerze in die Hand, umbindet die Wangen fest mit einem Tuche und drückt ihm die Augenlider zu. Kaum haben die Pulse des Sterbenden zu schlagen aufgehört, so beeilt man sich (bei Varna) alle Hohlgefässe, Krüge, Kessel u. s. w. im ganzen Hause umzukehren, damit sich die scheidende Seele nicht in dieselben flüchte und die Zurückbleibenden später nicht unangenehm belästige! Nun entkleidet man den Todten, wäscht ihn, legt ihn mit dem neuesten Anzuge bekleidet, mit dem Gesichte gegen Osten auf das Schaulager, stellt je eine brennende Kerze neben Kopf und Füsse, und Jene, welche hierbei beschäftigt, beräuchern den Leichnam. Den verstorbenen Popen werden diese Liebesdienste, falls andere Geistliche in der Nähe, ausschliesslich von diesen und dem „Hadži" von anderen Jerusalempilgern geleistet. Nach diesen ersten Liebesdiensten löscht man die brennenden Kerzen aus, kreuzt die Hände des Todten und drückt ihm eine brennende Kerze in dieselben. Sodann zieht man ihm Strümpfe und Schuhe

an, bindet dessen Füsse zusammen, legt ihm eine ikona (Bild) auf die Brust, stellt neben dem Kopfe eine brennende Lampe auf einen Stuhl, einen hohen Leuchter mit langer Wachskerze daneben und schmückt das Haupt mit Blumen.

Bald füllen ausser den Angehörigen auch die anlangenden Freunde des Verstorbenen den Raum. Sie erweisen ihm ihre Verehrung, indem die Männer ihm brennende Kerzen widmen, die Frauen aber neben solchen auch Blumen. Alle küssen das Bild und des Todten Gesicht, als Symbol der Versöhnung, des Vergessens jeglichen Zwistes und etwa erlittener oder zugefügter Unbill. Während all dieser Vorgänge ertönen unausgesetzt die Wehklagen der nächsten Angehörigen in oft herzzerreissender Weise. Man preiset den Verstorbenen als Vorbild aller Tugenden und ist es der Mann und Vater, so brechen Frau und Kinder in Klagen der Verzweiflung aus, als würde der ganze Wohlstand und die Zukunft des Hauses mit dem Verstorbenen zu Grabe getragen. Man ruft heulend:

O Milan!

„Wer wird nun für uns ackern?"

O Gott! O Gott!

„Wer wird künftig das Getreide zur Stadt fahren?"

O Gott! O Gott!

„Wer wird im Walde nunmehr das Holz schlagen?"

O Gott! O Gott!

„Wer wird für uns so liebevoll wie du sorgen?"

O Gott! O Gott! u. s. w. u. s. w.

Ist die Sterbende eine verheirathete Frau, so befrägt der Mann sie, ob er sich der Kinder wegen wieder verehelichen dürfe. Selten verweigert sie ihre formelle Zustimmung, und er befestigt sodann einen Ring an ihrem rechten Arme, mit dem sie begraben wird.

Bis zum Begräbnisse achtet man wohl darauf, dass weder Mensch noch Thier, insbesondere ein Hund oder eine Katze über den Leichnam schreite, sonst könnte sich der Todte in einen Vampyr verwandeln und dem Hause und Dorfe Unglück bringen!

Wenige Stunden, nachdem der Sterbende geendet, wird der Leichnam zur Kirche gebracht, eingesegnet und der Muttererde übergeben. Oft ohne weiteres priesterliches Geleite, fährt die mit zwei Ochsen bespannte araba (Karren) ihn auf den bescheidenen Friedhof, wo er in einer kaum zwei Fuss tiefen Grube versenkt wird. Es wird ein Weizengericht unter die Anwesenden vertheilt und jeder Begleitende wirft eine Handvoll Erde auf das Grab. Ist die Familie wohlhabend, so lässt sie durch den Popen einige Messen für den Todten lesen. Unentgeltlich würde er es kaum thun; hingegen fehlt er nie bei dem Leichenschmause, der noch am selben Abende im Trauerhause gegeben wird. Er verläuft in aller

Stille und man begnügt sich, mit einigen Gläsern Raki auf das Seelenheil des Hingeschiedenen zu trinken.

Am Tage nach dem Begräbnisse besuchen die Frauen das Grab, giessen Wein und Wasser auf dasselbe, vertheilen Speise und Trank an die anwesenden Ortsarmen und stimmen aufs Neue Klagelieder an. Man stellt auch eine Thonlampe in einem hölzernen Schutzgehäuse auf das Grab und sorgt dafür, dass sie mit Oel gefüllt und durch drei Jahre brennend erhalten werde. Die Besuche des Grabes werden von den nächsten Angehörigen am 3., 9., 12., 20., 40. Tage, dann nach 3, 6, 9 und 12 Monaten wiederholt. Am 40. Tage trägt man 40 Kerzen und ebenso die Reste der am Begräbnisstage gebrauchten auf das Grab. Bei allen diesen Besuchen stellen die Frauen der Verstorbenen Schüsseln mit gekochtem Weizen, Reis und Krüge mit Wein oder Raki auf die Gräber der Verstorbenen. Der Mann trägt jedoch nur zur „zadušnica" (Allerseelentage) Speise und Trank auf das Grab der Frau. Alle Verwandten betheiligen sich bei diesen Erinnerungsbesuchen; auch der Pope, falls ein solcher im Dorfe. Man glaubt allgemein, dass die Seele des Verstorbenen gegenwärtig sei und die erwiesene Ehre günstig aufnehme.

Die „zadušnica" wird in einigen Gegenden Bulgariens dreimal im Jahre, in anderen fünfmal begangen und zwar stets an den Samstagen vor dem Archangelovden, vor den Fleischfasten, vor der Charwoche, vor der Thomaswoche und vor Pfingsten. Man schreibt dann auf einem Zettel, an dessen Spitze ein grosses Kreuz gemacht wird, der Reihe nach die Namen der Verstorbenen der Familie, so weit sie noch in deren Gedächtniss erhalten sind, und zuletzt jene der letzten Generation. Diese Liste wird von dem Popen unter Segenssprüchen in der Kirche im Beisein der Angehörigen abgelesen und zugleich weiht er auch die „Kolevo", das Todtengericht, das aus einem riesigen Kuchen von Weizen mit aufgestreuten Nüssen, Gewürzen, Zucker und einem aufgelegten Kreuze von gleichen Ingredienzien besteht. Dieser Kolevo wird nun auf das Grab der Verstorbenen getragen und unter vielfachen: bog da prosti! (Gott verzeihe dir!) gekostet und zum Theil den Ortsarmen gespendet. Diese erhalten auch in manchen Gegenden, z. B. bei Želesnik, je nachdem die Verstorbenen Männer, Frauen, Knaben oder Mädchen, wassergefüllte Gläser, Schüsseln, Krügchen oder Näpfe zum Geschenke, wobei darauf geachtet wird, dass das Alter der Armen stets jenem der Verstorbenen so ziemlich entspreche. Man glaubt, dass dies den Verstorbenen eine angenehme Erquickung bereite.

Wie man sieht, ist auch bei den Bulgaren und vielleicht noch mehr als bei allen anderen Bekennern der orientalischen Kirche der Wahn verbreitet: man müsse die Todten nähren, darf es ihnen an nichts fehlen lassen und man müsse es ihnen auch in solch materieller Weise beweisen, dass man stets ihrer in Liebe gedenke.

Sehr oft ist der von gleichen Ideen befangene, unwissende Pope bei dieser Ceremonie gegenwärtig, welche gewiss in der heidnischen Vorzeit, vielleicht in den verlorenen Traditionen des Demeter- und Dionysus-Cultus wurzelt. Die alten Kirchenväter eiferten vergebens gegen diese uralte Sitte, sie mussten mit dem Volksglauben pactiren, der sich weit weniger mit dem Fortleben der Seele und dem Paradies beschäftigte, als mit dem Gedanken das materielle Wohl der Hingeschiedenen zu sichern. Das Todtenmahl wurde also geduldet. Man versuchte es von Seite der Kirche mit christlichen Glaubensideen in Verbindung zu bringen, ohne jedoch dessen heidnischen Ursprung tilgen zu können. Der Glaube an das dauernde materielle Bedürfniss der Verstorbenen ist bei den Bulgaren so tief gewurzelt, dass die Frauen, falls ihnen von ihrem einstigen Manne träumt, dies als eine übernatürliche Anzeige und Aufforderung betrachten, er hungere, durste und fordere Speise und Trank.

Nach drei Jahren werden die Gebeine des Bestatteten ausgegraben, gewaschen, in ein Leinensäckchen gesteckt, vor den, selbst in der kleinsten Dorfkirche vorhandenen bischöflichen Thron gebracht, vom Popen eingesegnet und sodann erneuert bestattet. Ist dieses zweite Begräbniss vollzogen, so geht nur noch der dem Todten nächste Nachtrauernde an den Freitagabenden und am Morgen der Samstage auf dessen Grab und zündet auf demselben eine Kerze an.

Das rasche Begräbniss der Verstorbenen, unmittelbar nach dem Verscheiden, hat wohl manchen Scheintodten vorzeitig der Erde überliefert. Da die Decke jedoch nicht hoch und fest geschichtet und der Leichnam in keinem Sarge ruht, kam es wohl oft vor, dass der Todtgeglaubte plötzlich wieder in Mitte der Seinigen erschien, ohne dass der Verdacht des Vampyrthums auf ihm ruhte.

Wie in allen südslavischen Ländern, ist auch in Bulgarien der Vampyrglaube allgemein verbreitet. In Serbien heisst er vukodlak, hier „vampir" (lipir u. s. w.). Das Vampyrthum ist in gewissen Familien erblich, es giebt aber auch Dispositionen für dasselbe und oft wird man ganz unverhofft durch bösen Zauber zum Vampyr. Am häufigsten, wenn ein heimtückischer Maurer bei Beginn eines Hauses des Vorübergehenden Schatten mit einer Schnur misst und diese dann in die Grundveste desselben mit einmauert. Bereits nach 40 Tagen wird man zum bösen Geiste (talasam) und beunruhigt des Nachts bis zum ersten Hahnschrei mit allerlei Spuk die friedlichen Ortsbewohner.

Neun Tage nach dem Begräbnisse verlässt der Vampyr sein Grab. Oft unterhält er sich, ähnlich dem deutschen „Kobold", ganz harmlos damit, die Leute nur plötzlich zu erschrecken. Manchmal lockt er sie aber durch Schmeichelrufe aus ihrer behaglichen Ruhe vor das Haus und schlägt sie dann schwarz und blau. Seinem Unwillen macht er durch fürchterliches Poltern Luft. Er fährt dann als

Schatten über Flur und Weide, lässt Blutspuren zurück oder beschmutzt die Bilder der Heiligen mit Koth, fordert die stärksten Bursche zum Zweikampf und diese brechen sich im Ringen mit dem Unsichtbaren die Beine.

Wenn der bulgarische Vampyr 40 Tage lang als Schatten sein Unwesen getrieben hat, dann entsteigt er selbst seinem Grabe, nimmt wieder Fleisch und Blut an und heirathet vielleicht auch an einem fremden Orte, wo er ungekannt und kein Verdacht ihn belästigt. Er benimmt sich dann scheinbar friedlich gegen seine Frau und Jedermann. Des Nachts verlässt er aber sein Lager, verrichtet allerlei Arbeiten, reinigt die Strassen, verzehrt die gefallenen Büffel und Ochsen, saugt das Blut aus allen Kühen, welche irgendwie krank sind. Nur nach Menschenblut scheint es dem bulgarischen Vampyr seltener als seinen anderen südslavischen Brüdern zu gelüsten.

Nichts natürlicher als dass man den „Krvopijac" (Blutsauger) unschädlich zu machen sucht. Oft geschieht es durch von der Dorffee präparirtes Gift, manchmal und selbst heute noch durch Verbrennung. Man öffnet auch das Grab des „lipir" und stösst ihm einen Nagel oder Pfahl tief in die Brust. Auch durchlöchert man den Leichnam mit Pistolenschüssen und stampft dann wieder die Erde fest auf denselben. Am leichtesten versichert man sich aber des Vampyrs, indem man ihm plötzlich aus einem Verstecke, das er passiren muss, mit einem geweihten Bilde entgegen tritt. Er überfliegt dann selbst Dächer und alle Hindernisse und indem man ihn mit dem Talisman eiligst verfolgt, zwingt man die Vampyrseele in eine vorbereitete, mit dessen Lieblingsspeisen gefüllte Flasche zu flüchten. Diese wird nun rasch mit einem Propfen, in dem sich ein Theilchen eines geweihten Heiligenbildes befindet, verkorkt und sodann dem Feuer übergeben.

Im Dorfe Peštera, erzählt uns Vasil Čolakov, dem wir manch schätzbare Mittheilung über Bräuche bei Tatar-Pazardšik verdanken, fiel jüngst ein Maurer beim Bau eines Hauses vom Gerüste herab. Er wurde begraben; doch schon wenige Tage nach seinem Tode begann es im Hause des Meisters zu spuken. Nach Berathung mit den Gesellen begab man sich gemeinsam zum Grabe des Verunglückten und, wie man sich überzeugt hielt, Vampyr gewordenen ehemaligen Gehülfen, öffnete es, fand den Leichnam auch wirklich bedenklich aufgeschwollen und noch gänzlich unverwest. Man durchlöcherte in Folge dieses untrügerischen Zeichens des Vampyrthums den Körper mit vielen Pistolenschüssen, bis er „einem Siebe glich" und verbrannte ihn hierauf zu grösserer Sicherheit auf einem mit „Dornen" unterhaltenen Feuer.

Auf den Zaunpfählen der bulgarischen Gehöfte findet man oft die Schädel gefallener Pferde aufgespiesst. Es geschieht dies, weil die „talasami", welche als Schatten in weissen Gewändern, ferner als verzauberte Hunde, Hennen mit

ihren Küchlein, den Menschen erscheinen, sich gerne auf diese Schädel setzen und dann den Hofzaun nicht überschreiten.

Namentlich fürchtet man bei verstorbenen alten Weibern, dass sie „vešterici" (Hexen) werden und als röthliche Schmetterlinge das Blut den kleinen Kindern gern aussaugen. Man macht desshalb, wo sich ein derartiger Falter zeigt, Jagd auf denselben und ruht nicht, bis er getödtet und unschädlich gemacht worden ist!

Die Brunnenfee, welche im Wahnglauben aller Völker einen hervorragenden Platz einnimmt, spukt bei den Bulgaren in verschiedener Gestalt. Sie zeigt sich als weisse Katze, weisse Ziege, weisses Ross u. s. w., und hat man das Unglück, von solchen gekratzt oder gestossen zu werden, so erliegt man der Verletzung. Jungen Männern erscheint sie aber auch als weisse Frau mit verführerischen Reizen. Wehe dem, der ihre Liebe entzündet; denn ihr Kuss tödtet unfehlbar.

Der materialistische Bulgare sehnt sich jedoch weniger nach der Umarmung geisterhafter Elfen, als nach den von allerlei gespenstischen Wächtern gehüteten Schätzen, die einst zu Kral Marko's, Kaiser Constantin's oder König Alexander's Zeit in Höhlen, unter Bäumen und in alten Schlossruinen begraben wurden. Sie zu erlangen, scheuet er keine nächtlichen Abenteuer. Schwierig ist es die Schätze hütenden riesigen Neger, Feen u. s. w. durch Opfer sich geneigt zu machen oder durch allerlei Talismane und Beschwörungen zu bannen. Doch manchmal soll es gelingen.

Den Wald bevölkert der bulgarische Aberglaube, ausser mit Waldfrauen, auch mit verzauberten Thieren. Da giebt es Bären, in welchen eigentlich solche Türken stecken, die während ihres Lebens nie Schweinefleisch gekostet haben. Man fährt durch den Wald; plötzlich versagen die munteren Rösslein oder Büffel den Dienst. Sie kommen kaum von der Stelle; denn der Waldfrau gefiel es, dem Bauer zum Possen, mit ihrem Riesengewichte sich unsichtbar an dessen Seite zu setzen. Auch das Alpdrücken, plötzliches Rheuma und Gichtanfälle schreibt der Bulgare boshaften Geistern zu und sucht dagegen Amulete und Bannmittel bei Pope, Baba und Hodscha.

Die grosse Neigung des Bulgaren zum Mysticismus, sein Streben, alles, was ihm Ausserordentliches begegnet, ihn freudig und schmerzlich berührt, auf übernatürliche Einflüsse zurückzuleiten, geht aus alledem nur zu sehr hervor. Sein Aberglaube ist aber ein wesentlich anderer als jener des Serben oder Occidentalen. Es fehlen ihm, wie wir gesehen haben, alle poetischen Anklänge, er ist von einem rohen Materialismus erfüllt, der in dem von türkischer Anschauung beeinflussten Volksglauben zu wurzeln scheint, als führe der Tod den Menschen in eine andere Welt, in welcher er sein physisches Leben nur einfach fortsetzt.

Sicher ist, dass diesem Wahne bisher von Seite des niederen Klerus nur wenig gesteuert wurde, und gesteuert werden konnte. Der Ueberfluss an rohen,

ungebildeten Mönchen ist für Bulgarien von noch grösserem Nachtheile als für Serbien, da er hier nicht von verhältnissmässig zahlreichen Volksschulen einigermassen paralysirt wird. Auch sind die bulgarischen Klöster weit stärker bevölkert als die serbischen. Auf den Vorhöhen und in den Schluchten des Balkans, wo sich sehr viele Klöster eingenistet haben, findet man z. B. eine Stunde von Tirnovo entfernt auf dem rechten Yantraufer das Kloster „Sveta Troica" mit 40 bis 50 Mönchen. Ihm gegenüber liegt demungeachtet ein zweites, noch stärker bevölkertes, noch näher der Stadt ein drittes und viertes Kloster, und auf dem Wege nach dem nur 6 Stunden entfernten Elena 5 andere Klöster. Als hätte Bulgarien ihrer nicht genug, wurde vor Kurzem in Kezanlik ein neues für 20 Nonnen, unterstützt durch russische milde Spenden, vollendet und doch befindet sich in dem benachbarten Kalofer ein Kloster für 40 — 50 Frauen. In einer Schlucht des Rhodops liegt Bačkovo, das grösste Kloster des Paschaliks Filippopel, dessen Einkünfte 100,000 Drachmen übersteigen, und in einer höchst romantischen Thalenge des Rilostockes, das berühmteste aller bulgarischen Klöster, Sv. Rilo, das von etwa 120 Mönchen und 30 Laiendienern bewohnt wird und welches in seinen Räumen am Feste der h. Panagia Tausende von Personen beherbergt.

Die Zahl der Mönche und Nonnen, die bewusst und unbewusst auf die abergläubische und entsittlichende Richtung des Bulgarenvolkes hinarbeiten, ist, wie man aus diesen wenigen, ganz zuverlässigen Daten schon entnehmen kann, leider — Legion! Es darf desshalb nicht überraschen, wenn sich gegenwärtig in den Städten und besseren Ständen das Bedürfniss fühlbar macht, dem Nachwuchse, auf dem alle nationalen Hoffnungen beruhen, eine bessere, über den gewöhnlichen Elementarunterricht hinaus gehende Erziehung angedeihen zu lassen. Leider bietet sich dazu im Inlande nur ungenügende Gelegenheit und wohlhabendere Familien und Gemeinden senden mindestens einige ihrer talentvolleren Angehörigen auf die Gymnasien und Hochschulen des Auslandes.

In diesen Kreisen finden auch die ersten Anfänge der jungbulgarischen Literatur und periodischen Presse ihre Unterstützung. Das tüchtigste der bulgarischen Journale „Budušnost" ist mit seinem patriotischen Herausgeber, dem talentvollen Rakovski, gestorben. Unter den 5 — 6 übrigen nehmen die durch den Einfluss des griechischen Patriarchats zeitweise von der türkischen Censur mit Bann belegten „Makedonia" und „Pravo" die hervorragendste Stellung ein. Die bulgarischen Journale und die von Stojanović ins Leben gerufenen Publicationen der Brailaer literarischen Gesellschaft haben nicht wenig zur Hebung des heute so regen und täglich wachsenden nationalen Bewusstseins beigetragen und die Begründung einer autonom-bulgarischen Kirche mit Geschick und Eifer verfochten. Sie zeichnen sich vortheilhaft vor einigen, durch bulgarische Emigranten zu Bukarest

herausgegebenen, von dem unpraktischsten Chauvinismus erfüllten Blättchen aus, welche als Mittel der Agitation von serbischer und russischer Seite oft mehr als bloss moralisch unterstützt werden. Auf Tendenzen und Pläne dieser weitestgehenden Bukarester Fraction des „Jungbulgarenthums" habe ich bereits im I. Capitel ein Streiflicht geworfen. Es wird sich wohl noch mancher weitere Anlass bieten, deren Vorgehen zu beleuchten.

III.

GENESIS DER POLITISCHEN RECHTE

DER

BULGARISCHEN RAJAH.

1829 — 1870.

Einleitung. — Zelotenhafte Existenz bis zum russischen Kriege 1828. — Die ersten verbrieften Freiheiten im J. 1829. — Folgen der rumelischen Reise Sultan Mahmuds II. — Der grosse Reform-Minister Reschid Pascha. — Wohlthätige Massregeln in der Administration. — Abdul Medjid' I. Regierungsantritt. — Der Hatt von Gülhane 2. Nov. 1839. — Charakterisirung desselben. — Prüfung des Rajahloses nach seiner Proclamation. — Unzufriedenheit der Moslims mit seinem Inhalte. — Aufstandsversuche gegen die Rajah. — Hattischerif vom J. 1845. — Gründung der Provinzial-Medjlis. — Theilnahme der Rajah an denselben. — Das Jahr 1848. — Mission des Grafen von Leiningen. — Oesterreichs Emancipationsvorschlag der Rajah. — Lord de Redcliffe's theoretische Erfolge. — Annahme des Rajahzeugnisses vor Gericht. — Aufhebung der Kopfsteuer. — Einführung der Militärsteuer. — Conferenzen der Grossmächte zu Gunsten der Rajah zu Constantinopel. — Der Hatti-Humajun 1856. — Analyse desselben. — Seine Erwähnung im Pariser Friedensvertrag. — Der Hatt befriedigt weder Christ noch Türk! — Das englische Parlament und ein Ausspruch Lord Palmerston's über den Hatt. — Einzige Garantie für die Emancipation der Rajah. — Ein Ausspruch des deutschen General-consuls Rosen über den Hatti-Humajun.

Wollen wir die grosse Bewegung der Geister begreifen, welche in der christlichen Bevölkerung Bulgariens seit etwa fünfzehn Jahren feste Wurzeln schlug, wollen wir die Ursachen erfassen, welchen dieselbe entsprang, und wünschen wir uns ein objectives Urtheil zu bilden, wie weit dieselbe gerechtfertigt, wo die Wahrheit zwischen slavo- und turkophiler Darstellung jener, heute einen der wichtigsten Kernpuncte in der grossen Orientfrage bildenden bulgarischen Erhebung liegt, dann müssen wir nothwendig mit jenen früheren Verhältnissen der christlichen Rajah der Türkei uns beschäftigen, welche die Intervention der europäischen Grossmächte im Pariser Friedensschlusse (1856) zu deren Gunsten

herbeiführte, und wir müssen ferner prüfen, wie weit der unter dem Hochdrucke der Grossmächte entstandene Hatti-Humajun, welcher die Emancipation der christlichen Unterthanen des Sultans proclamirte, verwirklicht worden oder ein todter Buchstabe geblieben ist.

Schlagen wir diesen pragmatischen Weg ein, dann werden wir aber nicht nur den Schlüssel für die Vorgänge in Bulgarien; sondern für alle jene in Bosnien, Albanien u. s. w. periodisch auftretenden, unsere Cabinete mit Bangen erfüllenden Erschütterungen finden, in welchen sich die heftig gährenden inneren Verhältnisse der europäischen Türkei Luft zu machen suchen. Wir gewinnen aber auch gleichzeitig zum ersten Male einen Gesammtblick auf die Acte, welche seit dem Reform-Sultan Mahmud die feierlich beschworenen und erweiterten Rechte der türkischen Rajah begründet haben.

Erst durch den russisch-türkischen Krieg 1828 — 29 ist die seit der moslim'schen Eroberung des byzantinischen Reiches und der südslavischen Staaten zelotenhaft gewordene Existenz der türkischen Christenheit, welche officiell „Rajah“ (wehr- und waffenlose Heerde) genannt wurde, in eine menschenwürdigere, mit von den Sultanen verbrieften Freiheiten ausgestattete Stellung verwandelt worden.

Nur Russlands neuestes Verhältniss zur Pforte lässt sich mit jenem vergleichen, welches es unmittelbar nach dem Adrianopler Friedensschlusse am goldenen Horne einnahm. Nachdem Car Nicolaus Sultan Mahmud II. das Uebergewicht seiner Macht in zwingender Weise hatte empfinden lassen, bewies er in jeder Richtung, namentlich aber in den Friedensstipulationen, gegenüber dem niedergeworfenen Feinde eine Schonung, welche auf den ritterlichen Grossherrn tiefen Eindruck übte und ihn mit Dankbarkeit erfüllte.

Dieser Stimmung entfloss zunächst, als Aeusserung des Bestrebens, den Wünschen Russlands und in zweiter Linie der öffentlichen Meinung des christlichen Occidents gerecht zu werden, jener Ferman vom December 1829, welcher die bulgarische Rajah, ungeachtet sie an manchen Orten ihre Sympathien für den Car zu laut bekundet hatte, der vollsten sultanlichen Gnade versicherte und sie einer milden Behandlung, sowie dem Schutze der kaiserlicher Statthalter empfahl. In noch eindringlicherer Weise proclamirte Sultan Mahmud die Gleichstellung seiner christlichen mit den moslim'schen Unterthanen auf jenen denkwürdigen Reisen, die er 1831 und 1837 durch Ost-Bulgarien und Thracien unternahm, um sich der Sympathien der Rajah zu versichern und sich von den Wirkungen seiner Reformen zu überzeugen.

Ermuthigt und gekräftigt durch den Jubel, der ihn namentlich auf dessen rumelischer Reise begleitete, beschloss er noch während derselben das schwierige Regenerationswerk seines Staates mit neuem Eifer aufzunehmen. In Reschid

Pascha, seinem bisherigen Botschafter in London, suchte und fand Mahmud für seine reformatorischen Bestrebungen die geeignete Kraft. Diesem ausgezeichneten Staatsmanne, dessen Namen in der modernen Geschichte der Türkei das ehrenvollste Andenken gebührt, war es vorbehalten, als Seele des neuen Cabinets, die von Mahmud begründete Reorganisation der Verwaltung (tanzimat-i-hairieh) kräftigst zu verwirklichen.

Unter den zahlreichen, von Reschid eingeführten, den alten Missbräuchen steuernden Massnahmen sei hier zunächst nur jener gedacht, welche am meisten der von der gänzlich unfähigen Administration und Justiz ausgesogenen Rajah zu Gute kam. Reschid versuchte, was nach orientalischen Anschauungen unerhört, die Bestechlichkeit der Beamten durch die bis dahin nicht gekannte Bezahlung derselben aus dem Staatsschatze zu beseitigen. Aber auch den brach liegenden Hilfsquellen des Reiches, den Wasser- und Landcommunicationen wandte Reschid seine Sorgfalt zu. Auf allen Gebieten versuchte er die Türkei in Bahnen zu lenken, welche sie allmälig befähigen sollten, in die Reihe der civilisirten europäischen Staaten einzutreten.

Leider fand der weit mehr von der christlichen Rajah, als von seinen moslim'schen, in manchen Privilegien gekränkten Unterthanen tief betrauerte Reformsultan Mahmud († 30. Juni 1839) in seinem Sohne Abdulmedjid einen nur schwächlichen Nachfolger. Die alttürkische Reactionspartei hatte längst im Stillen den Thronwechsel sehnlichst erwartet. Sie wusste nun ihre Zeit gekommen und drängte sich, das Staatsruder für den unerfahrenen 16jährigen Sultan in die Hand zu nehmen. Reschid Pascha wurde von dem alten reformlauen Chosrev verdrängt, um jedoch schon nach wenigen Monaten, in Folge der gegen die Pforte immer unfreundlicher sich gestaltenden Stimmung der einflussreichsten Grossmächte, aufs Neue die Zügel der Regierung zu ergreifen.

Reschid hatte die Zwischenzeit in besonderer Mission in England und Frankreich zugebracht, und sich für die dort herrschende constitutionelle Regierungsform erwärmt. In deren Uebertragung auf die Türkei erblickte er das beste Auskunftsmittel, diese in den Augen der fortschrittsfreundlichen Westmächte zu rehabilitiren und ihr die Sympathien der gebildeten Welt gegen das immer herrischer auftretende absolutistische Russland im Sturme zu erobern.

Die feierliche Proclamation einer Art Charte, welche die Grundrechte aller Staatsbürger ohne Glaubensunterschiede strenge verbürgen und die Abstellung der Verwaltungsmissbräuche verheissen sollte, erschien ihm hierzu als das geeignetste Auskunftsmittel. So wurde denn am 2. November 1839 nach vorausgegangenen harten Kämpfen mit Chosrev Pascha, und nachdem des jugendlichen gutmüthigen Sultans Zustimmung gewonnen war, ein rasch und geheimnissvoll betriebener Act in Scene gesetzt, welcher die Diplomatie und

Bewohner Constantinopels nicht minder als das überraschte Europa in Staunen versetzte.

Unter einem pomphaften Ceremoniell, in Gegenwart der höchsten Staats- und Hofbeamten, und sowohl der weltlichen als geistlichen Häupter des moslim'schen und orthodoxen Cultus, sowie aller übrigen Rajahnationen, legte der Sultan, gewohnten orientalischen Herrscherbräuchen gänzlich entgegen, mit sämmtlichen Grosswürdenträgern des Reichs in einem Augenblicke, welchen der mit dem Astrolab anwesende Munedjim Baschi (Hofastrolog) als den günstigsten bezeichnet hatte, unter dem Donner der Bosporusbatterien feierlich den Eid auf die neue Verfassung des Reiches ab. Es war dies jene Constitution, welche unter dem Namen des „Hattischerif von Gülhane" später so vielfach bekannt, bestritten und angerufen wurde.

Reschid's Voraussicht erfüllte sich vollkommen. Das seit den griechischen Freiheitskämpfen lebhaft für die Christen der Türkei empfindende Europa begrüsste mit Freude den hochherzigen, mit alten Traditionen brechenden Entschluss des Sultans und das diplomatische Corps, welches der Proclamirung des Hattischerifs assistirte, beeilte sich der Hohen Pforte seine Glückwünsche darzubringen. Nur ein Mitglied der Constantinopler Diplomatie, der Russe Bulenieff, batte das merkwürdige Schauspiel sogleich als „Theatercoup" richtig charakterisirt.

In Wahrheit fixirte nur der neue Hattischerif auf Pergament die Verheissungen, welche von Sultan Mahmud bereits bei verschiedenen Anlässen früher ausgesprochen worden waren und verkündete nur als Gesetz, was im Laufe der Zeit schon ziemlich allgemein zum Gewohnheitsrechte geworden war. Darin aber, dass Reschid, die grossen Vorurtheile der herrschenden Raçe nicht scheuend, den Sultan in Gegenwart Tausender von Zeugen den Rajahvölkern der Türkei ihre politische Gleichstellung mit den Moslims als Recht und Gesetz zuschwören liess, liegt die hohe Wichtigkeit desselben, darin das hohe Verdienst, das sich Reschid um die türkische Christenheit erworben hat. Die bis dahin nur von dem Wohlwollen der Sultane, Vezire und Paschen abhängende schutzlose Rajah hatte durch den Hattischerif von Gülhane zum ersten Male feierlich verkündete Rechte gewonnen und den europäischen Mächten wurde, indem man ihre Vertreter zu Zeugen dieser Zusagen machte, gewissermassen das Recht der Controlle für deren Erfüllung zuerkannt.

Der Hattischerif vom 2. November 1839, genannt nach dem Kiosk von Gülhane, in dem er verlesen und beschworen wurde, machte also zuerst dem rechtlosen Zustande der Rajah ein Ende. Alles, was dieselbe heute an Rechten besitzt, wurzelt in dieser ersten Charte der Türkei. Es erscheint mir daher interessant, sie hier mitzutheilen. Man wird dem Wortlaute entnehmen, welcher

Routine in der Abfassung, welcher Schonung der herrschenden Raçe es bedurfte, um der christlichen Rajah auch nur das geringste Ausmass der allgemeinsten Staatsbürgerrechte zu verleihen.

Der Hatti-Scherif von Gülhane.

Verliehen im ersten Regierungsjahre Abdulmedjid's am 3. November 1839.

Wie alle Welt weiss, waren in den ersten Zeiten des osmanischen Reichs die preiswürdigen Vorschriften des Korans nebst den Reichsgesetzen eine stets befolgte Regel. Dies hatte die Wirkung, dass das Reich an Macht und Grösse wuchs, und dass alle Unterthanen ohne Ausnahme den höchsten Grad des Wohlseins und Gedeihens erreichten.

Seit 150 Jahren aber hat man in Folge von vielfältigen Unfällen und verschiedenen andern Ursachen aufgehört, das heilige Gesetz und die daraus hergeleiteten Verordnungen als alleinige Richtschnur der Handlungen zu betrachten, worauf denn die Kraft und das Glück der früheren Zeit sich in Schwäche und Armuth verwandelten. Denn ein Reich verliert jeden Halt, wenn in ihm die Gesetze nicht mehr beobachtet werden.

Diese Betrachtungen sind Unserm Geiste immer gegenwärtig, und seit dem Tage Unserer Thronbesteigung hat Uns die Sorge für das öffentliche Wohl, für die Verbesserung des Zustandes der Provinzen und die Erleichterung des Zustandes der (unterworfenen) Nationen einzig und unausgesetzt beschäftigt. Erwägt man die geographische Lage der osmanischen Provinzen, die Fruchtbarkeit des Landes, die Geschicklichkeit und Intelligenz seiner Bewohner, so wird man zu der Ueberzeugung kommen, dass, wenn man sich nur um die rechten Mittel bemüht, das Resultat, das wir mit Gottes Hülfe zu erlangen hoffen, in einem Zeitraum von wenig Jahren gewonnen werden kann.

Unter diesen Umständen haben Wir im Vertrauen auf den gnädigen Beistand des Höchsten, sowie der Unterstützung unseres Propheten Uns versichert haltend, für gut befunden, durch neue Einrichtungen den das osmanische Reich bildenden Ländern die Wohlthat einer guten Verwaltung zu verschaffen.

Diese Einrichtungen sollen vorzüglich drei Puncte umfassen, 1) Bürgschaften, welche Unsern Unterthanen eine vollständige Sicherheit ihres Lebens, ihrer Ehre und ihres Eigenthums gewähren; 2) die Regelmässigkeit in der Vertheilung und Erhebung der Staatsabgaben; 3) die Regulirung der Rekrutenaushebung und der militärischen Dienstzeit.

Sind nicht in der That Leben und Ehre die werthvollsten Güter des Menschen? Sogar derjenige, dessen Gemüth den Gedanken an Gewaltsamkeit zurückweist, sieht sich genöthigt, zu ihr seine Zuflucht zu nehmen und dadurch der Regierung und dem Lande Schaden zu bringen, wenn er sein Leben und seine Ehre in Gefahr sieht. Geniesst er dagegen in diesen Hinsichten einer

vollkommenen Sicherheit, so wird er nicht von den Wegen der Gesetzlichkeit abweichen, und seine Handlungen werden zum Wohle der Regierung und seiner Mitbürger beitragen. Mangelt die Sicherheit des Eigenthums, so bleibt nothwendig alle Welt theilnahmlos, wenn die Stimme des Fürsten und des Vaterlandes ruft; Niemand beschäftigt sich mit dem Fortschreiten des öffentlichen Wohles, der von Sorgen um das eigene Ergehen eingenommen ist. Wenn sich dagegen der Bürger in sicherem Besitze aller seiner Güter weiss, dann trachtet er nicht nur mit grossem Eifer den Kreis seiner Geschäfte und denjenigen seiner Genüsse zu erweitern, sondern er fühlt auch in seinem Herzen die Liebe zum Fürsten und Vaterlande, die Hingebung an seine Heimath von Tage zu Tage sich verdoppeln. Diese Gefühle werden in ihm die Quelle der lobenswerthesten Handlungen.

Ebenso ist die feste Regelung der Staatsabgaben von grosser Wichtigkeit; denn die Regierung, welcher die Pflicht der Landesvertheidigung mannigfaltige Ausgaben auferlegt, kann sich das für ihre Heere und den sonstigen Dienst nothwendige Geld nicht anders als durch von den Unterthanen zu erhebende Steuern verschaffen. Wiewohl nun Gott sei Dank Unsere Unterthanen seit einiger Zeit von der Plage der Monopole, welche früher fälschlich als eine Quelle der Staatseinnahmen galten, befreit worden sind, so besteht doch noch ein verderblicher, in seinen Folgen unglücklicher Gebrauch, nämlich der Iltizam, d. h. die Verpachtung der Steuern an den Meistbietenden. Dies System giebt die Civil- und Finanzadministration der Willkür eines einzigen Menschen, und zwar oft eines von den heftigsten Leidenschaften und Begierden getriebenen, preis. Denn wenn ein solcher Pächter nicht gut ist, so wird er nichts Anderes als seinen eigenen Vortheil im Auge haben. In Zukunft soll daher jeder Theil des osmanischen Gebietes mit einer bestimmten, nach seinem Vermögen und Kräften berechneten Steuerquote belastet werden, ohne dass ihm darüber hinaus etwas abverlangt werden dürfe. Auch sollen durch besondere Gesetze die Ausgaben für Unsere Streitkräfte zu Wasser und zu Land festgestellt werden.

Wir haben bereits auf die Wichtigkeit der Landesvertheidigung aufmerksam gemacht; wenn demgemäss alle Einwohner verpflichtet sind, zu diesem Zwecke Soldaten zu stellen, so müssen doch auch Gesetze erlassen werden, die das auf eine jede Ortschaft fallende Contingent bestimmen und die Zeit des Militärdienstes auf vier bis fünf Jahre beschränken. Denn es heisst zugleich eine Ungerechtigkeit begehen und dem Ackerbau wie der Industrie einen tödtlichen Schlag versetzen, wenn man ohne Rücksicht auf die Bevölkerungsverhältnisse der Ortschaften hier mehr, dort weniger Menschen aushebt, als sie wirklich stellen können. Auch heisst es die Soldaten zur Verzweiflung treiben und zur Entvölkerung des Landes beitragen, wenn man sie zeitlebens im Heerdienst festhält.

Alles dies zusammengefasst zeigt, dass es ohne die verschiedenen Gesetze, deren Nothwendigkeit dargethan worden, für das Reich weder Reichthum, noch Kraft, Glück und Ruhe giebt; von der Einführung dieser Gesetze aber darf dasselbe diese Güter erwarten. Darum soll in Zukunft jeder Uebertretungsfall, wie das göttliche Gesetz verlangt, nach Untersuchung und Beweisführung öffentlich abgeurtheilt werden. So lange ein ordentliches Urtheil nicht erfolgt ist, soll Niemand weder heimlich noch öffentlich Jemanden durch Gift oder andere Mittel zu Tode bringen dürfen. Auch soll es Niemandem erlaubt sein, die Ehre irgend Jemandes anzutasten. Ein Jeder soll seine Besitzthümer aller Art geniessen und darüber in vollster Freiheit verfügen, ohne dass ihn Jemand daran hindern könne. Nicht minder sollen die unschuldigen Erben eines Verbrechers nicht ihres gesetzlichen Erbes beraubt und die Güter der Verurtheilten nicht confiscirt werden.

Indem sich diese grossherrliche Gnadenacte auf alle Unsere Unterthanen bezieht, welcher Religion oder Secte sie auch angehören mögen, so sollen alle gleichmässig daran Theil haben. Es ist also den Bewohnern des Reichs sammt und sonders, im Einklange mit dem göttlichen Gesetz, für Leben, Ehre und Eigenthum von Uns vollkommene Sicherheit gewährleistet worden.

Was die sonstigen nach einsichtigem Rath zu regelnden Puncte anbetrifft, so wird Unser Staatsrath, durch neue Mitglieder nach Bedürfniss verstärkt, deshalb an Tagen, die Wir bestimmen werden, mit Unsern Ministern und Notabeln des Reichs zusammentreten, um die Grundgesetze zu erörtern und festzustellen, wie Leben und Eigenthum gesichert und dem Bedürfniss der Abgabenvertheilung genügt werden kann. Ein Jeder soll bei diesen Besprechungen frei seine Gedanken darlegen und seinen Rath geben dürfen.

Die Gesetze über die Regelung des Militärdienstes werden im Militärconseil im Palast des Seraskiers (dem Kriegsministerium) berathen werden.

Jedes Gesetz soll, sobald es ausgearbeitet worden, Uns vorgelegt werden und Wir werden es zu seiner ewigen Giltigkeit durch eigenhändig darüber gesetztes grossherrliches Zeichen mit Unserer Sanction versehen.

Da diese Einrichtungen kein anderes Ziel haben, als das Wiederaufblühen der Religion, der Regierung, der Nation und des Reichs, so verpflichten wir Uns nichts zu thun, was ihnen hierdurch hinderlich sein könnte. Als Pfand dieses Versprechens werden Wir auf diese Acte, nachdem dieselbe in dem zur Aufbewahrung des Chyrkai Scherif (der heil. Fahne) dienenden Raume niedergelegt worden, in Gegenwart aller Ulema und der Grossen des Reichs im Namen Gottes Unsern Eid ablegen und dann den Ulema und den Grossen des Reichs ebenfalls solchen abnehmen.

Nachdem dies geschehen, soll Jeder, sei er nun Ulema oder hoher Beamte oder Privatmann, der gegen diese Einrichtungen handelt, ohne Rücksicht auf

Rang, Ansehen und Einfluss, sowie sein Vergehen genügend erwiesen worden, die demselben entsprechende Strafe erleiden. Ein Strafgesetz soll zu diesem Zwecke ausgearbeitet werden.

Da alle Beamten des Reichs gegenwärtig ein ausreichendes Gehalt empfangen, und man die Besoldung derjenigen, bei denen dies noch nicht der Fall ist, regeln wird, so soll ein strenges Gesetz gegen die Corruption und den Stellenhandel erlassen werden, welcher eine der Hauptursachen des Verfalls Unsrer Monarchie ist.

Indem die hier erlassenen Verordnungen sich als eine gründliche Umgestaltung und Erneuerung der alten Gebräuche ergeben, so soll dieser Mein grossherrlicher Befehl in Constantinopel und allen Hauptorten des Reichs veröffentlicht, auch den zu Constantinopel residirenden Gesandten der befreundeten Mächte officiell mitgetheilt werden, damit dieselben Zeugen der Verleihung dieser Institutionen seien, welche, so es dem Höchsten gefällt, ewig dauern werden.

Hiernach möge Gott uns alle in seinem heiligen Schutze behalten! Die aber diesen Einrichtungen Zuwiderhandelnden mögen dem göttlichen Fluche anheimfallen und für immer jeder Art Schutzes beraubt sein!

Als Grundrechte sämmtlicher Unterthanen des Sultans sehen wir also durch den Hat von Gülhane verkündet: Sicherheit des Lebens, der Ehre und des Eigenthums, eine gleichmässige Vertheilung der Steuern und Aufhebung ihrer Verpachtung an die Meistbietenden, die Abschaffung der Monopole und Vermögens-Confiscationen; ferner jene der Todesstrafe ohne richterliche Untersuchung und Erkenntniss; endlich die Regelung der Rekrutenaushebung und die Herabsetzung der Militär-Dienstzeit auf 4 — 5 Jahre für die Muhamedaner, während die christlichen Unterthanen noch ferner die Militärpflicht durch eine mässige Kopfsteuer ablösen sollten.

Prüfen wir nun in der Phrase entkleideter Wirklichkeit, wie weit die schönen Verheissungen des Hatt's von Gülhane das Los der christlichen Rajah bis zum Abschlusse des Pariser Friedens und zur Proclamirung des Hatti-Humajun's beeinflusst haben.

Schon Sultan Mahmud hatte die erblichen Statthalterschaften in den Provinzen in zeitliche verwandelt und den von Jahr zu Jahr wechselnden Tribut derselben in eine bestimmte Abgabe (Salianeh) verwandelt, welche von den Statthaltern eingehoben wurde. Mit dem Wegfall der Erblichkeit entfiel leider aber auch für die Paschen der fiscalische Grund, die Ergiebigkeit ihrer Provinzen nicht durch gänzliche Aussaugung zu vernichten. Im Gegentheil suchten sie nun möglichst viel in kurzer Zeit für ihre eigene Tasche einzustecken und

durch hohe, nach Constantinopel gesandte Summen sich die Gunst der Stellen verleihenden Kreise zu erhalten.

Reschid versuchte nun im Jahre 1840 die Hebung dieses allgemeine Klagen hervorrufenden Uebelstandes damit, dass er die Steuereinhebung von der Paschalik-Administration trennte. Von Constantinopel wurden besondere Finanzbeamte in die Provinzen gesandt, welche auf Grund des mehrjährigen Durchschnittsbetrages der von den Paschen nach Stambul gesandten Steuern die neue „Vergieh" bemassen. Bei der Unehrlichkeit der corrumpirten Sendlinge erwies sich jedoch diese Massregel finanziell weder für den Staat, noch für die Rajah als besonders erspriesslich, während sie die Paschen und zahlreiche Private, welche aus der Pachtung der Steuern Nutzen gezogen hatten, vielfach gegen die Pforte aufbrachte. Andere vermeintliche oder wirkliche Verbesserungen auf den Gebieten der Verwaltung und Justiz wurden versucht und ungeachtet ihrer mässigen Wirkungen, stellte sich bald als Resultat heraus, dass sich im Allgemeinen die materielle und moralische Stellung der Rajah in Folge des Hatt's von Gülhane etwas gehoben hatte. Diese Wahrnehmung war aber genügend, um den Enthusiasmus der Moslim's für die neue Charte nicht nur zu dämpfen, sondern geradezu in Feindseligkeit zu verwandeln!

Der bisher ausschliesslich privilegirte Echt- und Rechtgläubige wollte und konnte sich nicht plötzlich daran gewöhnen, in der Rajah, die er nicht einmal mit dem Titel „Mensch" beehrte, gleichberechtigte Staatsbürger zu erblicken. Die mit Reschid unzufriedene Camarilla am Hofe nährte diese Gefühle des Hasses gegen die neuen Verhältnisse und sie machten sich bald in den von Constantinopel entfernteren Provinzen, bald aber auch näher in Smyrna, Adrianopel und andern Städten in bewaffneten Angriffen des mohamedanischen Pöbels gegen die waffenlose Rajah Luft. Die ohnmächtigen oder lauen Behörden vermochten nicht blutige Excesse hintanzuhalten und kaum gelang es ihnen später die Hauptstadt vor ähnlichen Scenen zu bewahren.

Auch der beinahe gleichzeitig (1843) in Albanien ausgebrochene Aufstand richtete sich in der Hauptsache gegen den Geist des Hattischerifs von Gülhane. Er nahm die versuchte Conscription der Militärpflichtigen als eine christlich-fränkische Einführung zum Vorwand bewaffneten Widerstandes, der bald in eine Verheerung der Rajahdörfer, Niederbrennung ihrer Kirchen, Verübung aller möglichen Gräuelthaten an den wehrlosen Christen überging. Die der Pforte grosse Verlegenheiten bereitende Erhebung verbreitete sich bis nach Vranja und in das Vardarthal. Sie wurde erst, nachdem der russische Gesandte energisch für seine Glaubensgenossen eingetreten, von dem aus Syrien herbeigerufenen Omer Pascha 1844 nach mehreren glücklichen Gefechten mit der Einnahme Pristina's mühevoll unterdrückt.

Wie wenig das ignorante, corrumpirte und feige türkische Beamtenthum es verstanden hatte, die im Hatt von Gülhane laut verkündeten hochherzigen Versprechungen des Sultans mehr als in sehr bescheidenem Masse zu verwirklichen, dies bezeugte ein neuer sultanlicher Hatt, in welchem den seit 1841 auf Reschid folgenden verschiedenen Ministerien Unverständniss für die beabsichtigten Reformen vorgeworfen und die Hebung des Unterrichtswesens dringend empfohlen wurde; denn ganz besonders in der „allgemeinen Unwissenheit" erblickte Sultan Abdul Medjid die Quelle der schmerzlich vor aller Welt verkündeten Thatsache.

Dieser merkwürdige Hattischerif vom Januar 1845 stachelte das Ministerium zu weiteren Reformversuchen auf. Vertrauensmänner wurden aus allen Provinzen berufen und den Berathungen entfloss eine Massregel, welche den ersten Keim zu künftigen Provinzial-Vertretungen legte. Die absolute Gewalt der Provinz-Statthalter erhielt durch sie eine neue Einschränkung. Nachdem ihnen der Vorgänger Abdul Medjid's in seinem Streben nach Centralisirung der Regierungsgewalten, bereits das Recht eigener Soldtruppen, die Macht über Tod und Leben und die Erhebung der Steuern für eigene Rechnung genommen hatte, wurden ihnen nun „Medjlis" beigesellt, welche aus den fähigsten Ortsnotabeln bestehen sollten. In allen die Verwaltung und Justiz betreffenden Angelegenheiten wurde den „Medjlis" ein berathender Einfluss eingeräumt. Nur die Executive sollte den Paschas verbleiben.

Die Zusammensetzung dieser Medjlis war nach unseren Begriffen eine sehr ungleichartige. Neben einer grossen Zahl von Moslims vertraten nur einzelne Deputirte die verschiedenen übrigen Religionsgenossenschaften. Immerhin war aber durch die Constituirung der Medjlis selbst in dieser verkümmerten Form die Anerkennung eines für die Rajah hochwichtigen Princips gewonnen worden. Ihr Betheiligungsrecht an den Geschäften des Staates hatte zum ersten Male einen praktischen, auch für die moslim'sche Mitbevölkerung in den Provinzen sichtbaren officiellen Ausdruck erhalten.

Gegen Ende des Jahres 1845 verliess Reschid Pascha den Botschafterposten in Paris, um neuerdings in Constantinopel seine einflussreiche Stellung im Ministerium aufzunehmen. Mannigfache politische Erfolge hatte er gegenüber den Prätensionen Egyptens und Griechenlands zu verzeichnen. Das Jahr 1847 kam auch durch einen reichlichen Cerealienexport den Finanzen des Reiches zu Hülfe und als die Revolutionsstürme im Jahre 1848 über Europa hinbrausten, liessen sie merkwürdigerweise die unmittelbaren Staaten des Sultans beinahe unberührt. Die Schreie nach Freiheit und Gleichheit verstummten an den Gränzen der alten Monarchie Osmans, trotzdem noch immer die herrschende Race mit einer Unzahl von Privilegien auf die numerisch stärkere Rajah drückte und die von Mahmud

und Abdul Medjid versuchten Reformen nur zum kleinsten Theile Fleisch und Blut gewonnen hatten. Im Gegentheile hatte sich das Los der Christen in manchen Provinzen, wie z. B. in Bosnien, wo ein mächtiger moslim'scher Grundadel gegen die christenfreundlichen Bestimmungen der letzten Hattischerife revoltirte, sogar verschlimmert. Dank der obrigkeitlichen Ohnmacht erlosch der bosnische Aufstand erst im Jahre 1850. Die staatsbürgerlichen Rechte der Christen Bosniens wurden aber nur durch die berühmte Mission des österreichischen Grafen Leiningen, dem Buchstaben des grossherrlichen Tanzimats nach, für einige Zeit gesichert.

Solcher Art war die Lage der Christen der Türkei 25 Jahre später, nach der pomphaften Verkündigung des Hattischerifs von Gülhane, und dass sie nicht nur die Intervention Oesterreichs, sondern auch des über seinen politischen Einfluss im Oriente eifersüchtig wachenden Russlands oft zu Gunsten der Rajah hervorgerufen hatte, ist daher leicht erklärlich, und ebenso, dass Russland in seinem kurz darauf mit der Türkei ausbrechenden Kriege auf die thatkräftige Unterstützung der Rajah rechnen zu glauben dürfte, welche genügende Ursachen hatte, mit ihrer social-politischen Stellung und dem türkischen Regimente unzufrieden zu sein.

Wie sehr sich Russland bei diesem Calcul verrechnete, habe ich bereits im I. Cap. ausgeführt. Die türkische Rajah war durch den fünfhundertjährigen Druck zu tief moralisch erniedrigt worden. Sie erwartete ihre Befreiung nicht von ihrer Theilnahme am Kampfe, sondern von dem muthmasslichen Sieger. Sie mochte es wohl nicht mit dem Car, aber auch nicht mit dem Sultan und den Westmächten verderben. War ja auch von den letzteren die Verbesserung des Rajahloses als eines ihrer Ziele wiederholt verkündet worden.

In der That, nachdem das Kriegslos in der Krim gegen Russland entschieden hatte und Oesterreich als Vermittler zwischen den streitenden Mächten auftrat, enthielt bereits der Präliminarienvertrag, welchen es als Grundlage der Friedensunterhandlungen nach beiden Seiten empfahl, in § 4 einen „die Emancipation der Christen in der Türkei“ betreffenden Artikel. Er lautete: „Die Freiheiten (les immunitées) der Rajahbevölkerungen der Pforte werden ohne Verletzung der Unabhängigkeit und Würde der Krone des Sultans feierlichst verbrieft (consacrées). Da zwischen Oesterreich, Frankreich, Grossbritannien und der Pforte Berathungen stattfinden, um den christlichen Unterthanen ihre religiösen und politischen Rechte zu sichern, so wird Russland beim Friedensschlusse aufgefordert werden, sich dabei zu betheiligen.“

Man sieht, dass selbst die Gegner Russlands die Ueberzeugung hegten, dass, wollte man dessen Protectorat über die orientalische Christenheit dauernd beseitigen, deren Geschicke nicht einzig der Grossmuth der Pforte überlassen

werden durften. Die Mächte hatten im Vertrauen auf die grossen, dem Sultan erwiesenen Dienste, dessen Reich sie vor dem sicheren Untergange gerettet, mit allem Rechte ein freundliches Entgegenkommen von Seite der Pfortenminister erwartet. Diese sträubten sich aber mit den bekannten ausweichenden Mittelchen ihrer geschickten Diplomatie ganz entschieden, für die glücklich beseitigte Hegemonie Russlands, die vielköpfige ihrer Verbündeten einzutauschen.

Schon zu Beginn des Krieges hatte Lord de Redcliffe, den damals massgebenden Einfluss Englands benützend, es übernommen, gegen jene drei Puncte seine Angriffe zu richten, in welchen sich die zelotenhafte Stellung der türkischen Christenheit selbst nach dem Hatt von Gülhane am traurigsten äusserte: gegen die Ungiltigkeit des christlichen Zeugnisses wider Muhamedaner vor Gericht, gegen die Erhebung des Charadsch (Kopfsteuer), welche zur Zeit der Eroberung als ein jährlich für Kopf und Leben zu zahlender Sclavenzins der Rajah auferlegt wurde, und endlich gegen deren Ausschliessung von der allgemeinen Heerespflicht.

Theoretisch gab die Pforte in allen drei Puncten nach. Am 16. März 1854 verfügte sie die Zulassung des christlichen Zeugnisses in Criminalprocessen für oder gegen Moslims — wir werden später sehen, wie wenig diese Verordnung praktisch ins Leben trat —, am 10. Mai 1855 hob sie in einer zweiten Verordnung den Charadsch als solchen auf und gleichzeitig wurde auch der Rajah das Recht und die Verpflichtung für den Waffendienst im Princip zugestanden; doch behielt sich die Pforte vor, nur einen Theil von den auf die Rajah entfallenden Contingenten auszuheben und für den Rest eine dem früheren Charadsch entsprechende „Loskaufs-Militairsteuer“ in Anspruch zu nehmen. Auch dieser Erlass sollte im ersten Theile, was die Rekrutenaushebung betrifft, eine todte, dem ungestüm das Pfortenconseil drängenden Lord de Redcliffe — auf dem Papiere — unmöglich zu verweigernde Concession bleiben. Sie trat nie ins Leben und nach wie zuvor wurde und wird der Charadsch von allen männlichen Köpfen der Rajah vom 8. — 60. Jahre unter verändertem Titel (asker bedledieh) eingehoben.

Der erwähnte, von Oesterreich vorgeschlagene vierte Garantiepunct, „die Emancipation der Rajah betreffend“, wurde durch den vorzeitigen Abbruch der „Wiener Conferenz“ (April 1855) gar nicht in Verhandlung gezogen und erst Anfangs 1856, als sich die Aussichten für den Frieden günstiger gestalteten, erschien es den Alliirten wünschenswerth, mit der Pforte noch vor dem Hinzutritt Russlands über diese wichtige Frage ins Reine zu kommen, und die Dankbarkeit der Rajah ausschliesslich dem Sultan und seinen Verbündeten zu sichern. Die Conferenzen über diesen Vertragspunct nahmen am 9. Januar im Hause des Grossveziers Aali Pascha ihren Beginn und ausser Thouvenel und de Redcliffe

nahmen auch Baron v. Prokesch-Osten und Fuad Pascha Theil an denselben, während Preussen wegen seiner Neutralität und Piemont aus Courtoisie gegen Oesterreich von den Berathungen ausgeschlossen blieben!

Das Resultat dieser Conferenz ging beinahe vollständig in jenen in letzter Zeit viel genannten Hatti-Humajun über, welcher als ein integrirender Theil und als Ausfluss des Pariser Friedenvertrags selbst seinem Wortlaute nach von den paciscirenden Mächten redigirt und von dem Sultan nur mit einem tönenden Eingang und Schluss versehen worden war. Dem Uneingeweihten mochte er immerhin als ein Act der grossherrlichen Gnade erscheinen, und als solcher wurde er auch feierlichst promulgirt.

In diesem neuen „Hatti-Humajun" bestätigte der Sultan zunächst in:

§ 1. die zu Anfang seiner Regierung durch den „Hattischerif von Gülhane" und die durch das vorausgegangene „Tanzimat" seinen Unterthanen gewährleistete Sicherheit für Person, Eigenthum und Ehre. Er verheisst ferner neue Verordnungen, um sie zu vollster Geltung zu bringen.

§ 2. Bestätigt die den nichtmuhamedanischen Glaubensgenossenschaften in alter und neuer Zeit verliehenen Rechte und Freiheiten.

§ 3. Verfügt die Aufhebung der von dem Sultan Muhamed II., dem Eroberer, den verschiedenen Priesterschaften je für ihre Religionsverwandten (Millet) ertheilten weltlichen Regierungsbefugnisse. Die Patriarchen und hohen Geistlichen sollten hinfort ausschliesslich geistliche und kirchliche Beamte sein und vom Staate ihre Besoldung erhalten, die weltlichen Geschäfte der Rajahnationen sollten durch einen aus ihrem Schosse zu erwählenden, aus Geistlichen und Laien bestehenden Rath besorgt werden.

§ 4. Verhiess, bezüglich der Neuaufführung und Reparaturen kirchlicher Bauten, welche die frühere türkische Gesetzgebung beinahe unmöglich machte, allerlei Erleichterungen.

§ 5. Erklärte jede administrative Bevorzugung einer Nation vor der anderen hinfort für unzulässig, und verpönte streng die seither bei den Muhamedanern gebräuchlichen verächtlichen Bezeichnungen der anderen Religionsgenossenschaften.

§ 6. Proclamirte die unbeschränkteste Gewissensfreiheit und bestimmte, dass Niemand (also auch nicht der zum Christenthum übergetretene Muhamedaner) zum Religionswechsel solle gezwungen werden können.

§ 7. Die staatsbürgerliche Gleichheit solle sich auch dahin künftig erstrecken, dass sämmtliche Unterthanen ohne Glaubensunterschied zu Civilämtern vom Sultan berufen werden können.

§ 8. Bestimmt, künftig werde jeder türkische Unterthan, ohne Rücksicht auf Herkunft und Religion, Aufnahme in den zu begründenden Staatslehran-

stalten finden, um sich die für den Staatsdienst nothwendigen Kenntnisse zu erwerben.

§§ 9. 10. 11. Gemischte, d. i. muhamedanisch-christliche Gerichte würden hinfort zwischen Muhamedanern und Christen in allen Rechtshändeln entscheiden, die Strafanstalten sollen verbessert und allerorts eine gute Polizei eingeführt werden.

§ 12. Bestimmt das Recht und die Pflicht der Christen zum Heeresdienst, gestattet den Stellvertreterkauf und verspricht ein ausführlicheres Gesetz über diese Materie.

§ 13. Ordnet eine Reform der Provinzial- und Gemeinde-Medjlis zu Gunsten einer wirksameren Vertretung der christlichen Genossenschaften an.

§ 14. Bestimmt, dass fremdherrliche Unterthanen in der Türkei unter gewissen Bedingungen Grundstücke erwerben können.

§ 15. Die Besteuerung und namentlich die Erhebung der Steuern wird verbessert.

§ 16. Arbeiten von öffentlichem Nutzen sollen gefördert werden.

§ 17. Verspricht die Anfstellung eines regelmässigen Jahres-Budget.

§ 18. Bestimmt die Berufung von Delegirten der Rajah-Nationen in den Staatsrath. Endlich:

§ 19. Bedroht die Bestechlichkeit der Staatsbeamten mit harten Strafen und verspricht, der Münzen- und Valutaverbesserung, dem Canal- und Strassenbau vermehrte Sorgfalt zuzuwenden.

Wie bereits erwähnt, blieb es kein Geheimniss, dass der die politische Stellung der türkischen Christen vollkommen umwandelnde Hatti-Humajun aus den Berathungen der grossmächtlichen Botschafter zu Constantinopel hervorgegangen und buchstählich redigirt, vor seiner Proclamirung in der vierten Sitzung der Pariser Friedens-Conferenz verlesen und approbirt worden war. Nichtsdestoweniger beschloss der zu Paris tagende Friedens-Areopag, um die Empfindlichkeit des Sultans und seines Divans zu schonen, des Hatti-Humajun's in Art. 9 des Pariser Vertrages vom 30. März 1856 euphemistisch nur in folgender Weise zu gedenken:

„Nachdem S. Kaiserl. Maj. der Sultan in seiner beständigen Fürsorge für das Wohl seiner Unterthanen einen Ferman erlassen hat, welcher die Lage derselben ohne Unterschied der Religion oder der Abstammung verbessernd, seine grossmüthigen Gesinnungen gegen die christliche Bevölkerung des Reiches beweist, so hat er beschlossen, um ein neues Zeugniss seiner desfallsigen Gesinnungen abzulegen, den gedachten Ferman als freien Ausfluss seines souveränen Willens den contrahirenden Mächten mitzutheilen.

Die contrahirenden Mächte constatiren den hohen Werth dieser Mittheilung.

Es ist wohlverstanden, dass dieselbe in keinem Falle den genannten Mächten das Recht geben kann, sei es gemeinschaftlich oder einzeln, sich in die Beziehungen Sr. M. des Sultans zu seinen Unterthanen, noch in die innere Verwaltung seines Reiches einzumischen."

Mit allen diesen schönen Phrasen täuschte man die intelligenteren türkischen Kreise nicht. Sie wussten sehr wohl, dass die gegen alles moslim'sche Korans- und Gewohnheitsrecht verstossenden Verheissungen des neuen Hatts bloss nothwendige, dem Sultan abgedrungene Concessionen waren, welche er bei der übereinstimmenden Haltung der Alliirten und ihrer militairischen Positionen nicht ablehnen konnte. Widerwillig waren des Sultans Minister durch das caudinische Joch gegangen, widerwillig empfingen die Regierten die verführerisch angepriesene Gabe. Von den Moslims hatte man wohl voraussichtlich keine enthusiastische Aufnahme der neuen Ordnung der Dinge erhofft. Merkwürdigerweise machte aber auch der andere Theil, dem man die glänzendste Zukunftsperspective eröffnete, die mit einem Schlage emancipirte Rajah, keine Miene, sich für die unerwartete günstige Aenderung ihrer bisher politischen Pariastellung zu begeistern. Die Ausbrüche ihrer Dankbarkeit, auf welche die Mächte gehofft, liessen auf sich warten!

Also Unzufriedenheit bei den Moslims und mindestens Gleichgültigkeit selbst da, wo man nur Dank zu ernten gehofft hatte und doch waren diese Erscheinungen unschwer vorauszusehen.

Längst hatte der bequeme, fatalistische Türke auf allen Gebieten des Erwerbes den weit thätigeren, intelligenteren und oft weniger scrupulosen Christen weichen müssen. Wie hätte er es nicht bitter empfinden sollen, dass der Sultan, dessen geborener Herr und Schützer, mit allen durch Jahrhunderte geheiligten moslim'schen Traditionen brechend, nun auch seinen gewandteren Nebenbuhlern jenes Terrain öffnete, das der Türke nach Koransrecht als seine gefeite Domäne bisher betrachtet und ausgebeutet hatte. Ein christlicher Pascha etwa echt- und rechtgläubige Kinder Muhameds regierend! Und noch schlimmer. Dieselben Moslims, deren unwissendster und geringster, trotz des Hattes von Gülhane, dem gebildetsten und reichsten Rajah gegenüber eine vergleichsweise höhere politische Stellung im Staate einzunehmen glaubte, weil er früher mit Stolz ausschliesslich unter die Kriegsfahne des Propheten trat, sollten nun dieses Vorrecht mit den verhassten Giauren theilen!

Die tiefe Missstimmung gegen Sultan und Divan, gegen die Rajah und die Ungunst der Verhältnisse gab sich bald, lauter als in Europa, in den türkischen Theilen Asiens in zahlreichen Excessen gegen die Rajah kund und die durch den neuen Hatt selbst in ihren Stellungen bedrohten Beamten beeilten sich wenig, dieselben zu verhindern.

Die Rajah andrerseits sah in dem neuen Hatt ein doppelschneidiges Schwert. Es erfüllte sie bereits mit Misstrauen, dass er aus den Händen jener Mächte kam, deren Armeen für die Aufrechterhaltung des Islams kämpften, für jenes gehasste Türkenthum, das einst ihrer nationalen Selbständigkeit ein Ende gemacht, für jenes corrupte System, das seit Jahrhunderten ihre geistige und materielle Existenz verkümmerte. Denn waren der Rajah im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts nicht die verheissungsvollsten Fermane proclamirt worden, ohne dass ihre Lage praktisch sich wesentlich geändert hatte?

Der Türke glaubt eben dem Christen und dieser wieder dem Türken nicht! Im Gegentheile erblickte die Rajah in ihrer Verpflichtung zum Heeresdienst ein Danaergeschenk, das sie, trotz der scheinbar hochwichtigen staatsbürgerlichen Concession, deren Ausdruck es war, am liebsten gerne gänzlich vermisst hätte. Wie, die Rajah sollte vielleicht für den Halbmond gegen das orthodoxe russische Kreuz streiten, dessen Siegen es seit dem Adrianopler Frieden seine menschenwürdigere Stellung dankte, und wenn die Pforte kaum Ernst machen durfte, diesen Artikel in Fleisch und Blut zu übersetzen, werden nicht die Verclausulirungen, welche er enthielt, von den türkischen Autoritäten benutzt werden, um die in Aussicht gestellten Loskaufsbedingungen für die Rajah zu einer neuen Quelle ihrer Beraubung zu gestalten? Für diese Gefahr konnte auch das erweiterte Vertretungsrecht der Rajah in den Provinzialräthen sie nicht entschädigen. Was war dabei gewonnen? Höchstens, dass einige gewinnsüchtige, den Paschas ergebene und von ihnen gewählte christliche Notabeln sich mit diesen voraussichtlich in die vermehrte Ausbeutung der Provinz theilen werden!

Sowohl Türk als Christ hätten sich aber beruhigen können, wenn sie auf die Wirkungen der vorausgegangenen Hatte blickten. Auch der Hatti-Humajun blieb eine der tönenden Proclamationen, mit welchen der Divan, wenn er sich in politischen oder finanziellen Verlegenheiten befindet, die europäische Welt von Zeit zu Zeit zu überraschen liebt. Heute hat sich der Eindruck dieser Vieles versprechenden Actenstücke sehr bedeutend abgeschwächt. In Europa glaubt man ihnen, durch die gemachten traurigen Erfahrungen belehrt, sehr wenig, im Inlande gar nicht. Im englischen Parlamente äusserte sich im Mai 1856 diese Stimmung des Misstrauens in Vorwürfen gegen das „foreign office", dass man den Hatti-Humajun nicht als integrirenden Bestandtheil dem Pariser Vertrag eingefügt und sich der directen Intervention zu Gunsten der Rajah begeben hatte. Lord Palmerston suchte diese Einwürfe durch die Erklärung abzuschwächen: „dass die alleinige Erwähnung des Hat's und seines Inhalts im Pariser Vertrage ihn schon unter die Garantie der vertragschliessenden Mächte stelle, und dass demzufolge diesen das Recht zustehe zu interveniren und Vorstellungen zu erhe-

ben, damit in Wirklichkeit das Ziel, welches der 4. Vertragspunct anstrebt, auch erreicht werde."

Unstreitig ist die Lage der Christen seit dem Pariser Frieden in manchen türkischen Provinzen, und zwar in solchen, in welchen sie, wie z. B. in Bulgarien, die grosse Majorität bilden, im Vergleiche zu früher, eine bessere geworden. Dies danken sie aber zum wenigsten den verschiedenen sultanlichen Hatten; sondern weit mehr dem durch die etwas verbesserten Communicationen vermehrten Contact mit dem occidentalen Geiste, welcher Türk und Christ gleich sehr beeinflusst.

Nicht wenig hat auch zur verbesserten Stellung der christlichen Rajah die unablässige Controlle der europäischen Consule beigetragen und endlich brachte sie durch ihren Fleiss und Unternehmungsgeist, Eigenschaften, in welchen sie die herrschende Raçe weit überragt, letztere zum Theile in eine gewisse materielle Abhängigkeit von sich, welche sie nothwendig oft toleranter stimmte.

Mehr als für alle Hatte, welche bei der eigenthümlichen Verquickung von Koran mit Staatsrecht, selbst bei einem weit besseren Willen, als ihn die türkischen Beamten besitzen, noch lange kaum mehr als beschriebene Stücke Papier darstellen werden, darf die Rajah aber dem regierenden Sultan für den Eifer danken, welchen derselbe für die Verwirklichung des türkischen Bahnnetzes an den Tag legt. Noch heute wie im Jahre 1868*) bin ich nämlich der festen Ueberzeugung, „dass erst mit dem Momente, in welchem die bisher durch Pest- und Grenzcordone isolirte Türkei durch Eisenstrassen abendländischen Einflüssen zugänglicher, die trotz aller Tractate bis heute vergebens erstrebte Emancipation der christlichen Unterthanen der Pforte eine Wahrheit werden wird. Zehn Millionen von Natur herrlich begabter Menschen und eines der gesegnetsten Länder unseres Erdtheiles werden aber sodann diesem zugleich so gut wie neu gewonnen sein."

Für die Rajah muss Alles von den erprobten wohlthätigen Wirkungen des Völkerverkehrs erwartet werden, der überall die Leuchte der Civilisation und den Geist gegenseitiger Duldung verbreitete, wo sich eine Pforte ihm erschloss. Von dem vielgepriesenen Hatti-Humajun glauben wir aber mit dem deutschen Consul Rosen: „Nur in einer Beziehung erfüllte der Hatt vollkommen seinen Zweck, nämlich bei dem Friedensschluss für die Diplomatie und die Presse als Paradestück zu dienen, auf welches Cabinete und Publikum als auf eine vollgiltige Legitimation der Türkei für ihren Eintritt in das Concert der civilisirten Staaten hingewiesen werden konnten."

*) Reise in Süd-Serbien und Nord-Bulgarien. Wien, k. k. Akad. d. Wiss. 1868. Einleitung.

Wie treffend erscheint diese Acusserung des nach allen Richtungen objectiv und nüchtern aburtheilenden Staatsmannes!

Und nun, nachdem ich die verschiedenen Rechtsquellen erörterte, welche das geschriebene und verbriefte Recht der türkischen Christenheit darstellen, bitte ich den geneigten Leser mir bei der Prüfung zu folgen, wie weit der von mir adoptirte Ausspruch Consul Rosen's gerechtfertigt und in welchem Maasse jene die Emancipation der christlichen Unterthanen des Sultans proclamirenden Hatte und insbesondere der berühmte Hatti-Humajun vom Jahre 1856 zur Wahrheit geworden oder auf die Beschwichtigung des Occidents abzielende, tönende Versprechungen geblieben sind!

IV.

TUNA-VILAJET-REGIMENT.

1860 — 1870.

Das „Noblesse oblige“ der Pariser Vertragsmächte. — Gortschakoffs Circulair vom Mai 1860. — Ein Versprechen in des Autors „Serbien.“ — Traurige Erfahrungen aller Reisenden bezüglich der Rajah. — Die türkische Enquête durch Gross-Vezier Köprüslü 1860. — Meine Gespräche mit Suleyman Bey. — Der englische „Report of Consuls on Condition of Christians in Turkey“. — Auszüge über christlichen Mädchenraub aus demselben. — Der Hatti-Humajun über der Christen Zeugnissgültigkeit vor Gericht. — Bericht der englischen Consule über diesen Gegenstand. — Spahiluks. — Behandlung einer Rajah-Deputation zu Niš. — Neue türkische Enquête 1862. — Allgemeine Schilderung bulgarischer Zustände in jenem Jahre. — Ein Lichtpunct. — Mithad Pascha, Gouverneur des Tuna-Vilajets. — Fuad Pascha's Ausspruch über die neue Institution 1867. — Umfang des Tuna-Vilajets. — Charakteristik Mithad's. — Veränderte Verhältnisse in Folge seines Regiments. — Seine Schöpfungen. — Das „Tuna Vilajet“ ein Modell. — Mithad's vorzeitige Abberufung 1868. — Dessen Nachfolger. — Das türkische Steuererhebungssystem, eine Copie des byzantinischen. — Missglückter Reformversuch. — „Der Pascha ist nahe, der Sultan weit.“ — Ein europäischer Areopag zur Controlle türkischer Administration. — Reminiscenz an bosnische Ereignisse 1873. — Widerstreben der Turkophilen gegen auswärtige Interventionen. — Wirkungen türkisch-griechischen Regiments auf die Bulgaren.

„Noblesse oblige“, dachte man in Paris, nahm die Türkei in das Concert der europäischen Mächte auf und vertraute der hohen Pforte (§ 9 des Pariser Vertrags), unbeeinflusst von jeglicher Intervention, die schönen Verheissungen des Hatti-Humajuns thunlichst rasch ins Leben zu führen. Wie hätte man auch nicht erwarten dürfen, dass der Divan jene Ströme von Blut und die riesigen materiellen Opfer, welche das christliche Europa für dessen Fortexistenz vergossen und gebracht, nicht durch beschleunigte Emancipation der Rajahvölker quitt zu machen suchen werde! Man erwartete und wartete; nur eine Macht war weniger sanguinisch und setzte im Stillen die Controlle türkischen Regiments fort — Russland.

Kein Wölkchen trübte den politischen Horizont, als Fürst Gortschakoff durch sein berühmtes Circulair die Wonnen des schönen Maimonats 1860 in

den europäischen Cabineten unerwartet störte. Die begraben geglaubte orientalische Frage tauchte, wenn auch nicht so drohend wie sechs Jahre zuvor, mit ihrem Gorgonenhaupt leibhaftig vor den Augen der nicht wenig erstaunten Diplomatie, wieder auf. Was verlangte Russland? Die schleunigste Enquête unter Hinzuziehung türkischer Commissäre zur Erhärtung der als unerträglich geschilderten Verhältnisse der Rajah, ferner die Erzielung des Einverständnisses der Grossmächte unter sich und mit der Pforte, durch welches dieses verpflichtet würde, jene nothwendigen organischen Massregeln zu ergreifen, um in deren Beziehungen zur christlichen Bevölkerung „einen wirklichen, ernsten und dauernden Fortschritt herbeizuführen". Das Gortschakoff'sche Circulair, mit dem Russland seinen traditionellen Beruf im Osten Europas wieder aufnahm, verfehlte nicht, allgemeinste Sensation zu erwecken. Fünf lange Jahre waren seit der Proclamation des Hatti-Humajun's, von dem man sich so Vieles versprochen, ins Land gegangen, die Pforte hatte durch ihre europäischen Lobesorgane ihre riesigen civilisatorischen Anstrengungen allenthalben preisen lassen und dies Alles sollte eitel Trug und Schein gewesen sein? Sehen wir, wo lag zwischen dem Kläger Russland und der angeklagten Pforte die Wahrheit?

„Verdient denn die Rajah wirklich unsere Sympathien? In der grossen, einst seebedeckten bulgarischen Ebene, dies- und jenseits der serbischen Grenzberge, erheben sich die Festungsstädte Niš, Vidin und Belogradčik. Dort werden wir die Zustände der Rajah aus eigener Anschauung kennen lernen!"

Seit ich dieses Versprechen in meinem „Serbien" im Jahre 1868 gab, habe ich Bulgarien wiederholt bereist und meine Routiers durch dasselbe in allen Richtungen der Donauebene nördlich und südlich des Balkans bis an das Schwarze Meer ausgedehnt. War ich bei meinen ersten Besuchen (1860 und 1862) in den Beginn der grossen Kämpfe der Bulgaren mit ihren weltlichen und geistlichen Gegnern hineingetreten, so fand ich auf meinen späteren Reisen (1864 — 1874) den Maassstab für das, was erreicht, für das, was zu thun blieb. Vieles fand ich total verändert, Anderes von dem verflossenen letzten Decennium kaum berührt; denn wenn irgendwo, so bricht sich in der Türkei der Fortschritt nur langsam Bahn durch den Schlendrian gewohnten Treibens.

Die Schilderung der heutigen Verhältnisse des Bulgarenvolkes wäre jedoch nur zum Theil verständlich, wollte ich nicht den Leser in jene interessanten Zustände einführen, welche ihnen unmittelbar voraus gingen und welche das Gortschakoff'sche Circular vom Mai 1860 hervorgerufen hatten. Es geschieht dies am unmittelbarsten durch ein Fragment, das ich im Jahre 1864, als sich Europa noch weniger um die Bulgaren und deren Kämpfe gegen türkisch-fanariotische Dränger kümmerte, veröffentlichte.

„In welcher Periode immer der Reisende nach Bulgarien kommt", schrieb

ich in der Oesterr. Revue, „stets wird er in den grossen Städten vor den Serais der Pascha's zahlreichen Bauerndeputationen begegnen, die in demüthigster Weise sich geberden. Auf den Knien — es ist dies buchstäblich zu nehmen — bittet die Rajah um die Abstellung allzu drückender Lasten, welche ihr von den armenischen und griechischen Pächtern des Regierungszehents auferlegt werden. Oft führen sie Klage über die ungerechten Ansprüche ihrer türkischen Grundherren, in letzterer Zeit aber am meisten über die Bedrückungen des griechischen Klerus.

Sowohl Ami Boué (1838) als Blanqui (1841), wie Hahn und Zach (1859) wissen von den Mitleid erregenden Scenen zu erzählen, deren Zeugen sie gewesen waren, und auch als ich am 11. Juli 1860 zum erstenmal den bulgarischen Boden betrat, befand sich die ganze christliche Bevölkerung von der Nišava bis zum Cap Emineh, von Vidin bis Adrianopel gleichfalls in höchster Aufregung.

Die Klagen der Bulgaren waren bis in das sonst nicht leicht zugängliche Serai des Grossherrn gedrungen. Sie mussten wohl begründet sein; denn Abdul Medjid, welcher mit seinen christlichen Unterthanen oft ein menschlich Rühren fühlte, sandte zu deren Untersuchung niemand Geringeren als den Grossvezier, seinen Satrazam, ab. „Der Arm der rächenden Nemesis sollte die Schuldigen, ohne Unterschied des Ranges, diesmal sicher treffen.“ So wurde der Rajah in dem Veziralschreiben verheissen, das sie aufforderte, ihre Beschwerden ohne Furcht vor Pascha's und Bischöfen, an den, im Programme vorausbestimmten Tagen in den Städten, durch welche der hohe kaiserliche Commissär zog, bei diesem anzubringen.

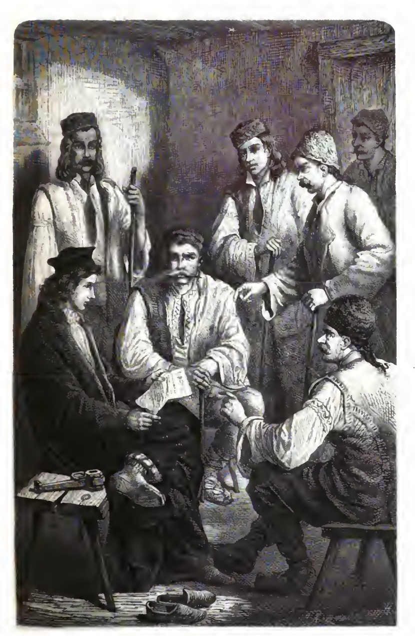
Wer hätte so grosse Gnade gehofft! Den christlichen Unterthanen des Sultans sollte mit einemmale Gerechtigkeit werden! Wie priesen die armen Bulgaren den allgütigen Padischah! Heisse Segenswünsche sandten sie nach Carigrad (Constantinopel); Erlösung von allen Uebeln, eine neue, glückliche Zukunft schien für sie angebrochen zu sein!

Tausende von Bauern zogen mit Bittschriften dem, einem Messias gleich, erwarteten Grossvezier in den Städten entgegen. Panischer Schrecken ging ihm voran. Man erzählte sich, der Satrazam hätte den Bischof von Šarköi (Pirot) verhaften lassen und Gleiches stände dem Pascha von Niš bevor. Die Moslims dieser Stadt sahen weniger verächtlich als sonst aus den Café's auf die vorübergehenden Djaurs herab. Und weniger zuversichtlich ritten die Mudire der nahen Orte, begleitet von ihrem obligaten Trosse von Pfeifenstopfern, Kavassen u. s. w., durch die Strassen; denn kurz zuvor war Suleyman Bey, der Begleiter des Grossveziers, in Niš eingetroffen. Er war mit der Aufgabe betraut, noch vor des Satrazam's Erscheinen die einleitenden Erhebungen zu pflegen. Wahrlich keine rosige Arbeit in Betracht der sich schroff gegenüberstehenden Parteien.

Die Schuldigen zitterten, oder suchten sich, wie der reiche Čohadži, durch

die Flucht jeder Verantwortung zu entziehen. Die Türken neigten sich feige vor Suleyman, hinter seinem Rücken nickten sie aber mit den Köpfen — bekanntlich das türkische Zeichen der Verneinung und Verwunderung. Die Rajah aber, gewonnen schon durch das ungewohnte milde Entgegenkommen des hochstehenden türkischen Würdenträgers, pries laut seine Unparteilichkeit, als sie neben dem Chodžabaši von Berkovica auch neun türkische Medjlisglieder, escortirt von Zapties, durch die Strassen von Niš ins Gefängniss wandern sah.

Suleyman Bey hatte seine Schule an den grossen europäischen Höfen gemacht. Er pflegte gewöhnlich in ausserordentlichen Missionen verwendet zu werden. So stand er während des Krimkrieges Aarif Effendi, dem türkischen Gesandten in Wien, zur Seite. Er verweilte auch einige Zeit an den grösseren Höfen Deutschlands, namentlich in Berlin, und kannte genau das diplomatische Treiben an denselben. Später wurde er Pascha, uud zum Vali von Adrianopel ernannt, starb jedoch leider zu Constantinopel (1869) in dem Augenblicke, als er sich auf seinen neuen Posten begeben wollte. Die Türkei verlor in Suleyman einen ihrer begabtesten Staatsmänner. Seinen Dialog lichte er mit Citaten französischer Schriftsteller zu pointiren. Die Gesichtszüge des türkischen Diplomaten erschienen mir ausdrucksvoll und wohlwollend. Ein Hauch von Sarkasmus überflog jedoch das männlichschöne Oval, wenn wir auf die traurigen Verhältnisse der Türkei und der Rajah zu sprechen kamen. Mit advocatischem Geiste benützte dann Suleyman seine tiefen Einblicke in die politischen und socialen Zustände der christlichen Nachbarstaaten, um mit einzelnen oft treffenden Argumenten die Vorwürfe des Gegners zu pariren. Dabei bemühte er sich stets die wohlwollenden Absichten des Sultans für seine Rajah in überzeugender Weise hervorzuheben. „Müssen dieselben aber nicht scheitern“, betonte er mit gehobener Stimme, „so lange Russland und Frankreich die Rajah zum Widerstande gegen ihren Souverän aufstacheln! Und wo ist das Land“, fuhr er fort, „in welchem die Regierten heute nicht über Steuerdruck, über Beamtenwillkür klagen? Nehmen wir von diesen hunderten Klageschriften, die von mir in den jämmerlichsten Nothschreien Abhülfe verlangen, — bei Ihnen aber täglich und stündlich vor die untersten Gerichte kommen, — die erste beste. Hier klagt ein Rajah seinen reichen türkischen Nachbar an, ihm nächtlicherweile seine Tochter geraubt zu haben. Der Pope und die Gemeinde-Aeltesten sind mit unterzeichnet und beschwören die Thatsache. Ich liess den türkischen Grundherrn vor mich bringen. Er gab zu, das Mädchen befände sich in seinem Harem. Doch wäre die Christin freiwillig zu ihm gekommen. Die harte Arbeit im Elternhause habe sie verdrossen; die schönen Kleider, die gute Behandlung der türkischen Frauen dem Bulgarenmädchen aber sehr gefallen. Sie selbst verlangte Türkin zu werden und wünsche niemals wieder zu ihren Angehörigen zurückzukehren. Was



PETITIONS-ENTWURF AN DEN PASCHA.

bleibt mir nun übrig, um über den Vorgang klar zu werden? meinte Suleyman, als das Mädchen selbst zu hören. Doch zugegeben", fuhr er fort, „der reiche Türke hätte das Mädchen wirklich an sich gelockt; gestehen Sie, ob ähnliche Fälle sich nicht in allen Städten Europa's, in verschiedenster Gestalt beinahe täglich ereignen, ohne auch nur besprochen zu werden. Hätten wir aber hier in Niš einen russischen oder französischen Consul, sie würden diesen Fall bereits zu einer „cause célèbre" erhoben haben, Noten würden gewechselt, die europäische Presse alarmirt worden sein, und Herr St. Marc Girardin hätte einen piquanten Stoff zu einem neuen türkenhetzenden Artikel für die „Revue des deux mondes" gefunden!"

Suleyman Bey war sichtlich erregt. Der eingeborne Moslim hatte über den sonst ruhig erwägenden Diplomaten einen Moment gesiegt. Suleyman vergass, welche abnorme, in Europa glücklicherweise ungekannte Verhältnisse dessen damalige Mission herbeigeführt hatten. Er übersah, wie er in seiner vom Unmuth dictirten Klage über die parteiische Einmischung europäischer Mächte, über die Ungerechtigkeit der für die arme Rajah ihre Stimme erhebenden Presse — über das türkische Regime selbst den Stab gebrochen habe. Ich erwiederte Suleyman Bey beiläufig folgendes:

„Ja, Effendi! Sie haben vollkommen wahr gesprochen. In unseren Landen würden die vielen Hunderte von Processen und Klagen, die Ihre kostbare Zeit gegenwärtig in Anspruch nehmen und wegen deren Schlichtung der Alter ego des Sultans selbst eine so weite Reise eigens unternahm, kaum über die Schwelle unserer bürgerlichen Gerichtshöfe hinausgedrungen sein. Auch jener specielle Entführungsfall, so beklagenswerth er auch vom Standpuncte der Moral bei uns gefunden würde, hätte, ohne eine besondere Intervention von irgend welcher Seite, seine Entscheidung vor dem durch das Gesetz berufenen Richter gefunden."

„Wo sind aber — verzeihen Sie, Effendi — die vom Staate bestellten Anwälte zur Handhabung des Rechts in den Gerichten der Türkei zu suchen? wo hätte die Rajah dieses, sobald sie gegen einen Moslim klagbar wird, gefunden? Wann und wo hätten sich, ohne Ihre Anwesenheit, auf die Bitten des Vaters des entführten Mädchens moslim'sche Richter herbeigelassen, auch nur den Thatbestand zu erheben? Giebt die gegenwärtige Zusammensetzung der Ortsgerichte der Rajah auch nur einige Bürgschaft, in Processen gegen Rechtgläubige Gerechtigkeit zu erhalten? Ich selbst, Effendi, fand im Jahre 1858 in der Hercegovina genügend Gelegenheit, das Wesen türkischer Gerichte kennen zu lernen, und erst vor wenigen Wochen stand ich in Zvornik vor einem Medjlis Bosniens des ungegründeten Verdachts wegen, ein „moscov inscheuir" zu sein. In welcher Weise fand ich in der zur Hälfte von Christen bewohnten Stadt die

durch den Hatti-Humajun den Türken gleichgestellte Rajah vertreten? Neben dem präsidirenden Mudir, dem Kadi, Mufti und zehn in der selbstbewusstesten Weise sich geberdenden Moslims erblickte ich in einem Winkel des Saales, unbeachtet von Allen, einen Greis auf der Erde hockend. Dies war der christliche Vertreter des christlichen Zvornik's. Während der ganzen Verhandlung wagte er es nicht, ein einziges Wort zu meinen Gunsten zu sprechen. Was hätte es auch genützt? Man duldete ihn ja nur, um formell dem Buchstaben des Tanzimats und des letzten Hattischerifs zu genügen! Wie einen Paria sah ich den Mann behandelt, der die christliche Gemeinde der Stadt Zvornik vertreten sollte."

„Ich betone das „sollte", Effendi! denn gestehen Sie aufrichtig, welches wäre wohl das Loos des guten Mannes geworden, falls er es wirklich gewagt hätte, mehr als den ihm eingeräumten Winkel, vielleicht, o Kühnheit! einen Sitz auf dem gepolsterten Divan neben seinen türkischen Amtsgenossen, oder gar eine gleich gültige Stimme zu beanspruchen! Ja, so lange Sr. Majestät des Grossherrn Gerichte in solcher Weise wie in Zvornik zusammengesetzt bleiben, so lange der Christen Zeugniss gegen Moslims zurückgewiesen wird, so lange der Koran und die vor mehreren Jahrhunderten geschriebenen Pandekten, die „Multka", die einzigen Quellen alles Rechtes bilden; Gesetze, nach welchen es bereits zum voraus entschieden ist, dass der „Rechtgläubige" immer Recht, das Unrecht stets auf Seiten der Rajah sei, und Pascha's Appellationen derselben, zu warnendem Beispiele, als aufrührerische Behelligung mit der Bastonnade bestrafen lassen; so lange, Effendi, mag es Sie nicht wundern, wenn objective, theilnehmende Stimmen die Sache des gekränkten Menschenrechtes in der Rajah zu der ihrigen machen und darauf dringen, dass die den Christen wohlwollenden Puncte des Tanzimats, des Hattischerifs von Gülhane und Hatti-Humajun's endlich Wahrheit werden mögen!"

Die Enquête der Pfortencommissaire hatte, obwohl ihre Details nicht der Veröffentlichung übergeben wurden, nur zu sehr bewiesen, wie gerechtfertigt Russlands Vorschlag vom Mai 1860 an die Grossmächte gewesen war. Wer sich aber überzeugen will, wie wenig ich in meinem Plaidoyer übertrieben, wer sich näher unterrichten will, wie der Raub christlicher Mädchen von den türkischen Gerichten nicht nur geduldet, sondern in manchen Gegenden der Türkei sogar vom Gesetze ermuthigt wurde, wer meine Klage über die jedes Recht vernichtende Zusammensetzung der türkischen Gerichte übertrieben glaubt und von dem Werthe christlicher Zeugenschaft gegen Moslims eine bessere Meinung hegt, der nehme den „Report of Consuls on the Condition of the Christians in Turkey" zur Hand. St. Marc Girardin gehört das Verdienst, diese gewichtigen, vertraulichen Berichte der englischen Consule in der Türkei (einzig für die Zwecke des auswärtigen Amtes zu London bestimmt und gedruckt) zuerst in der „Revue des

deux Mondes" veröffentlicht zu haben. Er zeigte, wie sehr die officiellen Versicherungen Palmerston's und Layard's vor dem Parlamente, über die zunehmende Wohlfahrt der Rajah, Lügen zu politischen Zwecken waren. Der „Report" enthält die schätzenswerthesten Daten über sociale Zustände der Türkei im Jahre 1860 und leider theilweise auch in unserer Zeit. Er enthält die Antworten, welche in Folge des Gortschakoff'schen Circulars von den englischen Consuln auf das von Sir Henry Bulwer ihnen zugesandte Questionnaire ertheilt wurden und darf sich der grössten Objectivität rühmen. Einige dem englischen Originalberichte in treuer Uebersetzung entnommene Stellen mögen mein Gespräch mit Suleyman Bey illustriren.

Sehen wir, was Mr. Blunt, der englische Consul zu Pristina, bezüglich des dort häufig vorkommenden Mädchenraubs an seine Regierung berichtete: „Ungefähr um dieselbe Zeit (1860) versuchte ein Zaptie (Gensd'arm) mit Gewalt ein bulgarisches Mädchen zum Islam zu bekehren. Da sie vor dem Medjlis von Kumanova erklärte, ihre Religion nicht abschwören zu wollen, tödtete er sie ganz nahe beim Mudirhause (Bezirksamtshaus). Der traurige Vorfall erregte grosse Anfregung in der ganzen Provinz. Die Medjlis von Kumanova wollten das christliche Zeugniss nicht annehmen und machten alle Anstrengungen, den Mörder zu retten".*) — Mr. Longworth, der erst jüngst abgetretene englische Generalconsul zu Belgrad, berühmt als einer der grössten Turkophilen, meldet in seinem Berichte als Consul von Monastir über denselben Gegenstand: „Der gewaltsame Raub christlicher Mädchen durch Muhamedaner ist ein Missbrauch, der laut um Abhülfe schreit"**) und Mr. Abbott, Consul in den Dardanellen, erzählt uns***): „Es herrscht hier die Sitte, einen moslim'schen jungen Mann, der ein christliches Mädchen entführt und dieses zu seinem Glauben bekehrt, von der Militärconscription zu befreien. Da dieses als ein für seine Religion verdienstlicher Act angesehen wird, so berechtigt ihn derselbe zur Belohnung der Befreiung vom Militärdienste."

Man sieht aus den angeführten Zeugnissen, von welchen namentlich jenes des Consuls Longworth schwer wiegt, wie in manchen Gegenden die Regierung selbst eine Prämie für Raub und Apostasie christlicher Mädchen gewährte, und wird begreifen, dass bei solcher, von „englischen" Consuln constatirter Uebung, das nach unseren Begriffen entsetzliche Verbrechen von der türkischen Bevölkerung und den aus dieser hervorgehenden „Medjlissen" anders angesehen und beurtheilt wird.

Hören wir nun die Stimmen englischer Consule über die Art und Weise,

*) Bericht der Consule über den Zustand der Christen in der Türkei. S. 35, 36.
**) Ibid. S. 21.
***) Ibid. S. 7.

wie einer der wichtigsten, von den europäischen Mächten zu Gunsten der Rajah stipulirten Puncte des Hatti-Humajun und des Pariser Vertrags vom Jahre 1856 von der Pforte ausgeführt wurde. Ich meine die „gleich kräftige Gültigkeit christlichen und türkischen Zeugnisses vor Gericht.“ In dem Hatti-Scherif von 1856 (Hatti-Humajun) verkündete der Sultan: „Alle Handelspolizei- und Criminalklagen zwischen Muselmanen und Christen oder anderen nicht-muhamedanischen Unterthanen, oder zwischen Christen oder anderen Nicht-Muhamedanern von verschiedenen Secten, sollen gemischten Tribunalen vorgelegt werden. Die Verhandlungen dieser Gerichte sollen öffentlich sein; die Parteien sollen confrontirt werden und ihre Zeugen vorführen, deren Zeugnisse aber ohne Unterschied angenommen werden, auf einen Eid nach den religiösen Vorschriften jeder Secte.“ Sind dies nicht wahrhaft herrliche Worte? Man vermeint endlich eine neue Aera für die so lange gedemüthigte Rajah anbrechen zu sehen! Doch der mit den türkischen Verhältnissen Vertraute zweifelte sogleich an dem Werthe der schönen, volle Gleichberechtigung verheissenden Verkündigung des Sultans. Er erinnerte sich an den vorausgegangenen Hattischerif von Gülhane vom 2. November 1839, welcher den Christen als Ergänzung des Tanzimats ähnliche schöne Versprechungen machte. Die von den englischen Consuln über den Werth christlichen Zeugnisses vor türkischen Gerichten erhobenen Daten werden zeigen, dass die Zweifel leider nur zu gerechtfertigt waren.

Mr. Blunt, englischer Consul in Pristina (Albanien), berichtete an seine Regierung über diesen, für die Christen der Türkei eine wahre Existenzfrage bildenden Punct: „Das christliche Zeugniss in Processen zwischen einem Muselman und einem Nichtmoslim wird in den Ortsgerichten nicht zugelassen. In solchen Fällen, in welchen die Parteien nicht Moslims sind, wird das christliche Zeugniss zugelassen.“ *)

Mr. Zohrab, Consul in Bosna-Serai, sagt: „Das christliche Zeugniss wird in den Medjlis gelegentlich angenommen, aber in der Regel direct oder indirect mit Berufung auf die Mehkemeh verworfen. In diesem Bewusstsein kommen die Christen in der Regel versehen mit moslim'schen Zeugen. Die Fälle, in welchen das christliche Zeugniss zurückgewiesen wurde, sind zahlreich, aber es würde Zeit kosten, dieselben zu sammeln.“ **)

Mr. Cathcart, Consul von Prevesa, bemerkt: „Das christliche Zeugniss wird bei allen Gerichtshöfen zugelassen, aber ich zweifle, ob es in Rechtshändeln zwischen einem Muselman und Christen dasselbe Gewicht habe, wie das Zeugniss eines Moslims.“

Mr. Charles Blunt, Consul in Smyrna, constatirt: „Im allgemeinen zu sprechen,

*) Bericht der Consule über den Zustand der Christen in der Türkei. S. 7.
**) Ibid. S. 55.

nach all' dem, was ich erfahren konnte, wird das christliche Zeugniss gegen Moslims im Innern nicht zugelassen. Nur ein Beispiel ist mir mitgetheilt worden, welches im Jahre 1857 stattfand, als die Behörden von Aidin das christliche Zeugniss nicht in einem Processe zulassen wollten, bei welchem ein britischer Unterthan betheiligt war. Damals wurden in Gemeinschaft mit dem Pascha von Smyrna von dem Gouverneur und unserem Consulate Beamte nach Aidin gesendet, seit deren vereinter Intervention und dann immer das Zeugniss eines Christen (in der Consularstadt) zugelassen wurde." *)

Mr. Cox, der Consul in Bukarest, sagt: „Die Nichtannahme des Zeugnisses von Christen mit gleicher Gültigkeit des Zeugnisses von Moslims ist eben so sehr ein Gegenstand der Klage in Bosnien und in der Hercegovina, wie in Bulgarien." **)

Ich habe hier nur einige von den vielen Beweisen citirt, welche englische Consule, die ihrer Stellung nach sich mehr zur Pforte als zur Rajah hinneigen, amtlich für ihre Regierung constatirten. Der erwähnte „Report of Consuls etc." enthält aber noch viele interessante Daten über die traurige Stellung der christlichen Medjlisglieder, über vorgekommene Vergiftung derselben, falls sie ihren türkischen Collegen Opposition zu machen sich erlaubten u. s. w., u. s. w. (s. p. 4, 12, 28). Der ganze Bericht bildete aber einen der unumstösslichsten Beweisgründe, wie nothwendig es war, dass die europäische öffentliche Meinung laut ihre Stimme zu Gunsten der trotz aller Hatte arg bedrückten Rajah erhob.

Es würde viel zu weit über die Tendenz dieses Abschnittes hinausgreifen, wollte ich die verschieden gearteten Klagen hier im Einzelnen wiedergeben, die von Privaten und Gemeinden bei Suleyman Bey während meiner Anwesenheit zu Niš gegen das türkisch-griechische Regime erhoben wurden. Die Bedrückung durch die Pascha's, Bischöfe, Mudire, Defterdare (Steuereinnehmer) in und ausserhalb der Medjlise bildeten mit zahlreichen Variationen das stehende Thema derselben. Wohl die Hälfte der angebrachten Rechtsstreitigkeiten bezog sich aber auf schwebende Güterverhältnisse zwischen der Rajah und ihren türkischen Grundherren, die grösstentheils in der Aufhebung der Spahiluks wurzelten.

Consul v. Hahn's Darstellung dieser Verhältnisse und seine Erlebnisse in Niš sind ganz geeignet, einige objective und als von einem k. k. österreichischen Consularvertreter herrührend, gewiss doppelt interessante Streiflichter auf die übliche Austragung solcher Streitfälle und die Behandlungsweise klageführender bulgarischer Rajah's zu werfen.

„Spahiluks", sagt Hahn, „waren bekanntlich Militärlehen, welche in dem Rechte der Zehenterhebung von den Producten derjenigen Dörfer bestanden, die ihnen zugewiesen waren, und die ihre bäuerlichen Verhältnisse regelnden Statuten,

*) Bericht der Consule über den Zustand der Christen in der Türkei. S. 32.
**) Ibid. S. 96.

den byzantinischen Kaisernovellen über die Emphyteuse entlehnt", — Hahn stellt hiermit den asiatischen Ursprung des türkischen Kriegslehens nicht in Abrede — „indem der Spahi im Namen des Sultans, als Obergrundherrn aller eroberten Länder, die nach den römischen Gesetzen dem Grundherrn zustehenden Rechte ausübte und der Bauer an die Stelle des Emphyteutars trat." „Viele der zehentpflichtigen Dörfer waren aber ausserdem Eigentbum grösserer Grundbesitzer oder nach dem einheimischen Kunstausdrucke „Tschiftliks" entweder von altersher oder nach und nach in solche verwandelt worden, und diese zahlten ihren Grundherren in der Regel ein Drittel des Reinertrages nach Abzug der Zehenten als Grundrente; wo dies aber nicht der Fall war, da ging wenigstens das Streben der Spahi's dahin, ihre Spahiluks in Tschiftliks zu verwandeln und ihren Grundholden weitere Lasten als die Zehentpflicht aufzuerlegen. Als nun das Institut abgeschafft und der Zehent auf grossherrliche Rechnung erhoben wurde, suchten sich die Spahi's, denen jene Verwandlung noch nicht gelungen war, als Grundherren ihrer Spahiluks zu behaupten. Dagegen remonstrirten die Bauern, wo sie sich stark genug fühlten, und dehnten ihre Opposition auch auf die Tschiftliksherren aus, indem sie die Rechtmässigkeit ihrer Eigenthumstitel bestritten und die Zahlung der Grundrente an sie verweigerten.

Derartige Processe waren zwar auch vor der Aufhebung der Spahiluks keine Seltenheit, dieselbe erweckte aber allerwärts die Hoffnung der Bauern, ihre Dörfer nun auch von Tschiftliks in Freidörfer verwandeln zu können, und gerade während unseres Aufenthaltes in Niš hatte eine Deputation von 70 Dörfern der Umgegend von der grossherrlichen Regierung die Absendung von Commissären zur Untersuchung eines solchen Thatbestandes erreicht. Bei ihrer Ankunft in Niš sollen nun die gleichzeitig von Constantinopel zurückgekehrten bulgarischen Deputirten, um dem Vorwurfe zu entgehen, dass die Bewegung nur das Werk einiger unruhiger Intriguanten sei, die Bauern bewogen haben, sich in Masse dieser Commission vorzustellen. Demzufolge füllte sich an einem Sonntage ganz Niš mit mehreren tausend Bauern, welche jedoch nach Vorbringung ihrer Beschwerden sich ohne Excesse wieder zerstreuten. Darauf hin aber wurde die gesammte Deputation als Anstifter dieser Meuterei in's Gefängniss gesteckt. Wir wiesen natürlich alle Ansinnen, uns in diese Verhältnisse zu mischen, zurück; aber grössere Ueberwindung kostete es, kalt zu bleiben, als wir die Aecker in der ganzen Umgegend mit graumodrigen Getreidehaufen bestanden fanden und die Leute klagten, dass ihr vor sechs Wochen geschnittenes Getreide auf dem Felde verfaulen müsse, weil sie es nicht einthun dürften. Die armen Leute litten durch den Hader zweier Compagnien, welche beide den Zehent gepachtet zu haben behaupteten, und vor dessen Entscheidung die Erhebung nicht gestattet werden konnte. Wir erfuhren jedoch später, dass der Pascha die Erlaubniss zur

Einbringung des Getreides auf seine eigene Verantwortung ertheilt habe, und das anhaltend schöne Herbstwetter hat wohl die Leute vor Schaden bewahrt." —

So Consul v. Hahn in seiner „Reise von Belgrad nach Salonik" (S. 13 u. 14). Wo die Thatsachen so laut für sich selbst sprechen, bedarf es wohl keines weiteren Commentars. Nur eines will ich den weniger mit türkischen Verhältnissen Vertrauten versichern: jene aus Constantinopel zurückgekehrte Deputation wäre sicher — ich schliesse hier nach analogen Vorgängen — auch dann in's Gefängniss gewandert, falls sie auch nicht, um dem bewussten Schicksale zu entgeben, Tausende von Bauern nach Niš berufen hätte. Nicht für die Massendemonstration, sondern für das Wagniss wurde sie gestraft, in Constantinopel selbst über von der Paschareregierung ausgegangene oder doch geduldete Bedrückung geklagt zu haben.

Im allgemeinen findet man in Bulgarien dieselbe Willkürlichkeit in der Besteuerung von Grund und Boden, und namentlich einzelner Producte, des Rosenöls, der Weintrauben, Wallnüsse u. s. w., wie sie im Mittelalter in Europa heimisch war. Es fehlt auch niemals an einzelnen Pascha's und albanesischen Söldnern, die gleich dem General Wenzel Maratschky mit seinen „schwarzen Reitern" im Bauernaufstande zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, selbst die gerechtesten Klagen mit Gewalt und Gräueln zu ersticken wussten."

Weder die türkische noch die englische Enquête brachten aber fühlbare Verbesserungen für die durch Pascha- und fanariotisches Bischofsregiment fortgesetzt bedrückte Rajah.

Ganz im Gegentheile, als hätte die Pforte es ihr zu Gemüthe führen wollen, wie wenig sie sich um die russische Regierung zu kümmern brauche, traten im Jahre 1860 und in den nächstfolgenden Jahren zu den bisherigen Lasten neue Contributionen an Zwangsarbeiten für die tatarischen und tscherkessischen Ansiedler, welche die Pforte, entgegen der landläufigen Anschauung, dass die Cultur von Westen nach Osten getragen werde, nach Bulgarien gerufen hatte. Diese traurigen Verhältnisse und die Juni-Ereignisse zu Belgrad (1862) begünstigten einen erneuten Erhebungsversuch der kriegerischen Balkanbewohner. Er missglückte, hatte jedoch die abermalige Absendung eines Pforteucommissärs zur Folge, der einen neuen Bericht über Stimmung und Zustände in Bulgarien erstatten sollte. Nachdem die Pforte seit der letzten Enquête im Jahre 1860 für die Bulgaren nichts gethan, vermehrte Asmid Bei ohne besondere Mühe das bereits vom Grossvezier Köprüsli gesammelte schätzbare Material in den riesigen, Archivstelle vertretenden Actenbeuteln der hohen Pforte. Asmid Bei's Berichte blieben im Ganzen, wie vorauszusehen, resultatlos. Nichts änderte sich. Nur einzelne Pascha's, die ihr Unwesen allzugrob getrieben hatten, wurden ihrer Posten entsetzt und versetzt, um andern beutelustigen Collegen Platz zu machen.

In diesem steten Wechsel blieb aber auch diesmal eines fest und unverändert, die endlose Bedrückung der christlichen Rajah.

Meine bisherigen Schilderungen bewegen sich nur in allgemeinen Linien und tragen wenig helle Farben. Sie sind Grau in Grau gemalt und doch hätte ich zu noch weit dunkleren Tinten greifen müssen, wollte ich in hundert Einzelzügen die traurige Wirklichkeit wiederspiegeln, die mir allerorts auf meinen bulgarischen Reisen 1860 und 1862 entgegentrat!

Je heller und wärmer die orientalische Sonne leuchtete, in desto grellerem Contraste erschien die Scenerie, welche sie bestrahlte. Es wurde nur sichtbar, dass für dieses wunderbare, von Natur reich gesegnete Stück Schöpfung, das die Länder des Sultans einschliesst, noch lange nicht der wirkliche Morgen angebrochen sei. Einst prächtige, jetzt verwüstete Wälder, der beste Ackerboden aus Mangel an Arbeitslust oder Kräften brach liegend, elende Dörfer an noch elenderen Strassen, erfüllt von einem mit herrlichen Anlagen begabten, in seiner Entwicklung jedoch niedergehaltenen Volke, Gemeinden meist ohne Kirchen und Schulen, verrathen von ihren eigenen, nein, von fremden, ihnen aus Constantinopel aufgedrungenen griechischen Bischöfen, ausgesogen durch die grenzenlose Willkür der Pascha's und Mudire, eine Rajah, eine „wehrlose Heerde“ im wahrsten Sinne des türkischen Wortes! —

Endlich ein Lichtpunct in dieser lange andauernden finsteren Nacht des europäischen Südostens. Meteorähnlich tauchte er plötzlich empor, einem solchen gleich sollte er leider nach kurzer Leuchte entschwinden! War es ein glückliches Zufallsspiel, vielleicht ein Ausfluss sultanlichen Wohlwollens oder eine verspätete Folge der russisch-türkisch-englischen Enquête, sicher ist es, dass die Ernennung Mithad Pascha's zum Gouverneur des „Tuna-Vilajets“ (Donau-Bulgariens) mit einem Zauberschlage dessen gesammte sociale, geistige und materielle Lage verändern zu sollen schien.

Von den türkischen Staatsmännern wurde die Organisation der „Vilajets“ (Provinz-Gouvernements) als eine der wirksamsten Massregeln angesehen, um die Türkei auf die Höhe der civilisirten europäischen Staaten zu bringen. In einem Memorandum an Lord Lyons, datirt vom 6. Mai 1867, rühmte Fuad Pascha die heilsamen Erfolge der Vilajetorganisation „cette récente institution, qui embrasse les plus larges et les plus importantes réformes“ etc. etc. Fuad setzte wohl euphemistisch hinzu, dass die Effecte des neuen Administrationsversuchs sich noch nicht in allen Provinzen des Sultans gleich wohlthätig äussern. Hätte Fuad aber nicht als gewandter Diplomat; sondern als aufrichtiger Berichterstatter gesprochen, so hätte er wohl der Wahrheit die Ehre geben und anerkennen müssen, dass die Vilajetsreform eigentlich überhaupt nur in einer Provinz und nur von einem einzigen genialen Vali (Statthalter) ins Leben zu rufen mit Glück

versucht worden war, nämlich im „Tuna-Vilajet" (Donau-Provinz) durch Mithad Pascha!

In einem späteren Capitel wird die administrative Organisation des „Tuna-Vilajet's" ganz speciell behandelt werden. Hier genüge, dass es im Beginn die früher selbständigen Paschaliks: Vidin, Rusčuk, Tirnovo, Varna, Tulča, nördlich vom Balkan, und jene von Sofia und Niš, südlich desselben, also beiläufig einen Flächenraum mehr als zweimal so gross als das Fürstenthum Serbien umfasste, von denen das Paschalik Niš seit 1868 an das Vilajet Prisrend fiel.

Unter allen lebenden türkischen Staatsmännern ist Mithad Pascha wohl die merkwürdigste, fesselndste Erscheinung. Mithad besitzt etwas von der Natur und dem Organisationstalent Peters des Grossen. Scharfblickend, rasch beweglich, arbeitslustig, ehrlich und mit eiserner Willenskraft jeden Widerstand besiegend, scheint ihn nur ein Moment zu beseelen, die Türkei in Wahrheit zum Eintritt in die Reihe der europäischen Staaten zu befähigen. Den sogenannten „jungtürkischen Reformern" steht gewöhnlich Phrase und Schein höher, als das Wesen; Mithad geht aber den Dingen auf den Grund, er sucht das Corrupte und Faule ernstlich zu bekämpfen und nicht blos zum Paradezweck für europäische Augen zu lakiren.

Schon im Herbste 1864, als ich West-Bulgarien nach blos zweijährigem Intervall wieder betrat, konnte ich die ersten Anfänge wohlthätigen Umschwungs wahrnehmen, welche Mithad's neues Regiment, namentlich in dem socialen Verhältnisse zwischen Moslims und Rajah, zum mindesten äusserlich hervorgerufen hatte. Ich war überrascht, in den Konaks zu Vidin, zu Lom, Adlich u. s. w., die Rajah menschenwürdiger von den türkischen Beamten behandelt zu sehen, ja in einzelnen Bureaus christlichen Beamten zu begegnen; wenn auch diese nur mehr geduldet, als gleichberechtigt neben ihren moslim'schen Collegen erschienen. Ganz besonders fiel mir aber das veränderte Benehmen der meine Escorte bildenden Zaptie's (Gensd'armen) gegenüber der bäuerlichen christlichen Landbevölkerung auf, deren schlimmste Feinde und Bedränger sie noch zwei Jahre zuvor gewesen waren.

Bereits früher fand ich in periodischen Publicationen oft Gelegenheit zu erwähnen, wie in dem von Natur reichgesegneten Donau-Bulgarien sich alle Schritte zum Bessern auf Mithad zurückführen lassen. Die etwas geregeltere Administration, die Erbauung von Schulen und Anstellung von Schulinspectoren für alle Confessionen, die Berufung von Ingenieuren und Constructeuren, die Errichtung solider Administrations- und Militärgebäude, von Eisenbahnen und Telegraphen, von Strassen und Brücken, die Gründung von Vorschusscassen für den Grundbesitz und die Anlegung von Waisen-, Arbeits- und Gefangenhäusern, die Einführung von Hôtels, des Strassenpflasters, der Reinigung und Beleuchtung in

Haupt- und Kreisstädten, die Vertilgung des auf Handel und Verkehr schwer lastenden Räuberuuwesens im Balkau und auf allen Wegen, das und viel anderes war das Werk dieses ungewöhnlich begabten Mannes, dessen Name bald allen Einsichtigen die incarnirteste Reaction gegen die zahllosen tolerirten Missbräuche bedeutete, unter welchen Türk und Christ des Vilajets gleich sehr litten.

Ich kenne Mithad Pascha nicht persönlich, sondern nur aus seinem Wirken. Nach Allem, was ich aber von diesem gesehen und gehört, steht es für mich ausser Zweifel, dass er bei längerem, ununterbrochenem Wirken das Tuna-Vilajet zu einer musterhaft organisirten und wahrscheinlich am loyalsten administrirten Provinz der gesammten Türkei umgestaltet und mit ihr ein Modell für weniger befähigte Vilajets-Organisatoren geschaffeu hätte.

Jenes Grundübel, das den türkischen Staat seit Jahren nicht zu einer wahrhaften Kräftigung erstarken lässt, das an ihm krebsartig zehrt, seine spärlichen intellectuellen schöpferischen Talente au der Entfaltung eines Segen bringendeu Wirkens lähmend behindert, es sollte ganz unerwartet auch Mithad's grosses Regenerationswerk im Tuna-Vilajet und zwar leider vorzeitig in dem Stadium unterbrechen, wo er mit angestrengtestem Eifer, unterstützt von einigen selbstgeschaffenen Kräften und gefördert durch mancherlei gewonnene Erfahrungen, mit Sicherheit sein grosses Ziel zu verwirklichen hoffen durfte. Als ich im Herbste 1868 zu Rusčuk landete, war Mithad kurz zuvor in Folge stille wirkender diplomatischer und Palast-Intriguen nach Stambul abberufen worden, wo er eine elende, auf die Blendung Europa's berechnete Copie des französischen Staatsrathes in Scene setzen sollte!

Auf Mithad folgte leider in raschem Wechsel eine Reihe talentloser Gouverneure, welche kein Verständniss für dessen sorgsamer Fortführung bedürftige Schöpfung hatten, sie desshalb verfallen liessen und welche nicht, mit der hier anerkannten ehrenwerthen Ausnahme Omer Fewzi Pascha's (1871), den Statthalterposten von Rusčuk für etwas anderes, als eine bald vorüberrauschende Gelegenheit zur Jagd nach Beute und Selbstbereicherung angesehen hätten.

Ich gedenke später mehr en detail auf die politischen und administrativen Verhältnisse Donau-Bulgariens in den Jahren 1871 — 1874 auf Grundlage vieljähriger Reiseaufzeichnungen zurückzukommen. Schon heute soll hier jedoch im Allgemeinen erwähnt werden, dass die Türkei, als Erbe des alten corrumpirten Byzanz, bezüglich der fiscalischen Verwaltung ihres überkommenen Völkermaterials, nur als dessen gelehriger Nachfolger und Schüler handelt. Zur Zeit, als noch das Kreuz von der h. Sophia erglänzte, ganz so wie später unter dem Halbmond, bildete die Aussaugung der unterworfenen Völker für den kaiserlicheu Schatz den schwarzen Punct des finauziellen byzantinischen Systems und selbst die heutigen, die Rajah drückenden Steuerpächter, — grösstentheils Griechen

und Armenier — sind meistens die gleichfalls orthodox getauften Nachkommen jener berüchtigten kaiserlich byzantinischen Taxatoren, von deren Verwerflichkeit der erzbischöfliche Chronist von Thessalonik erzählte.

Der Versuch, das türkische mit den nachtheiligsten wirthschaftlichen Folgen verknüpfte Steuererhebungssystem von allen Bodenproducten zu reformiren, ist leider, wie wir später sehen werden, als missglückt zu betrachten. An den wohlwollenden Absichten des Sultans und seines Divans, welche bei diesen und anderen Reformversuchen vorwalteten, ist wohl nicht zu zweifeln; allein hier heisst es: der Pascha ist nahe, der Sultan weit! Im Interesse der Humanität und der Wahrung des moralischen Schutzes, unter welchen der Pariser Vertrag im Jahre 1856 die Hatti-Humajun-Charte der Rajah gestellt hat, erscheint es daher als unerbittliche Nothwendigkeit, das türkische Gebaren gegenüber ihren christlichen Völkern einer stetigen Controlle des europäischen Areopags zu unterstellen.

Die traurigen Ungerechtigkeitsacte, welche zu Gradiška und Banjaluka (1873), so zu sagen unter persönlicher Betheiligung des bosnischen Provinz-Gouverneurs, des Vali Mustafa Asim Pascha, gegen christliche Kaufleute verübt wurden, sind wohl noch nicht vergessen. Die Misshandelten hatten den Muth, an die öffentliche Meinung Europas zu appelliren und das Glück, den Process gegen Asim zu gewinnen. Nicht immer aber fallen die Verhältnisse wie bei diesem Anlasse so günstig, um die kräftige Intervention einer Grossmacht und die Bestrafung der Schuldigen herbeizuführen.

Nachdem es heute den Anstrengungen objectiver Beobachter gelungen ist, einige Wahrheit über türkische Zustände entgegen den Anstrengungen der Anlehen vermittelnden Zeitungen und Finanziers in Europa zu verbreiten, wird es Niemandem wohl beifallen, die Türkei auf eine bedeutend höhere Stufe als Persien, Khiva und andere moslim'sche asiatische Staaten zu stellen. Ist es nun englischem und russischem Einflusse gelungen, dort die unterdrückten Classen gegen Vergewaltigung zu schützen, so liegt hierzu in der europäischen Türkei für Mittel-Europa erhöhte Ursache vor, da Pflichten der Humanität und die Sorge für die, eine grosse Consumsfähigkeit seiner Fabricate entwickelnde türkische Christenheit dies dringend fordern.

Die hohe Pforte und die bezahlten oder platonischen turkophilen Organe mögen immerhin derartige Interventionen in die inneren Angelegenheiten der Türkei beklagen. Auch wir thun es und wahrscheinlich mit grösserer Aufrichtigkeit; denn wir wünschen nichts sehnlicher, als dass vollster innerer Friede in den Staaten des Sultans herrsche, dass seine Gerichte mindestens einige Garantie für die Ausschliessung von Religions- und Raçenhass in ihren Urtheilen bieten möchten und dass so jedes Moment für die Action fremder Mächte wegfalle.

Wie würde es aber mit dem Lose der türkischen Christenheit, wie mit der Administration des illyrischen Dreiecks aussehen, wie weit mehr wäre der Hatti-Humajun nur ein beschriebenes Blatt Pergament geblieben, falls die Pforte und ihre Provinzorgane nicht die unliebsame Controlle der fremden Gesandten und Consule fortwährend zu fürchten hätten?

Je eingehender man die Länder der europäischen Türkei studiert, desto mehr gelangt man zur Ueberzeugung, dass die unleugbaren Mängel der türkischen Administration und Justiz grossentheils nur die materiellen Interessen der Rajah schädigen, deren weit zurückgebliebene moralische und intellectuelle Entwicklung muss aber dem unwürdigen Gebaren des fanariotischen Patriarchats zugeschrieben werden, dem die Pforte das geistige Wohl ihrer christlichen Völker ausgeliefert hatte. Durch alten Stammeshass verschärft, lastete der Druck des griechischen Klerus aber ganz besonders schwer auf dem slavischen Volke der Bulgaren. Dies zu beleuchten und zu erwahren, will ich im nächsten Capitel versuchen.

V.

DAS ALTBULGARISCHE PATRIARCHAT, SEIN ENDE UND DES GRIECHISCHEN FANAR'S HERRSCHAFT ÜBER DAS BULGARENVOLK.

932 — 1860.

Die religiös-politische Bedeutung der bulgarischen Bewegung vom Jahre 1860. — Ihre Genesis. — Rückblick auf die alten Kämpfe zwischen Slaven und Griechen. — Streit zwischen Rom und Byzanz wegen Einverleibung der Bulgaren. — Haltung der bulgarischen Herrscher. — Begründung des slavisch-bulgarischen Patriarchates. — Sein Ende. — Leo, der Erzbischof von Ohrida und das Schisma. — Entstehung des zweiten national-bulgarischen Patriarchates. — Untergang desselben. — Die Bulgaren unter dem griechischen Patriarchate. — Seine Feindseligkeit gegen das Bulgarenthum. — Türkische Imams und fanariotische Geistliche. — Die Bulgaren, ihre Domäne. — Der geistliche Stellenschacher zu Constantinopel. — Dessen Ursprung und Folgen. — Ein unerfüllter Punct des Hatti-Humajuns. — Charakteristik des bulgarischen Dorfklerus und der hohen griechischen Geistlichkeit. — Dessen Tendenz, die Bildung des Bulgarenvolkes zu hindern. — Beispiele. — Acte des Erzbischofs von Niš 1860. — Metropolit Neophitos verbrennt die bulgarischen Incunabeln zu Tirnovo. — Missbräuche und Laster des fanariotischen Klerus. — Beispiele. — Beginn der katholischen Bewegung in Bulgarien.

Die kirchlichen Kämpfe der eigentlich erst 1860 wieder auf die orientalische Schaubühne getretenen Bulgaren haben seit wenigen Jahren die Aufmerksamkeit aller ernsten Politiker erregt. Wenn nichts, so beweist dies eine Reihe zum Theil sehr beachtenswerther Artikel, mit welchen für oder gegen meine, die griechisch-bulgarische Streitfrage zuerst beleuchtenden Essays in der „Oesterreichischen Revue“ und „Allgemeinen Zeitung“ von den verschiedensten Orten: von Smyrna, Constantinopel, Petersburg, Moskau, Belgrad, Wien, Freiburg, Pest u. s. w. lebhaft polemisirt wurde.

Dass dieser hochinteressante kirchliche Kampf, trotz der mannigfach verwickelten Phasen, die er zu durchlaufen hatte, und ungeachtet der mächtigen

inneren und äusseren Beeinflussungen, welche ihn zeitweise auf falsche Bahnen abzuleiten suchten, endlich doch jene Lösung fand, welche ich von Beginn an, als die einzig wünschenswerthe, gerechte und mögliche im Interesse aller Betheiligten hingestellt hatte, spricht wohl beredt dafür, dass mein Urtheil auf dem ernsten Studium der weit zurückreichenden Keime und neueren Ursachen beruhte, welche ihn hervorgerufen hatten.

Ich sagte es aber weiter voraus, und wiederhole es zur Stunde, dass die höchst merkwürdige Ermannung des bulgarischen Volkes im Streite mit dem Constantinopler Patriarchate und Fanar, entkleidet des religiösen Momentes, auch einen höchst wichtigen politischen Abschnitt nicht nur in der Entwicklungsgeschichte dieses numerisch stärksten aller christlichen Völker der Türkei, sondern auch für diese letztere und selbst für die gesammte orientalische Frage bedeutet. Desshalb erscheint es mir aber auch in hohem Grade gerechtfertigt und in dem ganzen Plane dieses Werkes gelegen, die religiös-politische Bedeutung der griechisch-bulgarischen Kirchenfrage, von ihrem Beginne und durch ihre Entwickelung bis zu ihrer gegenwärtigen Gestaltung, auf Grundlage meiner älteren und neueren Studien eingehend zu erörtern.

Wollen wir also die Genesis des zwischen den Bulgaren und dem Constantinopler Fanar bestehenden erbitterten Streites aber recht erfassen, so wird hierzu am leichtesten die kurze Recapitulation einiger charakteristischer Momente der byzantinisch-bulgarischen Geschichte führen; denn der politisch-nationale Gegensatz zwischen Bulgaren und Griechen war von jeher die bedauerliche Quelle des kirchlichen gewesen. Er ist nahe so alt, als diese Völker neben einander wohnen und wird an Tiefe kaum von jenem zwischen Griechen und Lateinern übertroffen. Seit die Geschichte von Griechen und Slaven erzählt, finden wir sie im hartnäckigsten Kampfe sich bekriegen und nie hätte der Halbmond triumphirend das Kreuz von der Aya Sophia gestürzt, würde ihm nicht der unversöhnliche Hass zwischen den zwei mächtigsten Nationen des illyrischen Dreiecks den Weg nach Constantinopel gezeigt haben.

Die von der Wolga eingewanderten und mit den besiegten Donau-Slaven nördlich des Balkans bald zu einem Volke verschmolzenen Bulgaren bildeten schon im 7. Jahrh. eine bedrohliche Gefahr für das alternde Byzanz. Den byzantinischen Kaiser Nicephorus tödteten sie auf dem Schlachtfelde (811). Der siegreiche Bulgarencar Simeon (888—927) säete weiter die blutige Saat. Er dachte selbst daran, sich auf den Thron des ohnmächtigen byzantinischen Kaisers zu setzen. Sein Sohn Peter (927—968), weniger ehrgeizig, entsagte diesem letzten Ziele aller bulgarischen Herrscher, vermählte sich mit einer Enkelin des griechischen Kaisers Romanus und begnügte sich mit der Anerkennung der stets streitigen Autokephalie der bulgarischen Nationalkirche vom ökumenischen Pa-

triarchat (932). Nur kurz strahlte noch der Glanz bulgarischer Herrlichkeit unter seinem Nachfolger Samuel. Kaiser Basilius Bulgaroctonus, „der Bulgarentödter," bereitete ihr ein schreckliches Ende. Im Jahr 1015 nahm er die Residenz Ochrida, 1017 tödtete er Johannes Vladislav bei Durazzo, 1019 unterjochte er gänzlich die Bulgaren, deren weitere Geschichte lange Zeit mehr oder minder glückliche Versuche zur Abschüttelung des byzantinischen Joches bilden.

Das kurze lateinische Kaiserthum zu Byzanz hatte mit dem verhängnissvollen Thron die Erbschaft fortgesetzter Kämpfe angetreten. Zu den politischen gesellten sich nun auch religiöse Motive. Die bulgarischen Schismatiker, welche oft zwischen Rom und Byzanz geschwankt, sollten nun definitiv dem Papst unterworfen werden. Der flandrische Balduin bezahlte dieses Streben in der Schlacht zu Adrianopel (1205) mit der Freiheit, und kurz darauf in der Gefangenschaft zu Tirnovo mit dem Leben. Weder das Haus Anjou, dem Balduin I. noch in seinem Falle die Erbschaft auf die Donauländer übertragen hatte, noch das schwächliche Geschlecht der Paläologen vermochten jedoch ihre mehr oder minder begründeten Ansprüche auf Bulgarien zur Geltung zu bringen. Verbündet mit dem aufstrebenden Serbenreich, wies es kräftig die griechischen Angriffe zurück. Die kurze Waffenbrüderschaft, zu der die heranuahenden türkischen Schrecken zwischen Griechen, Bulgaren und Serben geführt, erbleichte unter dem unlöschbaren Hass des Griechen gegen den Slaven. An der Seite der zu Hülfe gerufenen Ungläubigen kämpften die Byzantiner gegen Serben und Bulgaren. Vergebens waren Ungarns ruhmvolle Anstrengungen zu deren Rettung. Die slavischen Carenthrone wankten, die Schlachten von Varna und Kosovo (1444—1446) besiegelten ihren Sturz. Aber ein gemeinsames Leichentuch deckte sie mit dem ihnen feindlichen Kaiserthron von Byzanz. Am 29. Mai 1453 war auch sein Stern erblichen!

Aber nicht nur erst seit dem ausgebrochenen Schisma, sondern viel früher, ja beinahe seit sich die Bulgaren im 9. Jahrhundert zum Christenthum bekehrt hatten, war der Primat über dieselben Gegenstand erbittertsten Streites zwischen Rom und Constantinopel. Papst Gregor I. suchte seinen Primat im südlichen Illyricum energisch zu behaupten*). Noch auf der Synode zu Constantinopel (869) wurde lebhaft um die Zutheilung des Bulgarenlandes zu Byzanz oder Rom gestritten.

Politische Motive veranlassten die bulgarischen Herrscher oft eine scheinbar aufrichtige Zuneigung gegen Rom zu äussern, um dessen Unterstützung in den Kriegen mit den byzantinischen Kaisern zu erlangen. Sie empfingen vom Papst geweihte Kronen, Bischöfe und Missionäre zugesandt, die verheissene materielle Hilfe mochte jedoch nur selten den weitgehenden bulgarischen Wünschen entsprechen

*) Zachariae, Beiträge zur Gesch. d. bulg. Kirche. Petersburg 1864.

haben; denn seit Kaiser Basilius Macedo's Vorstellungen und reiche Geschenke den Bulgaren-Car Mihail Boris, ungeachtet der Bemühung Papst Johann VIII., für Constantinopel gewonnen hatten, sehen wir ihn und dessen Nachfolger, trotz der weiteren Ermahnungen der Päpste, selbst nach dem eingetretenen Schisma der orientalisch-orthodoxen Kirche grossentheils treu anhängen. Dabei tritt aber gleichmässig stets das Streben der Bulgaren auf, nach einer streng nationalen, von dem ökumenischen Stuhle zu Byzanz völlig unabhängigen Kirche. Aehnlich dem römischen Papste war der griechische Patriarch der Bildung unabhängiger Nationalkirchen wenig geneigt und seine hartnäckig angesprochene Oberherrlichkeit über die Kirche von Bulgarien nährte die fortwährend wuchernde Erbitterung zwischen den feindlichen Nationen. Des heftigsten Widerstandes ungeachtet, gelangten die Bulgaren, nachdem die slavische Sprache in die Kirche eingeführt worden war, an das Ziel ihrer Kämpfe, zur ersten slavischen Nationalkirche — zum Vorbilde der späteren russischen und serbischen.

Das slavisch-bulgarische Patriarchat behauptete, aus politischen Gründen von den weltlichen Herrschern begünstigt, in verschiedenen Epochen mit Glück seine volle Unabhängigkeit vom griechisch-ökumenischen Stuhle.

Schon unter Kaiser Romanus Lacapenus (959) soll die bulgarische Kirche als autokephal anerkannt worden sein. Die Siege des ruhmreichen Bulgarenkönigs Simeon nöthigten Byzanz zu grossen Concessionen, und die bulgarische Königsresidenz zu Dorostolum (Drista, das heutige Silistria) wurde Sitz des ersten bulgarischen Patriarchats. Es war jedoch gleich dem nachgefolgten von Peristhlava (Preslav, das heutige Eski-Stambul) von nicht sehr langer Dauer. Der von Kaiser Nicephorus zur Hülfe gerufene gross-russische Svjatoslav versetzte der bulgarischen Macht einen harten Stoss. Er drang über den Hämus gegen Adrianopel vor (967) und gedachte sich dort festzusetzen. Kaiser Joannes Zimische's bekriegte jedoch die Russen (971) mit Glück, vertrieb sie aus Bulgarien, unterwarf sich aber auch gleichzeitig dessen nördlichen Theil, was wohl die Aufhebung des bulgarischen Patriarchats und dessen Unterordnung unter den ökumenischen Stuhl zur Folge hatte. Der zu Ohrida residirende Erzbischof von Bulgarien behielt jedoch die vollste Autokephalie über den Rest der bulgarischen Diöcesen, und Kaiser Basilius Porphyrogenetus, welcher Bulgarien gänzlich erobert hatte, bestätigte dessen Primat über ein bedeutendes Gebiet, zu dem die Bisthümer Kastoria, Glavinica, Moglena, Bitolia, Strumnica, Morovisdos, Velebusda und Triadica zählten. Der Erzbischof führte den Titel „Erzbischof von Justiniana prima, Ohrida und ganz Bulgarien." Ein zweiter bulgarischer erzbischöflicher Sitz für Donau-Bulgarien scheint gleichzeitig zu Dristra verblieben zu sein. Auch er war dem Constantinopler griechischen Patriarchate unterworfen. Dieses entsandte übrigens für diese vielfach schwierigen, hochwichtigen

Stellungen oft Männer von bedeutender Bildung. In der Reihe der Erzbischöfe von Ohrida befindet sich unter anderen hervorragenden Klerikern jener Leo, welcher durch sein, im Jahre 1053, vereint mit dem ökumenischen Patriarchen Mihail Cerularius an den Bischof Johannes von Trani in Apulien entsandtes Schreiben die Veranlassung zu der ein Jahr später erfolgten gegenseitigen Excommunication — zum Schisma — gab.

Mit der Wiederaufrichtung des zweiten bulgarischen Reiches durch die beiden Brüder Asan und Peter aus königlichem Geschlecht gegen Ende des XII. Jahrhunderts fällt die Wiedergeburt des erneuten zweiten bulgarischen Patriarchats in der Carenhauptstadt Tirnovo zusammen. Es erstand zur Zeit des Kaisers Isaak Angelus. Diesem zweiten orthodox-bulgarischen Patriarchat war ein kurzes römisch-bulgarisches Patriarchat vorausgegangen. Car Joannes hatte sich, wie so mancher seiner Vorgänger, durch Anerkennung des Papstes eine Stütze gegen das drohende Byzanz zu erwerben gesucht. Papst Innocenz III. ernannte den Bischof von Tirnovo zum Erzbischof und Primas, und unterordnete ihm die Metropoliten von Peristhlava und Veleshudium. Das römisch-bulgarische Patriarchat sollte jedoch nur eine Episode bleiben. Schon Car Joannes befand sich mit dem lateinischen Kaiserthum zu Constantinopel in heftigem Kampfe und im Jahre 1234 verbündete sich Car Joannes Asan mit dem byzantinischen Kaiser Joannes Ducas Vatatzes, vermählte dessen Sohne Theodor seine Tochter Helena und stellte mit Zustimmung des ökumenischen Stuhles das orthodox-bulgarische Patriarchat wieder her.

Die Anerkennung seiner Autokephalie mochte aber wohl keine ganz unbedingte gewesen sein. Denn im Jahre 1355 drohte der byzantinische Patriarch Callistus den bulgarischen Patriarchen vor das Forum der Synode in Constantinopel zu ziehen; falls er es weiter unterlassen sollte, des ökumenischen Stuhles und der anderen Patriarchen der orientalischen Kirche im Gebete zu gedenken. Auch wird von den Mönchen und Geistlichen die strenge Anwendung der griechisch-orthodoxen Taufform gefordert. Weiterer Hader entsprang zwischen dem griechischen und dem bulgarischen Patriarchen durch des letztern Machtanspruch über die Metropolie zu Vidin. Im Jahre 1381 stritten zwei von beiden Patriarchen ernannte Metropoliten um dieselbe, und noch im Jahre 1392 wucherte der Streit fort, als die Schlacht von Nikopolis (1396), in welcher unter König Sigmunds von Ungarn Führung die erlesensten Heerschaaren des Abendlandes gegen Bajezid Ilderim unglücklich kämpften, dem bulgarischen Reiche und seinem Patriarchate von Tirnovo ein trauriges Ende bereitete!

Die eisernen Kriegsloose hatten gegen die christlichen Völker des europäischen Ostens entschieden. Auf Jahrhunderte sollten sie aus den Blättern der Geschichte verschwinden. Mit stummer sclavischer Ergebung mussten sie dem

asiatischen Sieger Heeresfolge leisten, durch den hässlichen „Knabenzins" die Reihen der Jenisseri (Janitscharen) füllen, welche durch ihre Unüberwindlichkeit ganz Europa erschreckten. Der Verrath und die Entzweiung zwischen Griechen und Slaven hatten ihre furchtbare Strafe gefunden. In ihrer vollen Wucht traf sie jedoch nur das bedauernswerthe Volk. Schriftsteller und Gelehrte flohen vor dem drohenden Barbarismus nach dem Occident und verbreiteten dort die Leuchte des Wissens. Der grösste Theil des Adels und des Klerus hatte aber mit dem moslimischen Eroberer Frieden gemacht. Um seine Güter zu retten, trat der Adel grösstentheils zum Mohammedanismus über, die Geistlichkeit weidete und schor aber ihre Heerden weiter, da sie der Sieger zu sehr verachtete, als dass er ihnen die einzig wahre Lehre des Propheten gewaltsam aufgezwungen hätte.

Wie wir früher sahen, hatte die alte national-bulgarische Kirche stets eine gewisse Neigung für Rom bewiesen. Zwischen Constantinopel und Rom gestellt, suchte sie in Dogma und Gebräuchen eine unabhängige Mittelstellung sich zu wahren. Oft wurde sie desshalb vom ökumenischen Stuhle dringend ermahnt, die Reinheit der griechisch-orthodoxen Lehre herzustellen. Mit diesen Bemühungen des griechischen Patriarchates, welche immerhin durch heiligen Glaubenseifer gerechtfertigt werden mögen, ging jedoch das Streben Hand in Hand, aus dem höheren bulgarischen Episkopat das einheimische nationale Element zu verdrängen, es durch fanariotische Sendlinge zu ersetzen und an die Stelle der slavischen die griechische Sprache in den bulgarischen Kirchen einzuführen. Hätte sich der Fanar einzig darauf beschränkt! Er ging jedoch weiter. Auch die bulgarische Schule sollte entnationalisirt und so dem Bulgarenvolke die geistige Fortentwicklung in seiner Muttersprache unmöglich gemacht werden! Es wurde dies so consequent allerorts versucht, dass es beispielsweise in der altbulgarischen erzbischöflichen Stadt Ohrida, wo noch heute das Bulgarische die allgemeine Sprache im Hause ist, neben vier griechischen Schulen nur eine bulgarische giebt.

Die historischen Erinnerungen an die einstige politische Selbstständigkeit und kirchliche Unabhängigkeit von Byzanz aus dem Bulgarenvolke gänzlich auszutilgen und sich auf dessen Kosten zu bereichern, erschien dem fanariotischen Klerus bis ganz zuletzt herab als Hauptaufgabe — dessen intellectuelle Bildung zu fördern, stets nur als Nebensache.

Mit der an Armuth grenzenden Besitzlosigkeit und schlichten Einfachheit türkischer Imam's (Geistlichen) contrastirt nichts so grell, als der Reichthum und die übergrosse Prunkliebe der bulgarischen Bischöfe. Kaum gelingt es den türkischen Pascha's, den Pomp, welchen die Kirchenfürsten der Rajah entwickeln, zu erreichen, selten, ihn zu überstrahlen.

Welches sind die Dotationen, die Kirchengüter und Fonds, aus welchen der hohe Klerus Bulgariens ein so reiches Einkommen bezieht? fragt der Uneingeweihte. Vergebens spähet und sucht er nach solchen. Denn es giebt nur eine einzige, nie versiegende Einnahmsquelle für die griechisch-bulgarischen Bischöfe; doch fliesst sie weder aus Dotirungen, Gütern oder Stiftungen, diese Domäne ist einzig: das arme bulgarische Volk.

Aus dem „Fanar" (fena-yer), dem griechischen Stadttheile Constantinopels, in dem sich die faulen Reste corrupten Byzantinerthums mit asiatisch-türkischem Wesen vermählt zu haben scheinen, gingen die geistlichen Kaufleute hervor, welche um die vacant gewordenen bischöflichen Pachtsitze Bulgariens feilschten. Nicht höhere Intelligenz, grössere Frömmigkeit oder sonstige Zier und Eigenschaft, die wir bei hohen Kirchenhirten gewöhnlich suchen, nicht gereiftes Alter oder hervorragende, der Kirche geleistete Dienste waren bei Vergebung der bulgarischen Bischofsstühle massgebend, nein — sie wurden einfach den Meistbietenden zugeschlagen.

Die Genesis dieser, aller apostolischen Satzungen spottenden Uebung ist im sechzehnten Jahrhundert zu suchen. Bis zu Ende desselben hatten die türkischen Eroberer den griechischen Klerus nicht nur geschont, sondern mit Privilegien überhäuft, welche demselben von den byzantinischen Kaisern stets bestritten und um die er von dem abendländischen Klerus vielfach beneidet wurde. Die Sultane und ihre Grossen konnten an den erbeuteten Reichthümern, an dem Marke der niedergeworfenen Nationen ruhig zehren, nachdem sie deren höchstes geistliches Oberhaupt und durch dasselbe ihre Bischöfe sich zu Dank und treuer Ergebenheit verpflichtet hatten. Auch die Nachfolger Murad's und Bajezid's, weniger kriegslustig, als die berauschenden Genüsse des Harems liebend, suchten und fanden durch Schonung der griechischen Geistlichkeit ein willkommenes Mittel, um des ererbten Raubes und der von ihren Feldherren aus christlichen Ländern heimgebrachten Beute und Tribute ungestört sich zu erfreuen.

Selbst die unermesslichsten Schätze erschöpfen sich aber. Auch die türkischen Nachfolger des Propheten machten diese alte Erfahrung; denn der Luxus der Sultane und Grossen verschlang die enormen Tribute und die riesige Kriegsbeute aus den niedergeworfenen Ländern. In solchen oft eintretenden Momenten der Ebbe im grossherrlichen Schatze suchte man stets Hilfe in jenem Stadttheile Constantinopels, in dessen Schmutz sich die corrupten Reste einstiger byzantinischer Grösse zurückgezogen hatten. Im Fanar durfte man nicht nur auf die reichen Schätze des Handels, sondern auch auf jene grossen Reichthümer rechnen, welche vom griechischen Patriarchat aus dem Marke der geweideten Schafe gesogen wurden; denn dort hatte man einen wahren Schacher mit den niedersten und höchsten geistlichen Pfründen etablirt, welche das Patriarchat unmittelbar

oder durch seine Bischöfe in dem weiten türkischen Reiche zu vergeben hatte. Wer mochte es den Säckelmeistern der hohen Pforte verargen, wenn sie in Geldnöthen aus der Verderbniss der hohen geistlichen Kaufleute des Fanars Nutzen zu ziehen suchten?

Tausend Ducaten betrug zuerst die Erneunungstaxe für den neugewählten Patriarchen. Simeon, ein Mönch, bezahlte zuerst dieselbe, indem er zugleich auf jede Dotation aus dem Staatsschatze Verzicht leistete. Schon im nächsten Jahre wurde sie auf das Zweifache erhöht. Bald darauf begann die Pforte die höchste geistliche Würde der orientalischen Christenheit beinahe alle zwei Jahre auf's neue auszubieten und zu verleihen. Mit den Jahren steigerte sich auch der Kaufpreis. Ursprünglich 1000, betrug derselbe schon 1573 an 6000 Ducaten, und im Jahre 1864 hatte derselbe die fünfundzwanzigfache Höhe erreicht. Beinahe einer gleich grossen Summe bedurfte es aber zur Bestechung der einflussreichen Pfortenbeamten. Trotzdem fanden sich stets mehrere Concurrenten für die fette Würde, welche mit Bakschischen nicht geizten, um sich die Zuschlagung der hohen Würde zu sichern.

Die Erschwingung so ungeheurer Summen wurde bald nur noch den Geistlichen aus den reichsten fanariotischen Kreisen Constantinopels möglich. Diese betrachteten die Concurrenz um das Patriarchat als ein Geldgeschäft, als eine Quelle der Bereicherung für sich und ihre Familien. Der Candidat für die Patriarchenwürde borgte von einzelnen Familiengliedern und Geldverleihern Theilbeträge des Pachtpreises zu hohen Zinsen und sicherte deren Zurückzahlung durch den Verkauf der Bischofssitze. 4000 Ducaten betrug durchschnittlich der Erstehungspreis derselben. Diese Summe erscheint nicht zu hoch gegriffen, wenn man bedenkt, dass viele Sprengel des armen Bulgarenlandes, z. B. der von Samakov — freilich nur durch Erpressungen aller Art — an 200,000 Piaster jährliche Einkünfte brachten.

Die schnöden Bedingungen, an welche die Erlangung des Patriarchenstuhles und der Bischofssitze in den Provinzen der europäischen Türkei geknüpft wurden, sicherten dem Fanar Constantinopels deren beinahe ausschliessendes Monopol. Unter den zahlreichen Bischöfen Bulgariens zählte man kaum einzelne von bulgarischer Nationalität. Die griechischen Bischöfe verpachteten wieder ihrerseits, um zu dem an den Patriarchen bezahlten Kaufpreis zu kommen, die Popenstellen (Pfarren) ihrer Diöcesen. Auch hier wiederholten sich dieselben Missbräuche, wie in Constantinopel. Höheres Angebot war massgebend bei ihrer Verleihung. Einzelne reiche Popen kauften deren bis zwanzig, um sie einzeln wieder, natürlich mit Wucherzinsen, zu verpachten. — So bildete die bulgarische Rajah das Pacht- und Nutzungsgut des hohen griechischen Klerus, dieser aber wurde ihr böser Genius!

Wohl enthält der Hatti-Humajun die am 18. Februar 1856 zu Constantinopel in feierlichster Weise verkündete Bestimmung: „Das Princip der Erneunung der Patriarchen auf Lebenszeit wird, nach der Revision des heute geltenden Wahlreglements, in den Fermanen ihrer Investitur genau bestimmt werden. Die Patriarchen, Metropoliten, Erzbischöfe, Bischöfe und Rabbiner werden beim Antritt ihrer Aemter beeidet werden nach einer zwischen der Pforte und den geistlichen Häuptern der verschiedenen Communitäten gemeinsam festgesetzten Formel. Die kirchlichen Zehenten, welcher Form und Natur sie sein mögen, werden aufgehoben und ersetzt durch die Fixation der Gehalte der Patriarchen und Häupter der Gesellschaften nach Verhältniss der Wichtigkeit des Ranges und der Würde der verschiedenen Glieder des Klerus." *) Der fanariotische Klerus begnügte sich, §. 3 und die ihn arg bedrohende „Fixation der Gehalte" zur Kenntniss zu nehmen und die zu diesem Zwecke einzuberufende Versammlung von Geistlichen und Laien, ungeachtet der Mahnung von Seite der hohen Pforte (April 1857), in ferne Zeiten hinauszuschieben; denn nicht die religiöse und intellectuelle Veredlung des Volkes, nicht Schutz und Vertretung seiner nationalen Interessen, nur Bereicherung um jeden Preis bildete das einzige Streben der Geistlichkeit aus dem Fanar, die sich sogar bis zu dem schmutzigen Geschäfte der Steuereinsammler für die Türken, wie jener Metropolit Ignatius von Arta, erniedrigt hatte.

Der gänzliche Mangel aller Bildung und die grosse Unwissenheit des niederen bulgarischen Dorfklerus sind bekannt und doch dachte das griechische Patriarchat nie daran, Seminarien zu seiner besseren Ausbildung zu begründen. Kaum ist er nothdürftig des Lesens kundig. Taufen und derlei Acte werden oft noch am Kerbholze, statt in Büchern verzeichnet. Als Priester haben die Popen nur die Sacramente zu verwalten, die Evangelien zu lesen und die Liturgie abzusingen; sonst treiben sie haus- und landwirthschaftliche Arbeiten, der Pope geht hinter dem Pfluge und füttert seine Schweine, gleich dem geringsten Bauer, von dem er sich nur durch einige äussere Merkmale, den Vollbart und die Popenmütze unterscheidet. Der Dorfklerus Bulgariens ist jedoch beinahe immer der slavischen Volkssprache mächtig. Inmitten der ländlichen Bevölkerung lebend, entbehrt er auch nicht gänzlich aller Theilnahme für deren Wohl und Wehe.

Wie aber den höheren Klerus schildern? Ich habe ihn irgendwo im Gegensatze zu den türkischen, weltlichen Pascha's griechische, geistliche Pascha's genannt. Die folgende eingehendere Beleuchtung seines Treibens möge zeigen, dass dieses Epitheton, auch im schlechtesten Sinne genommen, kein ungerechtes war.

Die dringende Nothwendigkeit einer Verbesserung des Volksunterrichts war

*) Eichmann, S. 356.

von einigen intelligenteren Organen der Pfortenregierung in Constantinopel erkannt und vor wenigen Jahren warm befürwortet worden. Zur Ehre der türkischen Autoritäten sei hier hervorgehoben, dass sie die bulgarischen wie moslim'schen Gemeinden gleich nachdrücklich ermahnten, ihrem Schulwesen eine höhere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Bildung eigener Schulfonds wurde empfohlen, die Erbauung von Schulgebäuden verlangt. In einigen grösseren Städten sah man wirklich in Folge dieser Anregung hübsche Schulhäuser an der Stelle der engen Nebenstuben der Moscheen sich erheben, in welchen sonst die türkische Jugend durch einen Hodscha unterrichtet wurde. Auch den christlichen Gemeinden wurde diese wohlgemeinte Verordnung der Pforte durch das Medium ihrer Bischöfe bekannt gegeben. Doch wie interpretirte der Klerus aus dem Fanar dieselbe? „Was sollen euch bessere Schulen?" meinte beispielsweise der Erzbischof von Niš, „sollen eure Kinder ungläubige Ketzer werden? Besser ist es, wir sammeln Gelder zum Bau von Kirchen! Grosse, geräumige Tempel zur Ehre Gottes sind die besten Schulen!"

Während sich also in der türkischen Bevölkerung allenthalben der Wille zeigte, dem Wunsche der Pfortenregierung zu entsprechen; während Niš's moslim'sche Stadthälfte in der Citadelle ein sehr hübsches Schulgebäude erbaute und mit besserer Absicht als Glück den Unterricht ihres Nachwuchses zu heben suchte, sah man in derselben Stadt und gleichzeitig an vielen anderen Orten Bulgariens, statt der empfohlenen Schulgebäude, nach styllosen Plänen grossartige, die Kräfte der Gemeinde weit übersteigende Kirchenbauten beginnen. Die neue Kirche zu Niš, begonnen im Jahre 1859, verschlang das gesammte Gemeindevermögen und giebt ein lautredendes Zeugniss dafür, wie der griechische Klerus die wenigen gutgemeinten Rathschläge der Pforte zum Wohle ihrer Rajah zu paralysiren wusste.

Hart neben dem unvollendeten Neubau auf dem grossen Platze an der alten Kirche hatte sich am 15. Juli 1860, am Tage des griechischen h. Hyazinth, die christliche Gemeinde von Niš in festlicher Stimmung versammelt. Ich war ebenfalls einer Einladung dahin gefolgt. Die weithin vernehmbaren Hammerschläge des Simantrons erklangen ohne Ende. Endlich wurde auf der Strasse nach Pirot die Spitze einer bunten Procession sichtbar. Mit dem bestechenden reichen Pompe, der den orientalischen Ritus auszeichnet, nahte sich der Held des Tages, der aus Constantinopel entsandte neue Hirt der Diöcese Niš. Bald darauf hielt er seinen Einzug in die Kathedrale seines Sprengels. Die Ceremonie der Einführung war in vollem Gange, mehrere Bischöfe, unter ihnen jener von Samakov, verherrlichten dieselbe. Aber schon während des Gottesdienstes war die Freude an dem reichen Schaugepränge einer niedergeschlagenen Stimmung gewichen. Der neue Erzbischof aus dem Fanar hatte eine kurze An-

sprache an das Volk gehalten, und hierbei zeigte es sich, dass er keines bulgarischen Wortes mächtig war.

Am nächsten Tage empfing er die Notabeln der Gemeinde Niš. In griechischer und türkischer Sprache machte er den Versammelten Vorwürfe über den Inhalt der Adresse, welche man dem Grossvezier Köprülü zu überreichen gedachte. „Nicht klageführend, sondern mit Dankesäusserungen über die unverdienten Wohlthaten des türkischen Regiments müsse die Rajah den Stellvertreter des Sultans empfangen“, meinte der würdige Sohn des Fanars und ebenbürtige Bruder jenes Patriarchen Anthimus von Jerusalem, der zur Niederhaltung der zu Anfang des Jahrhunderts sich offenbarenden junghellenischen Freiheitsideen im Auftrage der Pforte deren Herrschaft als eine von Gott eingesetzte und darum allein zu ehrende verkündete und pries.

In dem ganzen Benehmen des fanariotischen Erzbischofs äusserte sich jene gründliche Verachtung alles Bulgarenthums, wie sie einst Byzanz vor vielen Jahrhunderten gegen dasselbe erfüllte. Die alten Traditionen haben in diesen Ländern sich merkwürdig lebendig erhalten. Weder das moderne weltliche, noch das klerikale Griechenthum scheut sich, seinen tiefen Hass gegen alles bulgarisch-nationale Streben zu documentiren. Die handeltreibenden und seefahrenden Griechen ausserhalb des Königsreichs bevölkern nur den Küstensaum des Aegäischen und Marmara-Meeres; das weite Hinterland, ganz Thracien, Macedonien und Mösien, befindet sich aber mit Ausnahme vereinzelter Oasen im ausschliesslichen Besitze der ackerbauenden und industriellen Bulgaren. Zur Erfüllung der neugriechischen Grossmachtspläne erscheint es den griechischen Politikern daher nothwendig, die bulgarische Masse zu gräcisiren oder, da deren Zähigkeit diesen Process bisher wenig begünstigte, sie wenigstens in grösstmöglicher Verkommenheit und Ignoranz zu erhalten.

Der verstorbene Erzbischof von Niš rieth seiner Gemeinde, eine Kirche statt der viel nothwendigeren Schule zu erbauen, dessen Nachfolger untersagte deren Vertretern, ihre Klagen über die Vernachlässigung ihres materiellen und intellectuellen Wohls dem Regierungscommissär offen vorzutragen. Beides geschah ganz im Geiste des Patriarchates von Constantinopel, das dem Bulgarenvolke nicht nur seiner Sprache unkundige Priester, sondern sogar auch fanariotische Lehrer sandte, um die Volkssprache aus Kirche und Schule zu verdrängen. Die frechste Aeusserung dieser Tendenz kam von Neophytos, dem Metropoliten von Tirnovo, der auf dieser seit 1186 geheiligten altbulgarischen Bischofsstätte und am einstigen Sitze der bulgarischen Care eine Sammlung unersetzbarer, auf die bulgarische Geschichte vom 7.—16. Jahrhundert bezüglicher Manuscripte verbrennen liess. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die intelligenteren Kreise Bulgariens über diesen Act fanariotischen Barbarismus. Man führte Klage gegen Neophytos, der

durch vielfache andere Beleidigungen seine Gemeinde erbittert hatte, bei dem Patriarchate zu Constantinopel. Dieses nahm jedoch seinen fanariotischen Sendling in Schutz und bewirkte, dass die Klageführenden verhaftet wurden. Erst in den letzten Jahren wurde Neophytos wegen einiger gemeiner Vergehen seines Bischofsstuhles enthoben.

Sahen wir, wie in dem fanariotischen Klerus die Grundursache der niedrigen Bildungsstufe des Bulgarenvolkes wurzelt, wie er demselben seine Geschichte und Nationalität in schnöder Weise zu rauben strebte, so bleibt uns leider zur Vervollständigung eines treuen Bildes seines Wirkens in Bulgarien noch zu zeigen übrig, wie die Bischöfe aus dem Fanar auch die gemeine Moral der von ihnen gepachteten Heerden in nichtswürdigster Weise zu untergraben suchten.

Ich will hier nicht von den kleinen geweihten Geschenken sprechen, welche der Bischof beim Antritt seines Hirtenamtes an die einzelnen Familien seiner Stadt sandte: Rosenkränze, Kreuzchen und dergleichen Kleinigkeiten, die mit dem vier- bis zwanzigfachen Werthe erwiedert werden mussten. Ich erwähne dieses Missbrauchs nur, weil er das erste Glied einer wohlorganisirten Kette von Erpressungen unter den verschiedensten Titeln bildete. Sie aufzuzählen würde hier zu weit führen. Unter ihnen verdient jedoch das Verfahren der griechischen Bischöfe bei Ehescheidungen einer besonderen Erwähnung. Um solche herbeizuführen, wurden Misshelligkeiten zwischen Eheleuten reicher Familien von den bischöflichen Richtern am liebsten bis zum Trennungsprocesse gesteigert. War dieser in Gang gebracht, so wurde er zu einer lange nicht versiegenden Quelle von Sporteln und Taxen für den Bischof aus dem Fanar. Bestehende und nicht existirende Kirchencanones, Schwierigkeiten aller Art tauchten auf, Dispense aus Constantinopel wurden nothwendig, und waren sie mit theurem Gelde erkauft, nach zahllosen Schreibereien, die wieder natürlich honorirt werden müssen, endlich angekommen, so machten sich früher übersehene Bedenken geltend. Es dauerte dies so lange, bis das Vermögen der Clienten bedeutend erleichtert und kaum noch etwas zu erhoffen war.

So wurde der geistliche Kirchenhirt, der Bischof — nach der orthodoxen Anschauung das Abbild der Apostel — zum sportelsüchtigen Rechtsverdreher der verwerflichsten Sorte. Arme Eheleute, die in schlechtester Gemeinschaft zusammenlebten, wagten es nicht ihre Trennung zu verlangen, überzeugt, abgewiesen zu werden, da sie die Kosten des Scheidungsprocesses nicht zu tragen vermochten. Jene Bewunderung erregende Geringschätzung irdischer Güter, die einst den griechischen hohen Klerus so sehr auszeichnete und von dem ein Schreiben des Patriarchen Germanus von Nicäa an die Griechen Cypern's*)

*) Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident. Von Dr. A. Pichler. S. 319.

herrliches Zeugniss giebt (1223), war bis auf den letzten Rest bei den Kirchenfürsten aus dem Fanar Constantinopels geschwunden.

Die schlimmste Demoralisation wurde aber in directester Weise in die Familien hineingetragen. Weder Frauen noch Jungfrauen waren vor den Gelüsten des höheren Klerus aus dem Fanar sicher. Die dem Grossvezier im Jahre 1860 vorgebrachten Anklagen, in allen Städten, die er durchzog, überstiegen, was die Abscheulichkeit und Zahl betrifft, alle Begriffe. Unter vielen Thatsachen sei hier nur erwähnt, dass der griechische Bischof von Šarköi von dem griechischen Arzte dieser Stadt beschuldigt wurde, 13- bis 14jährige Mädchen der dortigen Schule geschändet zu haben. Zu diesen Verheerungen in der unmündigen Jugend ihrer Sprengel gesellte sich ein anderer nicht minder schwerer, sehr häufig gegen die fanariotische Geistlichkeit erhobener Vorwurf: ihre Begünstigung des Kindesmordes im Mutterschoosse. Nur mit Widerstreben schreibe ich diese verbürgten Thatsachen nieder; denn ihre Kenntniss ist zur Erklärung der grossen religiösen Bewegung unumgänglich nothwendig, welche seit fünfzehn Jahren die bulgarischen Massen erfasst hat.

Diese Bewegung ist von mancher Seite unrichtig verstanden worden. Sie machte zahlreiche, eben so unbegründete Befürchtungen, als Hoffnungen rege. Dass die Bulgaren im Jahre 1860 den meisten ihrer fanariotischen Bischöfe Anerkennung und Gehorsam verweigerten, dass sie gegen ihre geistlichen Bedrücker den Schutz des Occidents und insbesondere des katholischen Frankreichs anriefen, dies gab zu dem vielverbreiteten Gerüchte Anlass, die Bulgaren wollten in Masse zur römisch-katholischen Kirche übertreten, und Viele sahen bereits den h. Stuhl Petri den lange ersehnten Triumph über jenes Schisma feiern, das vielhundertjährige Versuche, so wenig wie die von der orthodoxen Hierarchie lebhaft zurückgewiesene Encyklika Papst Pius' IX. vom Jahre 1848 nicht aufzuheben im Stande gewesen waren.

Sehen wir, wie weit die Thatsachen zu dieser, ihrer weitgehenden Consequenzen wegen, selbst heute noch in manchem Cabinete und namentlich zu Rom allezeit gerne gehegten Hoffnung berechtigten.



VI.

DIE RÖMISCH-KATHOLISCHE UND NATIONAL-KIRCHLICHE BEWEGUNG IN BULGARIEN.

1860 — 1870.

Streit zwischen Papst Nicolaus I. und Byzanz wegen Bulgariens und Macedoniens. — Das Schisma. — Schwankende Haltung des Carz Boris. — Definitive Erklärung der Bulgaren für das orientalische Bekenntniss. — Bedrückung der Anhänger des Papstes durch den orthodoxen Klerus. — Emigration katholischer Bulgaren nach Ungarn. — Fehlversuch Papst Pius IX. zur Vereinigung der orientalischen mit der römischen Kirche 1848. — Erhebung der Bulgaren gegen den Fanar. — Verhandlungen ihrer Führer mit Rom, Frankreich und der polnischen Emigration. — Alte Traditionen zu Gunsten Frankreichs. — Vorgänge in der h. Geistkirche zu Constantinopel, 30. December 1860. — Die Uebertrittsurkunde zu Rom. — Vermittelnde Haltung Russlands und Englands. — Antwort Papst Pius IX. vom 22. Januar 1861. — Weihung des Grabover Archimandriten Sokolski zum römisch-katholischen Bischof der Bulgaren. — Ursachen des geringen Fortschritts der römischen Bewegung. — Geschichtlich-Statistisches über die katholischen Missionen in Mösien, im Vilajet Adrianopel und in den Paschaliks Philippopel, Skopia, Tulča und Salonik. — Die Bekennerzahl der verschiedenen bulgarischen Culte. — Gänzlicher Bruch der Bulgaren mit dem Fanar. — Ihr Wunsch nach einer der serbischen ähnlichen Nationalkirche. — Unentschiedene Haltung der Pforte. — Neue Versuche Rom's zur Förderung der ins Stocken gerathenen katholischen Bewegung. — Abfall des Bischofs Sokolski von Rom. — Aussichtslosigkeit der katholischen Propaganda in Bulgarien.

Wie die vorausgegangenen Capitel ausführlich es darlegten, erhoben sich über die Einverleibung des durch die Slavenapostel Cyrill und Method dem Christenthum gewonnenen Bulgarenreiches zum östlichen oder westlichen Patriarchate bereits frühzeitig ernste Streitigkeiten zwischen den geistlichen Oberhäuptern der abendländischen und orientalischen Kirche.

Im Jahre 860 verlangte Papst Nicolaus I. die geistliche Obergewalt über das heutige Donau-Bulgarien und Macedonien bis zum Meere von Kaiser Michael III. und sprach gleichzeitig über den, an des seiner Würde entsetzten Ignatius Stelle, erhobenen Patriarchen Photius den Bannfluch aus. Kühn trat der Letztere mit gelehrten und kirchlichen Waffen gegen den Papst in die Schranken.

Car Boris schwankte in der Wahl zwischen Rom und Byzanz. Er hatte Ursache, es mit keinem von beiden, insbesondere es aber nicht mit dem mächtigen katholischen Frankenkönige Ludwig, welcher über die slavonisch-kroatischen Slaven herrschte, zu verderben. Er sandte endlich, um Rom zu genügen, eine Deputation dahin, mit der Bitte um Lehrer und Bücher und stellte gleichzeitig an den Papst 106 Fragen, welche sich zum Theil auf weltliche Dinge (S. 37), zum grösseren Theile aber auf den „reinen Glauben“ bezogen. Papst Nicolaus I. beantwortete dieselben (866) durch seine nach Bulgarien entsandten Bischöfe Paul und Formosus, und die griechischen Priester räumten das Feld. Die Bekehrung war jedoch nur eine kurze und scheinbare. Auf dem Concil zu Constantinopel (869—870) erklärten die Bulgaren offen ihren definitiven Eintritt in die griechische Kirche. Gleichzeitig feierte die slavische Sprache ihre Einführung in die h. Liturgie, ein Moment, das, wie ich bereits erwähnte, am hauptsächlichsten zur Bildung und Entwicklung des südslavischen Schriftthums beitrug.

Das gespannte Verhältniss zwischen Rom und Byzanz dauerte auch im 10. Jahrhundert fort. Die Herrschaftsfrage über die Länder des illyrischen Dreiecks bildete immer eine Cardinalursache desselben. Es endete mit dem folgenschweren Bannfluche des Papstes (16. Juli 1054) und — dem griechischen Schisma. Bulgarien blieb aber trotz der Anstrengungen Roms für dasselbe zunächst verloren. Schon damals waren die Bisthümer Zagorje und Ohrida bulgarisch-orientalisch. Verschiedene Bischöfe und geistliche Schriftsteller werden genannt und als Hauptförderer der jungen bulgarischen Literatur erscheint Fürst Simeon, der, wie es scheint, in Byzanz erzogene Sohn des Cars Boris, welcher die ausgezeichnetsten griechischen Werke und auch die Bibel ins Slavische übersetzte.

Simeon, der sich von Constantinopel wie Rom gleich unabhängig zu erhalten suchte, stand in den freundschaftlichsten Beziehungen zum römischen Stuhle. Der Papst erhob den Erzbischof seiner Residenz zum Patriarchen und sandte ihm eine geweihte Krone, in Folge dessen er auch den Carentitel annahm. Als Bulgarien jedoch von Basilius II. unterjocht wurde, hörte dessen Verbindung mit Rom gänzlich auf. Aus vielen päpstlichen Breven geht weiter hervor, dass die Annäherung Bulgariens an Rom unter den Caren der Asanischen Dynastie oft erneuert wurde. Joanes erhielt (1204) nach der Eroberung Constantinopels durch die Lateiner eine neue Carenkrone vom Papste und Tirnovo einen römisch-katholischen Erzbischof.

Eine eigentliche Anerkennung des päpstliches Stuhles von Seite des bulgarischen Klerus und Volkes hatte jedoch nie stattgefunden. Beide verharrten in ihrer Abneigung gegen denselben. Nur geringe Bruchtheile der Nation gehörten der katholischen Kirche an, und selbst diese wurden von der orthodoxen Geistlichkeit als Ketzer arg bedrängt. Um diesen Verfolgungen zu entgehen, wan-

derten schon im Jahre 1391 mehrere Tausende katholischer Bulgaren in das österreichische Banat. Noch heute bewohnen sie dort die Bezirke Krašova, Jabolča und Lupak und haben in Mitte einer orientalisch-christlichen, romanisch-serbischen Bevölkerung ihren Glauben, ihre Sprache und Stammeseigenthümlichkeit beinahe unberührt bewahrt.

Das Pontificat Papst Pius IX. und dessen auffallend herzliche Begrüssung durch den sultanlichen Divan, welcher den ehemaligen Minister des Auswärtigen, Schekib Pascha, in besonderer Mission nach Rom entsandte, erweckte im Vatican die weitgehendsten Hoffnungen. Man glaubte die Realisirung des alten Lieblingsprojectes der Vereinigung der orientalischen mit der römisch-katholischen Kirche gekommen und wahrlich, mit welch erfreulicherer That hätte Pius XI. den Antritt seiner Statthalterschaft Gottes auf Erden nach Ansicht der römischen Propaganda auch feiern können! Im Januar 1848 begab sich also Erzbischof Ferrieri als ausserordentlicher Botschafter nach Constantinopel, um die Glückwünsche des Sultans zu erwiedern, speciell aber, um, unterstützt von dem rührigen unirtarmenischen Patriarchen, das ersehnte Einigungswerk zu fördern. Man hatte aber, wie es sich bald herausstellte, die Intentionen der Pforte vollständig zu Rom verkannt. Mit Hülfe des damals enthusiastisch verehrten, einflussreichen Papstes, hatte sie gehofft, den drückenden Einfluss zu mindern, welchen Frankreich und Oesterreich unter dem Titel „katholischer Mächte“ ihr oft auferlegten. Misstrauisch überwachte sie Erzbischof Ferrieri's Thätigkeit, welcher feurige Proclamationen an die orientalischen Christen erliess, und der, als diese nicht den gewünschten Effect brachten, von der Pforte Privilegien für seine Kirche verlangte, die sie nimmer ohne tiefe Zerwürfnisse mit dem Patriarchate hätte bewilligen können. So trennte man sich denn nach wenigen Monaten verstimmt auf beiden Seiten.

Was aber der in diesem Falle und zu allen Zeiten übereifrigen Propaganda Roms nicht gelungen war, ein Act, den selbst die Jahrhunderte lange Unterdrückung durch den griechischen Klerus in Bulgarien nicht herbeizuführen vermocht hatte, schien vor fünfzehn Jahren endlich doch eintreten zu wollen. Wir hörten, dass die Bulgaren, erbittert durch die alles Maass übersteigenden Ausschreitungen des fanariotischen Klerus, die Oberherrlichkeit des Papstes aus freien Stücken anzuerkennen gewillt seien.

Im IV. Cap. habe ich der grossen Hoffnungen gedacht, mit welchen das Bulgarenvolk die Rundreise des grossherrlichen Commissärs, des Gross-Veziers Köprüslü, im Jahre 1860 begleitet hatte. Unzweifelhaft hatte dieser die Ueberzeugung in Bulgarien gewonnen und in Constantinopel vertreten, dass entscheidende Maassregeln zur Abhilfe der materiellen und moralischen Bedrängnisse der bulgarischen Rajah unaufschiebbar seien. Dies, wir wissen es, war, min-

destens an Ort und Stelle unter dem unmittelbaren Eindrucke des Geschehenen, die Ansicht der Commissäre der hohen Pforte. Der Fanar Constantinopels dachte jedoch nicht im entferntesten daran, sich seine einträglichste Domäne, die bulgarische Rajah, entreissen zu lassen. Er griff zu dem in der Türkei unfehlbaren Mittel, er stritt mit goldenen Waffen — und siegte!

Die Gegensätze zwischen Hoffnung und Enttäuschung schlugen nun in dem erbitterten Bulgarenvolke zu hellen Flammen aus. Von Natur in hohem Grade friedfertig, ergriff dasselbe zu Ende 1860 eine höchst merkwürdige Bewegung, die sich bald über das gesammte Territorium bulgarischer Zunge verbreitete.

In der richtigen Erkenntniss, dass an eine rationelle Verbesserung der socialen und moralischen Lage des Bulgarenvolkes nicht zu denken sei, so lange der fanariotische Klerus seinen übergewaltigen Einfluss auf dasselbe behalte, richtete sich der Kampf der Bulgaren vor allem gegen das griechisch-geistliche Element. Von Pazardžik ausgehend, pflanzte sich die feindliche Strömung gegen den Klerus aus dem Fanar über Köprüli, Samakov, Sofia, Tirnovo, Šumla fort und bald umfasste sie alle grösseren Städte Bulgariens, in welchen das national-bulgarische Element vorwaltet.

Die Bischöfe in den zuvor genannten Städten wurden vertrieben, national gesinnte, eingeborene Geistliche als deren Stellvertreter provisorisch eingesetzt, die bulgarische Sprache wurde in den Schulen zur Unterrichtssprache erhoben und die bulgarische Gemeinde Constantinopels besiegelte diese Gewaltschritte gegen den fanariotischen Klerus, indem sie der zu jener Zeit erfolgten Patriarchenwahl ihre Anerkennung versagte. Ihren Bischof Hilarion bedrohte sie zugleich mit Verbannung aus der Kirche, falls er es wagen sollte, dem griechischen Patriarchen zu huldigen. Einige bulgarische, ihrem Volke treu ergebene Geistliche begnügten sich hiermit nicht. Der Stein war im Rollen. Das Band mit Constantinopel sollte für alle Zeit gänzlich zerrissen werden. Sie erfassten den Gedanken einer Union Bulgariens mit der römischen Kirche. Ihr kühnes Beginnen fand grossen Anklang und man schritt in vielen Gemeinden zur Unterzeichnung einer Adresse, in welcher der beabsichtigte Uebertritt zur katholischen Kirche gerechtfertigt wurde.

Wie wir gesehen haben, hatten sich die Bulgaren in vergangenen Jahrhunderten oft zu Rom hingeneigt. Der Jesuiten- und der Lazaristenorden waren für ihre Rückkehr in den Schooss der Kirche Petri ganz besonders thätig; doch scheiterten alle ihre Bemühungen an der Bedingung, dass die Bulgaren mit dem römischen Dogma auch den lateinischen Ritus annehmen und ihre Liturgie aufgeben sollten. Die Bulgaren beanspruchten dagegen eine ähnliche Stellung, wie sie Rom seinen unirten Ruthenen, Romanen, Serben und Armeniern gewährt hatte. Sie forderten: eine vollständig national-bulgarische Kirche, ein selbständiges

Patriarchat, eigenen Ritus und nationale Liturgie. Selbst wenn Rom aber diese Wünsche sanctionirt hätte, wäre bei dem früher allmächtigen Einflusse Russlands auf die Pforte und die bulgarische Kirche ein vollkommener Abfall derselben von dem griechischen Patriarchate kaum zu denken gewesen.

Nicht die schon erwähnte Encyklika des Papstes vom Jahre 1848, nicht die Gründung der „christlichen orientalischen Gesellschaft" zur Ausgleichung des Schisma's unter dem „lebenslänglichen" Vorsitze des Griechen Pitzipios zu Rom, nicht dessen auf Befehl des Papstes von der Propaganda verbreitetes Werk: „Die orientalische Kirche (1855)", nicht die nach dem raschen Zerfalle der „christlichen orientalischen Gesellschaft" vom Papste am 6. Januar 1862 ernannte besondere Commission der „Propaganda" für die Union, von deren Wirken wenig bekannt geworden ist; sondern einzig der dominirende Einfluss des katholischen Frankreichs auf alle Angelegenheiten der Pforte, seit dem russisch-türkischen Kriege vom Jahre 1854 und dem letzten Pariser Friedensschlusse, änderte wesentlich diese Lage.

Frankreich hatte seit Jahrhunderten wiederholt zu Gunsten der katholischen Rajah beim Divan intervenirt. Als im Jahre 1828 auf Anstiften des griechischen Patriarchen die 12,000 Seelen zählende armenische Katholiken-Gemeinde nach Klein-Asien mitten im Winter erbarmungslos aus Constantinopel exilirt wurde, da gelang es dem französischen Einflusse endlich deren Begnadigung im Jahre 1833 zu erwirken und bei ihrer Rückkehr deren Constituirung mit einem autonomen bischöflichen Oberhaupte bei der Pforte durchzusetzen. Hatten die Griechen den ersten russischen Grossfürsten, welcher Constantinopel besuchte, mit dem Rufe „Es lebe unser König Constantin" im Jahre 1845 begrüsst, so dankten die Stambuler Katholiken Frankreich für dessen mächtigen Schutz, indem sie den wenige Monate darauf eingetroffenen Herzog von Montpensier mit nicht minder stürmischen Ovationen begrüssten.

Diesen Traditionen gab zuletzt (1874) der von einer Mission zurückgekehrte Viceadmiral de la Roncière le Noury in der Nationalversammlung mit den Worten Ausdruck: In der Levante, wie auf allen Puncten der Erdkugel, sind — geradeso wie der Protestantismus durch die Englische Flagge vertreten ist — die Tricolore (Frankreichs) und der Katholicismus unauflöslich mit einander verbunden.

Getreu ihren alten Principien suchten die Bulgaren im katholischen Occident nach einer mächtigen Stütze in dem bevorstehenden Processe gegen den Fanar bei der Pforte. Kaiser Napoleon III. stand eben im Zenithe seines Glanzes. Seinen einflussreichen Schutz zu erkaufen, erschien kein Preis zu theuer. Die Führer kannten ihn genau — er war: die Union mit Rom. Anfänglich hielt ihn auch das Volk nicht für zu hoch, auch köderte man es mit dem Versprechen,

dass an dem orthodoxen Ritus nichts geändert werden sollte, und nochmehr mit der Zusage: durch dessen Anschluss an Rom aller Abgaben an das griechische Patriarchat und seine Bischöfe für alle Zeit ledig zu sein.

Die Seele der ganzen Bewegung bildete der unermüdet agitirende, durch besondere Intelligenz ausgezeichnete Literat Cankov. Obwohl wenig auffallend in den Vordergrund tretend, leitete er mit Eifer die nothwendigen Unterhandlungen. Cankov und seine Freunde erkannten die mächtige Stütze, welche ihnen die polnische Emigration bei ihren Bestrebungen in Paris und Rom bieten konnte und traten zu ihr in ein inniges Verhältniss. Die Aussicht, dem gehassten Russland eine ihm bereits so ziemlich sichere Beute zu entreissen und dessen Einfluss auf das numerisch starke Bulgarenvolk durch kirchliche Trennung von dem Moskowiterthum zu schwächen, stachelte die polnischen Alliirten zu fieberhafter Thätigkeit. Fürst Czartorisky unterstützte die Bewegung mit bedeutenden materiellen Opfern und durch seinen Einfluss am Pariser Hofe. Noch mehr kam aber den bulgarischen Führern die Begeisterung zu Statten, mit welcher der Pole Podhaijcki (gegenwärtig Kanzler des französischen General-Consulats zu Rusčuk) sich für das Unternehmen interessirte. Vidin, Sofia, Philippopel bildeten das Feld seiner agitatorischen Thätigkeit unter den Bulgaren. Für Czartorisky, Podhaijcki und die polnische Emigration war und blieb das politische Moment die Hauptsache, das religiöse nur ein Factor, um ersteres, das in der Schädigung Russlands gipfelte, zu erreichen. Um die Masse der Bulgaren zum Uebertritt zu bewegen, musste Rom's Gesandter in Constantinopel zu bedeutenden religiösen Concessionen, namentlich in den Cultusformen gedrängt werden. Der Knupf war kein leichter; doch die Zähigkeit Herrn Podhaijcki's und seiner ihm aus Galizien zu Hülfe gekommenen mächtigen Freunde, unter welchen sich namentlich der orientalisch-unirte Bischof Sembratovicz zu Lemberg ganz besonders für das Zustandekommen der Union interessirte, besiegten allmälig einige nicht geringe Bedenklichkeiten der päpstlichen Unterhändler.

Am 30. December 1860 endlich, empfingen der apostolische Vicar Monseigneur Brunoni und der Erzbischof der katholischen Armenier in der h. Geistkirche Constantinopels aus den Händen zweier bulgarischer Archimandriten, dreier Priester und von 200 Gemeindevorständen eine Adresse an den Papst, bedeckt mit zahlreichen Unterschriften, die nach der Aufführung der einzelnen Beschwerden des Bulgarenvolkes gegen den fanariotischen Klerus folgende Stelle enthielt:

„Gestützt auf die Decrete der h. römischen Kirche über die Erhaltung der Riten der morgenländischen Kirche, und in der Erwartung, dass diese Riten unverletzt erhalten werden, bittet die bulgarische Nation, vertreten durch die Unterzeichneten: Seine Heiligkeit Papst Pius IX. möge unsere bulgarische Nation

in den Schooss der katholischen Kirche aufnehmen und unsere getrennte und nationale Hierarchie als kanonisch anerkennen."

Die Erschienenen baten ferner in dieser Urkunde, dass der Papst den Kaiser von Frankreich, den ältesten Sohn der Kirche, ersuchen möge, sich bei der Pforte zu verwenden: um die Anerkennung der bulgarischen Hierarchie und um Schutz gegen die fanariotischen Umtriebe. Gleichzeitig überreichte Adressen aus 93 Districten ermächtigten die Deputation, jenen Uebertritt im Namen der bulgarischen Nation auszusprechen. Auch Hilarion, der bulgarische Bischof in Constantinopel, hatte sich einige Wochen früher (23. October) der nationalen Bewegung angeschlossen und die Adresse mitunterzeichnet. Im letzten Augenblicke, die Deputation wartete bereits in Festkleidern auf ihn, liess sich Hilarion aber noch durch russisch-englische Einwirkungen bestimmen, Krankheit vorzuschützen und nicht bei dem Acte zu erscheinen.

Wie hätte Russland auch zugehen können, dass alle seine durch Peter des Grossen kühn ergriffene Initiative (1711) begründeten Hoffnungen, alle seit Jahrhunderten der Erreichung seiner traditionellen Ziele an der unteren Donau gebrachten Opfer mit einem einzigen Schlage vernichtet würden? Wie konnte es andererseits England ruhig mit ansehen, dass dasselbe Frankreich, das sich eben mittelst des Suezcanals eine Strasse nach seinen indischen Colonien zu bahnen suchte, diese Rückenstellung neben dem bereits gewonnenen Einflusse auf Montenegro, Serbien und Romanien, noch durch ein neues Protectorat über ein kräftiges Volk von 5 Millionen Seelen verstärke? Noch kurz zuvor im Krimkriege sich politisch gegenüberstehend, vergassen Russland und England aber auch aus religiösen Motiven gegenüber der bulgarischen Bewegung ihren alten Groll. — Russland, weil es die im Jahre 1854 durch Mentschikoff geforderte stricte Aufrechterhaltung „der Stabilität des orthodox-griechisch-russischen Cultus" hart bedroht sah, und England, weil es für die Fortschritte der von ihm begünstigten protestantischen Missionen fürchtete, welche mit vielversprechendem Erfolg nach dem Pariser Friedensschlusse die Unzufriedenheit der Bulgaren mit dem fanariotischen Klerus für die anglikanische Hochkirche auszubeuten begonnen hatten. So begegneten sich die früheren Gegner auf dem Gebiete des religiösen Interesses. Sie vereinigten ihren Druck auf die ohnmächtige Pforte, und Aali Pascha musste auf ihren Rath die Bulgaren mit halben Zugeständnissen zu beschwichtigen suchen.

Eine aus Griechen und Bulgaren zusammengesetzte Notabeln-Versammlung sollte über die Reformen der bulgarischen Kirche berathen, ihre Bischöfe sollten künftig ausschliesslich aus Bulgaren gewählt werden, aber dem griechischen Patriarchate untergeordnet bleiben. Dieser gemässigte, von der Pforte befürwortete Vermittlungsvorschlag wurde jedoch von dem Patriarchen als unvereinbar



HILARION. ASENTIJE. † PAISIJA.

NATIONALKIRCHLICHE FÜHRER.

mit den Rechten des ökumenischen Stuhles zurückgewiesen. Die Bulgaren aber lehnten nun jede weitere Verhandlung mit dem Patriarchate — dem sie ihre Anerkennung ohnehin verweigerten — gänzlich ab, und erklärten auf ihrem Anschlusse an Rom beharren zu wollen.

Indessen sprach Papst Pius IX. in seiner Antwort vom 22. Januar 1861 den bulgarischen Unionisten seine väterliche Freude über deren Rückkehr in den Schooss der heil. römischen Kirche aus und ertheilte ihnen seine Zustimmung zur Uebung des orientalischen Ritus. Bald darauf empfing er auch den Grabover Archimandriten Sokolski zu Rom und consecrirte ihn in der Sixtina feierlich zum römisch-unirten Bischof der Bulgaren.

Die Einschüchterungsversuche Russlands und der von England bestimmten Pforte waren jedoch nicht ganz ohne Einfluss auf die in ihrem Beginne so mächtige bulgarische Bewegung zu Gunsten des Katholicismus geblieben; denn nahe vier Jahre waren seit den ersten Unionsbeschlüssen vorübergegangen und doch war kein merklicher Fortschritt der Union Bulgariens mit Rom wahrzunehmen. Die von französischen Organen und der römischen Propaganda in die Welt hinaus posaunten grossen Resultate beruhten jedenfalls mehr auf frommen Wünschen, oft auch auf groben, von der Wahrheit weit abliegenden Uebertreibungen. Die Bemühungen des Jesuiten Gagarin, des eifrigen Kämpfers für die Union, die Bestrebungen der lateinischen Missionäre, welche von der orthodoxen Bevölkerung als Fremde misstrauisch betrachtet wurden, krönten nur sehr geringe Erfolge und nach Gagarin's späterem Ausspruche wäre es viel vortheilhafter gewesen, nur unirt-griechische Mönche zum Missionswerke zu benutzen.

Von vielen Freunden der bulgarisch-katholischen Bewegung wurde deren langsamer Fortgang grösstentheils Rom selbst zur Last gelegt. Sie hatten seit lange dort die Ernennung eines unirt-bulgarischen Patriarchen — Oesterreich beantragte die Einsetzung eines katholischen Patriarchen zu Byzanz bereits im Beginne des 17. Jahrhunderts — mit dem Sitze zu Constantinopel warm befürwortet. Dieser folgenwichtige Act, welcher allein nur dem Eintritt Bulgariens in den Schooss der römischen Kirche einen sichtbaren Ausdruck und moralischen Halt zu geben vermocht hätte, scheiterte aber zum Theil aus principiellen und politischen Gründen; vielleicht auch aus Mangel an einer geeigneten Persönlichkeit für diesen schwierigen Posten. Die Unterlassung dieser Ernennung raubte aber andrerseits vielen bulgarischen Patrioten den Glauben an die Lebensfähigkeit der Kirchengemeinschaft mit Rom.

Die factischen Uebertritte von Bulgaren der orientalisch-orthodoxen Kirche zur römisch-katholischen waren nach mir vorliegenden authentischen Berichten zuverlässiger und wohlunterrichteter Persönlichkeiten im ganzen nicht sehr bedeutend. Nur die äusserst thätige Mission der Lazaristen in Macedonien (Vilajet

Salonik) konnte sich einiger Erfolge rühmen. In den Sprengeln der übrigen Missionen, so auch in jenem der Passionisten von Nikopoli war sogar aus Mangel an materiellen Mitteln und an organischem Zusammenwirken ein vollkommener Stillstand eingetreten.

Die Gründung einer katholischen Mission in Mösien ist beinahe so alt, als der Bischofssitz von Nikopoli, also etwa 700 Jahre. Die in Nikopoli bestandene Kathedrale ist aber, wie noch jetzt an der Bauart zu erkennen, von griechischen Meistern erbaut worden. Ganz besonders war Papst Nicolaus IV durch diese Mission für die römische Kirche thätig. Unter seinem Pontificate starben viele Franciscanermönche den Märtyrertod für dessen Bestrebungen. Die Zahl der katholischen Ortschaften war wohl nicht sehr beträchtlich, die Dörfer selbst an Grösse und Wohlstand bedeutend. Die Katholiken Mösiens wurden allgemein „Pavlikinni" genannt. Noch gegenwärtig führen mehrere Dörfer in der Balkangegend den Namen Pavlikian-Köi; der katholische Cultus starb dort aus, der Name hat sich erhalten. Die bulgarischen Katholiken wurden in früherer Zeit besonders auf Anstiften des fanariotischen Klerus von den Spahi's arg bedrängt. Nur im Geheimen, wie in jener noch heute zu Belina sichtbaren unterirdischen Kirche, durften sie ihren Gottesdienst nach katholischem Ritus feiern.

Im Jahre 1709 wurde jedoch auf die Verwendung des Grafen v. Oettingen, Oesterreichs Gesandten zu Constantinopel, von dem Grossvezier Husseiu Köprülü dem katholischen Klerus freie Religionsübung, Steuerfreiheit und andere Vorrechte gestattet. Die Jesuiten benutzten diese Concessionen zu neuem Wirken für die Union in der ganzen Türkei. Ihre Thätigkeit war aber nur von kurzer Dauer. Schon wenige Jahre darauf verbot ein durch die Intervention des griechischen Patriarchats erlassener Hattischerif jeden Uebertritt zur römischen Kirche. Fortwährende Kämpfe, Raçenfehden und Auswanderungen nach dem Banat und Romanien verringerten weiter die Zahl der den Katholicismus bekennenden Anhänger in ganz Mösien auf vier Dörfer: Beline, Oreše, Lažine im Kasa von Sistov und Transivica im Kasa von Nikopoli, sämmtlich nahe an der Donau liegend. Die traurige Lage der bulgarischen Katholiken begann sich erst zu bessern, als deren Schicksal in die Hände der Brüder des Passionisten-Ordens gelegt wurde (1781) und diese förmlich unter österreichischen Schutz traten. Die Passionisten erkannten nach manchen traurigen Erfahrungen, denn es wurden auch nach 1781 muthig ausharrende Geistliche während des Gottesdienstes ermordet und die Einwohner vieler Dörfer zur Auswanderung nach Romanien gezwungen, wo sie noch heute als katholische Gemeinden bestehen, die Nothwendigkeit eines ausreichenden äusseren Schutzes für ihre Thätigkeit. Dieser wurde ihnen von Oesterreich in vollstem Masse.

Durch die Munificenz des österreichischen Kaiserhauses erhielten die ge-

nannten katholischen vier Orte sehr hübsche Kirchen mit Thürmen, deren Glocken — im Gegensatze zu jenen der orientalisch-christlichen Bulgaren, die des österreichischen Schutzes entbehrten — längst vor der Verkündigung des Hatti-Humajuns auch geläutet werden durften. Dreimal des Tages tönte der Ruf der Glocken der katholischen Kirchen weit in das Land.

Der apostolische Administrator der beiden Walachien, gegenwärtig Monsignor Ignatio Paoli, mit dem Sitze zu Bukurest, ist als Bischof von Nikopoli zugleich Leiter der katholischen Mission Bulgariens. Ihm untersteht ein Vicar, gegenwärtig Don Eugenio zu Transevica, der mit sechs Brüdern, zu Belinc, Oreše, Lažine und Transevica die Seelsorge versieht und leitet. Die Geistlichen nehmen keine Stola und erhalten nur eine geringe Congrua von Rom. Von einzelnen frommen Vereinen werden wohl der Mission zeitweise Unterstützungen zugewendet, diese sind jedoch nicht zureichend für die Förderung einer Propaganda in grösserem Maassstabe und werden grösstentheils nur zur Erhaltung und würdigen Ausstattung der Missionskirchen mit Bildern, Paramenten und Kirchengeräthen verwendet. In letzterer Beziehung hat sich neben Hofrath Hurter insbesondere der einstige kunstsinnige Consul Oesterreichs zu Vidin, Walcher v. Molthein, hervorgethan.

Die Zahl der Katholiken der vier Passionistendörfer zwischen Sistov und Nikopoli beträgt annäherungsweise 5000 Seelen. Sie gehören ausschliesslich der bulgarischen Nationalität an und leben in geringem Verkehre mit ihren orthodox-christlichen und moslim'schen Nachbardörfern. Ackerbau und Viehzucht treibend in einer fruchtbaren Gegend, ist ihre physische Existenz eine gesicherte. Eine eingehendere Schilderung dieser Missionsorte bleibt dem II. Bande vorbehalten. Im Jahre 1868 traten ferner bei Vidin mehrere von Walachen bewohnte Orte zur katholischen Kirche über. Alle bezahlen gleich den orthodoxen Unterthanen den Zehent von allen Bodenproducten an die Regierung.

Auch im Vilajet Adrianopel versuchte die römische Propaganda seit 1860 die geringe Zahl der dortigen Katholiken zu vermehren. Polnische Missionäre vom Orden der „Auferstehung Jesu Christi“ unternahmen mit Unterstützung des Cardinals Barnabo das schwierige Werk, dem aber gleichzeitig der orthodoxe Erzbischof Adrianopels mit grösster Feindseligkeit gegenübertrat. Die Missionäre mussten, durch Intriguen gezwungen, ihre provisorische Kirche verlassen und auch ihre Schule zu Keričanc wollte nicht recht gedeihen. Der von der Pforte anerkannte Bischof Mr. Rafael zog aber jüngst einige Assomptionistenväter aus Nimes und 4 Schwestern desselben Ordens nach Adrianopel, welche das den polnischen Missionären misslungene Werk neuerdings durch Errichtung einer Kirche und Schule aufnehmen sollen, welches Unternehmen namentlich Frankreich eifrigst unterstützte.

Im Sandschak Philippopel, das den nordwestlichen Theil des alten Thraciens bildet, kommen auf etwa 400,000 Bewohner, worunter 240,000 morgenländische Christen, nahe 8,000 Katholiken. Sie wohnen zum Theil in Philippopel, das auch Sitz des Bischofs und dessen Kirche nunmehr französische Subvention erhält, dann in den Dörfern nördlich von dieser Stadt. Sie traten grösstentheils erst in den letzten Jahren zur römischen Kirche über. Viele Orte, wie Solapica, ein Dorf mit 500 Häusern, sind nur theilweise von unirten Christen bewohnt. Ihre Geistlichen sind italienische Capuciner und in den Schulen sind 4 geistliche Schwestern thätig.

Das Erzbisthum Skopia, dessen Sitz seit langer Zeit nach Prisrend verlegt wurde, zählt in 6 Pfarreien 6500 Katholiken und 3000 Kryptokatholiken. Letztere sind Muhamedaner, welche aus Furcht vor dem türkischen, auf sie geübten Glaubenszwang es nicht wagen, sich öffentlich zum Christenthum zu bekennen. Im Jahre 1846 wurden 25 moslim'sche Familien bulgarischer Abstammung und Sprache mit 184 Köpfen, die sich vor den türkischen Behörden zur römischen Kirche bekannt hatten, sammt ihrem Pfarrer Don Antonio Mariavić aus Lesina nach Brussa in Kleinasien in der barbarischsten Weise geschleppt. Auf die energische Intervention der Mächte kehrten nach vierjährigem Exil etwa 70 Personen in die Heimath zurück und bekannten sich unter den veränderten Verhältnissen vor etwa 15 Jahren abermals zum Katholicismus. Von den Katholiken des Erzbisthums Skopia entfällt nur ein kleiner Antheil auf die bulgarische Nationalität. Dieser scheint sich auf die äusserste Westgrenze des bulgarischen Elements, auf die Pfarre Karadagh mit dem Pfarrorte Letnica und sieben Dörfern mit etwa 120 katholischen Häusern und einer nicht leicht zu bestimmenden Zahl kryptokatholischer Familien zu beschränken. Noch vor 20 Jahren durften auch hier die Katholiken nur in unterirdischen Kellerräumen ihren Gottesdienst halten. Gegenwärtig sind aber in diesen Gegenden, z. B. in den serbisch-katholischen Pfarrdörfern Janjevo und Dolna Gusterica — Orte von einer fanatischen muhamedanisch-albanesischen Bevölkerung mitbewohnt und umschlossen — neue Kirchen unter dem Schutze der grossherrlichen Flagge in Entstehung begriffen.

Ueber Zahl und Verhältnisse des unter der Leitung des Franciscanerordens stehenden katholischen Dobručasprengels mit den Hauptmissionsorten Tulča und Sulina; sowie der bulgarischen Katholiken im Vilajet Salonik, administrirt von der äusserst thätigen Lazaristenmission, liegen mir keine speciellen Angaben vor.

Bei dem Mangel aller statistischen Daten in der Türkei ist es schwer, auch nur in runden Zahlen die numerischen Verhältnisse der Bekenner der einzelnen Culte in diesem Lande einander gegenüber zu stellen. Ein patriotischer Bulgare

von der „Stara planina" berechnete in einem österreichischen Blatte — ohne die Quellen anzudeuten, aus welchen er seine Angaben schöpfte — die Gesammtzahl der innerhalb der Grenzen der europäischen Türkei lebenden Bulgaren, mit Ausschluss jener im Banate, in Serbien, Romanien und in der Krim, die er mit 805,000 Seelen veranschlagt, auf 6,030,000 Köpfe. Nach seiner Angabe bekennen sich von dieser Zahl:

5,670,000 Seelen zur griechisch-orthodoxen Kirche,
300,000 „ zum Islam und
60,000 „ zur katholischen Kirche.

Die Bekennerzahl der evangelischen Religion wurde nicht angegeben. Sie ist auch in Wahrheit, trotz dem Eifer der über das ganze Land zerstreuten amerikanischen Missionäre (zu Rusčuk, Tirnovo, Philippopel, Adrianopel und an anderen Orten) eine verschwindend kleine. Im Juli 1864 erschien von Constantinopel aus sogar der Fortbestand der evangelischen Missionen in der Türkei hart bedroht und nur die energische Intervention Englands verhinderte ihre gänzliche Beseitigung.

So übertrieben nun, nach manchen uns zu Gebote stehenden Anhaltspuncten zu urtheilen, die Gesammtziffer der in der Türkei lebenden Bulgaren in der citirten bulgarischen Angabe erscheint, so gewiss sie auch die Zahl der moslim'schen Bulgaren unterschätzt, dürfte doch zufällig die Bezifferung der Bulgaren römischer Kirche sich am meisten der Wahrheit nähern. Sie dürfte vielleicht nur etwas zu niedrig gegriffen sein, wenn man der Thätigkeit der Lazaristen zu Philippopel und Salonik in den letzten Jahren gedenkt. In keinem Falle ist sie aber durch die grosses Aufsehen erregenden tumultuarischen Auftritte zu Rusčuk, Tirnovo u. s. w. um ein bedeutendes vermehrt worden.

Der Hass des Bulgarenvolkes gegen das griechische Patriarchat zu Constantinopel verschärfte sich noch, als der Fanar zu seinen Kampfmitteln auch jenes der politischen Verdächtigung gesellte. Man erinnerte sich dort wahrscheinlich, wie ein edler Fanariote auf dem Patriarchenstuhle im Jahre 1828 durch unbegründete Denunciation unsägliches Unheil über die ihm verhasste unirt-römisch-armenische Gemeinde zu Constantinopel gebracht, indem er sie fälschlich nicht nur warmer Sympathien für Frankreich, sondern selbst der Conspiration mit diesem zur Zertrümmerung des türkischen Reiches beschuldigte. Man folgte diesem Beispiele und suchte das Misstrauen der Pforte gegen die loyalen Bulgaren in ähnlicher Weise aufzustacheln.

Zur charakteristischen Kennzeichnung des fanariotischen Kirchenregiments in den ihm ausgelieferten slavischen Ländern (Cap. V), will ich an dieser Stelle noch erwähnen, dass es zu Beginn unseres Jahrhunderts im heutigen Fürstenthum Serbien keine einzige Schule gab! Delipapas, ein entlaufener griechischer Kleriker,

später Pandur und Gensd'armen-Corporal bei Redschep Pascha, ein Mann verächtlichsten Charakters, war noch zuletzt im Jahre 1814 zum Metropoliten von Belgrad ernannt worden, und welche Anstrengungen durfte man von Leuten solchen Schlages für Moral und Volkserziehung erwarten! Seine Verjagung und die Einsetzung des würdigen Archimandriten Melentije zum ersten national-serbischen Erzbischof bildete denn auch die erste und wichtigste Regierungsthat des Fürsten Miloš im Jahre 1815. Erst später, im Jahre 1832, schloss Miloš ein Concordat mit dem Patriarchate von Constantinopel ab, in dem die neu begründete serbische Nationalkirche anerkannt und nur in eine streng kanonische Beziehung zum ökumenischen Stuhl gebracht wurde. Letzterer nimmt keinen Einfluss auf die Ernennung des Metropoliten von Belgrad und seiner Suffraganbischöfe, auch beschränken sich seine Bezüge aus Serbien nur auf eine jährliche Gabe von 9000 Piastern.

Eine der serbischen ähnlich organisirte autonom bulgarische Nationalkirche bildet seit 1860 das unverrückbare Ziel aller bulgarischen Bestrebungen. Die Beschränkung der bisherigen Machtusurpation des ökumenischen Stuhls zu Constantinopel, Entfernung der griechischen Geistlichen und Lehrer aus den bulgarischen Kirchen und Schulen, Fixation der Gehalte des hohen Klerus und Ernennung desselben aus Priestern bulgarischer Nationalität; ferner die Gründung geistlicher Seminarien und Hebung des Volksunterrichts — diess sind und waren die Cardinalwünsche, welche dem vom Sultan entsandten General-Commissär, Grossvezier Köprüslü Pascha, im Jahre 1860 auf dessen Rundreise durch Bulgarien allerorts von Stadt zu Stadt nahe gelegt, und deren Gewährung von ihm Namens der hohen Pforte verheissen wurde.

Der zwischen Russland, England und den fanariotisch-griechischen Klerus einerseits, dann Frankreich, Rom und die Wünsche ihrer bulgarischen Unterthanen andererseits hinein gestellten Pforte war es schwierig, die bulgarisch-griechischen Religionswirren unbeeinflusst von den am goldenen Horn fortwährend sich bekämpfenden Strömungen durch entschiedene Entschlüsse zu beendigen und bereits schien das ausgesogene und misshandelte Bulgarenvolk, als letztes Mittel zur Erhaltung seiner bedrohten Nationalität, was bisher mehr Drohung als Wahrheit, sich wirklich dem römischen Stuhle in die Arme werfen und die Union mit Rom zu einer geschichtlichen Thatsache vollziehen zu wollen.

In den ersten Monaten 1864 begab sich ein hoher Legat des päpstlichen Stuhles nach Constantinopel. Als französischer Jesuit sollte er das unter Gregor XIII. von seinem Orden gleichfalls im Einverständnisse mit Frankreich zu Constantinopel begonnene Unionswerk, mit besserem Erfolge als 1583 mit den Griechen, jetzt mit den Bulgaren zu Stande bringen. An dem Einflusse des englischen Botschafters Thomas Roe auf den ökumenischen Patriarchen scheiterten Gregor's Bestrebungen. Ja die Vertreibung der Jesuiten aus Constan-

tinopel wird wesentlich diesem Gesandten zugeschrieben. Welche Haltung nahmen England, Russland, Italien, Oesterreich uud die Pforte 1864 gegenüber den Bestrebungen des französisch-päpstlichen Abgesandten und der von den Bulgaren verlangten autonomen Nationalkirche ein?

Es bedarf wohl keiner weiteren Ausführung, welch wichtigen Factor die volle Realisirung des römisch-bulgarischen Unionsprojects in der Lösuug der orientalischen Frage gebildet hätte. Von Frankreich und den katholischen Mächten nicht richtig und genügend unterstützt, musste der interessante Versuch aber scheitern an dem gemeinsamen heftigen Widerstande, welchen das griechische Patriarchat, Russland und England demselben entgegensetzten.

Trotz des angestrengten Eifers der nach Salonik, Monastir, Vidin, Adrianopel, Philippopel u. s. w. entsandten katholischen Missionen gerieth die unionistische Bewegung bald ins Stocken. Ja, ihr Zenith und Niedergang datiren von demselben 30. December 1860, an dem die Unterzeichnung des Unionsactes mit Rom zu Constantinopel erfolgte. Die Anstrenguugen Roms, Frankreichs und der polnischen Emigration verliefen im Sande. Die Fragen, welche von Beginn an das Bulgarenvolk mit dem Fanar entzweit hatten, waren eben nicht dogmatischer, sonderu rein administrativer Natur gewesen. Die Ereignisse erwiesen bald, wie sehr man zu Paris, Rom, Lemberg und a. O. argen Täuschungen sich hingegeben hatte; denn als man dort noch auf sichere Erfolge rechnete, hatten die weltlichen und geistlichen Führer der bulgarisch-kirchlichen Bewegung bereits ihren Actionsplan gegen den Fauar gewechselt. In steter Erwartung, dass die schwebende kirchlich-administrative Frage doch eine friedliche Lösung finden könnte, nahmen die im Herzensgrunde der orthodoxen Kirche treu anhängenden Bulgaren die Rückkehr einiger griechischen Bischöfe ruhig hin. Ohne sie anzuerkennen, schien eine Art stillschweigender Waffenstillstand eingetreten zu sein. Begreiflicherweise kam dieser der grosseu Unionsbewegung wenig zu statten; bald waren auch ihre letzten Lebenssymptome erloschen!

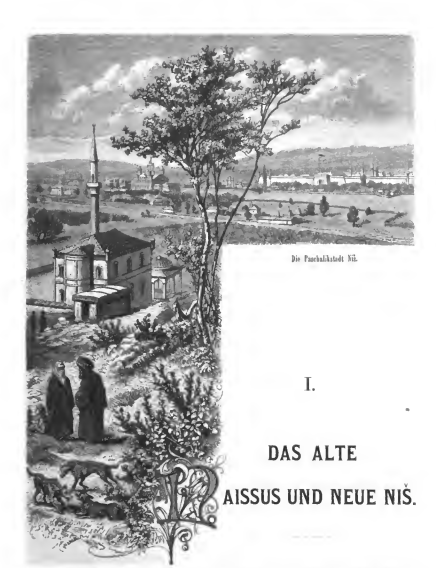
Ein jüngst veröffentlichter Nothschrei der Mission vom Orden der „Auferstehung Jesu Christi“ gesteht das Aussichtslose ihrer von auswärts und gegenwärtig auch von Frankreich schwach unterstützten Bestrebungen beinahe offen zu. Durch den gemeinsamen griechisch-russisch-englischen Einfluss ist mit dem vom Papst eingesetzten Bischof Sokolski auch die Mehrzahl der übergetretenen Gemeinden von der Union wieder abgefallen, und die noch ausharreuden drohen den mannigfachen Versuchungen oder Bedrückungen der Orthodoxie zu erliegen. Neben der kleinen unionistischen Gemeiude zu Adrianopel sind im gleichnamigen Vilajet nur vereinzelte Gemeinden dem Verbande mit Rom treu geblieben, und die Missionen der Lazaristen, Passionisten u. s. w. in den benachbarten Provinzen haben keine besseren Erfolge nachzuweisen. — Heute dürften den 5 Mil-

lionen orthodoxer Bulgaren kaum mehr als 60,000 römisch-katholische Unionisten gegenüberstehen und diese Zahl dürfte sich voraussichtlich kaum wesentlich weiter vermehren, nachdem der Cardinalwunsch der Bulgaren sich endlich verwirklicht hat.

Die Schilderung der interessanten letzten Kämpfe, welche der Einsetzung des bulgarisch-autonomen Exarchates unmittelbar vorausgingen und folgten, bleibt nach dem Plane dieses Werkes, dessen vorliegender I. Band nur die politisch-religiösen Verhältnisse Bulgariens bis zum Jahre 1870 behandelt, der Fortsetzung desselben vorbehalten, welche sich mit der Entwicklung der bulgarischen Verhältnisse in den Jahren 1870 — 1875 beschäftigen wird.

II. BUCH.

REISE-STUDIEN
ZWISCHEN
NIŠAVA, DONAU, LOM
UND
TIMOK.



Die Paschalikstadt Niš.

I.

DAS ALTE NAISSUS UND NEUE NIŠ.

Bedeutung der Jahre 1848 und 1860 für die Türkei und Bulgarien. — Serbische Gerüchte über eine bulgarische Revolution. — Meine Reise nach Niš. — Ausdehnung des Tuna-Vilajets. — Physiognomie der Stadt. — Mithad Pascha's Verschönerungen. — Der alte Bazar. — Nišavabrücke. — Die Festung. — Ein lebensgefährlicher Aussichtspunct. — Oesterreichische Bauten. — Bedeutung des alten Naissus. — Früher nur geringe Reste desselben bekannt. — Unmöglichkeit für den Autor im Jahre 1860

archäologische Untersuchungen vorzunehmen. — Verschiedene Versuche in dieser Richtung im Jahre 1864. — Ausflug nach Kurvingrad. — Sein Schloss und Tradition über dessen verschieden gedeuteten Namen. — Excursion nach Gradište. — Dessen Castell und Kirche. — Alte Reste bei der Nišer Citadelle und der Jeni Küschla. — Ausflug nach Bržibrod. — Meine Funde daselbst. — Die ersten monumentalen Reste des alten Naissus. — Strategische Wichtigkeit von Niš in den ersten Türkenkämpfen. — Seine Rolle im türkisch-österreichischen Kriege 1689. — Der Markgraf von Baden erobert es. — Niš's Vertheidigung durch Starhemberg 1690. — Verlust und Wiederbesetzung durch Oesterreich 1737. — Virmond und Schmettau's Berichte über Niš's Vertheidigungsfähigkeit. — Schimpfliche Uebergabe desselben durch General Dochat und seine Verurtheilung zum Tode. — Der Serbe Singjelić vor Niš im Freiheitskriege 1809. — Sein Heldentod. — Der Thurm aus Serbenköpfen. — Mein Besuch des „Schädelthurmes". — Wird er noch lange erhalten bleiben?

Das Jahr 1860 hat für die Bulgaren eine ähnliche Bedeutung, wie das hochbewegte Jahr 1848 für die Mehrzahl der europäischen Völker. Die Stürme des letzteren hatten den morschen Staatsbau der europäischen Türkei merkwürdigerweise kaum berührt, das Jahr 1860 brachte aber unerwartet den lange trügerisch schlummernden Zündstoff ihrer östlichen Provinzen in plötzliche Bewegung. Das erwähnte Mai-Circular Fürst Gortschakoff's an die Mächte, zu Gunsten der Rajah, trug wohl auch nicht bei, deren Gemüther zu beschwichtigen, und als ich im Juli jenes Jahres im Süden Serbiens reiste, cursirten dort die übertriebensten Gerüchte von einer im angrenzenden Paschalik Niš ausgebrochenen Revolution.

Schon früher hatte ich daran gedacht, einen kurzen Recognoscirungs-Ausflug auf bulgarisches Gebiet zu machen, um die Gegensätze zwischen Serben und Bulgaren, zwischen jungserbischem und alttürkischem Regimente kennen zu lernen, und so den richtigen Maassstab zur Beurtheilung beider zu gewinnen. Nach Allem, was ich gehört, mochte sich nicht bald ein günstigerer Moment hierzu bieten. So schlug ich, von der serbischen Quarantainestadt Alexinac aus, die Strasse nach der nahen bulgarischen Grenze ein und befand mich, nachdem ich die Thore des serbisch-türkischen Grenzzauns glücklich passirt hatte, am 11. Juli 1860 zum ersten Male auf bulgarischem Boden.

Der Zufall, jener grosse Factor im Leben und namentlich auf Reisen, begünstigte mich ausserordentlich. Ich war zu Niš wohl nicht in eine Revolution mit obligaten Barrikaden und Pulverdampf hineingerathen, jedoch in eine, ungeachtet ihres äusserlich wenig stürmischen Charakters, nicht minder folgenschwere Bewegung. Ich trat in den Beginn des höchst merkwürdigen Kampfes, der sicher die geistige, ja vielleicht auch die politische Wiedergeburt eines Volkes bedeutet, dessen Todtenschein von dilettantisirenden Touristen und selbst von zünftigen Politikern seit langer Zeit her ausgestellt worden war.

In den letzten drei Capiteln versuchte ich die interessanten und wichtigen Vorgänge darzustellen, deren Zeuge zu sein, mich eine glückliche Fügung bestimmt hatte. Bin ich mir auch so mancher Lücken und Mängel in Material und Darstellung bewusst, so glaube ich doch andrerseits, dass

nicht leicht Jemand anderer es richtiger und unbefangener vermocht hätte, Ursachen, Gang und Folgen dieser für die Lösung der orientalischen Frage hochbedeutsamen bulgarischen Ereignisse des Jahres 1860 zu schildern.

Nachdem ich nunmehr aber den Leser mit Vergangenheit, Naturgeschichte und den politisch-religiösen Kämpfen des Bulgarenvolkes im Allgemeinen bekannt gemacht und die Entwicklung der wichtigen, ihrer vollen Reife erst gegenwärtig entgegengehenden Resultate der letzteren nothwendigerweise dem Schlusse dieses Werkes vorbehalten bleiben muss, erscheint es mir nun an der Zeit, ihn auf den Boden der erzählten Ereignisse zu führen. Ich beginne mit dessen Schilderung bei Niš und gedenke am Faden meines Routiers die verschiedenartigen Ergebnisse meiner Reisestudien, zum Theil mit Benutzung vorausgegangener fragmentarischer Publicationen zu skizziren.

Nur wenn man sich daran erinnert, dass die hohe Pforte selbst heute noch nicht das Bedürfniss einer guten Karte ihres ausgedehnten Staatenbesitzes empfindet, dass in der Türkei alle und jegliche Katasterarbeit unbekannt und dass bei Eisenbahntracirungen dort stets kartographische Voraufnahmen unerlässlich erscheinen, dann erst kann man die grosse, oft unerklärliche Willkürlichkeit in der territorial-administrativen Begrenzung ihrer Vilajets, Paschaliks, Kasa's und Nahien einigermassen begreifen.

Noch im Jahre 1867 gehörte das Paschalik Niš zum Tuna-Vilajet, obwohl es durch die hohe Balkankette von demselben getrennt ist und von dem weit entfernten Rusčuk aus regiert werden musste. Seit 1868 gehört Niš zum Paschalik Prizrend. Nicht das Bedürfniss, sondern der mehr oder minder grosse Einfluss des augenblicklichen Gouverneurs eines Vilajets regelt die Zahl der ihm zur Regierung, oder in manchen Fällen richtiger gesagt, Ausbeutung zugewiesenen Paschaliks. Für Niš war jedoch die vorübergehende Zuweisung des gleichnamigen Districtes, dessen Hauptstadt es bildet, unter das von Mithad Pascha regierte Tuna-Vilajet, von manch wohlthätiger Folge.

Niš zählt, wie wir später sehen werden, zu den historisch merkwürdigsten Städten der gesammten Türkei. Noch im Jahre 1860 war es eine alttürkische Stadt mit allen Bizarrerien, welche gewöhnlich, so lange das Wetter trocken bleibt und orientalischer Sonnenschein ihr buntes Linien- und Farbengewirr mit transparenten Lichtern übergiesst, den Europäer bestricken, bei Regen- und Winterwetter aber meistens zur Verzweiflung bringen. Die Stadt, welche etwa 1000 türkische und 1500 christliche Häuser zählt, liegt im südöstlichsten Winkel der von den Puncten Kurvingrad, Mustapha-Pascha-Hau und den Hängen der serbischen Grenzberge markirten grossen Dreiecksebene, deren physikalisch-geographische Beschaffenheit ich bereits in früheren Werken genügend charakterisirt habe. Sicher verdankte sie ihre Entstehung dem Abflusse des einst sie bedecken-

den See's, der sich durch das heutige Morava-Steildefilé bei Stalač in Serbien seinen Abfluss in das Donauthal gebahnt hatte.

Auch in Niš findet man die den westeuropäischen Städten oft mangelnden, grossen, gutgehaltenen Gärten, welche eine prächtige grüne Scheidewand von Haus zu Haus bilden; ferner den grossen Wassercomfort zahlreicher Brunnen, und viele, auch dem Aermsten leicht zugängliche Bäder. Zu den, dem Fremden schon in der ersten Stunde seines Aufenthaltes sich fühlbar machenden Uebelständen zählen: der Mangel an Gasthöfen, Miethwagen und Strassenbeleuchtung, das entsetzlich schlechte Pflaster, der furchtbare, oft Ekel erregende Schmutz der Strassen und die monotonen, das Auge beleidigenden schiefwinkeligen Mauern und verkommenen Häuserfronten in den türkischen Stadttheilen. Nur das christliche Viertel zeigt mehrere architektonisch leidlich gute Häuser. Auch wurde es seit einigen Jahren durch ein nettes Hôtel bereichert.

Vergebens versuchte Mithad Pascha, der letzte höchst intelligente und eben so energische Gouverneur von Niš, den gerügten Mängeln hier und da mit besserem Willen als Erfolg abzuhelfen. Einzelne Baulichkeiten, wie die grosse neue Kaserne, das Isle-hane (Handwerkerschule), das Gefängniss, die neue Hauptwache, die Thorwachen an den Stadtlinien, so wie der wirklich hübsche neue Stadttheil für die Belgrader Emigration vom Jahre 1862, konnten, so sehr sie auch für die hohe Intelligenz Mithad's sprechen, im Ganzen doch nur wenig die geschilderte Physiognomie der bulgarischen Grenzstadt verändern. Sehr dankenswerth erscheint aber schon der grossen fortwährenden Feuersgefahr wegen die Entfernung des riesigen, morschen, an vielen Stellen dem Einsturze nahen echttürkischen Holzdaches, welches zum Schutze gegen Sonne und Wetter über die ausgedehnte, an der Nišavabrücke beginnende Bazarstrasse noch im Jahre 1860 gespannt war.

Abgesehen von der zierlichen Nišavabrücke dürfte die Festung die einzige, in geometrisch bestimmbaren Linien sich bewegende Figur Niš's sein, und auch sie verdankt zum Theil ihre heutige regelmässigere Aussengestalt der österreichischen Occupation im Jahre 1737*). Nur wenig höher gelegen als die auf dem linken Nišavaufer sich ausdehnende Stadt, ist die Festung mit einer stark bastionirten Mauer (6 Bastionen, verbunden mit ungleichen Courtinen), mit Gräben ohne Ravelins und einem bedeckten minirten Weg umgeben. Die Mauern der Escarpe und Contreescarpe sind von Quadersteinen aufgeführt und befinden sich in gutem Zustande. Erstere haben eine Höhe von etwa 10, letztere von 6 Meter. Die Brustwehr ist mit Flechtwerk bekleidet und der Wall an manchen Stellen so schmal, dass hinter den Kanonen nur sehr geringer Raum bleibt. Die Festung

*) Schmettau, Graf, Mémoires secrets. — Versuch einer Lebensbeschreibung des FM. Grafen v. Seckendorff, meist aus ungedruckten Nachrichten bearbeitet. 1742.

hat fünf Thore, welche nach den Strassen, auf welche sie führen, benannt sind. Der Haupt-Eingang, das „Stambul-Thor", befindet sich an der Nišavaseite, durch die nett gezimmerte, nur wenige Schritte entfernte Brücke mit der grossen Bazarstrasse am linken Ufer correspondirend. Sein grosses Portal, im maurischen Style, führt unmittelbar auf den Hauptplatz der Citadelle. Auch das „Belgrader-Thor" ist in sehr hübschem, monumentalem Style gehalten. Phantastische Thierbilder en relief geben demselben einen eigenthümlichen Reiz. Die schönen Verhältnisse dieser beiden Eingänge sind auch dem Vidiner- und Sofia-Thor eigen, welche jedoch weniger reich decorirt sind. Die Nišava und ein kleiner befestigter Brückenkopf vor dem Stambul-Thor auf der Wasserseite, hohe Wälle, starke Palissadenzäune, tiefe, leicht unter Wasser zu setzende Gräben und zahlreiche, selten ganz austrocknende Sümpfe auf der Landseite, bilden die unmittelbarste Hauptwehr der Festung. Ihre Vertheidigungsfähigkeit wird durch das von dem österreichischen Commandanten Dochat im Jahre 1737 ausgeführte Werk um die Belgrader Vorstadt *), mehrere kleine auf dieser Seite weit vorgeschobene Reduits für je drei Geschütze, ein kaum in seinen Linien erhaltenes, zum Schutze der Nišavabrücke bestimmtes Hornwerk (tête de pont), und die alttürkischen, die linkseitige Stadt umgebenden, sehr vernachlässigten Erdwerke von schwachen Profilen wenig gesteigert. Der Wall zählt etwa 120 Geschütze, einzelne Bastionen deren zwölf. Die Kanonen schwersten Kalibers sind grösstentheils österreichischen Ursprungs. Sie wurden wahrscheinlich im Jahre 1737 zurückgelassen und sind mit sehr reichen Emblemen geziert.

Im Rayon der Citadelle befindet sich eine kleine türkische Niederlassung, Häuser von Beamten, Officieren und Handwerkern, mehrere Kasernen, eine Telegraphenstation, eine Schule, Moscheen, ein kleines Spital, ein Uhrthurm mit sehr hübschen phantastischen Thiergestalten en relief und einem Observatorium, ferner Proviantbäckereien, das Arsenal, das Serai des Pascha's mit den verschiedenen Kanzleien der Provincial- und Stadtverwaltung, endlich die Gefängnisse. Alle diese Baulichkeiten sind zum Theile Holzbauten, auch jene streng militärischen Charakters sind nur selten bombenfest gebaut und bei einer ernsten Beschiessung des Platzes müssten die Bewohner wohl bald in den niederen Kasematten Schutz suchen.

Der Uhrthurm bildet ein prächtiges Observatorium, von dem man die ganze Nišer Ebene übersieht. Mit Erlaubniss des Muavin bestieg ich ihn, von einem Gensd'armentschausch begleitet. Doch kaum waren wir oben erschienen, und unmittelbar als ich mit der Peilung der einzelnen Höhenzüge beginnen wollte, sauste es wie eine Kugel dicht an mir vorbei durch die Luft und gleich darauf schlug ein Stein an die Holzverkleidung, während von unten her laute Schreie

*) Relation, im k. und k. Kriegsarchiv zu Wien.

ertönten. Von der Höhe konnte man nämlich auch sehr gut in das Innere der türkischen Behausungen hineinblicken — und diese Entweihung ihres Allerheiligsten durch das Auge eines Giauren wollten die eifersüchtigen Moslims nicht zugeben. Da das Bombardement stärker wurde, und an ein Parlamentiren von dem hohen Thurmgeschosse nicht gedacht werden konnte, musste ich meine Arbeiten auf diesem gefährlichen Puncte zu meinem grossen Leidwesen einstellen.

In Begleitung des Hekimbaschi Romuli, eines sehr gefälligen italienischen Militärarztes, besichtigte ich im Jahre 1860 zum ersten Male die fortificatorischen und sonstigen Sehenswürdigkeiten der Festung. Aufmerksam betrachtete ich das Mauerwerk der Wälle, die Steinverkleidungen an Häusern und Moscheen; doch nirgends vermochte ich, ausser vereinzelten römischen Ziegeln und antiken Fragmenten, Reste des alten römischen Naissus zu entdecken. Vergebens spähte ich nach Rudimenten der berühmten Stätte, die Byzanz seinen ersten Kaiser, jenen grossen Mann gegeben hatte, der das römische Reich durch einen klaffenden, heute noch offenen Riss spaltete und so das oströmische Kaiserthum begründete.

Zu jener Zeit und schon einige Jahrhunderte zuvor war Naissus der Knotenpunct, in dem das dardanisch-macedonische Strassennetz zusammenlief. Hier vereinten sich die Strassen, die vom adriatischen Meere, von Dyrrachium und Scodra, aus dem Süden von Thessalonice und Constantinopolis über Stobi und Sertica, durch die dardanische Hochebene an den Ister führten. Naissus, bekanntlich der Geburtsort Constantin d. Gr., wurde von ihm mit Bauten verschönt, Manuel Comnenus liess es durch seinen Feldherrn Const. Ang. Philadelphus zugleich mit Belgrad und Semlin befestigen. Hier schlug Claudius II. die Gothen (268) in einem glänzenden Siege und rettete das bedrängte Rom vor dem sicheren Untergange. 50,000 Gothen blieben auf der Wahlstatt. Attila zerstörte wohl Naissus; doch Justinian (Procop. de aedificiis) stellte es als „Naissapolis" wieder her. Hier empfing Julian der Abtrünnige die Nachricht vom Tode seines Gegners Constantin und die Kreuzfahrer unter Conrad zogen durch dessen Mauern. Viele andere Grossthaten und Erinnerungen knüpfen sich an den, in den byzantinischen Annalen Nisus genannten Namen dieser Stadt, welcher später in Niš und Nissa sich verwandelte.

Trotz dieser stolzen Vergangenheit waren in dem heutigen Niš, das als eine der prächtigsten Städte von Moesia superior galt, weder Substructionen oder monumentale Reste gefunden worden, welche auf die Befestigungen, auf die Plätze, Tempel, Paläste und Villen hätten deuten können, mit denen Constantin und Justinian das alte Naissus einst umgeben und geziert hatten. Das Mommsen'sche „Corpus" enthält wohl 11 auf Niš bezügliche Inschriften (No. 1673—1683), welche grösstentheils im Jahre 1553 dort gefunden wurden, seitdem aber ver-

schollen sind. Diese, der römische Votivstein, welchen Schweigger*) auf seiner Reise nach Constantinopel (1577), ein anderer Grabstein und ein antikes Säulencapitäl im Bauhofe der neuen Kathedrale, die Hahn in seiner „Reise von Belgrad nach Salonik" erwähnt**), einige antike Steingesimse vor dem Portale der Hunkiar-Dschamie und an anderen Stellen der Festung, welche mir als römisch auffielen, waren doch viel zu unbedeutende Fragmente, als dass sie dem nach der einstigen Stelle des alten Naissus suchenden Forscher genügen konnten. Und selbst ein Theil dieser geringen monumentalen Reste soll, wie man mir mittheilte, nicht im Weichbilde Niš's, sondern in dem Dorfe Gradište, jenseits der Morava, gefunden worden sein. Wo ist also die einstige Stätte von Naissus zu suchen? Steht die Citadelle selbst auf der Stelle der römischen Befestigungen? oder sind die antiken Reste in den Substructionen der Bastionen, Moscheen u. s. w. verschwunden?

Ich war bei meinem erstmaligen Besuche Bulgariens (1860), wie ich schon erwähnte, in einem Augenblicke fieberhafter Aufregung der türkischen und bulgarischen Bevölkerung nach der Hauptstadt des Paschaliks Niš gekommen. Massendeputationen der ländlichen Bevölkerung in ihren malerischen, originellen Trachten erfüllten die Strassen und Hane der Stadt, um sich bei dem Grossvezier über erlittene Bedrückungen zu beklagen. Türkische Beamte, Mudire, griechische Bischöfe, Defterdare (Steuereinnehmer), Tschor- und Chodschabaschen (Gemeindevorstände) und viele Glieder der Medjlise waren dahin berufen worden, um sich wegen allzu grosser Bedrückung der Rajah zu verantworten. Die grösste Vorsicht für einen jeden nicht mit genügenden Empfehlungen ausgestatteten Fremden war bei dem Mangel europäischer Consule zu Niš in jenem Momente dringender als sonst noch geboten. Aus diesen Gründen konnte ich nichts für die Lösung der berührten, für die Alterthums- und Geschichtsforschung hochinteressanten Frage unternehmen. So wenig wie meine Vorgänger wagte ich es damals, das leicht zu erregende Misstrauen der Türken durch Forschungen in einer Richtung heraufzubeschwören, die jedenfalls mit der gründlichen Untersuchung der Festungswerke selbst hätten beginnen müssen! Dies wäre aber bereits mehr als genügend gewesen, um — ich erinnere an meine bösen Abenteuer zu Zvornik an der bosnischen Grenze — für einen verkappten russischen oder serbischen Ingenieur gehalten zu werden und sich den grössten Unannehmlichkeiten, wenn nicht Gefahren auszusetzen. Denn wer anders als ein „inschenir" könnte sich für Festungswerke und derlei Bauten interessiren? raisonnirt der

*) Salomon Schweigger, Reise aus Deutschland nach Constantinopel und Jerusalem. Nürnberg 1613.

**) v. Hahn und Zach, Reise von Belgrad nach Salonik. Denkschr. der phil.-hist. Classe der kais. Akad. der Wissensch. XI. Bd., S. 14. Wien, 1861.

für Alterthumsforschung wenig empfängliche Türke, und ein Abenteuer, das ich im Herbste 1870 gerade in demselben Niš zu bestehen hatte, spricht für die Begründung meiner damaligen Vorsicht.

Erst bei einem zweiten Besuche Niš's, während meiner grösseren Forschungsreise im Jahre 1864, war es mir durch, allen Widerstand besiegende mächtige Empfehlungen gegönnt, in eingehenderer Weise den Resten des alten Naissus nachzuforschen. Meine archäologischen Arbeiten, bei welchen mir meine örtlichen Terrainstudien sehr zu Statten kamen, waren von dem besten Erfolge begleitet. Es glückte mir nach vielen mühevollen Kreuz- und Querzügen, zahlreiche, an und für sich interessante antike Fragmente innerhalb der Ringmauern Niš's, und ausser denselben die ersten monumentalen Reste der Geburts- und Lieblingsstadt Constantin's des Grossen zu entdecken.

Ich begann meine Ausflüge zur Erforschung des alten Naissus in südwestlicher Richtung mit der Fahrt nach Kurvingrad, das nach meinen Beobachtungen bedeutend südlicher als auch auf Kiepert's neuester Karte liegt. Die Strasse dahin ist in der unmittelbaren Umgebung Niš's bei schlechtem Wetter beinahe grundlos. Erst nachdem man die Sümpfe in der Nähe des grossen Beklemeh, des Wachthauses am äusseren Stadtwalle, und später die Höhe übersetzt hat, an deren nordöstliche Seite sich die neue, von Mithad Pascha erbaute grosse „Jeni Küschla" (Kaserne) lehnt, wird dieselbe, vou Malište in der Ebene beinahe streng südlich fortlaufend, praktikabler und bleibt es bis zur neuen Steinbrücke über die Morava, welche in der Richtung nach Leškovac führt.

Nach der grossen serbischen Karte von Milenković (1850), dürfte man in Kurvingrad eine ziemlich bedeutende Stadt mit Befestigungen auf beiden Ufern der Toplica hart an deren Einmündung in die Morava vermuthen. In Wahrheit fand ich in Kurvingrad nur das Gemäuer eines mittelalterlichen Schlosses. Auf einem der nordwestlichsten Ausläufer, welche die Suva Planina gegen die Morava- und Nišer Ebene vorschiebt, gelegen, mochte dessen einstige Bedeutung als Schlüsselpunct der hier vorüberziehenden Strasse von Niš in das Gebiet von Leškovac unverkennbar eine grosse gewesen sein. Hart an dieser Strasse, dort wo dieselbe das Rinnsal der Morava bei dem Dorfe Klisura erreicht, befindet sich eine isolirt stehende bulgarische Herberge, „Kurvihan" genannt. Von dieser führt ein Fusspfad über Wiesengrund und Steingerölle hinan zur alten Burg. Noch vor 30 Jahren waren nebst den quadratischen Umfassungsmauern das Hauptportal erhalten, das im Pendentif ein mit zwei Figuren geziertes Relief zeigte. Ein römischer Inschriftstein in den Mauern, in welchem schon Hase eine zufällig in das Gemäuer aufgenommene römische Votivtafel erkannte*), gab Anlass, den Bau den Römern zuzuschreiben, während Sprachforscher, verführt durch

*) Nach Boué, La Turquie d'Europe. II. 367, Mommsen Corp. Inscr. Lat. No. 1684.

die Aehnlichkeit des Namens Kurvin mit jenem des mächtigen Ungarkönigs Mathias Korvinus, diesen als den Erbauer der Burg bezeichnen wollten.

Fällt die erstere Annahme schon nach der ersten Betrachtung des Grundrisses von Kurvingrad und seiner Bautechnik, so schwindet die zweite im Hinblicke auf die durch neuere Forschungen historisch festgestellte Thatsache, dass sich die Herrschaft Ungarns über Serbien factisch niemals, und selbst unter Mathias nicht, bis zum Einflusse der Toplica in die Morava dauernd erstreckt hatte. Kurvingrad *), das wohl schon lange in Ruinen liegen mag, da die Geschichte der letzten Jahrhunderte desselben gar nicht erwähnt, gehört, nach einer eingehenden Untersuchung seiner erhaltenen Reste zu urtheilen, jedenfalls jener Reihe von Feudalbauten und wahrscheinlich auch der gleichen Zeitperiode an, welcher die nahen serbischen Burgen von Banja und Svrljig ihre Entstehung verdankten. Es war die Zeit, in welcher Serbien in zahlreiche Voivodschaften getheilt und kaum durch ein loses monarchisches Band verbunden, sich nur nach Aussen als ein factisches Staatsganze darstellte. Die Volkstradition schreibt die Entstehung und den Namen Kurvingrad's (Kurva, Buhlerin) einer bulgarischen Königstochter und Schwester jener beiden Prinzessinnen zu, welche die alten Donau-Schlösser zu Vidin und Vidbol erbauten und die von jenem Schlosse aus, mit den Mönchen des am jenseitigen Ufer gelegenen Klosters in sträflicher Verbindung gelebt haben soll. Auf einem hart an die Morava vorspringenden Hügel, gegenüber der Schlossruine, sind noch heute die Langmauern und Apsis der Klosterkirche sichtbar, deren schlimmes Andenken im Volke zu ihrem frühen Verfalle wohl beigetragen hat.

Das Schlossplateau Kurvingrad's bietet einen vorzüglichen topographischen Orientirungspunct über die ganze weite Nišavaer Ebene und deren terrassenförmige Fortsetzung auf dem linken Moravaufer. Die letztere wurde bereits von Hahn **) eingehend geschildert, und ich konnte mich hier auf die Eintragung der Poststrasse nach Prokoplje, ihres durch eine stabile Brücke im letzten Jahre hergestellten Morava-Uebersetzungspunctes bei Mramor und auf die Berichtigung der Lage einiger Orte der Hahn'schen Karte ***) von Balaince, Gradište u. s. w. beschränken.

Einen zweiten Ausflug widmete ich dem am linken Nišavaufer gelegenen Gradište. Ein antikes Säulencapitäl, welches ich im Jahre 1860 im Bauhofe der neuen Nišer Kathedrale sah, rührte, wie ich damals hörte, von diesem Orte her. Vergebens suchte ich es 1864 im Kirchenhofe, wo es früher unter allerlei Gerümpel

*) Dieses Kurvingrad an der bulg. Morava ist mit dem Corvingrad und Corvin-Kule des Grafen Marsigli, am rechten serbischen Donauufer unterhalb Kladova's, nicht zu verwechseln.

**) Reise von Belgrad nach Salonik. S. 17.

***) Ebendaselbst.

lag. Noch rascher als anderswo verschwinden in der Türkei antike Fragmente und höchst wahrscheinlich wurde es von dem industriellen zinzarischen Kirchenbaukünstler in kleine macedo-vlachisch-byzantinische Säulenköpfe umgewandelt. Durch nähere Orientirung über die Fundstätte dieses Capitäls hoffte ich den Punct zu eruiren, auf welchem möglicher Weise der von Ammian als drei Meilen von Naissus entfernt angegebene kaiserliche Lustort Medianum oder doch eine andere römische Niederlassung gestanden haben mochte.

In beinahe gerader Linie WSW. auf der Strasse nach Prokoplje, die Dörfer Medeševce und Novoselo rechts lassend, durchschnitt ich die Nišer Ebene bis zum jenseits der Morava liegenden Orte Mramor. Oberhalb dieses bulgarischen Dorfes ging eben die von Mithad Pascha erbaute Brücke mit steinernen Pfeilern, zur dauernden Verbindung beider Ufer ihrer Vollendung entgegen. Gleich unmittelbar am linken Moravaufer erhob sich der Steilrand der Dobriča, jener etwa ³/₄ Meilen langen, im W. und S. von einem langgestreckten niedrigen Ausläufer des Jastrebac begrenzten Terrasse, welche von der serbischen Grenze von N. nach S. bis zur Mündung der Toplica sich erstreckt. Culturen und Dörfer haben sich von der Böschung der Terrasse entfernt, mehr an den Rand des sie umschliessenden Hügelwalles zurückgezogen, und Paliurusstachelhecken überwuchern grossentheils den trefflichen Ackerboden, dessen Urbarmachung nun den Auswanderern vom Kaukasus zugefallen ist.

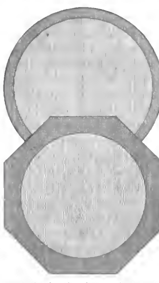
Hart neben dem die neue Brücke bei Mramor überwachenden Beklemeh (Blockhaus) und wenige Minuten von dem christlich-bulgarischen Orte entfernt, befindet sich die erste dieser tscherkessischen Colonien mit 50 Häusern. Eben so viele Gräber mindestens zeigte aber der nahe Friedhof schon wenige Wochen nach ihrer erfolgten Einwanderung. Wie viele der tapferen Kaukasier mögen wohl die Strenge der letzten bulgarischen Winter überlebt haben? Jedenfalls dürfte Mramor durch seine günstige Lage mit der Zeit einer der bedeutendsten Orte der Dobriča werden. Früher war es wahrscheinlich Gradište. Schon sein Name (grad, Schloss) lässt dies vermuthen. Es wird von einem der spärlichen, die Terrasse bewässernden Bäche durchflossen und trägt heute noch auf einem wenige Minuten vom Orte entfernten Hügel die Ruinen einer, nach der schlechten Bautechnik zu schliessen, mittelalterlichen Befestigung, über deren Vergangenheit ich leider keine Traditionen vorfand. Auf meine eifrigen Nachfragen über den wahren Fundort des nach Niš gebrachten Capitäls, führte man mich zu den Rudimenten einer hinter Bäumen ausserhalb des Dorfes gelegenen, wie ich glaube, nicht gewaltsam zerstörten, sondern im Baue unterbrochenen Kirche. Hier fand ich ein zweites, dem Nišer ganz ähnliches Säulencapitäl, welches auf einer von Feldsteinen gebildeten Unterlage Altarstelle in dem von Bäumen umgebenen offenen Raume vertrat, in dem die kleine Gemeinde ihren sonntäglichen

Gottesdienst seit langen Jahren feierte. Wie ich weiter erfuhr, soll ein drittes, ganz gleiches Capitäl nach Sečanica-Sveta-Petka gebracht und alle drei in den Schlossruinen gefunden worden sein. Ungeachtet der antikisirenden Details dieser Säulenköpfe möchte ich doch deren römischen Ursprung in Zweifel ziehen und eben so die Existenz einer römischen Niederlassung an diesem Orte überhaupt, da ich nach Inschriften, Münzen oder Ziegelsteinen jener Periode vergeblich forschte.

Gleich erfolglos wie meine beiden Ausflüge nach Kurvingrad und Gradište, zur Aufsuchung römischer Reste in der nächsten Umgebung des ehemaligen Naissus, blieb eine dritte kurze Fahrt über die östliche Vorstadt der Citadelle hinaus, wo angeblich Reste eines alten Tempels vor Kurzem aufgefunden worden sein sollten. Ich fand jedoch nichts als lose verbundenes Gemäuer von schlechten Ziegeln und Feldsteinen, das von einem türkischen älteren Baue herrühren mochte. Von Kalinikos, dem griechischen, vor mehreren Jahren verjagten Erzbischofe Niš's, erhielt ich weitere Nachweisungen über römische Steine, welche bei den Ausgrabungen für die Fundamente der neuen Kaserne „Jeni Küschla" zum Vorschein gekommen waren. Ich fand im Hofe derselben zwei $5^1/_2{}'$ lange Säulenschäfte. Bezüglich zweier dort aufgefundener, wie der Erzbischof nach seiner Aufzeichnung behauptete, ganz gleich lautender Inschriftsteine, blieb aber alles durch den Kaimakam veranstaltete Nachsuchen vergeblich.

Nur noch in der Richtung gegen die heissen Quellen von Banja blieb mir Hoffnung, Reste des alten Naissus denn doch aufzufinden. Ich gedachte Anfangs, diesen Ausflug mit der Fortsetzung meiner Reise in der Richtung gegen Pirot (Scharköi) zu vereinigen. Verschiedene Aussagen über das fragliche Terrain bestimmten mich aber, seiner Durchforschung eine eigene Excursion zu widmen. Den erhaltenen Winken zufolge, liess ich in der Nähe des „Kele-Kalessi" (Schädelthurm) nach rechts von der grossen Poststrasse abbiegen. Etwa $^3/_4$ Stunden von Niš entfernt, fand ich auf einer Anhöhe bei dem Kirchhofe des Dorfes Brzibrod die Rudera eines alten Vertheidigungswerkes, dessen unzweifelhaft römisches Materiale — darunter unzählige Deckplatten mit aufgebogenem Rande — weit über den bulgarischen Friedhof bis in die nahen Felder zerstreut lag. Erfreut über diese erste Entdeckung, fuhr ich nach dem an der Nišava gelegenen $^1/_2$ Stunde entfernten Dorfe, um weitere Erkundigungen über etwaige dort gemachte römische Funde bei den Bewohnern einzuziehen. Wie gewöhnlich hatte ich auch hier mit dem Misstrauen der Gott weiss welche Plackereien fürchtenden christlichen Bauern zu kämpfen. Ohne fördernde Resultate kehrte ich zu dem verlassenen Werke zurück, verfolgte Ziegel und Mauerspuren, die mich nach eifrigem Suchen denn auch glücklich, etwa auf halbem Wege zwischen dem Werke und der grossen Constantinopler Strasse, zu dem ersten bis heute entdeckten Monumente des alten Naissus führten.

In der Mitte von Maisfeldern fand ich unter Schutt und Trümmern die Rudimente eines octogonalen Baues, dessen antiker Ursprung sich sowohl in der vorzüglichen Bautechnik, als in dem sorgfältig gearbeiteten Materiale von Backsteinen (Ziegel von 0,40 M. Länge, 0,20 M. Breite), Marmor und dem verbindenden Mörtel bekundete. Nach Abräumung der in dem kreisförmigen Innenraume von 8,54 M. Durchmesser aufgehäuften Schuttdecke, stiess ich auf einen grossentheils zertrümmerten Mosaikboden, der in abwechselnd dunkelbraunen und weissen Steinchen ausgeführt, Ornamentstreifen von höchst wirkungsvollem Rythmus zeigte.


Grundriss der alten Baute bei Brzibrod.

Von der architektonischen Decoration des Baues fand ich blos Stücke eines zierlichen Kranzgesimses mit, durch 0,05 M. breite Pflöckchen gebildetem Zahnschnitte. Die äussere Verkleidung des Baues hatten wahrscheinlich Marmorplatten gebildet, welche in zahlreichen Trümmern die Stätte bedeckten. Ein kreisförmiger Bau von etwas schwächerer Mauerdicke und weniger sorgfältig durchgeführter Bautechnik (9,48 M. Lichte) schliesst an zwei Seiten des Octogons an. Es fällt schwer, aus den wenigen Anhaltspuncten, welche die Rudimente des kleinen Prachtbaues bieten, den einstigen Zweck desselben zu bestimmen. Ich will mich hier nicht in leicht aufzustellende Hypothesen in dieser Richtung ergehen, obgleich eine Vergleichung desselben mit dem von Dr. Carrara zu Salona in Dalmatien aufgedeckten frühchristlichen Baptisterium nahe läge.

Eine neue Forschungsreise durch Bulgarien führte mich am 17. October 1870 abermals nach Niš, mit dem Plane, meine durch den Eintritt der rauhen Jahreszeit im Jahre 1864 unterbrochenen Ausgrabungen an jener Stätte wieder aufzunehmen. Allein auf türkischem Boden waltet das Fatum mit noch ungebrochener Gewalt! Durch meine topographischen Aufnahmen in Pirot's Umgebung argwöhnisch gemacht, erschien es dem Mudir dieser Kreisstadt wahrscheinlich als patriotische Pflicht, mich dem Pascha von Niš telegraphisch als staatsgefährlichen Fremden zu denunciren. Schon auf der Strasse wurde ich von einem Piquet berittener Gensd'armen in Empfang genommen und in den Han escortirt. Dort wurde durch den Polizeipräfecten von Niš mein Gepäck sorgfältig untersucht, alle meine Bücher, Karten und Schriften confiscirt und ich selbst zu einem stren-

gen Kreuzverhör vor den Pascha Abdur Rachman geladen. Dieses fiel nur bedingt günstig aus. Gerne hätte ich meine archäologischen Arbeiten vom Jahre 1864 fortgesetzt; es wurde mir jedoch vom Pascha unter einem nichtigen Vorwande höflich, aber entschieden abgeschlagen, ja ich sah mich die wenigen Stunden, welche ich in Niš verweilte, polizeilich überwacht. Da mich kein anderer Zweck nach der Stadt geführt hatte und bereits die abenteuerlichsten Gerüchte über mich cursirten, kehrte ich ihr enttäuscht den Rücken. Der grösseren Zahl der Geschichtsforscher und Archäologen wird es vorläufig zur Befriedigung gereichen, durch meine, von verschiedenen Reisenden früher vergebens erstrebten archäologischen Funde, durch die römischen Mauern und die vermuthlich byzantinischen Prachtbauten bei Brzibrod, die bisher nur traditionelle Annahme bestätigt zu sehen, dass das alte Naissus der Römer und das Nisus der Byzantiner wirklich auf der Stelle des heutigen Niš's oder unferne desselben gestanden, und dass die Berichte der alten Historiker von der einstigen baulichen Pracht, mit der Constantin der Grosse seinen Geburtsort verschönte und die Justinian nach Naissus' Zerstörung durch Attila wieder erneuert hatte, in Wahrheit begründet gewesen waren. Möchte es Anderen gelingen, unterstützt durch die hier gegebenen Winke, unter günstigeren Verhältnissen meine Forschungen zu Niš aufzunehmen und zu einem für die Wissenschaft erspriesslichen Abschluss zu bringen.

Die Position von Niš ist für die Türkei von höchster strategischer Wichtigkeit. Sie wehrt den feindlichen Serben den Eintritt in das Innere Mösiens und hält, gestützt auf die kriegerische, albanesische Bevölkerung in seiner unmittelbaren Nähe, zugleich die zum Aufstande geneigten Bulgaren im Schach. Andererseits bildet Niš ein befestigtes Lager, aus dem die Türken, wie dies oft in den serbischen Unabhängigkeitskriegen und in früheren Kriegen mit Oesterreich geschehen ist, zu jeder Zeit leicht hervorbrechen können. Nichts ist im Stande, sie auf ihrem Marsche längs der bulgarischen Morava ernstlich aufzuhalten, denn die Kreise von Alexinac und Knjaževac bieten nur wenige günstige Defensivpuncte.

Zur Zeit der ersten Ueberfluthung des Südens von Europa durch die Türken entschied die Eroberung Niš's durch Sultan Amurad im Jahre 1375 das Los des bis dahin unabhängigen Serbenstaates. Nach 25tägiger Belagerung fiel es durch den heftigen Angriff Jachschi Begs, Sohn des Timurtasch. Knjez Lazar erhielt den Frieden gegen die Tributpflicht jährlicher 1000 Pfund Silber und 1000 Hilfsreisige. Šišman, der Bulgarenkral, musste aber statt des Zinses dem Sultan seine Tochter zum Opfer bringen*). Knjez Lazar blieb dem Türkensultan zinspflichtig und die Katastrophe von Kosovo (1389) besiegelte nur den Untergang dieses unglücklichen serbischen Fürsten und seines Reiches. Die Be-

*) Engel setzt gegen Hammer die Eroberung Niš's um 13 Jahre zu spät, die Heirath der bulg. Prinzessin um 13 Jahre zu früh an.

setzung Niš's durch Hunyad (1443) nach der glänzend am 3. Nov. gewonnenen Schlacht, in welcher 2000 Türken fielen, 4000 gefangen wurden, war nur eine vorübergehende und seit dessen Niederlage bei Varna (1444) sah die Feste bis zum Jahre 1689 keinen christlichen Feind mehr vor ihren Wällen.

Unter den Mauern Niš's sammelte in jenem Jahre der türkische Grossvezier nach dem empfindlichen Verluste Belgrads und der Niederlage bei dem serbischen Batočina (30. August 1689) sein zersprengtes Heer. Durch herbeigezogene Verstärkungen hatte er es auf 40,000 Mann gebracht und mit einem neu ausgerüsteten Artilleriepark versehen. Das siegreiche kaiserliche Hauptquartier folgte ihm auf der grossen, von den Römern angelegten Heerstrasse durch Serbien langsam über Jagodina, Ćupria, Paraćin und Alexinac auf dem Fusse nach. Am 23. September erschien der Markgraf von Baden mit 17,000 Mann vor Niš, dem letzten türkischen Horte in der bulgarischen Morava-Ebene*). Er fand die feindliche Armee in Schlachtordnung in günstiger Position aufgestellt. Ohne Säumniss liess er dieselbe umgehen und im ungedeckten Rücken angreifen. Der linke kaiserliche Flügel wich einen Augenblick einem heftigen Angriffe der Spahis, die kaiserlichen Kürassiere stellten jedoch das Treffen auf diesem Puncte bald wieder her und die deutschen Infanterieregimenter stürmten todesmuthig die Anhöhen des Vojnik (Kriegsberges); während Guido Starhemberg mit seinem Fussvolke die türkischen Reiter blutig zurückwies.

Durch die glücklich combinirten Angriffe des Markgrafen in Verwirrung gebracht, von dem Seraskier mit Kartätschenfeuer immer von Neuem aber gegen die Kaiserlichen vorwärts getrieben, durchbrachen die erhitterten Spahis die Reihen der türkischen Linien. Das christliche Heer benützte diesen Augenblick der Verwirrung. Unterstützt von seiner Artillerie drang es mit geschlossenen Gliedern in die entstandenen Lücken ein und warf den Feind zwischen seine Verschanzungen in die Nišava, deren hochangeschwollene Fluthen Alles, was sich vor dem Gemetzel der siegreichen Verfolger retten wollte, verschlangen. 10,000 Türken bedeckten die Wahlstatt. Das ganze türkische Lager mit vielen Vorräthen, 30 schwerere Geschütze und 3000 Pferde wurden erbeutet und Niš war der Preis des grossen Sieges. Mit ihm zugleich fiel das ganze Donaugebiet bis Nicopoli in die Hand des Kaisers.

Zu Ende desselben Jahres — das einen der ruhm- und erfolgreichsten Feldzüge Oesterreichs gegen die Türkei bezeichnet — traf jedoch das kaiserliche Heer eine Reihe schwerer Unfälle, die schon im folgenden Jahre den Verlust sämmtlicher Eroberungen herbeiführten.

Die Vertheidigung von Niš wurde im nächsten Feldzuge (1690), welchen

*) In „Guido v. Starhemberg" behandelt v. Arneth, dessen verdienstvoller Biograph, im 2.—8. Capitel ausführlich die Geschichte dieses Feldzuges nach zeitgeschichtlichen Quellen.

die Türken mit einem starken und wohlausgerüsteten Heere eröffneten, von dem kaiserlichen Oberfeldherrn Veterani dem tapferen Starhemberg anvertraut, der an die Stelle des ersten kaiserlichen Commandanten Grafen Palffy trat. Starhemberg's Aufgabe war keine leichte. Er sollte mit kaum 3000 Mann den Platz gegen eine 60,000 Mann zählende Armee halten. Auf die feindliche Aufforderung zur Uebergabe (16. August) antwortete Starhemberg, „dass er nicht türkisch verstehe, sich also auch mit den Belagerern in keine Verhandlung einlassen könne."

In den von den Türken mit ganz ungewohnter Sachkenntniss eröffneten Belagerungsarbeiten machte sich jedoch bald die unchristliche Hilfe des allerchristlichsten, aus Eifersucht gegen Oesterreich, der Pforte sich zuneigenden Königs von Frankreich, Starhemberg fühlbar. Am 18. August unternahmen die Kaiserlichen einen Ausfall. Ein Schreiben des Markgrafen vom 27. August, aus dem Hauptquartiere zu Jagodina, brachte jedoch die wenig tröstliche Nachricht, dass er gezwungen wäre, seine Streitkräfte zum Schutze Ungarns und Siebenbürgens zu concentriren, wesshalb er keinen Ersatz versprechen könne und es Starhemberg anheimstellen müsse, die Festung so lange, als es ohne äusserste Gefährdung der Garnison möglich sei, zu vertheidigen.

Die harte Bedrängung der kaiserlichen Heere an der Donau und in Siebenbürgen war den Belagerten kein Geheimniss geblieben. Am 27. August feierten die Türken durch drei Salven und die Aufpflanzung von 24 bei Tohanj eroberten kaiserlichen Fähnleins unter den Kanonen der Festung ihren Sieg über Heiszler und dessen Gefangennehmung. Ungeachtet dessen hielt Starhemberg, seinen Soldaten Hoffnung auf nahen Entsatz einflössend, die Citadelle bis zum 9. September. Erst an diesem Tage übergab er sie, nachdem ein Hauptbollwerk unterminirt und es unmöglich geworden war, die Besatzung über ihre schlimme Lage länger zu täuschen.

Der abgeschlossenen Capitulation zufolge sollte die letztere mit klingendem Spiele, fliegenden Fahnen, Waffen und Gepäcke ausziehen und nach dem nächsten von Kaiserlichen besetzten Orte gebracht werden. Ohne Achtung vor diesen verbrieften Stipulationen, vor der Kriegerehre eines unglücklichen, tapferen Gegners, beraubte der übermüthige Feind die Abziehenden ihrer Waffen und vergriff sich sogar an der Person Starhemberg's, dem seine Pistolen aus dem Gürtel gerissen wurden. Mit Knitteln suchten sich die unglücklichen Soldaten der offenen und versteckten Angriffe von Tataren und anderem türkischen Raubgesindel auf dem Marsche zu erwehren. Erst am 22. Sept. erreichte Starhemberg mit den Trümmern der Besatzung Niš's, im Bedauern erregenden Zustande, die schützenden Mauern Belgrads.

In einem Schreiben des Markgrafen an den Kaiser aus Oklnu vom 28. Oct. 1690 (Röder II, Urkunden S. 323) wird Niš eine „geringe von Erden aufge-

worfene, so schlecht verwahrte und so übel angelegte unproportionirte Feldschanz" genannt, und ihr rascher Fall mit dieser ihrer geringen Vertheidigungsfähigkeit entschuldigt.

Die glorreiche Eroberung Belgrads durch Prinz Eugen hätte beim Abschlusse des Carlovicer Friedens 1699 Niš leicht abermals in die Hände Oesterreichs gebracht. Eugen selbst widerrieth aber dem Kaiser, Niš und Vidin als Grenzfestungen von den gedemüthigten Türken zu fordern, da deren Erhaltung, wegen der allzu grossen Entfernung, mit unverhältnissmässigen Opfern verbunden wäre.

In dem erneuten Feldzuge Oesterreichs gegen die Türkei bildete der rasche Fall von Niš die erste grosse Waffenthat der Kaiserlichen im Jahre 1737*). Mit grosser Schonung war die kaiserliche Armee entlang der Morava durch Serbien gezogen, um sich Niš zu nähern. Sie hielt „zu Gewinnung des Landmannes solche gute Ordnung, dass die Einwohner", nach der dienstlichen Relation, „auf alle Weis' bei ihrem Hab, Gut, Vermögen, Früchten conservirt worden"**).

Mit 6 Kavallerieregimentern, 500 Husaren und 2000 Grenadieren bezog Graf Philippi, begleitet von dem Herzog von Lothringen, vor Niš ein Lager. Am 24. Juli traf Marschall Seckendorff in demselben ein. Gleich darauf erfolgte die kaiserliche Aufforderung an den türkischen Commandanten, die Citadelle zu übergeben. Dieser antwortete mit einem Bittgesuche um eine Frist von zwanzig Tagen, um über seine Lage dem Grossherrn berichten zu können. Philippi gewährte nur 24 Stunden Bedenkzeit und drohte mit Angriff und unbarmherziger Behandlung, falls die Uebergabe Niš's länger verzögert würde. Der Termin war verstrichen und die Kaiserlichen begannen ihrer Drohung durch eine Kanonade gegen die Wälle Nachdruck zu geben. Es war mehr Demonstration als regelrechte Beschiessung; denn durch den Erzbischof hatte man im kaiserlichen Lager Kenntniss erhalten, dass etwa 2 — 3000 Mann der Besatzung und die gesammte Einwohnerschaft sehr geneigt wären, die Citadelle zu übergeben; 600 der gefürchteten Jenisseri aber jede Capitulation verweigerten.

Am 27. Juli war indessen das ganze kaiserliche Heer auf der Route über Ćupria, Šupeljan (Šupeljak), Ražanj, Alexinac vor Niš angelangt. Die Verhandlungen wegen der Uebergabe hatten unter dem Eindrucke der sich mit jedem Tage verstärkenden Heeresmacht der Kaiserlichen eine bessere Wendung genommen. Schon am 28. Juli capitulirte Niš und sieben türkische Officiere überbrachten die Schlüssel zu den drei Festungsthoren und den Magazinen an Seckendorff und den Herzog von Lothringen. 600 Grenadiere unter General Thüngen besetzten die Thore, am 3. August wurde die Stadt geräumt. Auf 2000 Wägen und 200 Trainpferden escortirte man die 20,000 Seelen starke moslim'sche Ein-

*) Schmettau. Mémoires secrets.

**) Versuch einer Lebensbeschreibung des F.-M. Grafen v. Seckendorff u. s. w.

wohnerschaft mit ihrer Habe nach Sofia. 135 metallene Stücke und 50 Mörser wurden erbeutet. Die Festungswerke waren jedoch in einem elenden Zustande. Sie entsprachen der von dem k. Grossbotschafter Grafen Virmond in einem confidentiellen Berichte an den Kaiser über seine auf der Reise nach Constantinopel im Jahre 1719 gemachten militärischen „Observaciones“ aufgestellten Behauptung, „die Eroberung der Stadt könnte nach der itzt daran befindlichen Defension und nach Eröffnung der Trancheen mit völliger Form innerhalb 14 Tagen vollzogen werden.“ In einem persönlichen Schreiben an Prinz Eugen v. Savoyen giebt der Botschafter eine eingehende Schilderung der Vertheidigungsverhältnisse von Niš. Graf Schmettau beschreibt die damalige Verfassung der Citadelle auf S. 31 seiner mehrmals citirten geheimen Memoiren: „Les ouvrages et fortifications de Nissa sont faites de maçonnerie et a fossé sec et miné. La rivière de Nissa qui passe sous les murs de la ville est assez profonde pour n'être point passée à pied.“ Seckendorff beschloss, Niš in besseren Vertheidigungszustand zu setzen.

Sowohl in Wien als im kaiserlichen Lager wurde die unblutige Einnahme von Niš mit grossem Pompe gefeiert. Kaiser Karl VI. befahl, eine der Moscheen zum Preise Gottes in eine Kirche*) umzugestalten. Im Lager wurde ein feierliches Tedeum gesungen und der Herzog von Lothringen gab der gesammten Generalität und dem Stabe ein grosses Diner; während dessen die Truppen paradirten und zum Schlusse drei Salven abfeuerten.

Niš wurde für längere Zeit der Mittelpunct der österreichischen Operationen gegen Thracien und Macedonien. Ein serbisches Freicorps drang von Niš bis Pirot (Šarköi), nahm das Schloss und säbelte dessen Besatzung nieder. Die Kaiserlichen besetzten es hierauf und schrieben starke Contributionen auf dem Lande aus.

Das Commando von Niš und der 5 Bataillone starken Besatzung der Citadelle wurde Anfangs dem General Leutrum und nach dessen Erkrankung dem General Doxhat übertragen. Am 9. August wurde das Lager, einer unter den Pferden ausgebrochenen grossen Sterblichkeit wegen, nach Mitrofsky (?) verlegt. Am 8. September zog Schmettau mit der Infanterie gleichfalls von Niš ab. Er nahm den Weg entlang der bulgarischen Morava, übersetzte sie bei Djuniskarjeka und traf am 10. September in Kruševac ein. Auch dort wurde das Lager wegen Wassermangel bald abgebrochen und bei Trstenik, nordwestlich an der ser-

*) Nahe dem christlichen Stadttheile zu Niš sah ich eine Moschee in Ruinen, welche unzweifelhaft einst eine christliche Kirche war. Unter der weissen Tünche fand ich alte Fresken. Auch der Sitz für den Imam war augenscheinlich erst später in die Nische der Apsis eingeschnitten worden. Höchst wahrscheinlich wurde dieser, von den Kaiserlichen zu einer Kirche umgestaltete Bau von den Türken abermals als Moschee benützt, und erst später mit dem Rückzuge aus jenem Stadttheile gänzlich preisgegeben oder im serbischen Befreiungskampfe zerstört. Im Jahre 1863 wurde die Ruine zu einer Moschee für die emigrirten Türken aus Belgrad umgebaut.

bischen Morava, bezogen, wo man bereits zahlreichen, von der bosnischen Grenze vordringenden Türkenschwärmen begegnete.

Seckendorff hatte eine kostbare Zeit unbenützt vorüberstreichen lassen. Die Türken, welche die willkommene Unthätigkeit der kaiserlichen Heere zur Vollendung ihrer Rüstungen benützt hatten, traten bereits in der Mitte des Septembermonats von der Defensive zur Offensive über, und erschienen zu Ende desselben in der unmittelbaren Nähe von Niš. Pirot (Šarköi) hatte sich ihnen ergeben, nachdem die Schanze von Badajova bei Sofia ohne Vertheidigung verlassen worden war. Die Besatzungen suchten sich nach Niš durchzuschlagen. Aber auch in diesem herrschte grosse Entmuthigung. Vergebens klagte Doxat dem im Lager zu Požega rathlos den Sturm heranziehen sehenden Oberfeldherrn über den Mangel an Provisionen, an Munition u. s. w. Er blieb leider ungehört. So wenig wie die kaiserlichen Commandanten zu Novipazar, an der Save und Drina, vermochte Doxat die Rajah zu schützen, welche von den vordringenden Moslims, zur Strafe für ihren Anschluss an die kaiserliche Fahne, mit den schrecklichsten Gräueln und Massacren heimgesucht wurde. Pirot, Mustapha-Pascha-Palanka, im Süden, Gorgussovac (Knjaževac), das wichtige Timokdefilé „Passo-Augusto" und die Palanke von Banja im Rücken von Niš, waren in die Hände der Türken gefallen. Am 11. October erschien endlich Ali Pascha mit 20,000 Mann vor dem letzten kaiserlichen Bollwerke im serbischen Süden, vor Niš und forderte dessen Uebergabe. Doxat verlangte eine Frist von fünfzehn Tagen, um die Befehle Seckendorff's einzuholen. Als dies verweigert wurde, gab der pflichtvergessene General den Türken Hoffnung zur Uebergabe, falls sie der Formalität genügen und die Festung einschliessen würden. Der Pascha antwortete darauf, die Festung werde nach drei Tagen von 150,000 Mann cernirt sein. Am 15. erklärte der Pascha, dass Doxat's Verlangen erfüllt sei; es befänden sich bereits 80,000 Mann vor den Wällen und er möge capituliren. Doxat versammelte nun der Form wegen einen Kriegsrath. Er erklärte, dass wohl Provisionen für 6 Wochen vorhanden seien, dass die Brunnen aber schlecht und nahe dem Versiegen wären, dass die militärische Ehre wohl die Vertheidigung des Platzes erheische, die Erhaltung einer tapferen Garnison jedoch nicht minder erspriesslich für des Kaisers Dienst wäre. Er versicherte weiter, dass auf einen Entsatz von Seite Khevenhüller's oder des noch entfernteren Seckendorff nicht zu rechnen sei, er besorge, dass die Feste kaum einen ersten Sturm aushalten dürfte und der Besatzung sodann nichts übrig bliebe, als sich dem schonungslosen Gegner auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

In solcher Weise von ihrem Vorgesetzten haranguirt, stimmten die Officiere sämmtlich für Capitulation. Diese erfolgte am 18. October in aller Form. Nach Artikel I. wurde Niš den Türken unter den gleichen Bedingungen übergeben,

unter denen es am 25. Juli von den Kaiserlichen besetzt wurde. Der Vertrag erhielt ausserdem die Bestimmung, dass die Garnison bis Belgrad escortirt und den Raizen (Serben, Rajah), sowie dem Erzbischofe von „Petschka“ (Ipek), der sich nach Niš geflüchtet hatte, vollste Sicherheit des Lebens und Eigenthums garantirt werde. Die Capitulation wurde von den Türken in allen Puncten ausgeführt und Niš fiel ohne einen Kanonenschuss in ihre Hände.

Die österreichische Kriegsgeschichte, so reich an ruhmvollen Blättern, hat glücklicherweise wohl wenig ähnliche Beispiele niedrigster Pflichtvergessenheit zu verzeichnen, als jene Capitulation von Niš.

Lange vor uns, gleich unmittelbar nach dem ehrlosen Vertragsabschluss, wurde bereits die That Dochat's furchtbar gerichtet. Auf des Kaisers Befehl trat bald nach des Generals Ankunft zu Belgrad ein Kriegsgericht zusammen, dessen Sentenz im Februar von Wien sanctionirt zurückkehrte. Sie lautete für Dochat: auf Verlust seines Vermögens und Enthauptung durch den Scharfrichter. Durch denselben Spruch wurden von den Mitgliedern seines Kriegsrathes Oberst Humbrecht „infam“, Oberstlieutenant Rinau und Major Buttler aber „einfach“ cassirt. Alle übrigen Officiere wurden zur Festungsstrafe in Eisen oder zum Kerker sammt dem Verluste eines Drittheils ihres Einkommens und zum Ersatze der Kriegsgerichtskosten verurtheilt.

Seit diesem letzten Falle Niš's hatte die Rajah ununterbrochen unter dem Türkenjoche geseufzt. Als zu Anfang unseres Jahrhunderts der serbische Unabhängigkeitskrieg entbrannte, suchten die Schaaren Kara Gjorgjes, siegreich auf eigenem Boden, auch den benachbarten Districten die Freiheit zu bringen. Im Jahre 1809 erschien der Ressavaer Knjes Stefan Singelič mit seinem Volke vor Niš. In der Nähe des heute mit Reben bepflanzten, etwa eine Viertelstunde vom nördlichen Festungsende liegenden 200 Fuss hohen Vojniks (Kriegsberges) liess er Schanzen aufwerfen. Von seinem eifersüchtigen Waffengefährten Miloje wurde er jedoch ohne die erbetene Unterstützung gelassen. Allein vermochte er nicht den mit überlegener Macht ihn angreifenden Türken zu widerstehen. Die Gräben des Bollwerks füllten sich bald mit den Leichen seiner Tapferen. Ueber dieselben weg drangen die Feinde in die Schanze. Singelič sah deutlich, dass er dieselbe nicht länger zu halten vermochte; doch wollte er weder lebend noch todt in die Hände seiner Todfeinde fallen — er wollte eines serbischen Helden würdig enden und sprengte sich, Freund und Feind in die Luft*).

Aus den Schädeln dieser in so herrlicher Weise den Tod der Knechtschaft vorziehenden Serben errichteten die Türken den „Kele-Kalessi“ (Schädelthurm), jene schauerliche, an der Strasse nach Constantinopel sich erhebende Siegestrophäe. Als ich sie beim Lichte einer sillen Mondnacht in Begleitung des

*) **Ranke.** Die serbische Revolution. Berlin, 1844.

Hekim Basebi Romuli im Jahre 1860 besichtigte, zeigten des Thurmes Mauern, obwohl im Laufe von 50 Jahren durch Verfall bedeutend erniedrigt, noch immer 16 Reihen zu 16 Kopflücken, also die Plätze von 1024 Köpfen. Diese selbst sind beinahe alle verschwunden. In nächtlicher Stille hat die bulgarische Landbevölkerung sie aus dem Mauerwerke gebrochen und in geweihter Erde begraben. Auf den Schultern des Doctors kletterte ich empor bis zur höchsten Reihe. Es gelang mir, einige, vielleicht die letzten Reliquien derselben zu entnehmen, um sie zur Erinnerung an den Opfertod jener serbischen Helden zu bewahren.

Wieder sah ich in den Jahren 1864 und 1870 den Schädelthurm. Seine traurigen Umrisse hatten sich wenig verändert. Wie lange wird wohl dieses barbarischste Monument Europa's, zum Hohne desselben und der Vertreter seiner Grossmächte, die nothwendigerweise auf ihren Reisen an demselben vorüberkommen müssen, noch erhalten bleiben? Vielleicht fällt es endlich den civilisatorischen Eisenbahnbauten — der Linie Belgrad-Salonik, die ja nahe demselben wahrscheinlich vorbeiziehen wird — zum Opfer!

II.

ARCHAEOLOGISCH-GEOGRAPHISCHE STUDIEN ZWISCHEN NIŠ UND PIROT.

Strategische Bedeutnng des Baikanstrassenznges zwischen der Nišava nnd Donau. — Veränderte Handeisbeziehnngen zwischen Belgrad, Alexinac, Niš nnd Lom. — Unsere Karten nnd die Constantinopler Strasse. — Bad Banja nnd seine Ruinen. — Mediannm. — Ende der grossen Nišer Ebene bei Mahmnd Paša-Han. — Das Nišava Engdefilé. — Die Snva Planina. — Der Name Stara-Planina und seine factische orographische Bedeutnng. — Graf Virmond über den strategischen Werth des Ploča-Defilé's. — Lanf der Nišava richtiger O.-W. — Mustapha-Pascha-Palanka. — Stützpnnct der anfständischen Bulgaren im Jahre 1841. — Seine Feste. — Römische Inschrift. — Remisiana. — Der „Cingane Derven". — Die Belava-Planina. — Oesterreichische nnd Russische Ortsbestimmnngen. — Pirot und sein Schloss — Ansichten über dessen strategische Position. — Das Christenviertel. — Nene Kirche. — Alter bulgarischer Grabstein. — Die letzten Bischöfe von Pirot.

In allen zuletzt geschilderten Kämpfen standen die Vorgänge an der Nišava mit jenen am Timok und an der Donau in innigster Wechselbeziehung und gleich dringend wie vor 1800 Jahren, wie unter den Römern, in den österreichisch-türkischen Feldzügen und im serbischen Befreiungskampfe, ist auch heute das Bedürfniss einer kurzen, gesicherten Verbindungsstrasse zwischen den Bassins der Nišava und der Donau geblieben. Als im Jahre 1862 die Pforte gegen das aufgeregte Serbien rüstete, hemmte der Verlust der durch das feindliche Territorium laufenden natürlichsten Verbindungsstrasse zwischen Niš und Vidin, entlang dem serbischen Timok ihre Truppendislocirungen und die Herstellung einer neuen Strasse erwies sich bald als eine unabweisbare Nothwendigkeit.

Erst 1863 wurde jedoch von beiden Endpuncten, von Niš und Vidin, energisch ihre Vollendung betrieben und im Herbste die ganze Strecke des Nišer Paschaliks von dessen eifrigem Gouverneur Mithad Pascha dem Verkehr übergeben. Auf der Vidiner Seite bot das nach Belogradčik führende, drei Stunden lange,

felsige Defilé der Stolovikämme grosse Schwierigkeiten. Nunmehr ist der ganze Strassenzug beendet. Seine Trace führt von Niš über die Höhen der Suva Planina hinab in das Thal der Nišava, welche sie bei Ak-Palanka übersetzt, durchzieht sodann das Quellengebiet des Trgoviški Timok's, die Vorberge des Hodža Balkans, übersteigt sie mittelst des Sveti Nikolapasses, senkt sich jenseits der Wasserscheide hinab in das Quellengebiet des Loms, um bei dem Gabelpuncte Falkovec, mit einem Zweige dem Laufe dieses Flusses folgend, die wichtige Handelsstadt Lom-Palanka an der Donau und mit einem zweiten über Belogradčik die Festung Vidin zu erreichen. Die türkische Regierung hat sich durch die Einführung eines geregelten Fahrpostverkehres auf diesen Strecken ein grosses Verdienst erworben. Darf aber auch nicht gezweifelt werden, dass mit dem Wegfalle der zwingenden Motive, welche die Pforte zur Anlage der neuen Strasse geführt haben, der nur künstlich über den Balkan geleitete Personen- und Waarenzug seinen natürlichen Weg wieder über Serbien einschlagen werde; so ist dieses doch durch den Entgang des Transitoverkehrs und durch den Verlust der erhobenen Durchgangszölle, ganz abgesehen vom strategischen Gesichtspuncte, materiell sehr geschädigt worden. Belgrad und Alexinac haben eben so sehr verloren, als Lom-Palanka und Niš durch den neuen Strassenzug eine erhöhte Geltung gewonnen haben.

Die grosse handelspolitische Bedeutung von Niš, als des künftigen Gabelpunctes der projectirten Schienenwege von Belgrad-Salonik und Belgrad-Constantinopel, steht ausser Frage und habe ich sie bereits vor Jahren in meinem „Serbien“ ausführlich berührt und ebenso versuchte ich früher den hohen strategischen Werth dieses wichtigen Bollwerkes von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart herab zu verfolgen. Fassen wir alle diese Momente zusammen, welche Niš und dem Territorium, dessen natürliche Hauptstadt es bildet, eine seiner reichen Vergangenheit gleiche, verheissungsvolle Zukunft eröffnen, so steigert sich unser Staunen, dass die kartographische Darstellung dieses für die Türkei und ihre Nachbarstaaten hochwichtigen Gebietes so lange vernachlässigt bleiben konnte.

Die Terrainzeichnung und das Topographische unserer besten Karten zeigten vor meiner Reise im Jahre 1864, selbst entlang der grossen, über Niš führenden Constantinopler Hauptstrasse, die gröbsten Unrichtigkeiten, rechts und links ab von derselben und selbst an der vielbefahrenen Donau aber solche Fehler, dass es Mühe kostete, die dargestellten Territorien wieder zu erkennen. Es ist von hohem Interesse, die Geschichte der kartographischen Darstellung des nördlichen Bulgariens im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte zu verfolgen und zu beobachten, wie mühsam in beständigem Vor- und Rückschreiten die Wahrheit sich Bahn bricht, um dann oft durch die manchmal unenträthselbare

That eines Einzelnen auf lange wieder verdunkelt zu werden. Ich werde im Capitel XI. Gelegenheit finden, dieses fortwährende Fluthen in unserer Kenntniss der fraglichen Gebiete näher zu beleuchten und das hier allgemein Ausgesprochene an der Hand der vorzüglichsten Karten von 1688 bis auf die neuesten Stiche herab zu motiviren.

Consul v. Hahn, welcher schon früher wesentliche Beiträge zur Verbesserung der albanesischen Karte lieferte, war es durch seine Reise „Von Belgrad nach Salonik" *) vorbehalten, die an dieser Route liegenden bulgarischen Gebiete topographisch näher zu erforschen. Die Bereisung der bulgarischen Nordspitze im Osten und Süden von Niš lag aber ausserhalb seines Reiseplans und ebenso ausserhalb jenes des seither verstorbenen berühmten Afrikareisenden Barth im Jahre 1862. Die nähere Erforschung dieses Terrains, diese schwierige, aber auch desshalb interessante Aufgabe, war mir auf meiner Reise im Jahre 1864 zugefallen.

Neuerdings verliess ich Niš, diesmal die grosse Strasse nach Sofia und Constantinopel einschlagend. An dem „Schädelthurm" und dem Orte vorüber, wo ich die ersten monumentalen Reste des alten Naissus aufgefunden hatte, fuhr ich dem südöstlichen Puncte der beinahe wagerechten Nišer Ebene zu, deren südliche Fortsetzung und orographische Umgrenzung nun hier näher charakterisirt werden soll.

Zur Rechten begleiteten mich die nordöstlichen Gehänge der Ausläufer der Suva-Planina, deren westliche Abhänge das Bett der bulgarischen Morava begrenzen und die Ruinen von Kurvingrad krönen. Nach Kiepert's Karte (1853) hätte ich hier an dem Dorfe „Matjivatz" vorüberkommen müssen, dasselbe liegt jedoch östlich von Niš an der Strasse nach Gramada **).

In gleicher Linie mit dem Dorfe Brzibrod angelangt, bog ich auf einem Vicinalwege von der grossen Poststrasse, zu einem kurzen Besuche des seiner heissen Quelle wegen berühmten Bades Banja, nach rechts ab. Das Terrain erhob sich nur sehr allmälig zum Fusse des hübsch bewaldeten Berges, an dem die Heilquelle entspringt, welche grosse Aehnlichkeit mit jener von Mehadia besitzen soll. Das Bassin, in dem sie gefasst ist, hat eine kreisrunde Form und ist von einem wenig zierlichen Oberbau aus unregelmässigem Mauerwerk umschlossen, welcher das Eindringen des Tageslichtes nur durch einige kleine Oeffnungen gestattet. Bei der grossen Vorliebe der Moslims für heisse Mineralquellen gehört

*) K. k. Akademie der Wissenschaften. XI. Band der Denkschriften der phil. hist. Classe.

**) Boué's Routier „Niš-Sophia" in „La Turquie d'Europe", IV. Band. 506, dem Kiepert grossentheils folgte, leidet an einigen Unrichtigkeiten. Es führt die Dörfer Knjesselo, Mataevci u. s. w. rechts von der Constantinopler Strasse auf, während sie an jener nach Serbien liegen, auch ist der Lauf der Kutinska rjeka irrig angegeben.

Banja zu den Lieblingsausflügen der Nišer Bevölkerung, vor nicht langer Zeit jedoch muss es eine viel grössere Bedeutung gehabt haben.

Ich sah daselbst am linken Ufer der zur Nišava hinabfliessenden Banjica die Ruinen eines, der Architektur und zwar den arabisch-spitzbogigen Fenster- und Thürabschlüssen nach zu urtheilen, türkischen Schlosses, neben welchem die Mauern und das Minaret einer verlassenen Moschee in die Luft ragen. Die römischen Ziegelsteine, welche ich etwas höher im Schutte der Rudimente anderer Bauten fand, dann die zahlreichen Funde antiker Münzen an dieser Stätte rechtfertigen wohl in Anbetracht des hochgestiegenen römischen Badecultus die Annahme, dass Banja gewiss schon den Römern bekannt war und dass weiter, wenn wir seine reizende, pittoreske Lage in Betracht ziehen, hier wahrscheinlich jenes „Medianum“ einst gestanden habe, dessen Ammian *) als eines zu Naissus gehörigen Fleckens und Lustortes mit einer kaiserlichen Villa, erwähnt. Seine mit 3 Mill. angegebene Entfernung entspricht zudem genau jener zwischen Banja und Niš.

Das eingetretene schlechte Wetter zwang mich bald wieder, die grosse Poststrasse aufzusuchen. Nach Uebersetzung der Jelašnica verlässt sie bei dem Blockhause Mahmud-Pascha-Han die grosse Nišer Ebene, deren Maisculturen sie durchschneidet, und tritt in das schmale Defilé der Suva-Planina ein, um erst kurz vor Bela-Palanka sich wieder der Nišava zu nähern.

Hier drängte sich mir, bei Betrachtung unserer damals besten Karte der europäischen Türkei von Kiepert, bald die Frage auf, wesshalb folgt die Strasse von Niš nach Sofia nicht dem nur wenig gekrümmten Laufe der Nišava, anstatt ohne scheinbare Nothwendigkeit oft bedeutende Höhen zu überschreiten? Die Frage beantwortet sich, sobald man erfährt, dass die kartographische Darstellung des Terrains, durch welches die Nišava von Niš bis Ak-Palanka läuft, bei Kiepert sehr irrig war. In Wahrheit zieht der Fluss zwischen diesen beiden Puncten in einer bedeutenden Länge (von Malče bis kurz vor Tamjanica) durch ein Defilé mit solch' steilen Abfällen, dass die Anlage einer Strasse in demselben nur mit ungeheuerem Kräfteaufwand hergestellt werden könnte. Diese hohen Steilmauern, durch welche sich die Nišava in beinahe westlicher Richtung hindurch zwängt, werden am linken Ufer durch die Abfälle der serbisch-bulgarischen Grenzberge, auf dem rechten aber durch die nach Norden vorgeschobenen Berge des, „Suva-Planina“ genannten, vielverzweigten Gebirgsstockes gebildet. Sie werden der Anlage der projectirten Bahnlinie durch das Nišavathal grosse Terrainschwierigkeiten bereiten.

Vergebens suchte man früher den Namen „Suva-Planina“ auf Kiepert's Karte. Die Daten von Pirch und Boué **), nach welchen Kiepert diesen Theil

*) Mannert's Geogr. 7. Band. 95.

**) Boué. La Turquie d'Europe I 148.

Bulgariens grösstentheils bearbeitete, erwähnten desselben nur als einer südlichen Fortsetzung der „Stara planina" (des eigentlichen Balkans), von welcher weiter die Sprache sein wird. Es war dies um so unerklärlicher, da die Zusammenfassung der einzelnen Partien eines grösseren Gebirgsstockes unter einen Collectivnamen in der Türkei beinahe zu den Ausnahmen gehört. Der Name „Suva Planina" aber ist weit über die Nišava weg, bis tief in das Timok-Donaugebiet als der des mächtigsten Gebirgsstockes zwischen der bulgarischen Morava und Nišava wohl bekannt. Er trägt diesen Namen schon seit alter Zeit; denn Hauptmann v. Rehain nennt ihn in seiner „Mappa"*) vom Jahre 1740, das „Sucha-Felsen-Gebirge". Kiepert bezeichnete ferner die ganze gebirgige Landschaft zwischen Niš, Leškovac und Pirot, nach Pirch mit dem Namen „Saplana", eine Benennung, welche im Volke ungekannt und auch kaum aus altserbisch-bulgarischen Quellen zu motiviren sein dürfte; denn nach diesen**) gab die Nišava dem ganzen Gebiete ihren Namen. Ein weiterer grosser Irrthum der Kiepert'schen Karte, den auch v. Hahn in seinem „Von Belgrad nach Salonik" (S. 11) beging, war die Bezeichnung jenes hohen Bergrückens der „Suva-planina", welcher das Thal der Kutinska-rjeka von dem Defilé der Nišava scheidet, mit „Stara planina". Letzterer Name ist bei Niš sowohl, als in ganz Bulgarien nur als slavische Benennung des Balkan-Gebirges allgemein üblich, das im Türkischen „Hodža-Balkan" heisst. Noch im Jahre 1868 glaubte ich selbst, dass der Name „Hodža-Balkan" nur jener Partie der vom Timok bis zum schwarzen Meere streichenden Balkankette zukomme, welche politisch die Paschaliks Niš und Vidin von einander trennt und nationalökonomisch durch die über dieselbe laufende neue türkische Poststrasse nach der Donau eine erhöhte Bedeutung erhielt. Dies war jedoch ein Irrthum, über den ich mir erst auf meinen Reisen 1870—1874, auf welchen ich die gesammte Kette bis Cap Emineh studirte, klar wurde. Später werde ich auf diese wichtige, auf den bisherigen Karten ganz verfehlt eingetragene Partie, auf den „Sveti Nikola-Balkan" und auf die Benennungen der Hauptpartien der Balkankette überhaupt zurückkommen.

Nach Eintragung des Laufes der von Gornje-Studena herabkommenden Jelašnica und der an derselben liegenden Orte, setzte ich von Mahmud-Pascha-Han, allwo sich im Sommer gewöhnlich ein kleines türkisches Cavallerie-Lager befindet, meine Route in beinahe östlicher Richtung fort. Die Strasse übersetzt auf gutgebauter Brücke den Bach, welcher das an landschaftlichen Reizen reiche Defilé durchströmt, um nach Passirung des Blockhauses von Kumovica bei jenem der ersten Poststation Ploča ($1^3/_4$ St.) auf das rechte Flussufer überzusetzen und die Höhen von Ravna in einigen steilen Serpentinen zu gewinnen.

*) K. und k. Kriegsarchiv in Wien.
**) S. Šafařik, Slavische Alterthümer.

Schon die Relation*) des Grafen Virmond**), im k. k. Kriegs-Archive zu Wien, erwähnt den hohen strategischen Werth dieses Defilé's, welches allein das Vordringen von Sofia nach Niš ermöglicht; denn schon wenige Tausend Mann könnten hier unschwer eine Armee in ihrem Marsche aufhalten.

Eine Peilung vom Blockhause Ploča erwies Niš beinahe strenge westlich liegend, was meine östlichere, von der bisherigen abweichende Eintragung der Constantinopler Strasse und des Nišavalaufes motivirt. Nach $1^1/_2$ stündiger Fahrt senkt sich hinter Ravna die Strasse allmälig abwärts, an dem Blockhause Kozeljokuš vorüber, nach Crvenibreg, in dem im Jahre 1861, 25 tatarische und 1864, 31 tscherkessische Familien angesiedelt wurden. Schon früher bei einem türkischen Tschiftlik in der Nähe von Veta eröffnete sich uns nach S. der Einblick in mehrere wohlbebaute Thäler, von welchen das von der Topolnica (auch Crvena rjeka) durchflossene zu den wohlhabenderen gehört. Wir überschritten diesen Bach bald hinter Crvenibreg nahe bei seiner Ausmündung in die Nišava und befanden uns nunmehr in der grossen Ebene von Ak-Palanka. Wir durchschnitten sie bis zu dieser Stadt, indem wir hart am Rande der sie am linken Nišavaufer umsäumenden Gebirge hinzogen.

Bela-Palanka oder Ak-Palanka (Weissburg), wie Bulgaren und Türken das auf den Karten als Mustapha-Pascha-Palanka***) eingetragene erste grössere Städtchen, an der Strasse von Niš nach Constantinopel gegenwärtig nennen, ist von Niš aus mit guten Pferden in sechs Stunden zu erreichen, die türkische Postverwaltung rechnet jedoch dahin acht Stunden und lässt sich eben so viele bezahlen.

„Mustapha-Pascha-Palanka", sagt Graf Schmettau †), „ist ein altes Schloss, umgeben von einer starken Mauer, flankirt von Thürmen und dominirt von Höhen; aber ohne Artillerie wäre es doch nicht zu nehmen". „Moustapha Pascha Palanka", meint Boué ††), „n'est qu'un endroit palissadé". Nach dieser letzteren Aeusserung wäre anzunehmen, dass die von Schmettau erwähnten Befestigungen nicht mehr existiren. Sie bestehen jedoch noch heute genau in derselben Weise, in welcher sie von den Oesterreichern im October 1737, vor den gegen Niš heranziehenden Türken geräumt worden sind. Im Jahre 1841 wurde Ak-Palanka von den revoltirenden Bulgaren der dortigen Umgebung genommen und Stütz-

*) Relation von der Reise der Röm: Kayser: Gross-Bottschaft an die Ottomanische Pforte, so Anno 1719. geschehen, und zwar von Belgrad aus, biss nach Constantinopel, auch was langst besagten Marsches vor Militarischer Observationes zu machen.

**) Herr Damian Hugo des heyl. Röm. Reichs Graff von Virmond, Kayser. Geheimder und Hoff, Kriegs-Rath, General Feldzeugmeister und Obrister über ein Regiment Infanterie.

***) v. Hammer behauptet, dass es richtiger Mussa-Pascha-Palanka hiess.

†) Schmettau, Mémoires secrets.

††) Boué. La Turquie d'Europe II, 340.

punct für die gegen Niš vorrückenden 10,000 Aufständischen. Bei Leskovac wurde ihr Anführer Miloje von den Türken geschlagen. Er erschoss sich und die Bauern entflohen als Haiducken grösstentheils in die macedonischen Gebirge*).

Das Kalé (Schloss) ist ausschliesslich von Türken bewohnt. Die Thore in den Mittelthürmen der beiden Schmalseiten des von hohen Mauern gebildeten Vierecks werden Abends geschlossen. Starke, sehr feste vorspringende Rundthürme von 6 M. Durchmesser flankiren die Ecken des Schlosses, zwei weitere befinden sich in der Mitte seiner Langseiten. Diese messen 91 M., die Schmalseiten je 63 M. Das Mauerwerk besteht aus gut bearbeiteten Bruchsteinen. Die Mauern sind mit Zinken gekrönt, welche zugleich als Schiessscharten dienen müssen, letztere fehlen auch den Thürmen. Das Schloss besitzt weder Graben noch Vorwerke. Es dürfte, nach der ganzen Anlage und den architektonischen Einzelheiten am Haupteingange zu urtheilen, ein türkisches Werk sein. Nach der türkischen Tradition wurde Bela-Palanka vor 276 Jahren von einem Gouverneur erbaut, dessen Namen „Mustapha-Pascha" es bis vor kurzem noch officiell trug. Schweigger**), welcher im Gefolge eines k. Gesandten die Reise nach Constantinopel im Jahre 1577, also vor nahe 300 Jahren, machte, erwähnt desselben nicht. Man hatte zwischen Niš und Pirot in einem „Dörflein Gurušebce" übernachtet, das vielleicht früher an Bela-Palanka's Stelle stand.

Die Gässchen im Kalé sind enge und schmutzig, die zusammengepferchten Häuser klein und ärmlich, Moschee und Minaret der ganzen, einen unerquicklichen Eindruck machenden Niederlassung entsprechend, höchst unansehnlich.

Im Vergleiche zum industriereichen Westen Europa's ist das städtebildende Element in seinem Südosten gegenüber der Zahl seiner ruralen Bevölkerung ein verschwindend kleines zu nennen. Unter der türkischen Herrschaft sind nicht nur wenig neue Städte entstanden, sondern selbst die vielen römischen, noch unter Byzanz und selbst nach den Völkerstürmen in der bulgarisch-serbischen Periode reichen und mächtigen Stätten der Cultur sind grossentheils in Schutt und Trümmer gesunken. Das nomadisirende Element der asiatischen Heimath klebt auch dem Türken von heute an, und, nehmen wir Constantinopel aus, so gehören Schöpfungen wie das „Kalé" Mustapha-Pascha's bereits zu den höchsten monumentalen Leistungen türkischen Geistes, zu deren Ausführung er aber immer noch der Hilfe christlich-bulgarischer oder zinzarischer Werkmeister bedurfte und noch heute benöthiget. Auch Bela-Palanka gehörte, wie zahlreiche römische Funde bezeugen, zu den einst blühendsten Colonien Rom's in diesen Gegenden.

*) J. F. Neugebauer, Beschreibung der Moldau und Walachei, 1854.

**) Schweigger, Salomon, Reise aus Deutschland nach Constantinopel und Jerusalem. Nürnberg 1613.

Graf Marsigli theilte in seinem grossen Werke*) drei Inschriftsteine mit. Von diesen rührt einer aus der Periode des Kaisers Septimus Severus her, welchen die Armee Illyriens statt des vom Senate Roms zum Tode durch Henkersschwert verurtheilten Didius Julianus (194 n. Chr.) auf den Thron setzte, ein anderer aus der Zeit Kaiser Philipp's, des Arabers, unter welchem Rom im vierten Jahre seiner Thronbesteigung (247) die Feier des tausendjährigen Jubiläums beging. Während ich erstere Steintafeln vergebens suchte, fand ich die letztere nahe dem linken Eckthurme, an der Hauptfronte des Kalé's, eingemauert und copirte nochmals die Inschrift, da dieselbe von Graf Marsigli nicht ganz richtig mitgetheilt wurde**).

Ausser dieser und 5 anderen Inschriften in Mommsen's „Corpus" (Nr. 1685 — 1690), dann zahlreich hier aufgefundenen Münzen aus der römischen Kaiserzeit haben wir aber noch einen weiteren Zeugen, dass Ak-Palanka einst eine römische Niederlassung gewesen sei. Nahe an dem vom Mokragebirge herabkommenden gleichnamigen Mokra-Flüsschen (bei Boué „Luzniea rjeka") stiess ich auf Rudimente mit Materialien von zweifellos römischen Bauten. Ich darf wohl mit grösster Wahrscheinlichkeit annehmen, es waren die Ruinen des nach den Maassen der Peutinger'schen Tafel 24 Mill. von Naissus entfernten Romesiana. Auch Procopius erwähnt es als Rumisiana und als kleines Städtchen mit eigenem Gebiete, in welchem mehrere kleine befestigte Orte lagen. Nach dem Itin. Ant. hiess der Ort Remisiana. Hierocles und das Itin. Hieros. kennen ihn als Remesiana und Romansiana und als Sitz eines Bischofs. Auf dem chalcedonischen Concil unterschrieb sich derselbe Episc. Remessianensis***).

Die heutige Strasse von Niš nach Bela-Palanka wäre vortrefflich zu nennen, wenn sie durch Beschotterung in besserem Stande erhalten würde. Besonders wäre diese künstliche Nachhilfe bei dem fetten Boden der Nišava-Ebene vor Bela-Palanka nothwendig, welches von der Constantinopler Strasse hart neben den Mauern des Kalé's durchschnitten wird. Bald hinter dem Städtchen hatte die Anlage der Strasse nach Pirot mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen. Aus der gleichen Ursache wie zwischen Malče und Tamjanica (s. S. 170) war sie auch hier genöthigt, ihre Trace über hohe Berge zu nehmen, welche auf dem linken Nišava-Ufer das Defilé derselben bilden. Im Ganzen folgt auch die neue Strasse der alten Trace, auf welcher Schweigger zwischen Pirot und Dragoman noch im 16. Jahrhundert Reste der alten römischen Heerstrasse vorfand†).

*) Marsigli, Danubius II. Taf. 63.

**) Mommsen, Corp. inscr. lat. III. 2. S. 1024.

***) Mannert's Geographie VII. Bd., dem Forbiger gänzlich folgt.

†) Ergötzlich sind die Bemerkungen des Reisenden über den Ursprung dieser alten „gebauten" Strasse. Sie wird dem Hunnenführer Attila oder — einem ungarischen König zugeschrieben und soll von Ofen bis Constantinopel gereicht haben, von den Türken aber zum Baue ihrer Städte theilweise zerstört worden sein.

Die neue Trace bestrebte sich nur, die allzugefährlichsten Curven der zahlreichen Serpentinen zu beseitigen. Diese führen bald nach Uebersetzung des Mokraflüsschens auf den Crni-Vr und in das Defilé „Cingane Derven" (Zigeuner Engpass) mit Han und Blockhaus, „allwo man", wie die Relation des Grafen Virmond bemerkt, „eine Armee gar leicht wieder aretiren könnte." Die Berge sind an dieser Stelle beinahe ganz entwaldet. Die ganze Scenerie macht den Eindruck eines passenden Schauplatzes für „Helden der Strasse."

Kiepert entfernte die grosse Strasse irrig von Palanka auf Grundlage des Boué'schen Routiers. Boué versäumte nämlich zu bemerken, dass er von Palanka nach Pirot nicht auf der Poststrasse, sondern auf einem Nebenwege entlang der Nišava zog; wodurch sich die irrige Eintragung der ganzen Route zwischen Palanka und Pirot, und die Verlegung von Crnokliska von der Nišava an die Constantinopler Hauptstrasse auf Kiepert's Karte (1853) erklärt.

Von dem „Cingane Derven" senkt sich die Strasse strenge O.-W. abwärts und folgt den Höhen, welche das Belavagebirge gegen die Ebene von Pirot vorschiebt. Nach Boué's Schätzung, der, wie bemerkt, an des Belava nördlichen Gehängen hinzog, hätte es 790 M. Höhe und zeigt im Charakter sehr viel Analoges mit der Juragebirgsformation der Schweiz. Hinter Ponor beginnt sich der Thaleinschnitt, durch welchen die Strasse sich herabsenkt, zu erweitern. Gegenüber von Mali- und Veliki-Suvodol zeigt sich rechts eine Reihe stattlicher Dörfer, das wohlhabendste derselben scheint Blato zu sein. Es machte von der im Pariser Frieden errungenen Erlaubniss Gebrauch und baute sich eine nette Kirche. In dieser soll ein in einer benachbarten Ruine gefundener Inschriftstein eingemauert sein. Die Strasse nimmt hier kurz S.O., von dem Dorfe Gnilen aber bis Pirot strenge W. und erreicht nach vier Stunden, an dem Schloss Pirot's vorüber, diese von den Türken „Scharköi" und auch „Scheher-köi" genannte Stadt.

Bereits im Jahre 1868 habe ich den früheren kartographischen Darstellungen gegenüber die wenig von W.-O. abweichende Laufrichtung der Nišava und der grossen Constantinopler Strasse behauptet und in meine Karte eingetragen. Wie richtig meine Peilungen gewesen, wurde durch die jüngsten astronomischen Ortsbestimmungen von Niš, Bela-Palanka, Pirot etc. vollkommen constatirt. Diese nun feststehenden Positionen geben mit den russischen Fixirungen die nothwendigen Unterlagen für die Festlegung der wichtigsten topographischen Puncte. Wie dankenswerth und hochwichtig diese von dem k. k. Kriegsminister Baron von Kuhn angeordneten und von den tüchtigen k. k. Officieren Brüder Sternek, Gjurkovich u. A. ausgeführten Arbeiten, dafür spricht, dass die serbische Grenze im Alexinacer und Knjaževacer Kreise um 1 ganze Meile nach Süden gerückt wurde, wodurch das Fürstenthum einen bisher ungeahnten Zuwachs an Flächeninhalt erhält.

Die Stadt Pirot wird von ihrem kleinen Castelle durch die von dem Dorfe

Turština herabkommende Bokludža getrennt. Nach Uebersetzung derselben gelangte ich in den christlichen Stadttheil, wo ich, auf eine Empfehlung des gastfreundlichen Arztes La Bruce von Niš *), in dem von zwei jungen Bulgaren hart an der Nišava unterhaltenen neuen Han die beste Aufnahme fand. Am nächsten Morgen eilte ich, dem Mudir und Medjlis des Städtchens mich vorzustellen. Ich erbat und erhielt die nothwendige Zaptiébegleitung, um die Feste, deren römischen Ursprung ich vermuthete, ohne Abenteuer besichtigen zu können.

Vierzehn Millien von Remisiana lag nach dem Itin. Ant. und Itin. Hieros. der nach der Peutinger'schen Tafel irrig 25 Millien entfernte befestigte Ort Torres. Es war die östlichste grössere Colonie in Moesia superior, welches die Höhen zwischen der Nišava und dem Isker von Thracien trennten. Die angeführten Maasse der beiden Itinerarien fallen mit ziemlicher, und nehmen wir in der Peut. Taf. den Schreibfehler 25 für 15 Millien an, mit vollkommener Genauigkeit auf das heutige Pirot. Der schon erwähnte Reisende Schweigger erzählt von Pirot, dessen türkischen Namen Scharköi er in „Scherdire" verstümmelt: „Vor dem Dorf steht ein fein alt Castell in der eben unten am Berg, dabei sein etliche Wasserquellen, das Schloss hat fünff starcke Thürn, auf dem Berg sihet man viel alt Gemäuer, die innwohner zeigen an das alte Schloss unten am Berg sei von Türken gebaut als eine gegenwehr, weil sie das Schloss auf dem Berg nicht kunten gewinnen, welches aber schwerlich zu glauben, denn die Türken bauen nicht so herrliche Häuser als diess ist." Dieser Annahme widerspricht aber eine Angabe bei Hammer **). Nach dieser hätte es der Serbenfürst Lazar im Jahre 1390 durch seinen Feldherrn besetzen, Murad aber es hierauf durch Jaschibeg mit 10,000 Mann stürmen und schleifen lassen.

FZM. Graf Virmond ***) fand in Pirot im Jahre 1719 eine Fahne Jenisseri als Besatzung des durch drei Kanonen vertheidigten Schlosses. Ueber dessen strategischen Werth meint er in der erwähnten Relation: „weile wegen des daran liegenden scharfen Felsens die Canons nicht wohl anzubringen, einer kleinen Corps diversion machen, es sei denn, dass man ein paar starke Mortiers dahin brächte, mit welchen, weil das Schloss sehr enge, man die Besatzung leicht herausjagen könnte, weile aber auch eine Strasse zwischen demselben und dem Gebirge rechter Hand vorbei gehet, kann es einer Armee gar nicht schaden; sondern leicht occupiret werden."

In dem bald nach Graf Virmond's Reise ausgebrochenen Kriege zwischen Oesterreich und der Pforte (1737) scheint Marschall Seckendorff die Position Pirot's gleichfalls nicht sehr hoch angeschlagen zu haben. Der Kritiker jenes

*) Derselbe ist leider seither zu Plevna gestorben.

**) Hammer, Gesch. d. Osm. Reiches I, S. 205.

***) Graf Virmond's Relation. K. k. Kriegs-Archiv.

Feldzuges, Graf Schmettau*), schildert Pirot als eine sehr hübsche Stadt, aber das Schloss wäre enge, alt, ruinirt und von einem hohen Felsen dominirt. Man warf 60 Mann deutscher Infanterie hinein, um die serbischen Freischaaren zu ermuthigen, welche alle Defiléen zur Stadt und zum Schloss besetzt hatten. Noch im September desselben Jahres capitulirte es nach kurzer Belagerung. Sein Befehlshaber, der Partisan Betune, und die auf 40 Mann reducirte kaiserliche Besatzung erhielten freien Abzug nach Niš.

Der gegenwärtige Zustand des Schlosses von Pirot scheint sich seit Schweigger's Besuch im Jahre 1577 wenig verändert zu haben. Ich fand das von ihm geschilderte fünfthürmige Castell in einem für einen mittelalterlichen Bau ziemlich guten Zustande. Es ist auf einem Felsen erbaut, wie schon Graf Schmettau sagte, „klein und enge", und sein militärischer Werth dürfte den Vertheidigungsanstalten, drei in einer Art Bastion nach der Bokludža-seite gerichteten kleinen Kanonen, vollkommen entsprechen. Seine jüngste bessere Instandsetzung und kleine Garnison von regulären Nizams, welche in niederen, an die Umfassungsmauern gelehnten Baracken caseruirt, dürfte es wohl der grossen, der Pforte Besorgniss einflössenden Aufregung verdanken, welche Pirot's christliche Bevölkerung seit 1800 aus Anlass des bulgarisch-griechischen Kirchenstreites erfüllte. Auch der die Feste dominirende Berg, auf welchem noch im Jahre 1577 die Ruinen einer Burg sichtbar waren, wurde in letzterer Zeit durch ein Blockhaus und eine verpalissadirte Schanze zu erhöhter Vertheidigungsfähigkeit des Castells befestigt.



Altbulgarischer Grabstein.

Pirot's türkischer Stadttheil zählt neben einem Uhrthurme ein neues hübsches Kreisamtsgebäude und 5 bis 6 Moscheen. Bei Besichtigung der letzteren fand ich keine einzige irgend erhebliche Baute. Das christlich-bulgarische Viertel ist etwas besser gehalten und erhielt (1868) durch eine dreikuppelige neue Kirche einen stattlichen Mittelpunct, welcher jedoch wenig mit den kleinen Häusern, seinen schlechten Herbergen und dem bescheidenen Konak des Bischofs übereinstimmt. Archäologisches Interesse bot nur ein, allem Anscheine nach altbulgarischer Grabstein, der in einem nahen Dorfe gefunden wurde. Die Auffassung der dargestellten Personen erinnert an römische derartige Sculpturen, nicht so die höchst primitive Technik, welche, weit entfernt vom Basrelief, sich mit der

*) Graf Schmettau. Mémoires secrets

Eingravirung der Contouren begnügte. Der $0,_{79}$ M. lange, $0,_{32}$ M. breite Stein mahnte mich übrigens lebhaft an die altserbischen Grabsteine in der Kirche zu Pavlica am Ibar in Serbien, welche ich in meinem „Serbien" S. 211 näher geschildert und abgebildet habe.

Die bulgarisch-christliche Gemeinde Pirot's gehört seit Beginn der antigriechischen Bewegung zur nationalgesinnten Fortschrittspartei des Landes. Seit vielen Jahren befindet sie sich mit den ihr aus dem Fanar Constantinopels aufgenöthigten griechischen Bischöfen im Kampfe. Die Anklagen, welche gegen Antin, ihren vorletzten Bischof, im Jahre 1860 bei dem die traurigen bulgarischen Zustände untersuchenden Gross-Vezier Köprüslü erhoben wurden, übersteigen, was Zahl und Inhalt betrifft, alle Begriffe. Die Beschuldigungen konnten bis zur Evidenz erwiesen werden und der geistliche Verbrecher wurde zur Selbstreinigung in ein Kloster auf dem romantischen Athos verbannt. Nach zwei Jahren schon erschien er aber wieder in Constantinopel und wahrscheinlich dürfte er seither, nach Fanarbrauch, einen neuen Hirtensitz erhalten haben.

Sein Nachfolger Sofronija, den ich im Jahre 1864 persönlich kennen lernte, machte sich gleich bei seinem Amtsantritte durch ungerechtfertigte hohe Geldanforderungen bei seiner Gemeinde verhasst. Er flüchtete, um sich thätlichen Beleidigungen zu entziehen, in das nahe Kloster Sv. Jovan und konnte nur unter dem Schutze herbeicommandirten türkischen Militärs wiederkehren und in seiner Würde erhalten bleiben. Die Ignoranz dieses geistlichen griechischen Kirchenhirten in der bulgarischen Geschichte geht so weit, dass er mir allen Ernstes von einer slavischen Inschrift zu Sv. Jovan aus dem Jahre 750 erzählte. Er wusste also nicht, dass die Bulgaren sich erst im 9. Jahrhundert zum Christenthum bekehrt und gleichzeitig von ihrem Apostel Cyrill die nach ihm benannten ersten altbulgarischen Schriftzeichen, die „Cyrillica", empfangen hatten. Bei solch gröblicher Unwissenheit ist es begreiflich, dass ich im Verkehre mit dem würdigen Kirchenfürsten nicht die bescheidenste Aufklärung über etwaige archäologische Reste in der Umgebung der Stadt empfing und sehr unbefriedigt ihn und Pirot, wo ich so geringe Anregung gefunden hatte, ohne besonderen Schmerz baldmöglichst verliess.

III.

DURCH DAS TIMOK-QUELLENGEBIET

ZUM

„SVETI NIKOLA-BALKAN."

(I. Balkan-Passage.)

Von Pirot zurück nach Bela-Palanka. — Graf Virmond's Relation über das Nišava-Gebiet und unsere Karten. — Der apokryphe Zrni-Vrch. — Dichte Bevölkerung der an dessen Stelle tretenden Thäler. — Auf unseren Karten nicht ein Dorf, wo der Autor 98 Orte fand. — Seine vorbereitete Karte im Maassstabe 1 = 288,000. — Oberstl. v. Weiss, Oberst v. Scheda, Akademiker Blanqui und der fictive Zrni-Vrch. — Die neue Poststrasse. — Blockhaus Izvor, ein trefflicher Positionspunct. — Quellen des „Trgoviški Timoks." — Strassenverbindungspunct Berilovca. — Sein Kmet, ein Athospilger. — Strasse von Pirot über den Balkan. — Das Temskathal. — Cerovakaraula — Charakter der Landschaft. — Die fictive Stadt Pirsnik. — Letztes Blockhaus Ravnobnéve. — Die Benennungen der einzelnen Gebirge der Balkankette. — Die vom Autor „Sveti Nikola-Balkan" benannte Balkanpartie. — Die serbischen Grenzberge, deren Ausläufer.

Gern hätte ich bereits im Herbste des Jahres 1864 meine Reise auf der Niš-Constantinopler Strasse bis Sofia ausgedehnt. So interessant aber auch ein Besuch des historisch berühmten Serdica's gewesen wäre, musste ich doch von diesem absehen, da ich sonst kaum der anrückenden kalten Jahreszeit wegen die beabsichtigte Erforschung des Lom-Gebietes hätte durchführen können. Ich fuhr somit die bereits geschilderte Strecke von Pirot nach Bela-Palanka zurück; denn ich gedachte von dort aus, die durch Mithad Pascha neu angelegte, von der grossen Constantinopler Route abzweigende Verbindungsstrasse nach Vidin und Lom auf ihrem ganzen Laufe bis zur Donau zu verfolgen, das von ihr durchzogene ungekannte Balkangebiet näher zu erforschen und in Karte zu bringen.

Graf Virmond schilderte in seiner „Relation" aus dem Jahre 1781*) das Nišava-

*) K. und k. Kriegs-Archiv zu Wien.

Gebiet: „Was das Land von Nissa bis Sophia anbetrifft, so besteht dasselbe rechter Hand der Strasse bis Drogoman in lauter hohem Gebirge und Wald, welches aber dennoch in Thälern mit Christen bewohnt, und befindet sich von Nissa bis Pirot das sehr hohe Gebirge, in lauter Felsen bestehend, bei Drogoman wendet sich das Gebirge von der Strasse etwas rechter Hand ab, und ist oben meist kahl, linker Hand der Strasse aber gehet das mit Wald bewachsene Gebirge nur bis Pirot, allwo sich das Stara-Planina oder alte Gebirge anfängt und bis gegen Constantinopel geht, besteht aber in puren todten Felsen so ganz kahl, woher es auch den Namen haben mag, unten in den Gründen der Felsen aber, und bis auf die Hälfte hinauf, sind die schönsten Felder, Wiesen, Weinberge und Waldungen, daher es auch, wie dasige Bauern selbst sagen, durchgehends stark soll bewohnt sein.“

Wie wenig stimmte, als ich im Jahre 1864 diesen Theil der Balkankette bereiste, die traditionelle Darstellung des Nišava-Gebietes unserer Karten mit dem Virmond'schen Croquis überein, das ich später in allgemeinen Zügen ganz getreu entworfen fand. Auf allen unseren bisherigen Karten — mit Ausnahme von Kiepert's neuester Karte (1871), welche hier auf den ihm von mir mitgetheilten Routiers beruht; dann der Karte in Stieler's Hand-Atlas, welche ich auf Dr. Petermann's Wunsch corrigirte — ziehen am rechten Nišavaufer von einem „Zrni-Vrch“ genannten Massengebirge jähe Steilmauern herab, welche zwischen Pirot und Bela-Palanka kaum für eine menschliche Ansiedlung Raum geben, und wirklich ist auf Kiepert's älterer Karte (1853) entlang der ganzen Lauflänge des Flusses zwischen Carihrod und Sikje, — ein Ort, der, nebenbei bemerkt, gar nicht existirt — also auf einer 8 Meilen langen Strecke am unmittelbaren Rande beider Ufer der Nišava auch nicht eine Ortschaft angegeben und ebenso unbewohnt erscheint dort das ganze benachbarte, von ihr durchflossene Territorium mit einem Flächeninhalte von etwa 20 □Meilen.

Graf Virmond war aber durchaus nicht falsch berichtet worden, als ihm die Bevölkerung der Nišavagelände ziemlich dicht geschildert wurde; denn ich hatte auf dem fraglichen Gebiete nicht weniger als 98 verschiedene Orte in Karte zu bringen — wo, wie schon bemerkt, unsere besten Karten nicht einen anzuführen wussten!

Wie sehr wir bis zuletzt aber über die Configuration und Topographie der gesammten westlichen Balkankette im Unklaren gewesen waren, wird erst klar hervorgehen, sobald ich die aus meinen letztjährigen Forschungsreisen resultirende, vom Timok bis zum Cap Emineh, im Maassstabe 1 = 288,000 reichende Karte zu veröffentlichen in der Lage sein werde.

Der „Zrni Vrch“, jene riesige Bergbarrikade, welche dem Nišavagebiete auf unseren Karten den Stempel trostloser Sterilität aufdrückt, gehört also ganz

einfach zu all den fictiven kartographischen Gebilden, an welchen die Karte der Türkei leider selbst heute noch so reich ist und wohl noch einige Zeit bleiben wird. Auf der Karte des k. österr. Oberstl. v. Weiss vom Jahre 1829 trat der „Zrni Vrch" unerklärlicherweise zum ersten Male in scharf ausgeprägter Gestalt auf und seitdem zeigten ihn alle Karten der europäischen Türkei, bis auf die neueste Karte des k. österr. Oberst v. Scheda herab. Oberst v. Scheda gab dem fabulosen Massengebirge, unbekannt nach welchen Quellen, sogar noch den zweiten Namen „Tori-Stara-Planina"!

Schon Ami Boué*) fügte vor 35 Jahren ein Fragezeichen zu dem Weiss'schen „Zrni-Vrch", liess das Gebirge selbst jedoch fortbestehen. Er vermochte sich wahrscheinlich nicht besser über dasselbe zu orientiren, da er hier nicht von der grossen Heerstrasse abbog. Blanqui**), der französische Akademiker, welcher die Route von Belogradčik nach Pirot im Jahre 1841 zurücklegte, hatte aber, wie schon Kiepert in der „Erläuterung" zu seiner Karte bemerkte, auch nicht die geringsten kartographischen Daten für das durchzogene Terrain geliefert.

Es würde hier zu weit führen, wollte ich alle die grossen Irrthümer berühren, welche der „Zrni-Vrch" als apokryphe Fortsetzung der Balkankette auf allen unsern Karten veranlasste. Ich verweise diessfalls auf eine Vergleichung von Kiepert's Karte (1853) oder jener v. Scheda's mit meiner Darstellung dieses Gebietes. Ich will nur bemerken, dass beispielsweise die Quellen des Timoks durch den fabulosen „Zrni-Vrch" aus den südlichen in die nördlichen Vorberge des Balkans hart neben die Quellen des Loms verlegt wurden, was eine vollkommene Verrückung der natürlichen Wasserscheide verursachte. Bestände ferner der „Zrni-Vrch" wirklich als riesige Barrikade in jener Ausdehnung und Höhe an der Stelle, welche ihm Oberst v. Scheda nach der Weiss'schen Karte einräumte, so hätte die neu angelegte Poststrasse von Niš nach der Donau unmittelbar nach ihrer Abzweigung von Ak-Palanka mit den grössten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt und wäre wahrscheinlich unmöglich geworden. So zieht sie aber, nachdem sie hinter Ak-Palanka die Nišavaebene in streng nördlicher Richtung durchschnitten hat, mit einer kurzen Abbiegung von N. 60 O. weiter über die sanft ansteigenden Höhen, welche die das serbische Timokgebiet südwestlich umrandenden Grenzberge und der Sveti Nikola-Balkan gegen die Nišava vorschieben und in deren fruchtbaren Thälern zahlreiche kleine, diesem Flusse und dem Timok zufliessende Quelladern die Ansiedlung vieler bulgarischer Orte begünstigt haben.

Nachdem die neue Poststrasse das Hochplateau der Babina-Glava bei dem gleichnamigen kreisförmig angelegten Blockhause erreicht hat, übersetzt sie auf

*) Boué, La Turquie d'Europe I. 151. 1840.
**) Voyage en Bulgarie. 1841.

gut gezimmerten Brücken die beiden, von der Babina herabkommenden Quellen des Sverljički Timoks und bleibt bis zur ersten Poststation, Blockhaus Miranovska, auf dessen rechtem Ufer.

Eine Viertelstunde von der Karaula Miranovska entfernt, befindet sich die serbische Grenzquarantaine Pandiralo, von welcher eine in letzterer Zeit verbesserte Strasse über die Tressi-Baba nach der südserbischen Kreisstadt Knjaževac führt. Bei Pandiralo fliesst der Timok durch ein an Petrefacten reiches Kalkgebirge etwa 500° unterirdisch fort. Einige von mir mitgenommene Petrefactenproben sind nach der Bestimmung der k. k. geol. Reichsanstalt*): Korallenreste, welche in der Erhaltungsweise an jene von Castell Gomberto erinnern und den Gattungen Stylocoenia und Rhabdophyllia zugehören. Dieselben dürften auch einer oder der anderen der in jenem Obereocänen Niveau vorkommenden Arten entsprechen und deuten jedenfalls auf das Vorkommen der oberen Eocänformation bei Pandiralo hin.

Von der Poststation Miranovska zieht sich die Strasse in mehreren Curven aufwärts zu der, einen prachtvollen Ausblick gewährenden Karaula Izvor. Gegen NW. eröffnet sich hier, über die nahe Quarantaine Pandiralo weg, ein prächtiges Vogelschaubild auf das südöstliche Serbien, welches die Rtanjpyramide durch ihre scharfen Profile beherrscht. Gegen NO. erblickt man aber den langgestreckten Rücken des Sveti Nikola-Balkans in seiner ganzen Ausdehnung bis weit über das serbische Gebirge „Ivanova Livada“, das einen Ausläufer desselben bildet. Ich vermochte von hier aus den Lauf der Querthäler bis zur Einsattlung des Sveti Nikolapasses, welcher die Verbindung zwischen dem Timok- und Lomgebiet vermittelt, zu verfolgen.

Die Anhöhe, auf welcher das Blockhaus Izvor steht und die, alten Mauerresten nach zu urtheilen, einst eine antike Befestigung trug, wird bei der künftigen trigonometrischen Aufnahme Nordbulgariens, eine der wichtigsten Stationen bilden. Ich glaubte sie desshalb auch ganz besonders unter den Puncten hervorheben zu müssen, welche ich Herrn Dr. Ami Boné**) in dieser Richtung bezeichnete. Ich benützte die überaus günstig gelegene Höhe zur Aufnahme des grossen Profiles des Sveti Nikola-Balkanstockes und zu Peilungen seiner wichtigsten Spitzen. Unter diesen verdient hier der „Babin-Zub“ (Grossmutter-Zahn) wegen seines, einer vielzinnigen Burg gleichenden Gipfels, dann ein niedriger Vorberg „Crni Vr“, welcher höchst wahrscheinlich zu dem apokryphen gleichnamigen Massengebirge unserer Karten Anlass gegeben hat, besondere Erwähnung.

Von der Karaula Izvor durchzieht die Strasse zunächst das Thal des gleich-

*) Verhandlungen 1868. No. 16.

**) Beiträge zur Erleichterung einer geogr. Aufnahme d. europ. Türkei. Band LV. Sitzungsberichte der k. Akad. d. Wissensch. Wien, 1867.

namigen Dorfes, das sich durch seine wohlgebauten Obst-, Gemüse- und Blumengärten auszeichnet. Hier entspringt eine der Hauptquelladern des „Trgoviški Timoks", wie denn auch der Ortsname Izvor sowohl im Bulgarischen als Serbischen: Quelle oder Ursprung bedeutet. Nach Vereinigung mit der aus einem südlichen Seitenthale herabkommenden Šugrinska rjeka nimmt die Izvorska und mit ihr die am Bachrande hinlaufende Strasse eine scharfe Wendung NO. — N. und beide treten nach etwa 20 Minuten in ein kurzes, enges Fels-Defilé, aus dem man wie durch ein Thor in das weitgeöffnete Kalnathal gelangt. Unmittelbar bei dem am Ausgange des Felsdefilé's postirten Blockhause Kalna vereinigt sich die Izvorska mit der von Ravnohučve herabkommenden zweiten Hauptquellader des Trgoviški-Timoks. Nach kurzem Lauf im schönen Kalnathale verlässt der sodann bereits ziemlich starke Timok den bulgarischen Boden, um bei der Grenz-Karaula Korenatac in Serbien einzutreten.

Von Kalna geht die Balkanstrasse mit häufigen Krümmungen, im Ganzen jedoch NO. haltend, nach der zweiten Poststation Berilovca. Es ist ein ziemlich wohlgebauter Ort mit einem kleinen Blockhause, dessen Commandant mich im Jahre 1864 gastfreundlich beherbergte.

Als ich im Herbste 1870, vom Sveti Nikolapass herabkommend, auf meiner Reise nach Pirot Berilovca zum zweiten Mal passirte, fand ich es durch ein nettes Kirchlein verschönt, das von zwei wohlhabenden Insassen des Dorfes, den Brüdern Kira und Mino Tošović, gestiftet worden war. Ich übernachtete im Hause Kira's, welcher bereits mit 16 Jahren sich verheirathet hatte und die Ehrenstelle des Čorbaši zu Berilovca bekleidete. Als ich das bescheidene Häuschen betrat, hätte ich kaum gedacht, dass sein kirchenfreundlicher Besitzer zur Reihe der hochgeachteten „Hadži" zähle. Nichts verrieth, dass der Mann ein gut Stück Welt gesehen und dass er eine Pilgerreise nach dem h. Athos vollbracht habe. „Gott sei gepriesen, jetzt besitzen wir eine Kirche. Ihr habt Recht, jetzt wollen wir auch nach einer Schule trachten, damit unsere Kinder nicht so roh wie wir anfwachsen!" meinte der intelligente Čorbaši, dem ich manch werthvolle Aufschlüsse über die Form türkischer Steuererhebung verdankte, welche bekanntlich mehr als die Steuerhöhe selbst die türkische Administration bei dem Landvolke so verhasst macht.

Berilovca dürfte sich bald eines höheren Aufschwungs erfreuen. Es bildet nämlich die Gabelpunct-Station der von Pirot und Niš über den Balkan nach der Donau führenden neuen Poststrassen. Wie wir gesehen, zweigt sich jene von Niš bei Bela-Palanka ab; während die von Pirot direct durch das Temskathal geht. Durch die vor fünf Jahren vollendete directe Strasse von Pirot nach dem Balkan hat die Pforte einen grossen commerzialen und sehr wichtigen militärischen Vortheil gewonnen. Diese Strassenlinie stellt nicht nur die dritte zeitver-

kürzende Seite des von den Puncten Pirot, Bela-Palanka und Karaul Janja gebildeten Dreiecks dar, sondern ist auch für Cavallerie und Artillerie weit praktikabler, als der Strassenzug, welchen wir soeben von Bela-Palanka bis Berilovca verfolgten, wie dies ein Blick auf die Karte und die folgende kurze Schilderung der Piroter Verbindungsstrasse zeigen dürfte.

Hat man das christliche Bazarviertel zu Pirot mit seiner weithin sichtbaren dreikuppeligen Kirche im Rücken, so führt die Strasse zwischen Wein bepflanzten Höhen auf dem rechten Nišavaufer, bis nahe zur Mündung des Temskaflüsschens, in dessen Thal einige steil tracirte Serpentinen hinüberführen.

Die Eintragung des bedeutenden Temskathales in die Karte blieb mir vorbehalten. Bis zum Jahre 1871 hatte man keine Ahnung von dessen Existenz und ich selbst lernte 1870 nur den westlichsten Theil des schönen Thallaufes kennen. Natürlich überraschte er mich nicht weniger als das grosse und wohlhabende gleichnamige Dorf Temska, dessen Häuser grösstentheils mit Schiefer gedeckt sind. Lagen sie doch auf der Stelle, welche auf unseren besten Karten der bereits erwähnte riesige „Zrni-Vrch" einnahm! Von der Temskabrücke am östlichen Dorfende geniesst man einen prächtigen Ausblick in das romantische Defilé, dem das Flüsschen bereits in ansehnlicher Stärke und mächtig ankämpfend gegen die es einzwängenden Felsen entfliesst; ferner auf die kahlen Vorhöhen des Sveti Nikola-Balkans, welche im Volksmunde „zagora" genannt werden.

Auf meine Erkundigungen nach den Quellen der Temska erhielt ich sehr verwirrende Auskünfte. Dies veranlasste mich im Jahre 1871 persönlich ihren Lauf zu verfolgen. Ich wurde für die mühevollen Touren nicht wenig belohnt. Sie zeigte sich noch weit bedeutender, als ich vermuthete. Ja ich fand eines der am dichtesten bewohnten Thäler des Balkans; denn ich hatte nicht weniger als 33 Dörfer und 3 Klöster in Karte zu bringen. Dies mag vorläufig genügen. Im Verlaufe dieses Werkes wird noch von anderen überraschenden Ergebnissen meiner Balkanreise die Sprache sein.

Nach Ueberschreitung der Temskabrücke gelangt man an zwei, Piročaner Türken gehörende Tschiftliks mit schönen Weingärten, welche einen anmuthigen Gegensatz zur wilden Kalkfelsscenerie des Flussufers bilden, $^1/_2$ Stunde später folgt an einem kleinen Zuflusse der Temska das nette Dorf Cerova, und bald darauf gewinnt die Strasse die gleichnamige Cerovahöhe, mit einer zu grösserer Sicherheit der Postroute erbauten Karaula. Dieser vorzügliche „Lug aus" und Peilungspunct markirt die Wasserscheide zwischen der Nišava und dem Timok. Unmittelbar von der mässigen Höhe abwärts nimmt die landschaftliche Physiognomie einen rauheren Charakter an. Ein kleiner Wildbach rauscht der bereits erwähnten (S. 183), einem östlichen Seitenthale entströmenden und die Orte Milkovce und Šugrin berührenden Šugrinska rjeka entgegen. Dieser Bach be-

reitete durch seinen wilden Lauf dem Strassenbau nicht geringe Schwierigkeiten. Die Trace wechselt bald rechts, bald links auf netten Holzbrücken seine Ufer. Ein sehr pittoreskes Bild bietet eine Mühle und Wasserfall gegenüber dem Dorfe Stanjanci. Es bleibt das einzige von Cerova bis zum Felsenthore von Kalna, das ich bereits geschildert. Kurz vor diesem Engdefilé fliesst die Šugrinska mit der Izvorska zusammen und hier geht auch die Strasse von Pirot auf den älteren, von Bela Palanka kommenden Hauptstrang über, der über Karaula Kalna zur gemeinsamen Poststation Berilovca führt.

Zwischen hohen Bergrücken zieht die Strasse von Berilovca hart am Ravnobuévebache, dessen beide Ufer oft wechselnd, aufwärts zur in Rundform erbauten Karaula Janja. Bei dem gleichnamigen Dorfe tritt die Strasse bleibend auf das rechte Ufer des Baches über, um bei fortwährender, oft sehr starker Steigung in grossen Curven die hochliegende Karaula und dritte Poststation Ravnobuéve zu gewinnen.

Der Charakter der ganzen letzten Wegstrecke ist steril. Die Gebirge sind grösstentheils nackt, die Wasserzuflüsse spärlich, die Ansiedlungen meistens von Hirten bewohnt und in hohem Grade ärmlich. Die Wohngebäude haben hier das Aussehen etwas vergrösserter Koliha's (Fruchtspeicher). Sie bestehen aus Rohrgeflecht, sind mit Stroh gedeckt und der Maler würde hier jedenfalls erfreulichere Motive zu Studien als der Volkswirth finden.

Mit dieser ärmlichen Hirten-Niederlassung hatte ich den nordöstlichsten Punct des Timokquellengebietes erreicht, das bisher auf unseren Karten so fälschlich dargestellt worden war. An der Stelle des ärmlichen Dörfchens Ravnobuéve zeigten sie eine Stadt Isnebol, ein Name, welcher in dieser Balkanregion, so viel ich auch nach ihm fragte, ungekannt ist. Gänzlich fictiv, war er zudem hier der einzige unserer Karten, auf dem mehrere □Meilen umfassenden, ziemlich bevölkerten bulgarischen Timok-Gebiete. Auch Dr. Ami Boué erwähnt oft dieser nicht existirenden Stadt in seinen Werken und zuletzt noch in einer Abhandlung*) über Dr. Kiko's handschriftliche Karte des Knjaževacer Kreises, welche ich meinem gelehrten Freunde als Curiosum mitgetheilt hatte. Erst im Herbste 1868 sollte ich in Rusčuk durch eifriges Forschen am Sitze der Regierung des „Tuna-Vilajets" erfahren, dass Isnebol der türkische Name des bulgarischen Städtchens Trn-Palanka sei. Es ist der Sitz eines Kaimakams und Bischofs und liegt westlich von Sofia. Wie hatte sich aber diese Stadt auf unseren Karten, von der bulgarischen Morava so weit nach Norden in die wilden Schluchten des Balkans und an die Quellen des Timoks verirrt?

Vom Blockhause Ravnobuéve fuhr ich nach dort genommenen Profil-Aufnahmen und Peilungen die zahlreichen Serpentinen hinau, es sind deren wohl

*) Ueber die neuen Karten u. s. w. XLIX. Bd. Sitzungsber. der k. Akad. d. Wissensch. Wien, 1864.

über 30, in welchen die theilweise sehr steil tracirte Strasse den Sveti Nikolasattel zu erklimmen sucht. Es bedurfte noch einer grossen Kraftanstrengung unserer armen Thiere und wir standen glücklich auf der Höhe des ersehnten Balkanpasses.

Die ganze, vom schwarzen Meere bis nach Serbien streichende grosse Gebirgskette wird von den Türken „Hodža-Balkan“ (Haupt-Gebirge) und von den Bulgaren „Stara Planina“ (Alt-Gebirge) genannt. Die Hauptpartien dieser wichtigen, den classischen Namen „Hämus“ tragenden Kette haben von den Anwohnern im Laufe der Zeit nach hervorragenden Pässen, Städten u. s. w. besondere Eigennamen erhalten, welche theilweise auch auf unseren Karten Eingang, leider aber nicht immer am richtigen Platze fanden und zu welchen sich andere, an Ort und Stelle gänzlich unbekannte Bezeichnungen, wie z. B. „Tori-Stara-Planina“, „Sumughu-Balkan“ u. A. gesellten. Ich werde die bezüglichen Irrthümer in der bisherigen orographischen Detail-Nomenclatur der Balkankette bei der Schilderung ihrer einzelnen Partien berichtigen und mich hier auf die fest in sich abgeschlossene westlichste Partie des Balkans beschränken, welche das Quellengebiet des Loms und Timoks und theilweise auch des Flüsschens Temska bildet. Nach meinen sorgfältigsten Umfragen in den Jahren 1864, 1868 und 1870, in welchen ich den „Sveti Nikola“-Pass wiederholt überschritt, vermochte ich dies- und jenseits dieser Balkanpartie keine speciellere Bezeichnung für dieselbe in Erfahrung zu bringen und desshalb habe ich sie nach ihrem, im ganzen westlichen Bulgarien allgemein gekannten Hauptpasse als „Sveti Nikola-Balkan“ charakterisirt, welcher Name bereits auch von Professor Kiepert in seiner neuesten Ausgabe der Karte der europäischen Türkei (1871) adoptirt wurde.

Schon die Peutinger'sche Tafel, welche auf die Orographie nur geringe Rücksicht nimmt, zeichnete diesen Theil des Haemus als ein besonderes Gebirge in ihrer primitiven Weise aus, lässt von demselben den Almus (Lom) zur gleichnamigen Stadt Almus (dem heutigen Lom-Palanka) hinabfliessen und ihn bei dieser Mansion in den Danubius (Donau) einmünden.

Ich glaube daher hoffen zu dürfen, dass unsere Kartographen dem von Prof. Kiepert gegebenen Beispiele folgen und den von mir in Karte gebrachten Specialnamen „Sveti Nikola-Balkan“ für die in Frage stehende wichtige Partie der Balkankette aus den vorstehend erörterten Ursachen allgemein annehmen werden.

Der „Sveti Nikola-Balkan“ tritt südöstlich mit dem „Berkovica-Balkan“ durch die in leicht gekrümmter Wellenlinie streichende Einsattlung und Passhöhe von Ciporovica in Verbindung und bildet durch seine nordwestliche Abdachung die Grenze zwischen dem serbischen Knjaževacer Kreise und dem türkischen Paschalik Vidin. Diese allmälig sich ermässigenden Ausläufer des „Sveti Nikola-Balkans“ wurden auf unseren Karten irrig bisher mit dem Generalnamen



SVETI NIKOLAPASS UND TIMOKTHAL BEI RAVNOBUĆVE.

„Vratarnica-Planina" charakterisirt. Mir gelang es nicht, eine allgemeine Bezeichnung für diese, in sanft gekrümmter Linie NWN. streichenden Berge in Erfahrung zu bringen. „Vratarnica-Planina" heisst aber jedenfalls nur das mässig hohe Plateau bei Vratarnica in Serbien, in dem südlich von diesem Dorfe der gleichnamige Pass von hoher strategischer Bedeutung eingeschnitten ist, der im österreichisch-türkischen Kriege (1837) unter dem Namen „Passo Augusto" durch die Aufreibung vieler Hunderte tapferer kaiserlicher Krieger eine traurige Berühmtheit erhielt *).

Der höchste Punct der serbisch-bulgarischen Grenzberge, die „Ivanova Livada" markirt bei der gleichnamigen serbischen Karaula die grösste Breite des Knjaževacer Kreises nach Osten. Sie hat nach Mclenković **) 1106 M., nach einer Schätzung des Belgrader Professors Pančić aber eine Höhe von nur etwa 950 Meter. Dieser Grenzpunct dürfte zufolge der jüngsten astronomischen Bestimmung des Dorfes Čupren etwas westlicher als auf unsern Karten fallen. Einige andere Details über diese serbisch-bulgarischen Grenzberge werde ich bei Berührung der Arčerquellen nachholen.

*) Kanitz, Serbien S. 312.
**) Karte von Serbien, 1851.

IV.

DURCH DAS LOMGEBIET ZUR DONAU.

Sedimentär- und krystallinische Region des Timokthales. — Passhöhe. — Keine Kirche Sv. Nikola. — Grosses Beklemeh. — Verschiedene Bestimmung der Karaule in der Türkei und Serbien. — Raubertbum und Gensd'armen. — Die Zaptie's aus den Gefilden Albaniens. — Der Gensd'arm der eigentliche Regent. — Weites Panorama nach SW. und NO. — Vegetation. — Abwärts nach Čupren. — Irrige Darstellung der Lomquellen. — Theilung der Strasse nach Lom und Vidin. — Der Han von Falkovec, ein prächtiger Aussichtspunct. — Die in Wirklichkeit nicht vorhandenen Städte unserer Karten. — Die ehemalige Bischofsstadt Drinovac. — Tataren, Tscherkessen und emigrirte Bulgaren am Lomflusse. — Owen Stanley's „Penpits" und Edward Brown's „Troglodyten". — Eine Mahnung für Archäologen. — Aufblühen Lom-Palanka's. — Einfluss des Postverkehrs und dessen Einrichtung. — Dampfschifffahrt. — Das Almus der Peutinger'schen Tafel. — Lom's Castrum, römische Inschriften, die Leg. I. Italia und sonstige antike Funde. — Der römische Donaulimes und seine Castelle.

Aus der Region der Sedimentärgebilde und tertiären Formationen des Timokthales hatten wir uns allmälig in die krystallinische Zone erhoben. Der Sattel des Sveti Nikolapasses und seine nächste gegen Serbien hinstreichende Abdachung constituiren sich aus dioritischen und piazitreichen quarzitischen Schiefergesteinen; ferner aus einem Amphibol-Andesit mit dunkler, fast schwarzer Hornblende, verwitterten grünlichen Feldspathausscheidungen und einer dunkelviolettgrauen felsitischen Grundmasse. Dieser Andesit besitzt grosse Aehnlichkeit mit dem von Breithaupt als „Tymazit" beschriebenen Trachyt von den Ufern des serbischen Mali Timoks *).

Während die südlichen kahlen Gehänge des Sveti Nikola-Balkans und seiner Ausläufer ein verwittertes, durch die grau-grünliche Farbe gesteigertes untröstliches Aussehen erhalten, sind seine nördlichen Abhänge mit einer prachtvollen Vegetation von Buchen und Eichen bestanden. In den höheren Partien walten Coniferen vor. Die höchsten Gipfel sind jedoch nackt und gewöhnlich

*) Bestimmung der von mir vom „Sveti Nikola" mitgebrachten Gesteinsarten in: Verhandl. der k. k. geol. Reichsanstalt. 1868. No. 26.

schon Anfangs October mit Schnee bedeckt. Die Höhe des Passes beträgt nach meinen Messungen 1384 Meter und jene des Gipfels mit 300 Meter höher angenommen, dürfte nicht überschätzt sein.

Auf der Passhöhe des Sveti Nikola-Balkans, welcher die Wasserscheide zwischen den Timok- und den Lomquellen bildet, trat mir nicht nach einer allgemein in Serbien verbreiteten Annahme ein Kloster Sveti-Nikola, sondern eine riesige Karaula mit einer Poststation entgegen. Es ist derselbe Punct, welchen Blanqui *) „eine schreckliche Mördergrube, besäet mit Gräbern ermordeter Leute" nennt. Seit den 35 Jahren, welche über den Besuch des französischen Akademikers hingegangen, sind die Grabhügel meistens eingesunken und die Kreuze bis auf ein einziges Steinkreuz, „Sveti Nikolske-Krst" genannt, verschwunden. Es ist dasselbe Kreuz, welches der Tradition nach dem Passe seinen Namen gegeben haben soll. Die grosse Unsicherheit des, wie Blanqui erzählt, „mühsam zu erklimmenden Saumpfades" scheint aber trotz dessen nunmehriger Umwandlung in eine 9,05 M. breite Poststrasse, begünstigt durch den dichten Wald und die nahe serbische Grenze, welche den Räubern Schutz bietet, permanent geblieben zu sein. Wenige Wochen vor meinem letzten Besuche hatte die 10 Mann starke Karaulabesatzung unter ihrem alten Buljukbascha einen harten Kampf mit wegelagernden Gesellen bestanden, welche es oft so schlimm treiben, dass die türkischen und serbischen Behörden gemeinsam Jagd auf dieselben zu machen genöthigt sind.

Die Errichtung der zahlreichen Karaule entlang der Poststrassen von Niš und Pirot nach Lom und Vidin ist also hinlänglich motivirt und die Ansiedlung der beutelustigen Tscherkessen in diesen Gegenden dürfte die vielen Gründe für deren kostspielige Erhaltung nur vermehrt haben. Sämmtliche Blockhäuser sind neu, fest gebaut und abwechselnd als breite Rundthürme, aus deren Parterre im Innern eine Wendeltreppe nach dem mit zahlreichen Schiessscharten versehenen ersten Stockwerk führt, oder in quadratischer Form mit vier rundthürmigen Aussprüngen an den Ecken und gleichfalls mit einem zur Vertheidigung eingerichteten Stockwerk construirt.

Von diesen Formen weicht jedoch der Grundriss der neuen grossen Karaula auf der Höhe des Sveti Nikolapasses ab, welche im Herbste 1870 während meiner Anwesenheit ihrer Vollendung entgegenschritt. Die Karaula zeigt ein Rechteck, an dessen Winkeln quadratische thurmartige Vorsprünge mit Schiessscharten je immer eine Seite bestreichen. Zur Herstellung dieses Blockhauses waren Hunderte christlicher Bauern aus vielen Meilen weit entfernten Dörfern aufgeboten worden. Ich begegnete ganzen Karavanen, darunter auch Greisen und Frauen, welche, mit Proviant in Säcken auf dem Rücken, den weiten Weg nach der Höhe

*) Voyage en Bulgarie. 1841.

machten; auf welcher sie im schlimmsten Wetter, ohne Obdach und ohne jede Entschädigung unter schwerer Arbeit mehrere Tage und Nächte zu verbringen hatten. Ist die neue Karaula bezogen, dann soll die alte, etwas baufällige, in einen Han für Reisende, mit Stallungen für Postpferde, verwandelt werden.

Während die serbischen „Karaule“ (Blockhäuser) neben der Respectirung der polizeilich-fiscalischen Vorschriften namentlich die Herstellung eines gesicherten Sanitätscordons zum Zwecke haben, entfällt diese letzte hochwichtige Bestimmung bei den türkischen „Beklemeh's“ (Karaule), da die sanitätspolizeilichen Vorschriften gleich den meisten europäischen Einrichtungen des „kranken Mannes“ grösstentheils nur auf dem Papiere stehen. Die türkischen Blockhäuser sind vielmehr dazu bestimmt, einerseits die christliche Bevölkerung und andererseits das stark um sich greifende Bandenwesen in Schach zu halten; desshalb liegt auch, ganz abgesehen von jenen auf den eigentlichen Grenzlinien, näher und entfernter von denselben, tief in's Land hinein und durch dasselbe zerstreut, gewöhnlich auf hochliegenden, die Dörfer der Rajah dominirenden Puncten, eine ganz respectable Zahl von Beklemeh's. Sie sind viel fester als die serbischen Blockhäuser, meistens aus Stein gebaut und in ihrer Form den kleinen Castellen St. Trinita, Klobuk u. A. in der Bocca di Cattaro ähnlich, durch welche Oesterreich das wilde Volk der Crnagora im Zaume zu halten sucht. Ein Brunnen und ein Brotbackofen befindet sich fast immer innerhalb des etwas unregelmässigen Palissadenzaunes, der sie umgiebt; doch fehlt ihnen ein eigentlicher Wall und Graben.

Der Dienst in den türkischen Beklemeh's wurde früher ausschliesslich durch irreguläre Milizen, durch die berüchtigten Baschibozuk's versehen. In diesen kleinen Forts war und ist selbst jetzt selten etwas von der grossen Reinlichkeit und dem ordonnanzmässigen Wesen zu finden, das oft in den türkischen Kasernen der Nizam's angenehm überrascht. An den Wänden laufen gewöhnlich niedere, unreinlich aussehende Pritschen umher. Auf der ebenso unsauber gehaltenen Feuerstelle befindet sich stets der zur Bereitung des dem Zaptie unentbehrlichen Mokkatrankes nothwendige Apparat. Sattel und Riemzeug ruhen in irgend einer Ecke, der reiche, mit glänzendem Metall und bunten, gewöhnlich rothen Troddeln geschmückte Zaum hängt an der Mauer, daneben Flinte, Handschar und Pistolen, der Stolz und die Freude des Zaptie's, der kostbare Waffenschmuck, dessen Besitz ihn zum Herrn, dessen Mangel den Christen zum Rajah macht.

In einem Gemache des oberen Stockwerkes, das durch zwei Schiessscharten etwas mehr Licht empfängt, fand ich einen Sohn aus dem albanesischen Gebiete der Toplica, auf untergeschlagenen Beinen. Er putzte seine Waffen, um die ihn manche occidentale Sammlung beneiden könnte. Mit Stolz reichte er mir seinen Handschar zu näherer Besichtigung. Es war eine lange, prächtige Klinge mit

reichen Gravirungen rhythmisch sich durchschlingenden Blattwerks, im maurischen Style. Ein reich ornamentirter Streif von getriebenem Silber bedeckte die Fuge zwischen Klinge und Kante des elfenbeinernen, reich mit Türkisen besetzten Griffes. Das Messer ist ein Erbstück meines Vaters, sagte mir der Zaptie in gebrochenem Bulgarisch. Dabei deutete er auf die blutigen Schriftzeichen, welche von der inhaltsreichen Vergangenheit des Handschars erzählten. Dabei lächelte er. Vielleicht hatte die Klinge schon die grausigen Bausteine zur Nišaer Schädelthurm-Hekatombe 1809 mit abgemäht! — Höchst wahrscheinlich dürfte sie aber im Jahre 1841 zur „Pacification" des durch unerhörte Steuerbelastung bis zur tiefsten Erbitterung aufgeregten Bulgarenvolkes beigetragen haben. Damals erwarben sich die bis zur Morava vorgedrungenen albanesischen Keiltriebe die höchsten Verdienste um die Pforte. In Schwärmen aufgelöst, durchzogen sie sengend, plündernd und mordend das Land. Der Jammer und das Wehklagen der ihres Herdes, ihrer Väter, Männer und Söhne beraubten Frauen und Kinder vereinigte sich zu einem fürchterlichen Nothschrei, der selbst das gegen die Leiden der Christen in der Türkei damals sehr apathische, von seinem Griechenrausche längst ernüchterte Westeuropa erschütterte!

Südlich von Montenegro bis zum Norden Griechenlands zieht sich das langgestreckte Steilland Albanien längs dem adriatischen Meeressaume hin. In seinen Bergen herrscht noch heute ein Stamm- und Clanwesen, wie es im Mittelalter in Schottland blühte, und gleich stark die Blutrache, wie sie noch vor einem Decennium Korsika decimirte. Kampf und Beutelust sind die charakteristischen Eigenschaften des Albanesen. Er ist der alte Schweizer der Türkei. „Als ein Knab der Waffen und des Adels Kind" ist das Kriegshandwerk seine Lust und die politisch-militärischen Einrichtungen des Landes begünstigen seinen ungezügelten Hang nach blutigen Abenteuern. Während die raublustigen Horden Thessaliens aber sonst nur am schwarzen Drin und Ohridasee ihr Müthchen kühlen konnten, geschah dies nun unter der Autorität des Sultans im Herzen seiner reichsten christlichen Provinz, in Bulgarien.

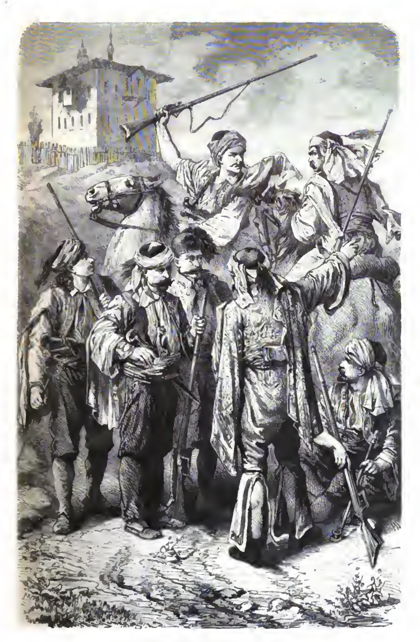
Wir besitzen ein höchst werthvolles Memoire aus jener Zeit, von dem durch Guizot in besonderer Mission nach Bulgarien entsandten Institutsmitgliede Blanqui. Obwohl derselbe erst mehrere Wochen nach der eigentlichen Katastrophe in Bulgarien eintraf, ist die Schilderung der Greuel und Verwüstung, die er allerorts traf, doch wahrhaft herzzerreissend. Endlich, nachdem das Land zur Wüstenei gemacht worden war, sandte die Pforte reguläre Nizam's nicht gegen die Bulgaren, sondern gegen ihre eigene Polizei aus, um die gänzliche Ausrottung der für sie so nothwendigen steuerzahlenden Rajah durch die albanesischen Baschibozuks zu verhüten.

In Constantinopel hatte man jedoch die guten Dienste der albanesischen

Menschenjäger nicht vergessen. Zur Verhütung fernerer Aufstände der Rajah, zur Unterstützung der oft unmenschlichen Forderungen armenischer Steuerpächter und nebenbei zum Schutze der Strassen baute man im Lande, an den Grenzen, Strassen und Pässen zahllose Beklemeh's (Karaule) und bevölkerte sie mit 4—10 Mann von den gefürchteten albanesischen Irregulären. Seit einigen Jahren werden sie Zaptie's genannt und Mithad Pascha, der manche ihrer Privilegien einzuschränken versuchte, gab ihnen auch eine Uniform, im Schnitte zwischen orientalischer und occidentaler Tracht die Mitte haltend. Doch nur in den Städten, unter den Augen des Pascha's, bequemte sich der den flotten Kleiderschnitt und buntes Farbengemisch liebende Baschibozuk zum Tragen derselben. Auf dem Lande sah man sie selbst vor wenigen Jahren nur äusserst selten.

Kein pittoreskerer Anblick als ein Trupp auf ihren kleinen, feurigen Pferden einhersprengender albanesischer Zaptie's. Man denke sich die ausdrucksvollen, kräftigen, lebensfrischen Gestalten, gehoben durch die kleidsame Tracht, die weitgeschnittenen am Knie unterbundenen, nach rückwärts geschlitzten Beinkleider von blauem oder gelbem Abatuch, benäht mit allerlei Schnürwerk und die Sandalen deckend, die grüne oder karmoisinrothe Jacke mit langen fliegenden Aermeln, reich gestickt mit Gold und Silber, das hohe rothe Fes, umhüllt mit weissem Leinenstoff, mit fliegender langer blauer Quaste den weissen Hemdkragen streifend, hierzu die schlanke „Albaneserin" (Flinte) an einem Riemen leicht über die Schulter gehängt oder senkrecht frei in der Hand balancirt, — der steinbedeckte Handschar, die in Silber getriebenen Pistolenschäfte und Patronentäschchen, die an bunten Schnüren befestigten metallenen Ladstöcke und Oelbüchsen, dies Alles sanft glitzernd und blinkend im Sonnenlichte, in hundertfacher Farbenbrechung wahrhaft berauschend an uns vorüber. Im Gegensatze zum Husaren, dem Beherrscher der weiten Ebenen, ist der Albanese der geborene Reiterheld der steilen Waldgebirge im Osten des illyrischen Dreiecks. Dort dürften die Abkömmlinge Scanderbeg's im Guerillakriege von europäischer Cavallerie kaum übertroffen werden.

Der Zaptie ist der eigentliche Regent der europäischen Türkei, der Bauer kennt und fürchtet nur ihn. Der Zaptie bringt die Befehle in die Dörfer, er interpretirt sie, erhebt die schuldigen Steuern, er steht dem Ingenieur zur Seite, weiss stets mehr als dieser und jeder Beamte, er bestimmt die Zahl der Bauern zur Zwangsarbeit bei Strassen-, Telegraphen-, Karaula- und sonstigen öffentlichen Bauten, welche gewöhnlich die Rajahdörfer mehr als die moslim'schen trifft und ohne Entschädigung geleistet werden muss. Der Zaptie ist Verwaltungsbeamte, Steuereinnehmer, Ingenieur, Polizist und oft auch Richter in einer Person. Mit ihm auf gutem Fusse zu stehen, ihn reichlich auf seinen Streifzügen zu bewirthen, seine Gunst in jeder Weise zu erwerben, ist das Streben aller



TÜRKISCHE KARAUL-ZAPTIES.

Čorbaschi auf dem Lande. Der Zaptie ist die Incarnation sultanlichen Regiments!

Von der Höhe des Sveti Nikolapasses erweitert sich das bereits auf Karaula Izvor geschilderte Panorama zu ungeahnter Ausdehnung. Im SW. erblickte ich weit weg über den Höhen des linken Nišavaufers ein hohes Gebirge mit spitzer Gipfelbildung, welches mir von der Karaulabesatzung einstimmig „Crna Trava" genannt wurde, ein Name, den ich auf Kiepert's Karte nicht fand, obgleich schon Ami Boué*) desselben als einer bedeutenden Erhebung bei Trn gedenkt. In WSW. traten die langgestreckten Kuppen des Suva-Planinastockes zwischen der Nišava und der bulgarischen Morava auf, weiter im W. die Spitzen des von mir im Jahre 1860 erstiegenen höchsten Berges in Serbien, des Kopaoniks und nur um Weniges nördlicher die scharfgezackten hohen Ketten westlich von Novipazar. Mehr nach dem Vordergrunde erschien das serbisch-bulgarische Grenzgebirge Jastrebac und in NW. wurden die serbischen Berge von Kruševac und Rudnik sichtbar.

Alle diese Gebirge waren mit Ausnahme der beiden letztgenannten bereits in der Mitte October tief herab mit Schnee bedeckt, und ihre weissen Spitzen contrastirten in wunderbarer Schärfe von dem tiefen Blau des kalten, aber klaren Herbstfirmamentes.

Bei verändertem Standpuncte nach Nordost in entgegengesetzter Richtung, ist das Rundbild vom Sveti Nikolapasse auf ein kleineres Segment beschränkt. Der Blick schweift über die westlichen, nacktgipfeligen hohen Berge, in welchen sich die Quellen des Lom's sammeln, abwärts zu den Hochplateaus und weiter hinaus zur Hochebene, die er bis zu seiner Mündung in die Donau durchfliesst, und über diese hinweg nach dem jenseitigen in grauer Ferne verschwindenden Flachlande Romaniens. Auch die Festung Vidin mit dem jenseitigen Kalafat, die Städtchen Arčer und Lom waren mit dem Fernrohr deutlich erkennbar.

Man wird schon aus dieser, in knappen Umrissen gezogenen Schilderung des Panoramas vom Sv. Nikolapasse entnehmen, dass seine Karaula einen nicht minder wichtigen Punct als das mit ihr correspondirende weisse Blockhaus von Izvor (S. 182) bei einer künftigen Triangulirung dieser Gebiete bilden wird.

Bei schneidender Kälte hatte ich die Aufnahme von Gebirgsprofilen und die Peilungen der wichtigsten Schnittpuncte vollendet. Hinab ging es, durch eine prachtvolle Landschaftsscenerie mit herrlicher Buchen- und Eichenvegetation, an mächtigen, zu Tage stehenden krystallinischen Blöcken vorüber, auf den in halsbrecherischen Curven steil tracirten Serpentinen zur zweiten tief unten liegenden Karaula am Čuprenbache und weiter in dem sich ausweitenden Thale zum Dorfe

*) Boué, La Turquie d'Europe. I. 195.

und zur Poststation gleichen Namens. Ich suchte beide auf den mitgenommenen besten Orientirungskarten vergeblich, fand dafür aber Orts- und Flussnamen, um deren Eruirung ich mich ganz resultatlos bemühte.

Selbst der um die Geographie der Türkei vielverdiente Ami Boué gab hier in Ermangelung eigener auf Autopsie beruhender Forschungen durch Wiederholung der Irrthümer der alten Karten denselben neue Bekräftigung und veranlasste dadurch auch Kiepert, sie in seiner Karte der Türkei 1853 unverändert fortzupflanzen. „Du Tzerni-Vr (!) descendent le grand Timok, le Smorden (!), le Lom, le Dschibra et les affluents du Nischava“ sagt Boué in „La Turquie d'Europe“ *). Den Tzrni-Vr liess Boué demnach als Wasserscheide zwischen der Donau und Nišava fortbestehen und in diesem, wie schon früher ausgeführt, selbst fabelhaften Gebirge den gar nicht existirenden Fluss „Smorden“ entspringen.

Ungeachtet ich diese grellen, unsere bisherige Kenntniss jener Gebiete genügend charakterisirenden Unwahrheiten bereits in der Einleitung meiner „Reise in Südserbien und Nordbulgarien“ (1868) als solche charakterisirte, kann man sie in Oberst v. Scheda's seitdem veröffentlichter Karte der Türkei wiederfinden. Ich darf mir es wohl ersparen, hier alle die zahlreichen Irrthümer der bisherigen kartographischen Darstellungen des Lomgebietes im Einzelnen aufzuführen. Ich beschränkte mich auf die Erwähnung der wichtigsten und verweise im Uebrigen auf die Vergleichung meiner Karte mit jenen, welche ihr vorausgingen **).

Mit der Uebersteigung des Sveti Nikolapasses und dem Eintritte in das Lomquellengebiet gewinnt die Scenerie schon nahe im Thale von Čupren, das durch die österreichische astronomische Bestimmung (1871) ein wichtiger Fixpunct für die Karte des westlichsten Bulgariens geworden ist, einen ganz veränderten Charakter. Von SW. nach NO. streichend und bei einer ziemlichen Ausdehnung allenthalben von mässig hohen Bergen umschlossen, zeigt es neben gut cultivirten Feldern reiche Obst- und Weinculturen, die auf eine ziemliche Wohlhabenheit seiner Bewohner schliessen lassen. Die Berge, welche das Thal von Čupren im Osten begrenzen, enthalten das Reservoir des eigentlichen Lom's, an dessen Wasseradern die Orte Gornje- und Dolni-Lom (Ober- und Unter-Lom) liegen.

Der Lomfluss wird ausser diesen noch von drei anderen Quellarmen gebildet: 1. durch den von ihm durch das Medvedgebirge geschiedenen Čuprenbach; 2. durch die von letzterem wieder durch die Berge von Vrhova getrennte Staikovska-rjeka, welche dem bulgarisch-serbischen Grenzgebirge entfliesst und 3. durch die Belotinska-rjeka, die von dem gleichnamigen Orte herabkömmt. Die Čuprenska und Staikovska-rjeka vereinigen sich bei Falkovce und werden vom

*) I. Band S. 151.

**) Ich nehme Kiepert's Karte vom Jahre 1871 aus, sie beruht hier, wie ich bereits erwähnte, auf meinen handschriftlichen Mittheilungen.

Lom bei Ružinec, die Belotinska aber östlicher, hinter Brusarci von diesem aufgenommen.

Bei dem Dorfe Čupren theilt sich die grosse Poststrasse in zwei verschiedene Stränge. Der eine führt in grösstentheils nördlicher Richtung durch das wildromantische Thal von Vrbova über Borovica nach Belogradčik und Vidin. Der zweite, direct nach Lom an die Donau ziehende, lässt das Thal von Vrbova links, die Dörfer Trgovište und Popinec rechts liegen und erreicht durch das hinter letzterem Orte sich etwas verengende Defilé der Čuprenska-rjeka deren Vereinigungspunct mit der Staikovska-rjeka bei dem Blockhause und Han von Falkovec, bei welchem sich auch die von Lom über Belogradčik nach Vidin gehende Strasse abzweigt.

Der Han von Falkovec bildet einen vorzüglichen Aussichtspunct in der entgegengesetzten Richtung auf die schon S. 182 vom Blockhause Izvor aus geschilderten hohen Gebirge und zugleich auf die Quellenreservoirs des Lomflusses. Das weite Panorama wird im S. durch die Berge von Ciporovica und Čupren, im N. durch die Stolovi begrenzt und ist für die Orientirung über die Orographie dieser bisher wenig gekannten Gebiete von hoher Wichtigkeit. Der bescheidene Han lehnt sich ganz pittoresk an einen colossalen Felsblock, an den letzten gegen SO. vorgeschobenen rothbraunen Ausläufer der romantischen Sandsteinwelt, welche den Reisenden von Belogradčik bis Falkovec auf dem linken Ufer der Staikovska-rjeka begleitet und durch ihre bizarren Formen dessen Phantasie angenehm beschäftigt.

Unmittelbar hinter Falkovec ermässigen sich die Berge zu einer bis hart an den Uferrand der Donau streichenden Terrasse, welche grösstentheils von Löss constituirt wird und durch die sich der bei Krivobara nach Aufnahme aller Zuflüsse bereits sehr beträchtliche Lom sein vielgekrümmtes, oft verändertes Rinnsal in der allgemeinen Hauptrichtung SNO. gegraben hat.

Das Lomthal ist sehr fruchtbar und hat eine weit dichtere Bevölkerung, als man nach v. Scheda's Karte annehmen möchte. Selbst die wenigen dort angegebenen Orte liegen aber nicht an der richtigen Stelle, sondern grösstentheils an dem schon erwähnten Smordenfluss, der ebenso wenig existirt, als die beiden Städte Pirsnik und Drinovatz, welche in Stieler's Hand-Atlas u. a. O. am Lomflusse bisher figurirten. Vom Sveti Nikolapass abwärts bis zur Donaustadt Lom begegnete ich keiner einzigen Stadt.

So gesegnet der Boden des Lomgebietes ist, fehlte es ihm doch seit Jahrhunderten an den nothwendigen Bedingungen zur Entwicklung von Gewerbe- und Handelsthätigkeit und zur glücklichen Verwerthung seiner reichen Naturschätze. Er wurde durch fortwährende Kämpfe entvölkert und erst in diesem Jahrhundert durch romanische Einwanderer vom jenseitigen Donauufer theilweise

wieder etwas stärker besiedelt. Da Letztere aber in ihren Bedürfnissen und Lebensanforderungen immer noch auf primitivster Stufe stehen, wird es für das nordwestliche Bulgarien einer nach ganz anderen Principien vorgehenden Verwaltung bedürfen, um die für das Aufblühen von Städten nothwendigen, im Keime wohl vorhandenen Elemente zur vollen Entfaltung zu bringen.

War es also dem verewigten Consul v. Hahn vorbehalten, vor wenigen Jahren das ganz ungekannte albanesische Städtchen Kruševo (mit etwa 3000 Einwohnern) in die Karte einzutragen, so fiel mir die entgegengesetzte Aufgabe zu, ausser der bereits erwähnten Stadt „Isnebol" am Timok, auch die Städte „Pirsnik" und „Drinovatz" am Lom unnachsichtlich aus der Karte zu streichen; denn von allen diesen 3 Städten existirt nur die letztere in Gestalt eines kleinen Dorfes von 80 Häusern. An seiner Stelle mochte einst wohl, einer vorhandenen Castellruine nach zu urtheilen, eine römische und höchst wahrscheinlich von den Byzantinern restaurirte, später altbulgarische Stadt gestanden haben, die nach älteren Schriftstellern auch der Sitz eines Bischofs war. Heute hat Drinovac aber nicht einmal eine eigene Kirche. Es ist zum nahen, hart an der Strasse liegenden grossen Dorfe Čorlevo eingepfarrt, welches auch ein Blockhaus besitzt und das die Zwischenpoststation zwischen Čupren und der Stadt Lom-Palanka bildet.

Von Čorlevo bis zur Donau begegnet man hart am Lomflusse dem buntesten Völkergewirre. Bulgaren, Romanen, Tataren und Tscherkessen wohnen hier in oft nur 20 Minuten von einander entfernten Dörfern. Die Tataren haben ihre aus der Krim herübergebrachte Tracht bereits grösstentheils abgelegt und dafür das bulgarische Nationalcostüm, die Čubara (Schaffellmütze), das weisse faltige gestickte Hemd und Opintschen (eine Art Sandalen) als Fussbekleidung eingetauscht. Sie sprechen bereits vielfach das Bulgarische, sind bei der slavischen Bevölkerung ziemlich beliebt und haben im Hinblicke auf die verhältnissmässig kurze Zeit ihrer Anwesenheit ihre Niederlassungen durch deren allgemein gerühmten Fleiss zu ziemlich erheblichen Wohlstand gebracht. Besondere Sorgfalt wenden sie auch ihren Schulen zu.

Wie weit die auf beiden Lomufern angesiedelten Tscherkessen in der Cultivirung der grossen bulgarischen Terrasse sich bewähren werden, dies muss die Folge lehren. Im Beginne hatten sie sich durch ihr herrisches Auftreten, durch ihren Hang zur Widersetzlichkeit, zu Raub und Diebstahl, sowohl bei den Türken als bei der tatarisch-romanisch-bulgarischen Landbevölkerung sehr verhasst gemacht. Seit dem Jahre 1864 ist jedoch ein allmäliger Umschwung zum Besseren eingetreten. Die Noth zwang die Helden des Kaukasus sich zur Feldarbeit zu bequemen. Ich sah schon im Jahre 1870 sogar einzelne tscherkessische Frauen an derselben sich betheiligen. Nur an der grossen Vorliebe für fremde Pferde hält der Tscherkesse fest. Er rivalisirt in dieser Beziehung mit den

TROGLODYTENDORF AM LOM.

nomadisirenden Zigeunern und Hunderte büssen stets in der Vidiner Feste den unbezwinglichen Hang, sich auf Kosten ihrer Nachbarn beritten zu machen. Schwer trifft den Tscherkessen selbst die geringste Freiheitsstrafe. Bei fortgesetzter unnachsichtiger Strenge dürfte er sich also auch bezüglich fremder Vierfüssler zu mehr occidentalen Rechtsbegriffen bequemen.

In dem Dorfe Vasilovec begegnete ich den, im Jahre 1861 auf russische Versprechungen hin nach der Krim ausgewanderten, im Jahre 1862 aber vollkommen enttäuscht zurückgekehrten Bulgaren. Sie fanden ihre verlassenen Dörfer von den an ihrer Stelle colonisirten Tataren bereits besetzt und es blieb ihnen nichts übrig, als sich, so gut es ihre Mittel erlaubten, neue Wohnstätten zu bauen. Diese sehen wohl schlimm genug aus und setzen ein westeuropäisches Auge in nicht geringe Verwunderung. Ich sah hier leibhaft die von Owen Stanley ausführlich beschriebenen, von den Menschen der Bronzezeit bewohnten „Peupits" zu Anglesea*) in nur wenig veränderter Gestalt vor mir. Zur Hälfte in der Erde eingegraben, mit einem auf schief gegen einander gestellten Baumstämmen aus Erde gestampften Dache und riesigen, aus Rohr geflochtenen Rauchfängen machen sie den Eindruck wahrer Troglodyten-Wohnungen. Hier von diesen Bulgaren, als Nachfolgern jener „Trogloditae", welche nach Ptolomäus im Nordosten Mösiens an der Donau hausten, hätte Edward Brown**), der genau vor zweihundert Jahren im Auftrage der Londoner gelehrten Gesellschaft diese Länder bereiste, noch viel gerechtfertigter als bei dem Anblicke einiger Zigeunerhütten ausrufen können: „Now I believe the Troglodytes of old, whereof Herodotus and Strabo told. Since every where about these parts in holes circular men I find and human moles."

Hält man aber dieses Beispiel primitivster Bauweise den architektonisch fortgeschrittenen Werken entgegen, welche ein und dasselbe Volk in den Städten ausführt und bewohnt, so ergiebt sich wohl für den Archäologen und Culturhistoriker die Mahnung, bei der Beurtheilung, Classificirung und Scheidung der prähistorischen Reste sehr vorsichtig zu sein. Denn wir finden hier die Angehörigen eines Volkes, welches die verschiedensten Handwerke mit Meisterschaft betreibt, welches den bewunderungswerthesten Filigranschmuck, ausgezeichnete Töpferarbeiten und Webereien erzeugt, in Wohnungen, ähnlich jenen der Kaffern, welche bekanntlich in allen Künsten auf sehr niedriger Stufe stehen.

In streng nordöstlicher Richtung erreicht man von Vasilovec nach $1\frac{1}{2}$ Stunde die rasch aufblühende, ungemein handelsthätige und eine der wichtigsten Dampfschifffahrtsstationen an der unteren Donau bildende türkisch-bulgarische Stadt

*) On the remains of the Ancient Circular Habitations in Holyhead Island. By the Hon. W. O. Stanley.

**) A brief account of some travels in Hungaria, Servia etc. London 1673.

Lom-Palanka. Sie ist der Amtssitz des gleichnamigen Kasa (Kreises) und liegt hart am Einflusse des Loms in die Donau, was unsere Karten und auch die jüngste von Oberst v. Scheda nicht verhinderte, sie $^3/_4$ Stunden donauaufwärts, vom Lomflusse entfernt, an einen kleinen, nicht existirenden Bach zu verlegen.

Bevor wir hier von der grossen, über den Sveti Nikolapass führenden Poststrasse Abschied nehmen, deren letzte Strecke von Čorlevo bis zur Donau schlecht tracirt war und später an mehreren Stellen umgebaut werden musste, sei hier nochmals des früheren Donauprovinz-Gouverneurs Mithad Pascha in Ehren gedacht, dessen eiserner Strenge und Energie, Eigenschaften, welche ihn allerdings manchmal weit über das Ziel hinausgehen liessen, es gelang, diese riesige Baute, man darf sagen, diesen ersten, nach europäischer Weise erbauten Strassenzug der Türkei in verhältnissmässig kurzer Zeit dem Postbetriebe zu übergeben. So primitiv und unvollständig er auch in mancher Hinsicht sein mag, erscheint er doch als eine wahre Wohlthat für den Verkehr und verdient die vollste Würdigung Jener, welche die früheren Verhältnisse kannten. Der auf dieser Strasse eingerichtete, früher in der Türkei gänzlich ungekannte Fahrpostdienst wird von einer Gesellschaft unter der Aegide der Regierung betrieben. Einige grössere Karaule an der Strasse dienen zugleich als Ställe für die zu wechselnden Pferde und als Postaufnahmsstationen für die Reisenden. Die Wagen sind nach einem leider nicht sehr glücklichen Modelle gebaut, offen, klein und enge. Etwas Heu zum Sitze ist der ganze Comfort, welchen die Postanstalt bietet, für das Mehr hat der Passagier selbst zu sorgen. Die Berechnung geschieht nach den kleinen türkischen Wegstunden mit 5 Piastern für eine und 7 für 2 Personen. Nur im Nothfalle vermag der Wagen noch eine dritte Person neben dem Kutscher aufzunehmen und jedenfalls nicht ohne Benachtheiligung seiner schwachen Pferdchen. Wie man mir versicherte, sollen jedoch Wagen und Pferde von grösseren Formaten baldigst eingeführt werden.

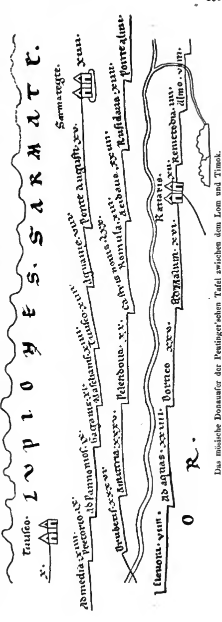
Durch die neue Strassenanlage hat namentlich die türkische Kaimakamsstadt Lom sehr gewonnen. Sie ist durch den neuen Strassenzug der Haupteinfuhrhafen walachischen Salzes, von Manufactur- und Colonialwaaren für das ganze nordwestliche Bulgarien geworden, und ebenso der Ausfuhrhafen für dessen mannigfache Bodenproducte, für Getreide, Vieh, Felle, Wolle u. s. w. Bald werden die primitiven Verkehrsmittel aus und nach dem Innern des Landes nicht mehr genügen. Wenn irgend eine Nebenlinie von der projectirten Niš-Constantinopler Haupt-Eisenbahnlinie gerechtfertigt erschiene, so wäre es eine Schienenverbindung zwischen Sofia, Pirot oder Bela-Palanka mit Lom. Der Handel von Bulgarien, Oesterreich-Ungarn und den Donaufürstenthümern wird sie in nicht ferner Zeit dringend verlangen.

Schon heute gehört die Lomer Agentie der k. k. Donau-Dampfschiffahrts-

gesellschaft in Bezug auf Grösse des Verkehrs zu den bedeutendsten der unteren Donau, ein Aufschwung, welchen sie in erster Linie der allgemeinen Vermeidung des serbischen Transitweges, andererseits aber auch der Thätigkeit des seit langen Jahren dort stationirten, äusserst umsichtigen Agenten Rojesko verdankt. Besondere Verdienste erwarb sich derselbe während der Tscherkessen-Einwanderung, für welche Lom einen der stärksten Landungsplätze bildete. In einem späteren Capitel werde ich davon weiter sprechen. In Lom begegnet man auf Schritt und Tritt den ehemaligen Söhnen des Kaukasus.

Bisher hat die Tscherkessenansiedelung der hohen Pforte nur grosse Verlegenheiten bereitet und ihr, gleich der bulgarischen Rajah, ungeheure Opfer in verschiedener Form auferlegt. Zum Nachtheile der Rajah verleiht jedoch das tscherkessische Element der türkischen allmälig absterbenden Raçe neue Kräftigung und bildet eine schwer zu übersteigende Grenzbarrikade zwischen Bulgarien und dem aufstrebenden unabhängigen Serbenlande, nach dem die benachbarte Rajah in früherer Zeit oft sehnsüchtig blickte.

Wie beinahe in allen Donaustädten, hat sich auch in Lom das Türkenthum unmittelbar auf den Resten der einst römisch-byzan-



Das mösische Donauufer der Peutinger'schen Tafel zwischen dem Lom und Timok.

tinischen Festungswerke angesiedelt. Das Itiner. Ant. gibt 18 Millien von Ratiaria entfernt den Ort Almus an. Die Peut. Tafel setzt ihn nur 16 Mill. weg von der mösischen Donauhauptstadt an. Letzteres Maass trifft beinahe genau auf die Entfernung zwischen Arčer und Lom-Palanka. Nach Vergleichung der verschiedenen Itinerarien und der folgenden Mansionen bis Nikopolis herrscht kein Zweifel darüber, dass Ratiaria an der Stelle von Arčer und Almus an Lom's Platze gestanden haben.

Noch heute ist der Umfang des zuletzt byzantinischen Castrums des Städtchens Almus zu erkennen. An seiner gegen die Donau zugewendeten Nordseite fand ich hart am Flussufer ein riesiges, unzweifelhaft römisches Stück Mauerwerk in der Breite mehrerer Meter, welches wahrscheinlich durch Unterwaschung vom hohen Rande der Lössterrasse abgeschwemmt worden war und dessen Material, nach analogen Fällen zu schliessen, wohl bald in allerlei bulgarisch-zinzarischen Kunstbauten verschwinden dürfte.

Das ausschliesslich von Türken bewohnte Kaleh (Schloss) besteht aus einem quadratischen, ziemlich hohen Erdwalle mit Rundbastionen an den Ecken, die einige kleine Geschütze enthalten. Seine Seiten messen etwa 190 M. Es ist dies höchst wahrscheinlich jene Begrenzung, auf welche, wie Procopius*) mittheilt, Kaiser Justinian den zu ausgedehnten Ort eingeschränkt hatte, um ihm grössere Stärke zu verleihen. Nach der Notitia Imp. lag hier eine Abtheilung Reiterei**). Gegenwärtig ist die Vertheidigung des Kaleh der türkischen Bevölkerung anvertraut, welche eine Art Nationalgarde bildet. Die beiden Thore an der Süd- und Westseite, durch welche das Kaleh mit der eigentlichen Stadt communicirt, werden des Abends geschlossen.

Sowohl das Amtsgebäude des Kaimakams, wie die grösseren Moscheen und Handelsniederlagen befinden sich ausserhalb des Kaleh, im türkisch-christlichen Stadttheile. Grund und Boden sind zu Lom in den letzten Jahren bedeutend an Werth gestiegen. Bauplätze, vor einiger Zeit kaum 2000 Piaster werth, wurden zuletzt um 4000 verkauft. Die Stadt erweitert sich fortwährend durch Neubauten und Manches wurde für die Regulirung ihrer Hauptstrassen gethan. Weniger geschieht leider für den intellectuellen Aufschwung. Die christlich-bulgarische Gemeinde zählt sehr reiche Mitglieder; doch nur wenige jüngere Kaufleute fühlen das Bedürfniss besserer Schulen und hegen einiges Verständniss für wissenschaftliche Strebungen, wie z. B. für die Abfassung besserer Lehrbücher, an welchen der dortige Lehrer Nikola Prvanov durch eine Grammatik und Formenlehre nach Miklosič' und Daničič'schen Vorbildern sich zu betheiligen sucht.

Die reiche fränkische Israelitengemeinde Lom's baute neuestens eine grosse

*) Mannert's Geogr. VII. Bd.

**) Forbiger's Handb. III. Bd.

Synagoge und Schule, aber auch sie ist viel zu orthodox, um dem wahren Fortschritte zu huldigen.

Von zwei Votivsteinen, welche ich im Jahre 1864 zu Lom fand, bestätiget einer die Mittheilung des Dio Cassius, dass die LEG. I. ITAL.*) ihren Standort in Mösien hatte**). Ich fand diesen Stein, welcher sich auf Titus Vitrasius Pollio, Consul im Jahre 176, Legat von Unter-Mösien unter Ant. Pius, bezieht, im Tschiftlik Mahmud Bey's, Abkömmlings des berühmten Ismael-Aga's von Lom-Palanka, dem die Stadt mehrere ihrer grössten Bauten, Moscheen, Bäder und Brunnen verdankt. Die schöne „Tschadravan-Tschesme", ein Brunnen, der gegenwärtig leider sehr dem Verfalle zueilt, und das Bad in der Nähe der Čaršia-Dschami sollen ebenfalls von ihm, nach der Meinung Anderer aber von einem in Stambul reich gewordenen Fleischer, Namens Kassab-Baschi, vor etwa 200 Jahren erbaut worden sein.

Das Tschiftlik Mahmud Bey's liegt hart auf dem Rande der niederen Terrasse, „Karvagatsch-bair" genannt, welche am rechten Lomufer, also jenseits der heutigen Stadt, zur Donau hinabzieht, und wo unzweifelhaft einst ein Theil des römischen Almus gestanden hatte. Bei der Abrutschung einer höheren Partie dieser Terrasse kam jener $1{,}_{26}$ M. lange, $0{,}_{40}$ M. breite, die Schwelle des Gartenpavillons Mahmuds bildende Stein, welchen ich bereits erwähnte, nebst einem zweiten zum Vorschein, welcher angeblich einen Reiter en relief darstellte. Er soll von dem Dorfe Mokreš angekauft und in dessen neuer Kirche eingemauert worden sein. Hart am Friedhof-Eingange der Čitak-Džamia-Strasse zu Lom fand ich das Fragment eines dritten Steines. Er dient, verkehrt in den Boden eingelassen, mit der Inschrift nach abwärts, als Piedestal einer grossen horizontalen Steinplatte, auf welcher die Türken ihre Todten abzusetzen pflegen, bevor sie dieselben in die Grube senken.

Auch die Lesung dieser Inschrift wurde von Professor Mommsen, dem ich die Abschriften aller von mir im Jahre 1864 in „Moesia superior" aufgefundenen römischen Steine im Jahre 1866 zu Berlin persönlich vorlegte, im „Corpus" ***) der k. Berliner Akademie (1873) veröffentlicht.

Ausser den erwähnten römischen Architektur-Resten und Inschriftsteinen, sah ich in Lom eine Menge, grösstentheils aus der späteren Kaiserzeit herrührender Münzen; ferner ein Relief-Medaillon von Bronze und sehr hübscher Arbeit, welches von dem früheren Besitzer, Herrn Rojesko, dem österreichischen General-Consul Lenk verehrt wurde.

Die römisch-mösische Donau-Heerstrasse bildete eine ununterbrochene Reihe

*) Man findet ihn in Mommsen's „Corpus", III. 2. unter No. 6125.

**) Andere Beweise in Mommsen's „Corpus", III. 1. S. 149.

***) Corpus, III. 2. No. 6121

grösserer, durch kleine Castelle und durch Rundthürme mit einander verbundener Befestigungen. Gleichwie auf meiner späteren Route von Vidin nach dem Timok, stiess ich auch, als ich im Jahre 1864 eine Recognoscirungstour nach dem fictiven Smordenfluss unserer Karten unternahm, auf der kurzen Strecke zwischen Lom und Arčer auf die Rudimente unzweifelhaft römischer Werke. Sie liegen hart am Rande der zwischen beiden Städten in beinahe stets gleichmässiger Höhe fortlaufenden Lössterrasse, welche bei hohem Wasserstande von den Fluthen des austretenden Stromes bespült wird.

Das erste Castell, dessen Standort von den Türken „Kalehhair“ (Schlosshügel) genannt wird, ist im □, in der gewöhnlichen Grundrissform der römischen Castrums angelegt. Die Seiten seines Walles messen je 57 M. Ich sah hier römische und wahrscheinlich von einer späteren, vielleicht byzantinischen oder slavischen Erneuerung herrührende Ziegel in buntem Gemische durcheinander.

Etwa 1 Stunde vor Arčer fand ich weiter, auf einem sehr vorspringenden Puncte des Terrassenrandes, die Rudimente eines zweiten Werkes in der Form eines Rundthurmes mit Ruinen und zwar ziemlich genau an der Stelle, wo die Tab. Peut. ihr Remetodia, 4 Mill. von Ratiaria entfernt, ansetzt. Reichard gibt dieses Remetodia gleichfalls in seinem Atlas auf diesem Puncte der Karte an, obwohl er, da Niemand vor mir (1864) diese Strecke archäologisch durchforscht hatte, nicht die geringsten örtlichen Anhaltspuncte dafür besass. Thürme von ähnlich kreisförmigen Grundrissen traf ich zu Kula, Gamzigrad und an anderen Orten. Es waren zweifellos Theile eines grösseren, in einander greifenden Befestigungswerkes, wie deren auch am Rhein gefunden wurden.

Nach Hinwegräumung der 1 M. hohen Schuttdecke des Rundthurmes kam dessen Grundfeste zum Vorschein. Sie war mit Benutzung architektonischer, zum Theil hübsch profilirter Steinplatten, darunter eine von $0_{,32}$ M. Höhe, $1_{,90}$ M. Breite, $3_{,79}$ M. Länge, construirt. Ich erkannte diese tief im Erdreich versenkten Steine als Reste älterer Bauten und durch ihre Verbindung mit unzweifelhaft echt römischem Mauerwerk rechtfertigen sie wohl die Annahme, dass dieser Thurm, gleich vielen anderen kleinen römischen Werken an der Donau und am Timok, erst in der Periode nach dem Aufgeben des siebenbürgisch-walachischen Daciens, von Seite Roms etwa im 3. Jahrhundert n. Chr. zum Schutze des durch die Angriffe der Barbaren bedrohten Mösiens erbaut worden war. In den Völkerstürmen zerstört, wurde der Befestigungsgürtel an der Donau nach Procop's Zeugniss von Kaiser Justinian grösstentheils wieder hergestellt. Den Oberbau der meisten Römerwerke benutzten aber die Bulgaren und Türken als bequeme Steinbrüche zur Erbauung ihrer festen Schlösser und Städte. So dürfte auch der Oberbau des einstigen Remetodia gleiches Loos mit jenen des

Castrums von Florentiana u. A. getheilt haben und wahrscheinlich in den Festungsmauern Vidin's verschwunden sein.

Die Trace der alten römischen Strasse, welche am Donauufer hinlief, vermochte ich trotz eifrigen Suchens nicht aufzufinden. Ihre Spuren sind wohl längst von dem Alluvium des lehmigen Bodens bedeckt worden.

V.

ZWISCHEN LOM, ARČER UND VITBOL.

Vergebliches Forschen nach Fluss und Dorf Smorden unserer Karten. — Das ungekannte Skomlja-flüsschen — Die Terrasse zwischen Lom und Arčer. — Kloster Sveti Vraca. — Seine Kirche und Wunderquelle. — Quellgeister. — Keine schreibkundige Seele zu Skomlja. — Schilderung einer bulgarischen Dorfschule. — Arčer, das alte Ratiaria. — Ein treffender Ausspruch Carey's über die römische und türkische Epoche der Donauländer. — Geschichtliches über Ratiaria. — Archäologische Funde daselbst. — Mommsen's „Corpus". — Aufsuchung der Römerstrasse zwischen Naissus und Ratiaria. — Römische Steinbrüche bei Lagošuvce. — Das Bett des Arčerflusses. — Fund eines Castrums bei Ostrokavce. — Ruinen einer römischen Stadt bei Kladrup. — Ein bulgarischer „Cromlech". — Inschriften und Gräberhügel bei Rabiš — Conbustica und die Peut. Tafel. — Der „Pilav bair" und Landsee bei Rabiš. — Weite Fernsicht von der Magura. — Ein rückgewanderter Krim-Emigrant. — Sprachtalente der Bulgaren. — Die Rakovicka-rjeka. — Serbische Haiduken 1864 zu Makreš. — Vitbolquellenstudien. — Im Kmetenhause zu Gramada. — Türkisches Čiftlik. — Zurückweichen der Türken ausserhalb der Städte. — Die Wasserhebewerke der Bulgaren. — Das Vitbolgebiet auf Oberst v. Scheda's Karte. — Nizam-Piquet auf einem Castelle des römischen Donaulimes. — Serbisches Wappen auf der Kirche zu Vitbol. — Kalkfelspilonen bei Voinica. — Romantisches Nachtbivuank zu Sadrca. — Ein 120jähriger Rajah. — Trauriger Zustand der Čerkessencolonie Kala. — Originelle Getreidereinigung zu Storapatica. — Verrufenes Čerkessendorf. — Waldeinsamkeit im Kloster Sveta Truica. — Verkommene Mönche. — Ihre Ideale. — Das Kirchlein und des Hegumens Reisesegen. — Die Klosterschlucht glücklich im Rücken.

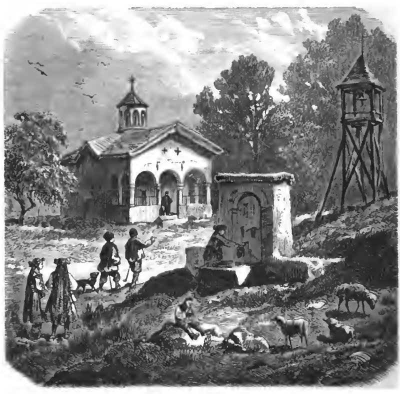
Nach allen und selbst den besten neueren Karten der Türkei hätte ich auf der Route von Lom nach Arčer, beiläufig in der Mitte zwischen den beiden zuletzt beschriebenen römischen Befestigungen an der Donau, auf das Dorf „Smordeni" an der Einmündung des gleichnamigen Flusses stossen müssen. Alles Fragen nach Dorf und Fluss war jedoch vergebens. Ich fand sie beide so wenig, wie früher das riesige „Zrni-Vrch"-Gebirge, von dem die Quellen des räthselhaften Flusses herabkommen sollten. An der Stelle des Smordenflusses traf ich aber im Jahre 1864 einen kleinen Bach, Skomljá rjeka genannt, dessen Quellen den von unseren Karten nicht gekannten Stolovibergen bei Belogradčik entfliessen.

Das Reservoir des nahe bei Tolovica in die Donau mündenden Skomlja-Flüsschens kennen zu lernen, ferner Quellen und Lauf des Arčers und Vitbols — die Existenz eines selbständigen Rakovickaflüsschens ahnte ich damals noch nicht — näher zu bestimmen, bildeten wichtige Programmpuncte meiner Reise im Jahre 1868.

Bei Krividol, einem schönen von Bulgaren bewohnten Dorfe am Lomflusse, bog ich nach W. ab und befand mich, nachdem ich die sanfte Böschung erstiegen, wieder auf dem Plateau der langgestreckten Donauterrasse, welche zwischen Lom und Vithol an ihren höchsten Erhebungspuncten 130 Meter erreicht und stellenweise ziemlich stark bewaldet ist. Ich verfolgte zunächst die angegebene Richtung nahe am Terrassenrande. Zwischen der Lom- und Skomljamündung zieht sich dieser als zweite höhere Stufe im Halbkreise von einer etwas niedrigeren, bis hart an das Donauufer streichenden, ziemlich cultivirten Terrainstufe zurück und gestattete auf letzterer die Ansiedlung von Tataren und Tscherkessen vor einigen Jahren. Zu meinen Füssen lagen die Dörfer Urzoja (Tataren), Sliva, dessen bulgarische Bevölkerung im Jahre 1861 nach der Krim emigrirte und durch Tataren ersetzt wurde, dann Dobridol, von Tataren und Tscherkessen bewohnt. Von oben herab gesehen, gewähren diese drei Orte einen wenig erfreulichen Eindruck. Sie gleichen willkührlich durch einander geworfenen Reihen grosser Heuschober. Der Boden ist hier vortrefflich und ernährt so reichlich seine Leute, dass die fleissigen Tataren bei guter Ernte bereits einen lebhaften Körnerhandel treiben. Ihre Wohnungen sind aber vorläufig auch nicht viel besser, als jene der faulen Tscherkessen.

Das Terrain der zweiten höheren Terrassenstufe, auf der ich mich bewegte, ist landeinwärts, so weit das Auge blicken konnte, mit niederem Eichengestrüpp bedeckt. Nur hier und da erscheinen einzelne Maisculturen, dann Melonen- und Kürbisfelder. Sie gehören grösstentheils Tataren und Tscherkessen. Von ersteren traf ich gewöhnlich Mann, Frau und Kinder auf den Feldern thätig, von letzteren wohl die jungen Sprösslinge, aber nur ausnahmsweise auch Frauen. Wie jedoch der Tatare schon theilweise sich akklimatisirte, bulgarische Kleider trägt und hie und da schon etwas bulgarisch spricht, so werden auch allmälig die Tscherkessen aus ihrer Absonderung heranstreten und ihre Erziehung des weiblichen Familientheiles für ein unthätiges Haremleben bald aufgeben müssen. Gegenwärtig sind sie noch immer von Bulgaren, Tataren und selbst von den Türken gleich gefürchtet. Noch zuletzt hatten sie nächtlicher Weise das von Dobridol etwa ³/₄ Stunde entfernte Kloster Sv. Vraca geplündert und der Hegumen (Klosterabt) sah sich genöthigt, einen halbinvaliden Tscherkessen als Wächter anzustellen, um sich einigermassen gegen weitere Ueberfälle seiner Landsleute zu sichern.

Der tatarische Muchtar (Dorfvorsteher) von Dobridol ritt uns als Wegweiser voran nach Kloster Sv. Vraca. Es liegt auf einer mässigen Anhöhe in einem jener zahlreichen Thaleinschnitte der Terrasse, welche sich von Westen nach Osten gegen die Donau hin öffnen. Bei Dobridol trat an die Stelle spärlichen Graswuchses und niederen Gestrüpps schönes Wiesenland und wenn auch nicht



Kloster Sveti Vraca.

dichter, doch immerhin hübscher Laubwald, in dem ausser anderem Wild, zahlreiche Rebhühner nisteten. Noch einen freundlicheren Anblick gewährten aber das Kloster, seine Felder, Weingärten und Obstculturen. Ich fand es auf allen Seiten umrahmt von prächtigem Grün und unter dem Schatten reichtragender Nussbäume hütete sein Mokane (Hirt) dessen zahlreiche Heerden.

Sveti Vraca war vor 40 Jahren abgebrannt und wurde erst im Jahre 1856

von dessen gegenwärtigen Hegumen erneut. Das von Zinzaren erbaute schmucke Klosterkirchlein besteht aus einem Langschiffe, dessen Giebeldach eine kleine Kuppel krönt. Seine schönste Zierde bildet der von Säulen getragene, die Stelle eines Narthex vertretende Vorbau und dessen etwas phantastisch decorirtes Portal. Dieses feiert in der primitivsten Thiersymbolik den Sieg des Christenthums über das Heidenthum. Die Portalzierde trägt ganz den Charakter ähnlicher Arbeiten in der Kirche zu Bregova am Timok und erinnert, wie alle ähnlichen macedo-vlachischen Werke, lebhaft an byzantinische Vorbilder und Traditionen.

Auf dem grünen Plane zwischen der Kirche und den beiden ärmlichen Wohngebäuden der Mönche erhebt sich ein hölzernes Glockenthurmgerüste, zu dessen höherem Stockwerke eine sehr gefährliche Leiter führt. Gleich beim Eintritte spendet ein hübscher Klosterbrunnen von türkischer Bauweise das herrlichste Wasser. Eine zweite Quelle birgt ein dunkler kapellenartiger Bau. Ihre mystisch wirken sollenden Heilkräfte, namentlich für Augenkrankheiten, führen sehr viele Gäste nach Sv. Vraca. Wie bei den Serben*) fand ich auch in Bulgarien Spuren jenes alterthümlichen Wassercultus, wie er einst nach den Berichten alter Schriftsteller bei Galliern, Germanen und anderen Völkern als „Seecultus" verbreitet war. Den Göttern der See wurden Opfer aller Art gebracht und einen Rest dieser Traditionen darf man wohl in den Münzen erblicken, welche die Südslaven, ähnlich den Schotten**) u. A., in die geweihten heilthätigen Quellen werfen. Natürlich fallen sie den „heiligen" Männern zu, welche durch Gebet die Wunderkraft des Wassers zu verstärken wissen. An Sonn- und Festtagen, besonders aber am jährlichen „Sabor", am Feste des Klosterpatrons, können die drei Mönche des Klosters kaum allen Anforderungen der Gläubigen entsprechen und der Hegumen Vasilije, der von seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem den Beinamen „Hadschi" führt, feiert an solchen Tagen, trotz seiner an Bauernthum grenzenden Unbildung, geistige und materielle Triumphe.

Vergebens war mein Forschen in Sv. Vraca nach alten Büchern, Kirchengeräthschaften u. s. w. Da war Alles neu. So nahm ich nach vollendetem Risse des Klosters den Weg über die Bulgarendörfer Vodnjanca (70 — 90 Häuser) und Metovnica nach Skomlja, welcher bedeutende Ort dem Flüsschen, das nunmehr an die Stelle des von mir ausgemerzten Smorden tritt, höchst wahrscheinlich seinen Namen gab. Kurz vor dem Dorfe übersetzten wir einen südlichen Quellarm der Skomlja, welcher $^1/_2$ Stunde oberhalb des Dorfes herabkömmt. Er hat sich tief in die oberste Lössschicht eingegraben, vermochte aber nicht die unterlagernden Kalksteinschichten zu durchnagen. So bildet er unmittelbar bei der Furt eine Kaskade von mehreren Stufen, welche namentlich im Früh-

*) Kanitz, „Serbien". S. 152, 154, 272, 536, 537, 538, 543.
**) Lubbock, „Die vorgeschichtliche Zeit". Leipzig, 1874. S. 212.

jahre, bei reichem Wasser, einen hübschen Anblick gewähren muss. Die Landschaft, durch welche wir bis zu dieser Furt zogen, bot die angenehmste Abwechslung. Auf von munteren Quellen berieseltes üppiges Wiesenland folgten langgestreckte Lichtungen und reichtragende Maisculturen, versteckt im Grün junger Laubwälder. Die hie und da noch fleissigen Landleute schickten sich zur Heimkehr an; denn der grossen Weltleuchte letzte Strahlen brachen sich bereits an den hohen Steilkämmen der Stolovi und warfen ihr zerstreutes Licht auf die in die wechselndsten, sommerlich violetten Abendtinten sich hüllende Landschaft. Es war Nacht, als wir unser Bivouak Skomlja erreichten.

Skomlja ist ein grosses, wohlhabendes Dorf; bei alledem hat es aber weder Schule noch Kirche. Auch nicht eine Person ist des Lesens kundig, und habe ich recht gehört, so ist nur der Pope des nahen Oreše in der ganzen Umgebung so glücklich, sich dieses nothwendigsten Hilfsmittels zu aller und jeder Bildung zu erfreuen. Hier wie in der Mehrzahl bulgarischer Dörfer werden desshalb die Steuern auf Kerbhölzern verzeichnet, von welchen je eines der Gemeinde-Vorstand, das zweite aber der Steuerzahler zur Controlle behält! Jeder Einschnitt zählt für 10 Piaster. Selten sind die Leute im Stande, ihr Alter anzugeben und wenige Mütter können genau jenes ihrer Kinder bestimmen. Die nächste Schule fand ich erst zu Izvor. Doch welche Schule! Der Boden ungedielt, die Wände feucht. Eine einzige elende Schulbank bildete das Mobiliar und beinahe noch schlechter als mit diesem war es mit dem Lehrmaterial bestellt. Da hingen einige Heiligenbilder im rohesten Holzschnitte als Wandverzierung und in einem Winkel lagen einige elende abgeschmutzte Bücher verschiedensten Inhaltes, welche wahrscheinlich durch Zufall in die Hände des Lehrers gerathen waren. Diesen selbst lernte ich nicht kennen; denn die auch sonst wenig besuchte Schule stand während der Ernte gänzlich verödet da.

So wenig Geld die Leute für ihr Schulwesen verwendeten, so viel hatten sie für den Neubau ihrer Kirche ausgegeben. Hier wie überall in Bulgarien bedauerte ich lebhaft die schiefe Stellung, in welche der griechisch-fanariotische Klerus zu allen bulgarischen Bildungsbestrebungen gerathen war. Ich habe sie bereits an anderer Stelle eingehend charakterisirt (S. 125). „Was sollen Euch Schulen, bauen wir lieber schöne Kirchen zur höheren Ehre Gottes!“ rieth der Bischof von Niš im Jahre 1860 seiner Gemeinde und ich vermochte auf allen meinen Wegen durch Bulgarien die Früchte solch heilsamer Lehre zu erkennen.

Von Skomlja war ich über Kostišovce nach Izvor gelangt. Vom Fusse der Stoloviberge breitete sich die weite sanftgewellte Hochebene mit ihren riesigen Maisculturen, zerstreuten Eichenwäldchen und hübschen Ortschaften bis zum Arčer aus. In tiefen Einschnitten fliessen die beiden Quellarme der Skomlja gegen Jerlovica, um nach vielgekrümmtem Laufe von hier vereinigt als

bescheidenes Flüsschen unterhalb des Dorfes Tolovica in die Donau zu münden. Von diesem Puncte gelangt man in etwa 1¼ Stuude immer am Rnnde der hier reichbewaldeten Terrasse gegen W. ziehend an den Arčer*) und nn das gleichnamige, an seinem Einflusse in die Donnu gelegene Städtchen.

Wohl selten dürfte eine einst mächtige Stadt so herabgekommen sein und so wenig Spureu ihres alten Glanzes bewahrt haben, als das heutige Arčer, das ehemals mächtige und berühmte römische Ratinria. Hätte der amerikanische Nationalökonom Carey Arčer und dessen stolze Vergangenheit gekannt, so hätte er desselben sieber als sprechendster Illustration in seinem allgemeinen Blicke auf die heutigen traurigen Verhältnisse des türkischen Reiches ganz besonders gedacht. „Das Gebiet der unteren Donau, einst der belebteste Schauplatz römischer Industrie, liefert jetzt nur deu kärglichen Unterhalt für einige serbische Schweinehirten und walachische Bauern“, erzählt Carey**), „und auf den Ruinen der berühmten mösischen Donauhauptstadt Ratiaria leben heute neben unwissenden Bulgaren und Romanen nur einige türkische Bettler“, hätte er wahrheitsgetreu hinzufügen können.

Bei Ptolemaeus führt Ratiaria den Beinamen „Mysorum“. Er bezeichnet es gleich dem Itin. Ant. und der Not. Imp. als das Hauptquartier einer Legion***) und Standort einer Donauflotte. Hierocles erwähnt Ratiaria's als Hauptstadt von Dacia Ripensis, und die Peutinger'sche Tafel bezeichnet es als solche durch die Hinzusetzung zweier Thürme. Als Hauptstadt jenes Theiles von Mösien, den Kaiser Aurelian nach gänzlicher Aufgebung der eigentlichen Provinz Dacien aus Ober- und Unter-Mösien ausgeschieden und in der Ausdehnung zwischen dem eisernen Thore und der Mündung des Vid über den Balkan bis Sofia und Niš reichend, unter dem Namen Dacia ripensis constituirt hatte, musste Ratiaria gegen früher noch an Ausdehnung und Glnnz gewonuen haben. Die Verwüstung der Stadt in den Hunnenstürmen scheint aber eine so gründliche gewesen zu sein, dass selbst die von Procopius erwähnte Wiederherstellung ihrer verwüsteteu Theile durch Justinian†) sie nicht zu neuer Blüthe zu beleben vermochte.

Unter der Bulgarenherrschaft wird Ratiaria's nicht gedacht. Das nahe, unter Rom unbedeutende Bononia (Vidin) hatte ihm den Rang abgewonnen. Letzteres erhielt unter türkischer Herrschaft erhöhte strategische Wichtigkeit, da es nach Einführung der Kanonen durch seine günstige Lage iu weiter sumpfiger Fläche zur Anlage einer modernen Festung sich ganz besonders eignete. Die Mauern

*) Auf v. Scheda's neuester Karte erscheint der bedeutende Arčer neben dem grossen nicht existirenden Smorden als ein kleiner Bach.

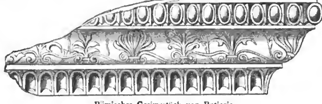
**) H. C. Carey, Lehrbuch der Volkswirthschaft und Socialwissenschaft. Cap. V. Die Occupation der Erde.

***) It. Ant. Legio XIV Gemina. Not. Imp. Legio XIII Gemina. Forb. Hdb. III. S. 1093.

†) Mannert's Geogr. VII. Band.

sämmtlicher Römercastelle um Bononia lieferten das Materiale zum Aufbaue des altbulgarischen Bodun's, B'din, und türkischen Vidin's. Auch die ehemals römischen Befestigungen Ratiaria's dienten als naher bequemer Steinbruch und selbst die Trümmer seiner Monumente, Votiv- und anderer Steintafeln, welche werthvolle Aufschlüsse über seine einstige Bedeutung enthielten, wanderten nach Vidin, wo sie bis zuletzt in dessen Mauern unbeachtet blieben.

Zwei Steintafeln, welche ich an der Aussenseite des alten Castells in der Mitte neuerer türkischer Fortificationen im Jahre 1862 zu Vidin eingemauert fand, sind die ersten bekannt gewordenen und zugleich uns erhalten gebliebenen Inschriften, in welchen der Name Ratiaria vorkömmt. Ich veröffentlichte diese Inschriften in den Denkschriften der k. k. Akademie der Wissenschaften im Jahre 1868. Graf Marsigli hatte von diesen beiden Steinen keine Kenntniss. Er publicirte jedoch eine andere zu Vidin aufgefundene Inschrift*), nach der ich



Römisches Gesimsstück von Ratiaria.

dort vergeblich forschte. Sie rührt gleichfalls von Ratiaria her. Marsigli erkannte dies jedoch nicht, da er die Abkürzung COL. RAT.OOD mit COLONLÆ BONO-RATVS ergänzte**).

Ratiaria hatte jedenfalls auf beiden Ufern des Arčers gestanden. Von seinen alten Befestigungen fand ich im N. der Stadt auf einer Anhöhe des linken Arčerufers hart an der Donau die Reste eines Castrums, das so ziemlich die Ausdehnung des zu Lom geschilderten haben dürfte. Es ist von üppigem Pflanzenwuchse überwuchert und weit mehr noch vernachlässigt als jenes. Nur eine ärmliche Karaula befindet sich innerhalb des wüsten Raumes. In gefährlichen Zeiten ist die männliche türkische Bevölkerung des Städtchens verpflichtet, die den stolzen Namen Kaleh (Schloss) tragenden schuttbedeckten Wälle zu vertheidigen. Sonst stationirt hier nur ein Zaptie-Piquet, commandirt von einem Tschausch (Corporal), welcher mich bei meinem Besuche im Jahre 1864 auf Empfehlung des Kaimakams zu Lom, zu dessen Kaza Arčer gehört, auf meinen archäologischen Streifzügen bereitwilligst und fördernd begleitete.

*) Marsigli, Dan. Bd. II. Taf. 54.

**) S. Ackner und Müller, dann Mommsen „Corpus" No. 1641 und III. 2. S. 1020.

Ich fand mehr oder minder interessante, antike Steinfragmente in Arčers Strassen und Häusern zerstreut umher liegen. Es fehlt aber leider an einer pietätvollen Hand, welche sie sammelte und vor dem traurigen Loose der meisten Römerreste in der Türkei bewahrte. Vor einer in der Mitte des Städtchens, in einem Gässchen, liegenden Moschee traf ich eine 1,58 M. lange und 2,84 M. hohe, in zwei Stücke geborstene, reich ornamentirte antike Steinplatte als Portalstufe benützt, die wohl als Theil eines Kämpferbogengesimses, einem Tempel römisch-korinthischer Ordnung angehört haben mochte. Die Gesimsplatte erinnert in ihrer Ornamentirung an ähnliche des Jupiter Statortempels zu Rom, welcher bekanntlich zu den schönsten Bauten dieser Gattung zählt und dessen Decoration an die reinste Periode griechischer Kunst mahnt.

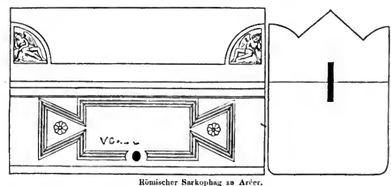
Einen Votivstein sah ich als Treppe eines Kaffeehauses*), eine schön profilirte, 1,06 M. lange, 0,20 M. hohe Simsplatte als Piedestal einer Holzstütze am Gewölbe eines Kaufmanns, Namens Hadschi-Hassan-Ismail-Aga, benützt. Auf dem Wege nach dem grösstentheils von Romanen bewohnten Stadtviertel am rechten Arčerufer begegnete ich in den Strassen noch vielen anderen Resten von Säulenstämmen, Capitälen u. s. w., zum Theil stark verstümmelt und in Neubauten eingefügt oder frei umherliegend. Im bulgarisch-walachischen Stadttheile fand ich im Hause des Bulgaren Stefan Pavle einen Votivstein von 1,19 M. Länge und 0,71 M. Breite, zur Hälfte in der Wand einer finsteren Hütte steckend, was seine Copirung sehr erschwerte. Mommsen las und ergänzte ihn**). Einen andern Stein von seltener Form, verziert mit Schild und gekreuzten Pfeilen en relief, traf ich im Hofe des Walachen Stojan Dino.

Das am besten conservirte Monument aus der Römerzeit in Arčer befindet sich im Hause des Tschausch Hadschi-Hassan-Hussein im türkischen Stadttheile. Es is dies ein Sarkophag von sehr schöner Arbeit aus demselben dunkelvioletten krystallinischen Gestein (Amphibol-Andesit), das ich auf der Höhe des Sveti Nikolapasses gesehen hatte. Dieser Sarkophag wurde vor etwa 20 Jahren im Garten des Tschausch in einem tiefen, vollkommen ausgemauerten Gewölbe gefunden und ziemlich unbeschädigt herausgeschafft. Er misst 2,29 M. Länge und 1,11 M. Breite. Seine Form ist aus der Abbildung ersichtlich. Die Karniesprofile der Umrahmung des grossen Mittelschildes sind tadellos gearbeitet, die Figuren (trauernde Genien) aber etwas schematisch behandelt. Die Inschrift selbst wurde leider bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. An der Rückseite der 0,61 M. hohen Decke befindet sich die bei römischen Sarkophagen oft vorkommende quadratische kleine Oeffnung.

Unbegreiflicher Weise fuhr Graf Marsigli, der einzige Alterthumskenner, wel-

*) Mommsen „Corpus" No. 6290.
**) Mommsen „Corpus" No. 6293.

eher im Beginn des vorigen Jahrhunderts die Donauufer bereiste, an der Strecke Vidin bis Nicopolis gleichgiltig vorüber. In Ratiaria hätte er zu jener Zeit ohne besondere Schwierigkeit viele monumentale Reste gefunden, die seitdem verschleppt oder in den Grundfesten und Mauern von Neubauten begraben wurden. Mommsen's, von der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin edirte Sammlung römischer Inschriften zeigt bezüglich der wichtigsten Donau-Colonien leider sehr bedeutende Lücken, welche durch die von mir und später von Desjardins und Lejean *) in diesen Gegenden aufgefundenen nur wenig ausgefüllt werden konnten. Ich bin jedoch fest überzeugt, dass mit grösseren Mitteln unternommene Ausgrabungen, trotz aller Verschleppungen, ein noch sehr interessantes Material zur Geschichte der römischen Herrschaft an der bulgarischen Donau zu Tage fördern dürften.



Römischer Sarkophag zu Arčer.

Wie schon zur Römerzeit ist Arčer auch heute der Standort einer kleinen Kriegsdampferflotille. Es eignet sich vermöge seiner günstigen Lage zu einem vorzüglichen „Lugaus“ Donauabwärts bis Lom, und aufwärts weit über Vidin hin, also zur Ueberwachung einer Strecke von etwa 6 geogr. Meilen. Vom Walle des ehemals römischen Castrums erblickt man Vidins Minarete mit unbewaffnetem Auge. Ich schlug jedoch nicht die nach der Paschastadt führende Fahrstrasse entlang dem Donauufer ein, sondern gedachte von Arčer aus die Trace der Römerstrasse aufzusuchen, welche einst Ratiaria mit Naissus verbunden hatte. Einen Theil derselben von Niš über Knjaževac durch den Kadibogaspass bis zur serbisch-bulgarischen Grenze hatte ich früher festgestellt**) und ich durfte

*) Desjardins und Lejean besuchten erst nach mir im Jahre 1868 das bulgarische Donauufer und Desjardins veröffentlichte seitdem auch einige von mir früher im Jahre 1864 aufgefundene, schon im Jahre 1866 Prof. Mommsen mitgetheilte Inschriften.

**) Kanitz, Serbien, S. 301.

wohl mit einiger Begründung vermuthen, ihre Fortsetzung entlang dem Flussbette des Arčers in der Richtung gegen Rahiš aufzufinden.

Aus dem romanisch-bulgarischen Stadttheile Arčers führt eine ziemlich gut gehaltene Strasse am rechten Flussufer bis zur Furth bei Karaula Popadia. Diese Strecke des Flussthales bietet jedoch in archäologischer Beziehung wenig Interesse. Ein anderer aus demselben Stadttheile Arčers abzweigender Vicinalweg brachte mich im Jahre 1864 auf die ziemlich steil nach der Donau abfallende Terrasse. Ich ritt anfänglich zwischen Wäldern mit ausserordentlich üppigem Baumwuchse hin. Vor Vladišince eröffnete sich aber eine prachtvolle unbehinderte Aussicht auf das Sveti Nikola-Balkangebirge bis zu seinem nordwestlichsten Ausläufer, der serbisch-bulgarischen Vrška-Čukahöhe. Die stellenweise gut cultivirte Terrasse erschien für das Auge beinahe eben, nur wenig coupirt und mit vielen Dörfern besiedelt, im Gegensatze zu unseren Karten, die im Arčerthale nicht eines anzugeben wussten; denn das von Scheda angeführte Almadan existirt nicht.

Bei den grossen, jedenfalls schon von den Römern bearbeiteten Steinbrüchen Lagošovce's stieg ich wieder zum Bette des Arčers hinunter, das von hier ab, in beinahe streng östlicher Richtung, die bis zur Donau streichenden bewaldeten Höhen durchschneidet. Im Herbste 1868 kreuzte ich, von Izvor kommend, etwas westlicher von diesem Puncte, bei Karaula Popadia, den wenig tiefen Fluss und folgte der gutgehaltenen Vidin-Nišerstrasse bis zum Tscherkessendorfe Osmanieh. Dort setzte ich auf das linke Flussufer über, um weiter nach der alten Römerstrasse zu forschen; denn dass diese wichtige Strasse einst ihre Fortsetzung vom serbischen Kadibogaspasse durch das Arčerthal genommen haben musste, war für mich im Hinblick auf die Lage Ratiaria's uud meine früher gewonnenen Erfahrungen beinahe zweifellos. Es überraschte mich wenig, auch bei den Thalbewohnern bestimmte Traditionen von einem ehemaligen „Kaldrum put" (gepflasterter Weg) zu finden, der nach ihren Aussagen noch zu Anfang des Jahrhunderts existirt haben sollte. Doch wo und wie seine verschwundene Spur auffinden?

So ruhig der Arčer in trockener Jahreszeit durch das massenhafte Gerölle seines regellosen Bettes mehr sickert als fliesst, zu einem eben so mächtigen und gefährlichen Strome wächst er aber zur Zeit grosser Hochwasser an. In stets wechselnder Laune verbreitert er dann sein breites Rinnsal durch zahllose Krümmungen und Auswaschungen zum Nachtheil seiner schönen Ufergelände. Mit den einstigen römischen Uferversicherungen hatte aber auch der wilde Fluss jedenfalls die alte künstliche Heerstrasse hinweggespült. Ich verzweifelte bereits an dem Gelingen meiner Aufgabe, da stiess ich nahe bei Ostrokavce auf die ersten Reste römischer Bauten, auf die Mauern eines kleinen Castrums.

Sie bildeten jedoch nur die Vorläufer weit wichtigerer Funde. Zwischen Ostrokavce und Kladrup, zwei nur 3/4 St. von einander entfernten Orten, hat der Fluss die Thalsohle furchtbar zerrissen. Grössere zusammenhängende Uferstrecken gehören hier zur Seltenheit. Die neue gebahnte Strasse verschwindet und wir sahen uns genöthigt, unseren Weg über das Gerölle des Flussbettes zu nehmen. Unmittelbar vor Kladrup, am Vereinigungspuncte der beiden Arčerarme, wartete meiner eine grosse Ueberraschung. Es fielen mir hier eine Menge parallel laufender, wallartiger Erhöhungen auf, deren eigenthümliche Vegetation allein schon das darunter lagernde Mauerwerk verriethen. Nur wenige Untersuchungen genügten, um mich darüber zu vergewissern, dass ich mich auf den Resten einer römischen Niederlassung von bedeutender Ausdehnung befand, deren Mittelpunct ein festes Castrum von etwa 140 Schritten im Gevierte gebildet hatte. Deutlich waren die im rechten Winkel auf einander stossenden Strassen und die Stellen der einzelnen Gebäude zu erkennen. Es wird jedoch umfassender Ausgrabungen bedürfen, um den einstigen Grundplan dieser antiken Niederlassung festzustellen.

Im Dorfe Kladrup selbst fand ich zwei Fragmente von Inschriften und zwar eine kleine: Dis deahusque omnibus, im Hause eines Bauers Teodor Petrov, dann eine zweite auf dem kleinen umfriedeten Wiesenraume, welcher ungedeckt zu kirchlichen Versammlungen benutzt wird und durch seine entlang dem Zaune im Kreise aufgestellten rohen Steinsitze an die alten Opferplätze aus der prähistorischen Steinzeit Englands mahnte. In zwei Theile geborsten und mit der Schrift verkehrt, steckte dieser zweite römische Inschriftstein neben einem grossen steinernen Kreuze im Boden. Ich liess ihn behutsam ausgraben und copirte ihn. Nach Mommsen gehört er dem Jahre 213 n. Chr. an*).

Beide Steine rühren aus den Ruinen der früher gedachten nahen Römerstadt her und die Bauern erzählten mir auch von zahlreichen Münzenfunden, die von Zeit zu Zeit dort gemacht werden.

Der Tag neigte sich bereits zu Ende, allein er hatte sich in Ueberraschungen noch nicht erschöpft. Etwa 1/2 Stunde westlich von Kladrup erblickte ich unfern des nach Rahiš führenden Weges, auf einer kleinen Anhöhe leuchtende weisse Puncte. Ich hielt sie anfänglich für eine weidende Schafheerde. Die Puncte blieben jedoch so merkwürdig unbeweglich, dass ich mich entschloss, den Weg nach der Höhe zu nehmen. Hier fand ich nun etwa 30 römische Votivsteine, welche sich grösstentheils mit ihrer Breitseite tief in das weiche Erdreich eingewühlt hatten. Nur einer zeigte die Stirnseite nach oben gekehrt. Seine Inschrift war aber unleserlich geworden und nur das hübsche Laubwerk des ornamentirten Rahmens war erhalten geblieben. Viele Votivsteine dieses römischen Begräbniss-

*) Mommsen „Corpus" No. 6291.

ortes mögen wohl zum Bau der neuen Kirche des nahen Rahiš verwendet worden sein, dafür spricht die gespaltete Hälfte eines solchen, die ich auf dem Kirchhofe dort fand*).

In welchen Beziehungen das kleine Castrum bei Ostrokavce und der grosse Begräbnissplatz vor Rahiš zu den von mir zwischen beiden aufgefundenen Ruinen der römischen Niederlassung bei Kladrup gestanden, wird nur durch Ausgrabungen im grossen Maassstabe festgestellt werden können. Meine vorstehend knapp skizzirten Funde zu Ostrokavce, Kladrup und Rabiš, ferner die grossen Steinbrüche zu Lagošovce und die Ueberbleibsel einer römischen Ansiedlung am Arčer zu Bela, von welchen ich leider erst zu spät hörte, um sie persönlich in Augenschein nehmen zu können, sind aber jedenfalls sprechende Zeugen für meine bereits im Jahre 1868 geäusserte und seitdem unverändert gebliebene Ansicht, dass die grosse römische Heerstrasse von Naissus nach Ratiaria, vom serbischen Kadihogaspasse aus, nur durch das Arčerthal gegangen sein konnte.

Aber auch für den Namen der von mir bei Kladrup aufgefundenen Römerstadt gibt eine der wichtigsten römischen Kartenquellen Anhaltspuncte. Die Peutingersche Tafel führt an der Strasse von Naissus nach Ratiaria drei Mansionen an. Die ersten beiden: Timacum Maius und Timacum Minus glaube ich in meinem Reisewerke „Serbien“ (S. 297) genügend nachgewiesen zu haben. Die dritte: Conhustica soll nach der Peut. Tafel 27 Mill. von Timacum Minus und gleichweit entfernt von Ratiaria gewesen sein. Zwischen Timacum Minus und Ratiaria habe ich allerdings nur die Reste einer einzigen grösseren, unzweifelhaft römischen Niederlassung bei Kladrup gefunden. Ihre Entfernung von Ratiaria und Timacum Minus, zwischen welchen Conhustica nach der Tafel genau auf der Mitte des Weges gelegen haben soll, ist jedoch, wie ein Blick auf die Karte zeigt (Vgl. Knjaževac, Kladrup, Arčer), mit jener der Tafel nicht übereinstimmend. Leicht wäre es wohl, die hier entstehende Milliendifferenz durch die Annahme eines Schreibfehlers der Peut. Tafel zu beseitigen, wie dies in analogen Fällen oft geschah. Es wäre um so gerechtfertigter, als der Angabe der Tafel folgend, bereits D'Anville**) und Mannert***) Conhustica, ungeachtet sie nicht die geringsten archäologischen oder topographischen Anhaltspuncte dafür besassen, bereits hart am Arčerflusse gesucht haben.

Ich möchte jedoch die endgiltige Lösung dieser Frage künftigen Forschungen vorbehalten, welche, wenn das Arčergebiet einst vollkommener gekannt sein wird, jedenfalls über reichhaltigere Vorarbeiten zu gebieten haben werden, als ich sie auf der archäologisch-topographischen terra incognita der bulgarischen Donau-

*) Mommsen „Corpus“ No. 6296.
**) D'Anville, Mém. de l'Ac. des Insc. T. XXVIII 444.
***) Mannert Geog. VII. Bd.

terrasse, wo ich zuerst selbst die topographische Karte schaffen musste, vorgefunden hatte. Es genügt mir also hier durch meine Reise am Arčer festgestellt zu haben: dass sicher mindestens ein Theil der römischen Legionen den Weg von Naissus zur Donau durch das Arčerthal nach Ratiaria genommen habe, dass sich mehrere bisher ungekannte römische Niederlassungen in demselben befanden und dass es für die Vertheidigung des mösischen Donau-Limes eine hohe strategische Wichtigkeit besass, wie dies die von mir aufgefundenen Befestigungen beweisen.

Der Steilrand der Terrasse, auf dem das wohlhabende Dorf Rabiš liegt, ist durch zahlreiche Regenrisse vielfach zerschnitten. Ersteigt man jedoch denselben, so erblickt man eine schöne fruchtbare Hochebene, auf welcher $^1/_4$ Stunde nördlich von dem Dorfe, vollkommen isolirt, sich ein für den Topographen unschätzbarer Aussichts- und Peilungspunct erhebt. Ich kam an dem Dorfkirchlein Sveti Ilija mit seinem kleinen Friedhofe vorüber, copirte dort die erwähnte römische Inschrift, kreuzte hierauf ein Bächlein und befand mich am Fusse dieser Höhe, welche im Volksmunde Magura oder auch Pilav-Bair genannt wird. Letzteren Namen erhielt sie, weil ihr von NW. nach SO. streichender Rücken, von NW. gesehen, einem spitz zulaufenden Pilavhaufen ähnlich sieht.

Die erste Hälfte des Anstiegs der Höhe war leicht. Wir blieben auf den Pferden und kamen durch grosse Ziegenheerden, welche auf dem üppigen Rasen sich lustig herumtummelten. Leider rauben sie dem hier und da auftretenden Laubholze unbarmherzig die besten Lebenskeime. Der gute Weg hatte jedoch bald sein Ende erreicht und wir sahen uns genöthigt, unsere Pferde zurückzulassen. Immer dichter wurden die zu Tage tretenden, steil sich aufrichtenden Kalkblöcke und je höher, desto schärfer, kantiger und zugleich gefährlicher wurden sie für unsere Füsse und unser Schuhwerk. Doch einmal auf dem Gipfel der Magura angelangt, wurden wir durch eine äusserst genussreiche Rundsicht für alle Mühe entschädigt.

Mit einem Blicke umfasst man die mächtigen Bergreihen, von den konisch geformten niederen Spitzen des Džibrica- und Lomgebietes bis zu den letzten Ausläufern der grossen Balkankette. Man vermag von hier aus die hohen Kuppen des Sveti Nikola-Balkans, die Ivanova-Livada, die Pisana-Čuka-, den Rasovati-Kamen mit seinen Vorbergen Strebske, Vedernik und Cerovica, aus deren tief eingeschnittenen Schluchten die Quellen des südlichen Arčerarmes entfliessen, ferner die Golema-Glava, den spitzen Kitko und rundkuppigen Babin-Nos, in welchen die Quellen des nördlichen Armes des Arčer's sich sammeln, und ebenso deren Vereinigungspunct bei Kladrup genau zu unterscheiden.

Weiter übersieht man von der Magura, nördlich vom Babin-Nos, die Suva-Kladenica, den Crno-Glav und die Ostričevac-Planina, in deren Vorbergen die

südlichen Zuflüsse des Vithol's, die Vlahovićka- und Rakovicka rjeka entspringen. Dass der Vitbol auch einen noch weiteren nördlicheren Arm besitzt, dies sollte ich erst später hart an seiner Mündung erfahren. Die scharfgeschnittenen Profile der Stolovi und die wunderlichen Formen der Belogradčiker Sandsteinwelt erfüllten den südlichen Mittelgrund des prächtigen Bildes. Hart am Fusse der Magura — die Türkei ist unerschöpflich in Ueberraschungen für den Reisenden — warf aber die Morgensonne ihre leuchtenden Strahlen auf eine weite Wasserfläche, die, je mehr ich auf der Spitze gegen N. hinaustrat, sich vor mir als ein kleiner Landsee entpuppte (S. die Karte). Nach der Aussage meiner Wegweiser aus Rabiš, soll das Wasser an manchen Stellen 2 — 3 Mannestiefen haben und von sehr wohlschmeckenden, ziemlich grossen Fischen bevölkert sein, welche in der Fastenzeit als Leckerbissen betrachtet werden.

Gerne glaubte ich es meinem Führer, Stojan Iliov, einem jener 10,000 im Jahre 1861 nach Russland ausgewanderten und bereits im Jahre 1862 wieder zurückgekehrten Bulgaren, dass der Krimboden, so fruchtbar und romantisch schön er auch sei, ihn doch nicht die eigenthümlichen Reize seiner bulgarischen Heimath habe vergessen lassen. Die Mehrzahl der Emigranten suchte bekanntlich, obwohl ihrer bittere Prüfungen auf heimathlichem Boden warteten, reuig denselben wieder auf. In dem jungen Landmann Stojan Iliov trat mir auf's Neue die grosse Bildungsfähigkeit des Bulgarenvolkes lebhaft entgegen. Während seines kaum einjährigen Aufenthaltes in der reichen Bulgarenstadt Bolgrad (früher zu Bessarabien, gegenwärtig zu Romanien gehörig) bot sich ihm Gelegenheit zur Erlernung der französischen Sprache und ungeachtet er dieselbe seit vielen Jahren nicht geübt, sprach er sie noch ziemlich geläufig und mit dem allen Südslaven eigenthümlichen weichen Accente. Wäre das herrschende moslim'sche Element selbst nur etwas gebildeter, wäre es befähigt, nur einigermassen fördernde Impulse zur Civilisirung der Rajah im europäischen Sinne zu geben, wahrlich das jetzt noch von so mancher Seite wenig beachtete Bulgarien würde sich bald durch seine raschen Culturfortschritte auszeichnen und mehr als manches andere der interessanten Völker an der unteren Donau die Sympathien Europa's erwerben.

Am östlichen Rande des Sees — nebenbei bemerkt, der einzige, welchen ich in Serbien und Bulgarien zwischen der Save bis zur Dobruča nördlich des Balkans gefunden — erwartete mich meine zurückgebliebene Escorte im Schatten einer hübschen Baumgruppe. Ueppigster Graswuchs bedeckte die Fläche, über welche wir nordöstlich gegen Makreš zogen. Kurz vor dem Orte stiessen wir auf den Vereinigungspunct der von Vlahović und Rakovica herabkommenden Bäche, welche den südlichen Arm des Vitbols bilden.

Makreš zählt 120 Häuser, gehört zu den wohlhabendsten Orten der Umgebung,

und besitzt eine nette Kirche mit Schulhaus, welches ich, von dem Ortsvorstand begleitet, besichtigte. Leider fand ich es unzweckmässig eingerichtet und ebenso verwaist, wie das geschilderte zu Izvor. Hier wie überall hörte ich über den Mangel fähiger Lehrer klagen. Die Errichtung von Schullehrer-Seminarien in den ersten Städten Bulgariens, etwa zu Rusčuk, Trnova, Niš, Sofia und a. O. kann nicht warm genug der türkischen Regierung und den gebildeteren bulgarischen Patrioten empfohlen werden.

Im Jahre 1864 war Makreš der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen eingefallenen serbischen Haiduken und türkischen Zapties, in welchen Erstere blutig über die Grenze zurückgewiesen wurden. Dichter Wald zieht hinter Makreš von den Höhen des rechten Vitbolufers his dicht an dessen Rinnsal herab, während sein linkes Ufer flächer und mehr cultivirt erscheint. Bei Vulčak macht der Fluss eine starke Wendung SO. Der Weg geht eine Zeitlang über das Steingerölle des die stark zerrissene Thalsohle oft durchschneidenden Flussbettes. Unmittelbar vor dem Dorfe verriethen zahlreiche Viehheerden, darunter Hornvieh von schönem Schlage, den Wohlstand seiner Bewohner, welchen die armselige Einrichtung der Häuser sonst nicht hätte vermuthen lassen. Auch Wein gab es hier in Fülle und die mit dessen Einbringung beschäftigten Bewohner befanden sich sämmtlich in fröhlicher, manchmal etwas allzu heiterer Stimmung.

Ein schattiges Eichenwäldchen brachte mich von Vulčak in NW. Richtung wieder hinaus auf die weite Ebene, deren prachtvoll schwarzer Humusboden reichliche Kornernten geben müsste. Leider spricht nur üppig wucherndes Unkraut für die hier brach liegende überschüssige Productionskraft, welche richtig verwerthet, viele fleissige Hände belohnen könnte. Ein Anfang zur Urbarmachung dieses Terrains wurde wohl durch ein Tatarendorf gemacht, das zwischen Vulčak und Gramada im Jahre 1862 angesiedelt wurde. Es heisst Kuševce. Unmittelbar vor demselben überschritt ich einen dritten, von Urbabince herabkommenden Zufluss des Vitbols und hatte mit Gramada unser nächtliches Bivouak erreicht. Auf dem Wege dahin erfreute uns das schon mehrfach geschilderte Panorama der serbisch-bulgarischen Gebirgswelt, erweitert noch durch scharf geschnittene Profile der westlich erscheinenden Rtanj-Pyramide; meines liebgewonnenen, allerorts auftauchenden und wegweisenden Reisebegleiters durch Serbien. Auch andere hohe Spitzen dieses Landes, unter ihnen der charakteristisch profilirte Stol, traten hier in Sicht.

Zu Gramada stieg ich im Kmetenhause ab. Bei dem Scheine einer Blendlaterne, welche nicht geringe Verwunderung bei den einfachen Landleuten erregte, ordnete ich die im Laufe des Tages gewonnenen Daten zur Feststellung des Vithollaufes, wobei mich die zu meiner Begrüssung herbeigekommenen Ortsältesten neugierig umstanden und durch manche Auskünfte unterstützten. Nach kurzer

Nachtruhe wurde ich aber schon zeitlich Morgens durch das geschäftige Treiben der Frauen des Hauses geweckt. Es ist wirklich schwer zu sagen, ob der weibliche oder männliche Theil der bulgarischen Bevölkerung sich in Fleiss, Geschick und Eifer übertreffen. Gewöhnlich theilen sich aber beide Geschlechter mit gleich bewunderswerther Thätigkeit in die häuslichen Geschäfte.

Zwischen den Maisfeldern Gramada's führt ein Weg in östlicher Richtung (zuletzt SO.) nach Vodna. Kurz vor dem kleinen, rein bulgarischen Orte, der nur 53 Häuser zählt, mussten wir zu dem Rinnsal desselben Baches hinabsteigen, den wir Tags zuvor bei der Tatarenansiedlung Kuševce durchritten hatten. Das Bächlein sollte, nach der Aussage der Ortsbewohner, in den Vithol münden und doch nahm es eine Richtung, welche den Zuflüssen des Vithols, die ich bereits kannte, ganz entgegengesetzt war. Es floss gegen Nord und nicht nach Süden. Glücklicher Weise traf ich einen türkischen Beg hier, der die Gegend genau kannte und dessen Erklärungen mir nach vielen Kreuz- und Querfragen die Existenz eines nördlicheren Vitholarmes klar machte, welcher sich mit den bereits von mir überschrittenen nahe der Donau vereinigen sollte. Ich beschloss, diese unerwartet entdeckte Wasserader bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen, um ihre Eintragung in die Karte bewerkstelligen zu können.

Während bisher Maisculturen den Anblick auf die weite Hochebene grösstentheils gestattet hatten, vertieften wir uns bald hinter Vodna in die Labyrinthwege eines jungen Eichenwaldes. Nur hier und da erschienen kleine Lichtungen mit den pittoresken Laubgezelten faullenzender, schnitzender oder musicirender Hirten. Ich trat in eine wahre Waldidylle, welche durch Ziegen, Schafe, Ochsen u. s. w., die einzeln oder in Trupps die duftigen Graspartien aufsuchten, die reizendste Thierstaffage erhielt. Nach $^3/_4$ St. hatte unser romantischer Ritt ein Ende. Wir senkten uns über die sanfte Böschung der Terrasse hinab und gelangten so endlich an das gesuchte Flussrinnsal und bald darauf an das Bulgarendorf Kušovica. Die Strömung des von Rakovica herabkommenden Baches ist hier eine so starke, dass seine letzten Frühjahrshochwasser die Anwohner zur Uebersiedlung auf höhere Uferpuncte zwang. Zur Verfolgung des Wasserlaufes zog ich weiter gegen NO.

Auf dem Wege nach Sinakovce verschwand der oft wildromantische Anstrich der Uferlandschaft. Culturen, Weingärten und Wiesen ziehen von der allmälig sich ermässigenden Terrasse bis hart in das sich erweiternde Thal herab. Es zeigt hier stellenweise einen freundlich anmuthenden cultivirten Charakter. Besonders schön liegt nahe vor Sinakovce das Tschiftlik eines wohlhabenden Vidiner Türken. Es war eben Weinerntezeit. Mehrere für türkischen Frauentransport eingerichtete Arabas (Wagen), unter dem Schatten riesiger Nussbäume, verriethen uns die Anwesenheit des Eigenthümers und seines Harems. So einladend

an dem heissen Tage eine kurze Rast an dieser schattigen Stelle gewesen wäre, hielten wir uns doch, die Landessitte ehrend, in respectvoller Entfernung von dem kleinen Hause, auf dessen Balkon sich der glückliche Tschiftliksbesitzer, umgeben von mehreren weiblichen und, wie mir schien, unverschleierten Frauengestalten, zeigte. Kinder schlugen lustig das Tamburin. Gesang, Guitarrespiel und lautes Lachen tönten uns noch lange nach.

Die gänzliche Beseitigung des lange genug in Europa genährten Wahns, als bildeten die Türken den Grundstock der Bevölkerung in den Balkanländern, ist aus vielen Gründen eine wichtige Aufgabe für den ethnographischen Forscher. Ich erwähne desshalb hier ausdrücklich, dass dieses Tschiftlik bei Sinakovce das einzige und auch nur zur Sommerzeit bewohnte Türkenhaus blieb, dem ich mit Ausnahme der Städte auf meinen zahlreichen Touren zwischen dem Lom bis zum Timok begegnete. Alles Land zwischen beiden Flüssen wird, von den neuesten Tataren- und Tscherkessenansiedlungen abgesehen, ausschliesslich von Christen, und zwar am Donauufer von Romanen, im Innern aber meistens von fleissigen Bulgaren bewohnt und cultivirt; während der Türke nur noch sporadisch als Tschiftliksbesitzer auftritt und auch als solcher es vorzieht, die Stadt zu bewohnen.

Bereits früher hatte ich des Bulgaren technische und industrielle Talente schätzen gelernt. Die von dem schlichten Gebirgsbewohner selbst gefertigten Webstühle, auf welchen Frauen und Mädchen ihre farbenprächtigen Gespinnste erzeugen, die bereits erwähnten schönen keramischen Arbeiten, Schnitzereien u. s. w. sprechen allerorts für dieselben. Im Vitbolgebiete sollte ich aber die künstlichen Vorrichtungen bewundernd sehen, durch welche sich diese einfachen Menschen den Ruf der vorzüglichsten Ackerbauer der Türkei erworben haben. Zwischen Sinakovce und Nazir-Mahala sah ich ihre höchst sinnreichen Bewässerungsapparate, deren Construction mir eine noch höhere Meinung von der technischen Begabung dieser Donau-Bulgaren beibrachte. An sehr vielen Stellen fand ich den Fluss abgegraben und sein Wasser in künstliche Rinnen und Kanäle gestaut, hölzerne Räder von oft riesigem Durchmesser tauchten in dieselben und brachten, durch von Hornvieh getriebene Göpel in Bewegung gesetzt, das Wasser auf die hochgelegene Terrasse. Göpel und Schwungräder waren im Hinblick auf die höchst primitiven Werkzeuge, über welche diese Landleute verfügen, technisch vollendet gearbeitet und sogar durch einen schwarzen Oelfarbenanstrich vor Fäulniss geschützt. Ich beschränke mich hier auf diese Andeutungen zur Charakteristik der Bulgaren, hoffe aber an anderen Stellen noch weitere Beiträge zur besseren Kenntniss derselben zu liefern.

Bei Nazir-Mahale erweitert sich das Thal der Rakovica rjeka gegen die Donau zu ansehnlicher Breite. $^1/_4$ St. östlich von dem Orte stiess ich endlich auf

das vom Dorfe Vitbol im Bogen herabkommende, eine kurze Strecke mit der Donau parallel laufende Vitbolflüsschen, das hier die Rakovica aufnimmt und unmittelbar darauf in die hier ziemlich breite Donau fällt.

Wohl in wenigen Theilen Ost-Bulgariens herrschte auf unseren Karten in topographischer Beziehung eine solch heillose Verwirrung, als auf dem zuvor



Bulgarischer Bewässerungs-Apparat am Vitbol.

geschilderten, so nahe am grossen Donaustrome gelegenen Gebiet. Man muss selbst z. B. v. Scheda's neueste Karte mit meinen Aufnahmen vergleichen, um daran zu glauben. Da gibt es neben einem selbstständigen Flüsschen „Vidbok“ (Vidbol), einen ziemlich grossen „Turnen“, dessen Quellen bei demselben Orte Selas (Salaš) entspringen, von dem in Wirklichkeit der südliche Arm des Arčers herabkommt. Neben dem fictiven „Turnen“ gibt es ferner ein „Girce“flüsschen

und an allen diesen verschiedenen Wasseradern findet man einige spärliche Orte hier und da verstreut, deren Namen gleichfalls fahnlos sind. Die Ortsnamen Cipljanc, Horito, Karaul, Kida, Kioj, Magale, Skelenkyoj, Cifa, Banovce und Saule kennt Niemand auf der Vidiner Terrasse. Streicht man aber diese zehn fictiven Namen von Scheda's Karte weg, so bleibt um Vidin eine riesige Wüste.

Hart auf dem Rande der im spitzen Winkel von der Rakovica und dem Vithol umflossenen Terrasse fand ich die Reste eines kleinen unzweifelhaft römischen Castells, welches gleich allen ähnlichen Befestigungen an der Donau der grossen nördlichen Vertheidigungslinie Mösiens angehört hatte. Dieser Punct eignete sich vollkommen zur Ueberwachung des jenseitigen dacischen, heute romanischen Ufers. Später mochte sich auf den in der Völkerwanderung zerstörten römischen Mauern ein byzantinisches Werk und noch später vielleicht auch ein bulgarisches erhoben haben. Darauf hin deutet eine schon S. 155 erwähnte Sage, welche dessen Bau einer Schwester der Gründerin des Schlosses Kurvingrad zuschreibt.

Gegenwärtig lagern dort 20 Nizam-Soldaten aus Anatolien (Asien). Es war eben Mittag, als ich an diese baumlose Stelle kam. Die Sonne brannte heiss und gerne nahm ich die Einladung des freundlichen Tschausch (Corporal) an, im Schatten seines Zeltes nach dem ziemlich anstrengenden Marsche ein wenig des süssen Käffs zu pflegen.

Bald sass ich auf dem von den Soldaten aus Römersteinen und aufgelegten Rasenstücken improvisirten Divan, restaurirte mich mit Wassermelonen, Kaffee und obligatem Tschibuk und blickte hinaus auf Vidins nahe, grellbeleuchtete weisse Mauern. Tiefe Ruhe lag auf seinem langgestreckten sumpfigen Glacis. Die Minaretspitzen hoben sich blendend ab vom tiefblauen Horizont und man vermochte beinahe die Maste der vor Anker liegenden Schiffe zu zählen. — „Seht Herr! lasst mich jetzt einen Schuss thun oder heute Nachts die Alarmstange anzünden und jene jetzt so ruhig aussehende Stadt mit ihrem Pascha und seinen Soldaten wäre in vollster Bewegung!“ — „Da liege ich aber bereits seit 3 Monaten mit meinen Leuten und hier wie auf der ganzen grossen Cordonslinie ist nichts Verdächtiges vorgekommen. Ich wollte lieber, die Rebellen kämen herüber oder die Sache hätte sonst ein Ende, denn sonst sterben wir auf diesem elenden Platze vor Nichtsthun und Langeweile.“

Der äusserst intelligente Tschausch sprach die volle Wahrheit. Seit dem grossen, von Bukarest ausgegangenen Balkanputsche im Jahre 1867 war trotz aller das Gegentheil berichtenden Zeitungsreporters die Ruhe weder an der Donau noch im Balkan gestört worden. Die Pforte hatte den Bulgaren zugesagt, ihre Wünsche, bezüglich eines selbständigen, von dem bösen Einflusse des Fanars befreiten Exarchats, erfüllen zu wollen und der an einigen Orten aufflammende

revolutionäre Geist war damit besänftigt. Nur von der Pforte selbst hängt es ab, ihn ganz zu unterdrücken; aber nicht durch kostspielige Cordone und derlei Auskunftsmittelchen, sondern ganz einfach durch treue Erfüllung ihrer wiederholt den sonst friedfertigen bulgarischen Unterthanen gemachten Verheissungen.

Von dem kleinen Römercastell erreichten wir in $^1/_2$ St. das Dorf Vitbol. Die Poststrasse von Vidin nach Belogradčik zieht mitten durch diesen bedeutenden, sehr belebten Ort. Vor seinen zahllosen Hanen machen die bäuerlichen, nach Vidin zu Markte ziehenden Karavanen gewöhnlich zu einem letzten Trunke nochmals Halt. Für die Wohlhabenheit des Ortes spricht auch seine neue, im Jahre 1863 vollendete Kirche. Ihr Portal ist nach Zinzarenweise reich decorirt. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung trägt die Façade das Wappen Serbiens, umrankt von Ornamenten. Sie verdankt diesen Schmuck jedenfalls nur einer Laune des Baumeisters und sie wird ihn wahrscheinlich noch lange unbeanstandet tragen; denn weder Bulgaren noch Türken legen derlei Dingen einen besonderen Werth bei, welche bei uns oft eine so grosse Rolle spielen.

Das bunte Durcheinander von tscherkessisch-tatarisch-bulgarischen Wagen dies- und jenseits der breiten geländerlosen Vitbolbrücke lichtete sich ein wenig und wir konnten sie ungefährdet passiren. Am rechten Ufer des Flusses, der hier in schmaler Rinne ein stellenweise sehr gut cultivirtes Thal durchschneidet, ging es aufwärts. Allerorts zeigten sich die bereits erwähnten Bewässerungsapparate, um das Wasser auf die Terrassen rechts und links zu heben. Zahlreiche Viehheerden tummelten sich auf den grünen saftigen Matten umher. Die hier und da in Mitte prächtiger Nussbaumgruppen angesiedelten Mühlen schienen vollauf zu thun zu haben und unter der Last des reichen Weinsegens ächzende Gefährte bildeten allenthalben eine heitere, das Auge erfreuende Staffage.

Bei Voinica verengte sich jedoch das Thal. Die Landschaft nahm hier einen ernsteren Charakter an und die immer höher ansteigenden Flussufer erschienen vielfach zerrissen. Vorspringende Kalksteinfelsen traten näher zusammen und wir durchritten eine Art Felsenthor von romantischer Schönheit. Kaum waren wir aber durch seine Pylonen getreten, so nahm das Bild wieder einen mehr freundlicheren Charakter an. Einladend blickte das Dorf Medišovce von einer Höhe zu uns herab, dessen Lage wirklich reizend genannt werden darf. Mein Programm verlangte jedoch noch eine weitere Anstrengung an jenem Tage. Nach kurzer Rast im kleinen Dorfhan, der, nebenbei bemerkt, einer der reinlichsten schien, die ich auf meinen Kreuz- und Querzügen gesehen, zogen wir in westlicher Richtung weiter und die Sonne hatte sich bereits lange hinabgesenkt, als wir die vom Horizonte sich scharf abhebende Silhouette des hochgelegenen Sadrea, unserer nächtlichen Wanderung Ziel, erblickten.

Nach einigem Parlamentiren mit dem Tschorbaschi (Gemeinde-Vorsteher)

und den herbeigekommenen Ortsältesten versuchten wir es, uns so ziemlich leidlich für die Nacht einzurichten. Es blieb beim Versuche. Mein Dragoman und Zaptie Ismael hatten verschiedene Häuser des Ortes recognoscirt. Keines war aber nach ihren Berichten besser als der elende Han, vor dem wir Halt gemacht hatten. Ich beschloss zu bleiben, liess die ermüdeten Pferde absatteln und zog, wie gewöhnlich, die etwas über dem Erdboden erhöhte hölzerne Veranda (Čardak) vor dem Hause, seinem nicht sehr reinlichen Innern vor.

Geht man in der Türkei von der grossen Heerstrasse ab, so lernt man sich mit gar Wenigem bescheiden. Etwas Heu, darauf eine Kautschuk-Decke und ein Mantel zum Einhüllen geben ein prächtiges Bett, Tschai, (Thee mit Rum und Zucker), einige Eier oder ein Rest kalten Huhns, ein treffliches, den Magen wenig beschwerendes Nachtessen, dem oft nur ein Stück schmackhaften Brodes fehlt, um die Fleischtöpfe der Heimath gänzlich vergessen zu lassen. Mein Pferdebursche Nikola hatte indessen auch nahe bei unserem Bivouak unsere Thiere in einer stark verpalissadirten Hürde untergebracht. Die benachbarten Tscherkessen-Ansiedlungen von Kula und Hamidieh mahnten zur Vorsicht. „Früher konnten wir unsere Pferde des Nachts auf der Weide umherlaufen lassen, jetzt aber ist kein Thier vor diesen Räubern sicher!" meinten die Bauern und die guten Leute zündeten ein grosses Feuer vor meinem Čardak an, um bis zum anbrechenden Morgen als Wache vor demselben zu lagern. Unter ihnen befand sich ein noch vollkommen rüstiger Greis, der über 120 Jahre zählen sollte. Auf meine Frage: „Bist du wirklich so alt, wie deine Söhne behaupten?" gab er mir die merkwürdige Antwort: „Herr, ich war bereits verheirathet, als Pasvan-Oglu-Pascha von Vidin (der berühmte Janitscharen-Rebell gegen Sultan Selim III.) unser Herr war!" und gewiss dies gab die beste Bestätigung. Er erzählte mir noch viel von dem einstigen alttürkischen Regiment, wie früher das grosse Dorf mit seinem ganzen Inhalte zur Verfügung des erstbesten durchziehenden Türken stand und wie glücklich sich seitdem das Loos der Rajah gestaltet hätte. Die jüngeren Männer erkannten dies wohl an, meinten aber „Gott gebe, dass noch so Manches sich bald durch des Sultans Gnade ändere, was noch immer schlimm genug uns drückt".

Unter klarem Sternenzelt, bei von den jenseitigen Vitbolhöhen herüberklingender Hirtenmusik, in welche sich das weniger melodische Brüllen weidender Büffel und Bellen wachsamer Hunde mengte, schlief ich, dank meiner Ermüdung, bald ein. Da weckte mich ein lauter Knall. Unwillkührlich, noch halb schlaftrunken, griff ich aufspringend nach meinem Revolver. Ein Feuerstrahl zuckte vor meinen Augen nieder, ihm folgte unmittelbar betäubender Donner. Es war aber kein tscherkessischer Ueberfall. Ein furchtbares Unwetter hatte sich hart über unseren Köpfen entladen und sandte nun seinen feuchten Inhalt in Strömen

nieder. Es war seit mehreren Wochen der erste kühlende Regen. Dichter hüllte ich mich in meinen Mantel, suchte zunächst das schützende Hausdach und nachdem sich Natur und Menschen etwas beruhigt hatten, mein durch trockenes Heu bald ersetztes Lager wieder auf.

Am nächsten Morgen zogen wir bei herrlichstem Sonnenschein in nordwestlicher Richtung gegen Kula (türkisch Adlieh). Es galt den Vitbol in seiner Quellregion endlich festzustellen. Wir erreichten ihn unmittelbar vor dem Städtchen. Er fliesst hier gegen Cicil hinab und nimmt unterhalb Medišovce ein kleines von Brankovce kommendes Bächlein auf.

Wir befanden uns hier auf einem der fruchtbarsten Puncte der grossen bulgarischen Donauterrasse, und wie bereits früher oft, drängte sich mir erneuert der Gedanke auf — in welches Paradies könnten wohl europäische Ansiedler dieselbe verwandeln. Was Tataren und Tscherkessen hier gethan, geht wenig über den Gewinn des täglichen Brotes hinaus. Der Boden erscheint überall mehr aufgewühlt als gepflügt. Welch armseligen Eindruck machte die Tscherkessenansiedlung Kula's und um wie wenig besser war dessen tatarisches Viertel, zu dem wir aus dem tiefen Einschnitte des Vithols hinaufstiegen. Ich hatte genügend Zeit, diesen ernsten Gedanken nachzuhängen, während wir durch die langgestreckte Reihe der Tscherkessengehöfte, zwischen ihren mit faulendem Stroh bedeckten, halbverfallenen Häuschen hinritten. Selbst die hier und da in zerrissenen Kleidern auftauchenden Schönheiten aus dem Kaukasus vermochten nicht meinen stillen Hader mit dem, zu jeder Organisation und Administration im europäischen Sinne unfähigen türkischen Regimente zu unterbrechen.

Vom Städtchen Kula, welches ich später näher schildern werde, geht südlich eine ganz kleine Wasserader nach dem Vitbol. Auf eine zweite, etwas grössere, stiess ich in SW. auf unserem Wege nach dessen nördlichsten, vom Kloster Sveta Troica herabkommenden Quellen. Nach einem scharfen Ritte von 1 Stunde erreichten wir zunächst das wohlhabende Bulgarendorf Storapatica.

Wir fanden seine Bevölkerung mit dem Reinigen der eingebrachten Frucht auf den Tretplätzen beschäftigt. Dieser Process vollzog sich in der primitivsten Weise. Das Getreide wurde mit breiten Holzschaufeln in die Luft geworfen, um die Spreu von den Körnern zu sondern. Mädchen, Bursche und Männer überboten sich unter Gesang und Scherzen in der Entwicklung grosser Schwungkraft, welch ländliche Turnübung, wie mich ein dargereichtes Stück Brot belehrte, wohl jedenfalls mehr der unbeabsichtigten Muskelstärkung als dem beabsichtigten Reinigungsprocesse zu Statten kommen mochte. Eine einzige unserer Reutermaschinen hätte denselben zuverlässig in wenigen Stunden und jedenfalls viel rationeller vollzogen.

Unmittelbar hinter dem Dorfe trafen wir Weingärten, mit sehr wohlschmecken-

den Trauben. Sie haben jedoch von den arbeitsfaulen Insassen des nahen Tscherkessendorfes Hamidieh viel zu leiden. Die Storapaticer klagten, dass sie die Trauben vorzeitig ernten müssten, um nur etwas Wein zu retten. Hier wie überall erschallte derselbe Jammer über die Raublust der Helden aus dem Kaukasus!

Etwa $^3/_4$ St. hinter Storapatica lugte das Minaret des verrufenen Tscherkessendorfes aus dem tiefen Einschnitt des Vitbols hervor. Von hier bis Sveta Troica begegneten wir keiner menschlichen Wohnung weiter. Wir näherten uns allmälig den dichten Lauhwäldern, welche vom Kamme der serbisch-bulgarischen Grenzberge herabziehen, und bald darauf traten wir in dieselben ein. Eine Begegnung mit dem herumschwärmenden tscherkessischen Raubgesindel in dieser Waldeinsamkeit wäre mehr romantisch als erwünscht gewesen. Als nun vollends die Nacht mit ihrer lautlosen Stille das Dämmerlicht des Abends ablöste, horchten wir doppelt freudig den Tönen des Symantrons, das nach dem üblichen Herkommen zu Ehren unseres Einzuges im Kloster erklang.

Nicht leicht kann man sich einen reizenderen Punct zu einsam beschaulichem Leben denken, als diese der heil. Dreieinigkeit geweihte Stätte. Kirchlein und Klostergebäude liegen still und traulich im dichten Verstecke und der schöne Wald hält jeden störenden Lärm so ferne, dass selbst das weltlichst gesinnte Menschenkind hier die Einkehr in sich selbst leichter finden müsste. Die Mönche, welche diese kleine abgeschlossene Friedensoase bewohnen, sind jedoch nichts weniger als von den heiligen Schauern und Wonnen innerer Einkehr, von dem hehren Genusse stiller Beschäftigung mit den Werken der Besten, die da gefühlt und gesprochen, oder gar von krankhaftem Spiritualismus bewegt.

Wie in Sveti Vraca würde man auch in Sveta Troica vergebens nach jeglichem Anzeichen occidentaler Bildung, z. B. nach überflüssigen Büchern, im Gemache des Hegumens suchen. Es war mir zur Nachtruhe angewiesen worden und ich konnte seinen Inhalt genau examiniren. Einige Heiligenbilder, Gewehre, Branntweinflaschen, Kleider, Patronen — welch letztere neben einem Beutel mit kleinen Geldmünzen unter dem wohl seit lange nicht gelüfteten Kopfkissen des mir abgetretenen Bettes lagen — das war Alles, was ich in der Zelle des Klostervorstandes zu entdecken vermochte.

Da kam er selbst, ein kleines bewegliches Männchen mit ergrautem Barte und überschwänglich demüthiger Geberde, dem trotz des Priesterkleides nicht weniger als Alles zur Ehrwürdigkeit fehlte. Ihm folgte ein zweiter Mönch von geradezu abstossendem Cynismus in der äusseren Erscheinung, beladen mit Flaschen und Speisen, die sie gemeinschaftlich bereitet hatten. Dies waren die beiden Verkündiger des göttlichen Wortes im Kloster zur heiligen Dreifaltigkeit. Ohne ihre Bärte und geistliche Tracht hätte ich sie niemals von den rohesten Gebirgshirten unterschieden. — Gegenüber der Ignoranz, der ethischen und phy-

sischen Unfläthigkeit dieser Mönche, sind jene Serbiens wahrhafte Muster klösterlicher Zucht und Bildung!

Hier sah ich wieder eines der sprechendsten Beispiele, wie viel der hohe fanariotisch-griechische Klerus an dem Bulgarenvolke und seinen Priestern, welche er bisher regierte, gesündigt hatte. Nur auf die Zusammenraffung von Reichthümern stets bedacht, hatte er niemals die Gründung von Bildungsanstalten für die aus dem Volke hervorgehenden und mit diesem in engster Berührung stehenden Priester auch nur versucht!

Lange lag das einsam gelegene Kloster Sveta Troica gänzlich verödet, da kam vor etwa 10 Jahren ein speculativer Mönch und zündete das ewige Licht vor der ärmlichen Ikonostasis wieder an. Die bäuerliche Nachbarschaft strömte herbei und unser Hegumen wusste das kleine Klösterchen allmälig zu einer so einträglichen Rente zu steigern, dass er von derselben gegen 1500 Piaster (150 Gulden Ö. W.) an Steuern — eine für jenes Land sehr grosse Summe — jährlich an die Regierung bezahlen kann. Freilich sehr ungern. Als der alte Hegumenos von mir hörte, dass mir das Haus des russischen Consuls zu Vidin kein fremdes sei, wurde er zutraulicher, bat mich mit einem Winke meinen Begleiter zu verabschieden und schüttete nunmehr sein gepresstes Herz in einer Weise aus, die mir über seine letzten Hoffnungen keinen Zweifel liess. Es wurde mir hier und noch oft später klar, welchen politischen Missgriff die Pforte durch die seit wenigen Jahren eingeführte Besteuerung der Klöster begangen hatte. Der grossen Einfluss auf das Volk übende bulgarische Mönchsklerus wurde durch diese fiscalisch vielleicht einträgliche Massregel jedenfalls noch mehr in die Arme Russlands getrieben. Rachgierig und habsüchtig, erbettelt und erwartet er nun noch sehnsüchtiger von der Neva: Geld, kostbare Kirchengeräthe, Messkleider und — die Erlösung von der Herrschaft der Moslims!

Sveta Troica's Kirchlein bietet in baulicher Beziehung kein besonderes Interesse. Es gehört zu jener grossen Zahl durch ganz Bulgarien zerstreuter Capellen, wie ich sie zwischen dem serbischen Kahlar und Ovčar gefunden und geschildert habe*). Des Kirchleins äussere Erscheinung ist nur durch eine kleine Kuppel ausgezeichnet. Der wagrechte Sturz des niedrigen Eingangs zeigt verwittertes byzantinisches Bandornament, einige Linienverschlingungen en relief und ein schlecht gemaltes Bild. Dieses stellt den Pantokrator, heil. Geist und Christus dar und letzterer krönt die heil. Jungfrau, welcher Engel zur Seite stehen.

Durch die äusserst schmalen Fenster der Kuppel und Wände dringt beinahe gar kein Tageslicht in das Innere des Schiffes. Seine Wände sind mit stark restaurirten Fresken bedeckt. Soviel ich bei dem ungenügenden Lichte einer dünnen Wachskerze zu unterscheiden vermochte, sind dieselben eben so künst-

*) Serbien. S. 149.

lerisch werthlos, wie die Ikonostasis und alle übrigen Einrichtungsstücke. Die Rauchfässer, Lampen, Kerzenträger sind neu, von bizarrer, sonst aber ganz gewöhnlicher Zinzarenarbeit.

Ich legte, nach Landesbrauch, einige Geldstücke als Dank für die genossene Gastfreundschaft auf das zum Kusse bestimmte Heiligenbild des Schautisches nieder. Der seitdem, wie ich höre, verstorbene Hegumen winkte mir aber noch einen Augenblick zu bleiben. Er hängte sein Epitrachilion um und näselte ein Gebet für meine glückliche Reise her. Ich liess es ruhig geschehen, sehnte mich aber fort aus dieser Höhle des Aberglaubens und grassester Unwissenheit! Wohler fühlte ich mich erst, als wir die finstere Klosterschlucht im Rücken hatten und im raschen Ritte über die im prachtvollsten Morgenlichte erstrahlende Hochfläche der nordbulgarischen Donauterrasse hinflogen.

VI.

DIE PASCHALIK-HAUPTSTADT VIDIN.

Landschaftlicher und geologischer Charakter der Donau vom Timok bis zur Jantra. — Der Bančerovo bei Florentin. — Oesterreichische Positionsbestimmungen am bulgarischen Ufer 1854. — Mein erster Besuch zu Vidin 1860. — Schilderung seiner Physiognomie durch Hanns Wachenhusen. — Ungerechte Vorwürfe. — Wanderung durch die Festung. — Stambul-Kapu. — Der erste Lichtpunct seine zahlreichen Brunnen. — Eisstiftung Pasvan-Oglu-Pascha's. — Dessen Stellung zu Selim III. — Sein Sieg über die Reform. — Pasvan-Oglu's Monumentalbauten. — Dessen Grabstätte. — Die Achmet-Moschee und das Grab des Reform-Gross-Veziers Hussein Pascha. — Hie Tülbend, hie Fes! — Sami Pascha, der „Deutschenfeind". — Des Waffenmuseum's interessanter Inhalt. — Die Ausrüstungsmagazine. — Das Hospital und dessen Aerzte. — Militärische Etablissements. — Gold- und Silberschmiede. — Im Bazar. — Das Christenviertel. — Bulgarische Schulen. — Kirche und Glockenthurmgeschichte. — Eine Intervention des österreichisch-ungarischen Consuls. — Charakter der älteren Kirchen. — Synagoge und neues katholisches Kirchlein. — Tataren-Colonie. — Die emigrirten Türken von Belgrad. — Exilirte Helden des Libanon. — Der Fürst von Aslom. — Vergnügungen. — Promenaden. — Donauufer. — Schiffbewegung. — Kriegsflotille. — Garnison. — Lager. — Tumuli. — Soldaten und Soldverhältnisse. — Das römisch-byzantinisch-bulgarisch-türkische Vidin. — Geschichte seiner Befestigung. — Seine Stärke und Schwäche. — Der älteste Theil der Festung. — Grundrissaufnahme des Schlosses der Šišmaniden. — Römische Inschriften von Ratiaria herrührend. — Eroberung durch Kaiser Basilius 1002. — Geschichte 1394 — 1444. — Der Markgraf von Baden vor Vidin 1689. — Dessen Einnahme und Verlust. — Tököly. — Belagerung Vidin's durch Marschall Khevenhüller 1737. — Vergebliche Operationen wegen Unkenntniss der Strassenzüge. — Ankunft Marschall Seckendorff's. — Verluste der Kaiserlichen. — Aufhebung der Belagerung. — Vidin's Rolle im serbischen Befreiungskampfe. — Türkisch-russischer Krieg 1828 — 1829. — Der Kampf bei Bojelešti. — Russisch-türkischer Krieg 1853. — Das Gefecht bei Četate und die Belagerung Kalafat's 1854 bis zum Einmarsche der Oesterreicher in die Fürstenthümer. — Von wem und gegen wen wird Kalafat im nächsten Kriege vertheidigt werden?

Von der Mündung des serbisch-bulgarischen Grenzflusses Timok bis gegen Rusčuk zeigt das rechte Donau-Ufer eine fortgesetzte, nur von den Rinnsalen der vom Balkan herabströmenden Flüsse durchbrochene, abwechselnd 16—130 Met. hohe, mehr oder weniger unundulirte Terrasse, deren Rand meist steil in den Strom abfällt. Ihr hauptsächlichstes Formationsglied bildet der Loess. Er beginnt bereits bei dem serbischen, von Romanen bewohnten Orte Praovo und wird

flussabwärts nur selten durch die zu Tage tretenden unterlagernden Kalk-, Letten- und Mergelbänke unterbrochen.

Die landschaftliche Physiognomie des bulgarischen Donauufers erscheint gegenüber der prächtigen Stromscenerie des „Eisernen Thores" beinahe reizlos und doch bietet sie belebten Wechsel und anmuthenden Gegensatz zum jenseitigen, durch Alluvionen gebildeten walachischen Ufer, dessen monotone, von unzähligen Heerden aufgewühlte staubreiche Ebene in unabsehbarer Ferne, mit graublauen Lufttönen in eins verschwommen, dem Auge entschwindet.

Landeinwärts von dem einstigen Römerorte Florentiana erhebt sich der pittoresk profilirte Uferstеilrand im Bančerovo zur ansehnlichen Höhe von 228 M. Wir verdanken diese Date gleich mehreren anderen Positionsbestimmungen am bulgarischen Donauufer dem einzigen praktischen Ergebnisse der kostspieligen österreichischen Occupation der Fürstenthümer im Krimkrieg, der k. Generalstabs-Aufnahme der Walachei im Jahre 1855, welcher gegenüber die bulgarische Karte an die Darstellungen der ungekanntesten Länder der südlichen Hemisphäre mahnt. Bevor ich noch daran ging ihre weissen Flecke auszufüllen und deren unglaubliche Fehler auf grösseren Reisen zu berichtigen, entschloss ich mich bereits im Jahre 1862 zu einer Orientirungs-Excursion. Diese führte, der damals im Balkan herrschenden Unruhen wegen, zu einem unfreiwilligen längeren Aufenthalt zu Vidin, dessen genaueste Bekanntschaft ich in dieser Weise nothgedrungen machte. Oft landete ich seither in dieser ersten echttürkischen Donaustadt und Feste, deren malerische, reich mit Minareten und Masten gezierte Silhouette uns fremdartig gefangen nimmt.

Ich darf mir es hier wohl ersparen, die Physiognomie der Hauptstadt des von 6 Kreisen gebildeten Paschaliks Vidin zu schildern. Leichtbefederte donauabwärts schwimmende Touristen haben dies, und namentlich was ihre sehr auffälligen Schattenseiten betrifft, lange vor mir gethan. Welche Nachlese bliebe mir noch beispielsweise nach Hanns Wachenhusen's lebensvoller Geisselung des Schmutzes der krummlinigen Strassen Vidin's und seiner schiefen Gebäudefronten, der ekelhaften Blutlachen im Fleischerviertel — und leider gleicht an manchen Tagen die halbe Stadt einem solchen — der verpestenden Sümpfe seiner Plätze u. s. w. zu sagen übrig. Soll ich hier etwa die Jeremiaden über das ohrzerreissende Geächze der ungeschlachten Büffelkarren, über das halsbrecherische Pflaster in den engen, Nachts unbeleuchteten Gassen weiter ergänzen oder über den heute wie früher herrschenden absoluten Mangel an Canälen, Promenaden, Gasthöfen und jeglichem Comfort, bei einem sehr reichlichen Ueberfluss an schmutzigen, zudringlichen Bettlern, Zigeunern und anderem Gesindel, das uns von der Strasse bis in das Serai des Pascha's verfolgt, und so fort ins Unendliche klagen?

Und warum überdiess gerade Vidin das zum Vorwurf machen, was nun einmal zur vollständigen Toilette echttürkischer Städte und selbst des moslim'schen Viertels Constantinopels gehört, was aus der Ferne gesehen bestrickt, in der Nähe nicht ungerecht machen sollte. Der Leser begnüge sich also mit dem Vorgeschmacke der nach Knoblauch und anderen unnennbaren Parfüms duftenden Atmosphäre, welche den meisten Blättern der Schwarz in Grau gemalten Wachenhusen'schen Fresken Vidin's entströmt! Ich will es vielmehr versuchen, der ersten an der unteren Donau uns entgegentretenden türkischen Stadt einige Lichtseiten abzugewinnen. Hier und da dunkel einfallende Schlagschatten werden das Bild beleben und mehrere bereits vor Jahren niedergeschriebene, wie ich behaupten darf, noch heute vollgiltige Bemerkungen sollen Zeuge dafür sein, wie wenig der Kern alttürkischen Regimentes sich ändere; möge man auch dessen Aussenseite noch so geschickt mit fränkisch schillerndem Culturlack zur Blendung des Anlehen versorgenden Auslandes firnissen.

Beginnen wir unsere Wanderung durch das Stambul-Kapu, das Hauptthor der Festung, das ein türkischer Nizamsoldat, nachlässig an dasselbe lehnend, sein Gewehr bei Fuss, bewacht. Wir streuen einige Paras in die vielen verlangenden Hände kauernder, zerlumpter, trotz alledem aber halbverschleierter Bettlerinnen und gelangen durch die enge Bazarstrasse mit ihren Tabak-, Teppich- und Bijouterieläden auf den ersten grösseren, durch eine nette Moschee gezierten Platz der Feste. Hier stossen wir sogleich auf den ersten Lichtpunct Vidins, auf einen seiner zahlreichen, an heissen Sommertagen ersehnte Labung spendenden öffentlichen Brunnen.

Die Erschliessung neuer Quellen für alle lebende Creatur, zur Erquickung für Mensch und Thier, zählt der Orientale zu den gottgefälligsten Werken. Genügt dies aber wirklich ganz allein, um in die Pforten des himmlischen Paradieses einzugehen, so haben sie sich zuverlässig vor Pasvan-Oglu, dem letzten „echt- und rechtgläubigen" Statthalter Vidin's und Protector der Jenisseri-Rebellen gegen den reformfreundlichen Padischah Selim III., aufgethan; denn die vielen, durch Stadt und Festung zerstreuten Brunnen, zum Theil mit monumentaler Decorirung im reichen orientalischen Style, sind grösstentheils sein Werk. Mit einer verwandten, menschenfreundlichen Wohlthat krönte er dasselbe. Ich meine seine „Eisstiftung", aus welcher im Sommer täglich grosse Quantitäten Eises an Arme ganz unentgeldlich, und an Wohlhabende gegen eine geringe Vergütung überlassen werden. Man muss selbst einige Zeit in Vidin's sommerlicher Atmosphäre gelebt haben, um die grosse Wohlthat dieser humanen Einrichtung Pasvan-Oglu's in vollem Maasse würdigen zu können.

Werfen wir einen Blick auf das Leben des merkwürdigen Mannes, dessen Thaten mit Vidin's Vergangenheit enge zusammenhängen, dessen Thätigkeit es

die Mehrzahl seiner humanitären Einrichtungen und auch seine besten architektonischen Werke verdankt.

Osman-Pasvan-Oglu war der letzte grosse Pascha im alttürkischen Style. Er wagte es nicht nur, den Neuerungen des ersten Reformsultans sich ganz entgegen zu setzen, sondern dem berühmten Selim III. offenen Krieg zu erklären*). Selim hatte die Jenisseri (Janitscharen) im ganzen Reiche aufgehoben — Pasvan-Oglu war aber ihre Stütze; denn mit ihrer Hilfe gedachte sich der kühne Empörer zu einem halbsouverainen Vasallen des Sultans, gleich den Dey's von Algier, Foz und Marocco, zu erheben. Vidin, der Stammsitz seiner Familie, sollte seine feste Hauptstadt werden.

Osman-Pasvan-Oglu hatte sich in dem Kriege gegen Russland und Oesterreich 1788 ganz besonders hervorgethan. Nach demselben ergriff er jedoch, ein vermeintliches Erbrecht vorschützend, gewaltsam Besitz von ausgedehnten Territorien an der Donau. Gestützt auf dieses und noch mehr auf seinen grossen kriegerischen Anhang, die berüchtigten „Krdšalien“, welche durch ihre Zerstörung der reichen Zinzarenstadt Moscopolis sich einen gefürchteten Namen gemacht hatten, stellte er — in so Vielem dem grossen „Friedländer“ ähnlich — die Belehnung mit dem Paschalik Vidin und seine Ernennung zu einem Pascha von drei Rossschweifen, als Bedingungen seines Friedens mit dem Sultan auf.

Die Gründung neuer Vasallenstaaten lag aber nicht im Plane des, die Centralisation aller Reichsgewalten anstrebenden Selim's. Er verweigerte beide Forderungen und sandte gleichzeitig ein Heer von 100,000 Mann gegen Vidin ab. Pasvan-Oglu antwortete damit, dass er sich nun persönlich in die Listen der von Selim in Bann gelegten Jenisseri eintragen liess. Deli-Achmet, der berüchtigte Janitscharenführer von Belgrad, und andere Häupter derselben zogen auf diese Nachricht mit ihren kriegsgeübten Schaaren ihm zu Hilfe und erkannten Pasvan-Oglu unter allen Serhad-Aga's den höchsten Rang zu. Er, der mit ihrem erbittertsten Feinde, dem Sultan, im offenen Kampfe lag, dessen Losungswort „Euer sei die Beute, mein der Ruhm“ so verführerisch klang, schien ihnen ganz der Mann, ihre, der Jenisseri's bedrohte Machtstellung wieder mit Erfolg zu Ehren zu bringen. Sie hatten sich nicht getäuscht. Durch einen glücklichen Ausfall aus dem umlagerten Vidin zersprengte er des Grossherrn Armee. Hierauf überschritt er die Donau und machte sich seinen Nachbarn dies- und jenseits des Stromes furchtbar. Erst nachdem er Černec, Krajova, Nicopoli mit wechselndem Glücke erobert hatte und als ganz Bulgarien in Aufruhr und Flammen stand, machte der Sultan mit ihm Friede, gestattete die Rückkehr der Jenisseri nach Belgrad und sandte ihm die verlangte Rangeserhöhung.

Die Gegensätze zwischen den menschenfreundlichen Statthaltern des Sultans

*) Ranke, Die serbische Revolution.

in Serbien Ebu-Bekir, Hadschi-Mustafa und der Rajah einerseits und Pasvan-Oglu mit den Jenisseri andererseits, waren dadurch nicht beseitiget. Pasvan-Oglu's hartnäckiger Widerstand in dem sich das alttürkische System gleichsam



Osman Pasvan-Oglu's Grab zu Vidin.

gegen alle und jede Reform verkörperte, hatte indirect eine wichtige Folge. Ohne denselben würden sich gewiss auch in Serbien noch durch Decennien die gleich wenig glücklichen Zustände fortgeschleppt haben, der Christen Loos wäre ein

ähnlich trauriges geblieben, wie wir es vor Kurzem noch in Bosnien, in der Herzegovina und in Bulgarien fanden. So aber führte Pasvan-Oglu's gewaltsame Besitzergreifung alles serbischen Grundes und Bodens unter dem Titel Čitluksahibien und die groben, gegen die Rajah verübten sonstigen Gewaltthaten seiner Prätorianer die serbischen Befreiungskämpfe herbei, in denen es jedoch deren Urheber, dem grossen Rebellen von Vidin, nicht mehr gegönnt war, eine Rolle zu spielen. Er starb kurz vor der Thronentsetzung seines grossherrlichen Gegners und der mildere Molla-Pascha war sein Nachfolger in dem von ihm beinahe unabhängig verwalteten Paschalik Vidin.

Pasvan-Oglu vereinigte mit seltener Energie eine grosse, natürliche Begabung. Die etwas europäisirte Physiognomie Vidins, dessen erhöhte Vertheidigungsfähigkeit, die Eröffnung neuer Strassen, viele monumentale Bauten, darunter die schöne „Pasvan-Oglu-Džami“ mit einer Medresse und Bibliothek, dann die zahlreichen übrigen bereits erwähnten humanitären Einrichtungen dieser Stadt sind sein Verdienst. Der kleine Friedhof der Mustafa-Pascha-Moschee bewahrt das Grab Osman-Pasvan-Oglu's. Es ist von etwa zwei Fuss hohen, reich mit Ornamenten en relief bedeckten Steinplatten umschlossen. Am Kopfe und Fussende erheben sich hohe Pilaster. Der erstere mit Inschriften und dem alttürkischen Tülbend (Turban), der letztere, etwas niedriger, mit einer Blumenvase geziert.

Von der, durch einen reichtragenden Maulbeerbaum kühl beschatteten, von den Moslims in hohen Ehren gehaltenen Ruhestätte des im Leben ruhelosen, letzten Janitscharenführers wenden wir unsere Schritte zum Grabe des Zerstörers dieser die Schrecken des Haldmonds durch ganz Europa einst tragenden Soldateska. Wir wandern durch das Stambul-Kapu zur Achmet-Dschamie in der Citadelle. Sie ist die grösste der 32 Moscheen Vidin's und durch ihre zahllosen Glaslustres mit riesigen Strausseneiern ausgezeichnet. Vor ihrem Haupteingange ruht Hussein-Pascha, der berühmte Grossvezier, die kräftigste Stütze des reformfreundlichen Mahmud III. Sein Kenotaphium gleicht jenem seines Antipoden Pasvan-Oglu. Nur ist es reicher, weil neuer auch besser erhalten und durch ein geschmackvolles, nach oben laubenartig sich überbiegendes Eisengitterzelt gegen alle Unbilden geschützt. Prächtiges Laub umgrünt die Stelle, auf der Hussein, der Held fortwährender rastloser Kämpfe, Ruhe gefunden. Treffend charakterisirte der türkische (zinzarische?) Bildner den Gegensatz der Bestrebungen Hussein's zu jenen Pasvan-Oglu's, in der knappen Sprache der muhamedanischen Plastik, durch das seit Selim eingeführte, den alttürkischen Tülbend verdrängende „Reformfes“, welches den hohen Denkstein zu seinen Häupten krönt.

Hie, Tülbend, — hie, Fes! Es sind noch heute die Symbole, unter welchen Alt- und Neutürkenthum sich gegenseitig befehden. In jedem anderen Staate würde ein solcher Kampf — das Journal de Constantinople ist sein officieller

Herold — das höchste Interesse der Nachbarländer und des gesammten Europa's erregen. Der Wellenschlag der sich periodisch vollziehenden Ministerwahlen der Sultane aus dieser oder jener Partei macht sich jedoch selbst im Inlande nur im Kreise der zunächst betheiligten Beamtenhierarchie und ihrer Günstlinge geltend; da die Wirkung und Vollstreckung guter und schlimmer, von dieser oder jener Partei getragenen Principe und Verordnungen schon in der Nähe der Hauptstadt, mehr noch aber in den Provinzen und an der Peripherie des Reiches, von dem Eigenwillen der Gouverneure, Paschen und sonstigen Regierungsorgane abgeschwächt, ja oft gänzlich paralysirt werden. Welche Theilnahme soll aber das Ausland diesen, durch Sultanslaune oder schmähliche Serailintriguen herbeigeführten häufigen Vezierwechseln, welche Fall oder Sieg der beiden Systeme verkündigen, schenken? Weiss es doch, dass die letzten Würfel über das künftige Schicksal der Türkei, ganz unabhängig von Ebbe und Fluth, Sieg und Niederlage, von dem Ausgange dieser seit Selim III. ununterbrochenen, grösstentheils durch fremde Intriguen oder Seraillaunen fortgesponnenen Kämpfe — deren ausgeprägteste Repräsentanten, Pasvan-Oglu und Hussein-Pascha, ein merkwürdiger Zufall in demselben Boden, in Vidin's Erde ruhen lässt — hinrollen werden.

Hussein's Nachfolger im Vilajet von Vidin war Sami-Pascha, der „Deutschenfeind" und ganz besondere Verehrer der Franzosen und Engländer. Eine Nachahmung deren grossartiger Schaustellungen militärischer Widerstandsmittel — natürlich in bescheidenem Maassstabe — versuchte er in dem von ihm gegründeten Waffenmuseum. Das überall in Vidin „schiefen Linien" begegnende Auge ist erstaunt, hier Waffen und Trophäen in einer ungewohnten, an europäische Anordnung erinnernden Weise aufgestellt zu finden. Wohl sieht das in ein Waffenmuseum verwandelte Gebäude mehr einem Holzschuppen als solchem ähnlich, auch fehlt es an einer leicht übersichtlichen chronologischen Aufstellung des wirklich reichen Inhalts; doch ist das Gleichartige so ziemlich zusammengehalten und dies erleichtert einigermassen den Gesammtüberblick der höchst werthvollen Sammlung. Neben rohen Büffelkollern der Jenisseri Kolluk neferi (Janitscharen) und deren furchtbaren Waffen, welche einen würdigen Platz in der berühmten Sammluug alttürkischer Costume, im „Elbicci-Atika" auf dem Atmeidan Constantinopels einnehmen würden, sahen wir Hellebarden mit kreisförmigen Messern zum Mähen nach rechts und links im Getümmel der Schlacht, Morgensterne, Aexte, deutsche Arkebusen, Schwerter, österreichische und slavische Fahnen, darunter mehrere weisse Banner mit Heiligenbildern und eine Menge Armaturstücke verschiedensten Ursprungs und Alters. An den Wänden hingen, bunt durcheinander gewürfelt, die stark mitgenommenen Uniformen, Čako, Säbel, Gewehre u. s. w. der im Jahre 1849 auf türkischen Boden geflüchteten und dort entwaffneten ungarischen Freischaaren. Im Hofe des Arsenals ruhen auf mäch-

tigen Laffetten einige riesige Kanonenröhre von Karl VI. Im Style jener Zeit sind sie reich verziert und zeigen die etwas phantastisch-mittelalterlich-deutsche Tracht der damaligen „Artilleure". Für die Waffenkunde vergangener Zeiten und insbesondere der Türkei liessen sich in dem kleinen Vidiner Museum sehr interessante Studien machen. Ich empfehle es Specialforschern dieser Richtung.

Ein fortgesetzter Gang durch die Ausrüstungsmagazine für die Besatzung zeigt deren musterhafte Ordnung. Waffen, Schanzwerkzeuge, Laternen, Feldflaschen, Seile und Riemzeug sind im Ueberfluss vorhanden und, wie es schien, guter Qualität. Auch des Militärhospitals Krankensäle sind rein und zweckmässig eingerichtet, über die wissenschaftliche Befähigung der meisten türkischen Militärärzte — grösstentheils griechischer oder italienischer Nationalität — hörte ich aber höchst ergötzliche Histörchen erzählen. Schon in Niš hatte ich sehr unterhaltende Mittheilungen erhalten über die Art, wie die Mehrzahl der dortigen Hekimbaschi's zu ihren Doctordiplomen gelangt waren. Ehemalige Barbiergehilfen fungiren da als selbstbewusste Jünger Aeskulap's. Wohl steht dort die Zahl der Genesenden zu jener der in ein besseres Jenseits hinüber Pilgernden ausser allem Verhältniss und erregte gar oft schon das Kopfschütteln manches Mir-Alai (Obersten), der sein Regiment im Spitale decimiren sah; doch bei zu auffallend grosser Sterblichkeit rechtzeitig von Seite des Arztes gespendete Geschenke sollen beinahe immer die Bedenken der Väter des Regiments, der Obersten, beschwichtigt haben. Ein solch würdiger Regimentschef hat einem auf sehr räthselhafte Weise zu seinem Doctorpatente gelangten Griechen in Niš, der eben so berühmt durch seinen in ausgedehnter Civil- und Militärpraxis erworbenen Reichthum, als durch seine menschenfreundliche Fürsorge für das Wohlbefinden der Todtengräber Vidin's, nach und nach als Lohn für gespendete Nachsicht ein vollständiges Hausmobiliar, Wagen, Pferde u. s. w. abgenommen!

Zu den bedeutenderen Militärbauten der Citadelle Vidin's gehört eine neue Dampfmühle und ein von hohen Mauern umgebenes grosses Pulvermagazin, nahe dem hölzernen Uhrthurme, dessen architektonische Aussenseite noch im Jahre 1862 einem riesigen, angerussten Fabriksschlott vollkommen glich, in den letzten Jahren aber auf Kosten der Commune aus solidem Steinmaterial erneuert und zu einer Zierde der Festung umgestaltet wurde.

An seinem Fusse haben sich in niederen, ärmlichen Holzbaracken die berühmten Silber- und Goldschmiede Vidin's niedergelassen. Manche Stunde ruhte ich hier von den ermüdenden Spaziergängen auf Vidin's berüchtigtem Pflaster aus, und vergnügte mich, den fleissigen Künstlern aus den macedonischen Gefilden das Geheimniss ihrer bewundernswerthen Filigranarbeiten abzulauschen. Aus antiken Funden, griechisch-römisch-byzantinischen Münzen, zieht der

Zinzare*) den langen, fein gesponnenen, dann in kleine Stücke zerschnittenen Silberfaden. Mit unendlicher Geduld und merkwürdigem Geschick schmiegt des Zinzaren Hand Drähtchen an Drähtchen, fügt er Kreise, Sterne, Knöpfchen und Arabesken zu schönen, maurischen Formen, manchmal auch zu bizarren, doch selten den Rhythmus beeinträchtigenden Wendungen und Biegungen. Figur reiht sich an Figur und allmälig entstehen vor unseren verwunderten Augen die niedlichen Gold- und Silberuntertassen, in welchen uns die Vornehmen und Paschen den duftenden Mokka credenzen lassen, die reichen Cigarettenmundspitzen, welche die kostbaren Tschibukrohre zu verdrängen drohen, der verführerisch kleidende Kopfschmuck der türkischen Odalisken, neben den einfachen, runden Ohrgehängen, Haarnadeln, Halsketten und Gürtelhältern in Form zweier Schilde oder Palmenblätter, der bulgarischen Schönen.

Neben diesen zierlichen Gebilden orientalischer Phantasie spielen unsere abendländischen, durch Stampiglien gepressten, mit unechten Steinen, Perlen, Farben überladenen Schmucksachen eine schlechte Rolle in den Läden der Bazare. Auch hier erringt sich aber das neue, ungewohnte Fremde, unterstützt durch seine wechselreichen Formen und wohlfeilen Preise, immer mehr Boden. Oesterreichische Quincailleriewaaren aller Art, Glas- und Porzellanfabrikate, geblumte Kattune und Taschentücher, füllen neben englischen Garnen, Eisen-, Stahl- und Lederarbeiten die kleinen Gewölbe der türkisch-jüdischen Kaufleute. Neben ihnen suchen jedoch Rosenkränze und persische Fächer, reich gestickte Tabaksbeutel, Tschibukhälter, Pantöffelchen und die gold- und silberdurchwebten feinen Gazegespinnste, welche die Börse europäischer Besucher so lockend anziehen, sich zu behaupten. Die christlich-bulgarische Industrie hat ihr Hauptquartier ausserhalb der Citadelle aufgeschlagen. In der Verarbeitung von Schnur- und Pelzwerk leistet der Bulgare Vorzügliches. Ich sah zierlich ausgenähte Sättel, Bissacke, Pelze u. s. w., wahre Prachtstücke, die jedoch nur auf Bestellung angefertigt werden.

Die beinahe ausschliesslich von Christen bewohnte südöstliche Vorstadt hat seit der Aufhebung des alle Neubauten untersagenden Ukas Sami's durch Suleyman, den Pascha Vidin's (1862), sehr gewonnen. Der zerstreute, stark verschuldete türkische Besitz in diesem Stadttheile ist beinahe gänzlich in bulgarische Hände übergegangen. An der Stelle der hässlichen, jeden Einblick in das Innere der moslim'schen Behausungen abwehrenden Lehm- und Bretterwände sieht man nunmehr unter den schützenden Flaggen der beiden osteuropäischen Grossmächte, Russlands und Oesterreichs, die schmucken Häuser freundlicher Gassenfronten mit stattlichen Stockwerken, Thoren und Erkern. Die bulgarische

*) Die Zinzaren. Eine ethnographische Studie von F. Kanitz. Mitth. d. k. k. geogr. Gesellsch. VII. Jahrg. Wien 1863, und in „Serbien" 1868.

Gemeinde hat 2 Schulen mit 6 Lehrern und etwa 560 Schülern, dann eine Mädchenschule mit 80 Schülerinnen. Bald dürfte sich neben dem netten Konak des Erzbischofs auch die projectirte neue orthodoxe Kathedrale erheben, für welche seit 1855, nahe dem hölzernen Glockenthurme des alten christlichen Bethauses, ein reiches Baumaterial aufgespeichert liegt. Durch diesen Neubau wird das christliche, Städte begründende Element nach Innen einen neuen belebenden Impuls, nach Aussen aber einen sichtbaren, schwer errungenen Ausdruck gewinnen, und bis er vollendet, dürfte sich die moslim'sche Bevölkerung auch bereits mehr mit der Einführung des Glockengeläutes christlicher Kirchen befreundet haben.

Als nach der Publication des die Gleichberechtigung aller Unterthanen des Sultans feierlichst proclamirenden Hatti-humaijuns die christliche Gemeinde Vidin's von der ihr auf dem Papiere verheissenen Errungenschaft praktische Anwendung machen wollte und die Glocke ihres bescheidenen Holzthurmes zum ersten Male ertönen liess, fanden die Türken äusserst geringes Gefallen an dieser die Stimmen ihrer Muezzin's verdunkelnden Musik. Nächtlicherweise entfernten sie den Schwengel aus der kaum geweihten Glocke und drohten mit der Demolirung der Kirche, falls derselbe durch einen neuen ersetzt würde. So hing nun die eherne Mahnerin, einer Uhr ohne Zeiger gleich, traurig da, bis im Jahre 1871 auf die Intervention des österreichisch-ungarischen Consuls Ritter v. Schulz der Pascha jede weitere Störung des christlichen Glockengeläutes zu verhindern versprach — und so ertönte sie bei der unter Assistenz des Consuls celebrirten Weihnachtsmesse und hoffentlich wird ihr Geläute noch ferner Friede und ein Zeichen besserer Zeit bedeuten.

Wohl hätte die bulgarische Christenschaft Vidin's gegen eine so gröbliche Verletzung des feierlichst proclamirten, von den Grossmächten gewährleisteten Rechtes im Medjlis Klage schon früher erheben können. Zu welchem Resultate würde dies aber in einer Versammlung geführt haben, in der ein einziges Mitglied die Rechte der ganzen christlichen Bevölkerung gegenüber von etwa zehn türkischen Genossen, also gegen eine feindlich gesinnte Majorität vertrat, die, wenn nicht vielleicht direct an dem zur Klage Anlass gebenden Acte betheiligt, ihn doch gewiss in keinem Falle verdammt hätte. An die traurigste Epoche, welche die Christen der Türkei in dem letzten Jahrhundert durchlebten, mahnen die tief in die Erde hineinversenkten basilikenartigen, thurmlosen älteren Kirchen. Diese, äusserlich ganz unbedeutend, haben sonst kein besonderes architektonisches Interesse und ebensowenig enthält deren bewegliches Inventar Gegenstände von besonderem archäologischen Werth. Die zahlreiche fränkische Judenschaft besitzt eine bescheidene Synagoge und zuletzt erhielt Vidin auch durch die Anstrengungen eines vom walachisch-unirten ungarischen Bischof zu Gross-

wardein abgesandten Missionärs ein provisorisches katholisches Kirchlein. Dasselbe ist höchst unansehnlich aus Brettern gezimmert und sieht sehr einem Holzschuppen ähnlich. Hart bei demselben befindet sich ein von einem eisernen Kreuze überhöhter Votivstein mit folgender Inschrift: A césta s croca darnito-o intru marirea lui Domne dieci comunitalei romane gr. cat. diu Vidinu 1869. Für einen entsprechenderen definitiven Kirchenbau hat Kaiser Franz Josef eine namhafte Summe gespendet. Ich glaube nicht an eine Zukunft der katholischen Kirche auf bulgarischem Boden und denke, dass es auch mit dem Zustandekommen dieses Baues grosse Schwierigkeiten haben dürfte.

Im Jahre 1852 wurde die im Sinken begriffene türkische Bevölkerung Vidin's durch eine Tataren-Ansiedlung und im Jahre 1862 durch die gezwungene Emigration ihrer Belgrader Glaubensbrüder um einige hundert Köpfe vermehrt. Gleichzeitig mit diesen zogen in Vidin's Mauern die interessanten Drusenchefs von Dschidda ein. Hier fand ich die einst von den Christen Belgrads, gleich gefangenen Löwen in leicht zerbrechlichen Käfigen, gefürchteten Raubvögel aus den Libanonschluchten: Hussein Bey von Aitez, Schumbale Jusuf v. Armatur, Hali Aria von Ruschaja, Abdulah Elakaili von Beirut u. A. Sie bewohnten den einstigen Konak Pasvan-Oglu's. Ich fürchte, dass die Fieberluft der bulgarischen Donaufestung ihnen aber noch schlimmer, als jene der hochgelegenen Belgrader Akropolis bekommen wird. Die Kälte unserer Winter, die Sehnsucht nach Heimath und Familie wird sie beugen und schwerlich werden sie die herrlichen Kronen der Cedern des Antilibanons wieder sehen*).

*) Dr. J. Sepp gab uns jüngst in seinen „Reisebriefe aus der Levante“ eine höchst interessante Schilderung des Libanons, der ich folgende Stelle entnehme: Noch kocht der Fanatismus in ihrem (der Drusen) Innern; was aber der Religionseifer wirkt, das hat vor vierzehn Jahren die Christenschlächterei in Damaskus bewiesen, als die Drusen den Dschihad oder heiligen Krieg verkündeten und mit ihnen vereint die Metualis über die Giauren herfielen. Der Graf v. Paris und der Herzog v. Chartres waren eben auf der Reise nach dem Libanon begriffen, sie retteten sich nur, indem sie den Weg zwischen die Beine nahmen, durch einen starken nächtlichen Marsch auf Beyrut. Damals wurde das von 25,000 Christen bewohnte Stadtviertel in Damaskus an allen Ecken angezündet, und wer den Wüthenden in den Weg kam und sich nicht früh genug in die Citadelle oder in die Häuser der Consuln flüchtete, wurde grässlich ermordet. Unser Landsmann, Consul Pfeffinger aus Amberg, rettete sich selbst nur mit dem Säbel in der Faust. In Beyrut sammelten sich 26,000 Flüchtlinge, und Consul Weber, der nun ruhmvoll als Generalconsul das Deutsche Reich vertritt und dessen freundschaftliche Vermittlung uns den hiesigen Aufenthalt erträglich machte, hatte damals allein für 587 Wittwen aus Damaskus, für 639 aus Dêr el Kamr zu sorgen. Die brandenburgische Johanniter-Bailey sammelte für die 20,000 Waisenkinder der 16,000 syrischen Märtyrer, deren Blut das ganze Berggebiet tränkte, um sie nach dem Grundsatze: „Wer immer eines von diesen Kleinen aufnimmt, nimmt mich auf“, in Erziehungsanstalten und guten Häusern unterzubringen, und nicht wie die 8500 Opfer in der Citadelle der syrischen Hauptstadt vor Hunger und Elend umkommen zu lassen. Das französische Comité überwies zu gleichem Zwecke den katholischen Schwestervereinen anderthalb Millionen Franken. In Beyrut schifften sich während der Schreckenstage des 14. und 15. Juli 1860 4000 Christen ein. Hier ist die christliche Bevölkerung überwiegend, aber in den übrigen Seestädten, Sidon, Tyrus, Akka und selbst Joppe, verhinderte nur das rasche Auftauchen europäischer Kriegsschiffe ähnliche Gräuelscenen. In Tyrus hatten die christlichen Einwohner sich schnell aller Barken

Vidin wurde auch das Exil Iskendscher Bey's, Fürsten von Aslom, des von England, Frankreich und der Pforte in die Sümpfe der bulgarischen Feste verbannten kurdischen Revolutionärs. Er hat blasse, scharf geschnittene, sehr einnehmende Züge, trägt fränkische Kleider von elegantem Schnitt, bewegte sich vollkommen frei, bekleidete sogar — wohl nur in der Türkei möglich — das Ehrenamt eines Präsidenten des Vidiner Criminaltribunals und machte, trotz dieser humanen Behandlung, dennoch von Zeit zu Zeit, allerdings vergebliche Versuche, eine weitere Milderung (!) seines Exils zu erlangen.

Man sieht, es fehlt der Vidiner Gesellschaft nicht an berühmten, interessanten Elementen. Welches sind aber die Vergnügungen der Hauptstadt und des Sitzes eines türkischen Civil- und Militärgouverneurs? Gibt es daselbst Theater, Concerte, Promenaden, öffentliche Spiele oder andere Unterhaltungen geistiger Natur? Nichts von dem Allen! Die gelegentlichen Vorstellungen des „Kara-guez“, des türkischen Polichinell's und seines Pylades, Hadschi-aiva, eine Art Puppenspiel, in dem diese beiden Volkslieblinge persischer Abkunft ganz besonders zur Bairamszeit die losesten Streiche, gewürzt mit einem von obscönsten Zweideutigkeiten strotzenden Dialog, aufführen, müssen Vidin, wie allen übrigen türkischen Städten, mit alleiniger Ausnahme Stambul's, unsere Musentempel ersetzen. Unschwer vermisst der Türke dieselben; denn er kennt die „göttliche Comödia“, jenes Vergnügen nicht, welches den Hauptreiz unserer occidentalen gesellschaftlichen Zerstreuungen bildet. Durchziehende Jongleurs, gewöhnlich Inder und Perser, Zigeunerbanden mit phantastisch aufgeputzten Preciosa's und zu allerlei Liebkosungen stets bereiten braunen, geschmeidigen Jünglingen, vertreten die Stelle unserer Turn- und Gesangsfeste, unserer Wettrennen, Corso's und Schützenfahrten.

Nicht minder schlimm sieht es auch mit Vidin's öffentlichen Gärten und Spaziergängen aus. Die türkischen Städte erfreuen sich gewöhnlich einer reizvollen natürlichen Lage. Nahe Berge, mit saftigem Grün bedeckte Höhen, Obst- und Weinculturen ersetzen unsere künstlichen Parke, Gärten und Promenaden. Vidin entbehrt aber aller dieser landschaftlichen Reize. Man sucht vergebens auf dem durch Aeser verpesteten, von unzähligen herrenlosen, die Sanitätspolizei ersetzenden Hunden unsicher gemachten Glacis nach einem schattigen Plätzchen. Das Donauufer bildet den belebtesten Punct der Stadt. Zwei Eilschiffe in der Thal-, zwei in der Bergfahrt, ein Passagierboot und ein Frachtschiff, sämmtlich

im Hafen bemächtigt, sich mit Wasser und Lebensmitteln versehen und draussen auf den Felsen im Meer, wohin die Moslemen ihnen nicht folgen konnten, die Ankunft fremder Hilfe abgewartet. Bald verstärkte sich Saida durch 3000, Sur durch 2000 Flüchtlinge, und Kinder jener Schlachtopfer, die nun vereinzelt in der Stadt sich verheiratheten, erzählten mir mit Schrecken, wie ihre Eltern, Geschwister und Verwandten zum Theil vor ihren Augen niedergemetzelt wurden, wiesen mir auch die Narben von Wunden, welche sie selber erhalten hatten.

im Dienst der k. k. ausschl. privil. österr. Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft, erhalten im Sommer wöchentlich die Verbindung Vidin's mit der Ferne. Das Signal der Ankunft dieser Dampfer bringt beinahe die einzige Unterbrechung in die monotone Aussenseite des Vidiner socialen Lebens. Nahe dem Zollamte, wo eine Art Gartenanlage mit einem bescheidenen Casino eine gern aufgesuchte Oase der Vidiner Gesellschaft bildet, liegen immer mehrere Schiffe, Ladungen einnehmend oder löschend. Von hier geniesst man eines schönen Ausblicks gegen Kalafat, auf die ferne hohe Balkankette und das bunte Getriebe am Ufer beschäftigt das Auge stets angenehm. Die originellste Staffage bieten die echttürkischen Getreide- und Salz-Tschaiken mit ihren buntbemalten hohen Borden und Masten. Früher ankerten hier auch die grossen, salzbefrachteten Schleppschiffe des serbischen Rothschilds, Major Miša's. Als Pächter der Salinen der Walachei und Moldau, erhielt er im Jahre 1863 gegen einen Pachtschilling von 30,000 Ducaten von der Pforte das Monopol für den ausschliesslichen Verkauf des Salzes in den türkischen Donaustädten, er durfte jedoch den vereinbarten Preis von 92 Piastern per 100 Oka (1 Oka = $2^1/_4$ österr. Pfd.) nicht überschreiten. Gegenwärtig ist der Salzhandel freigegeben und es wird nur ein Importzoll von 40 Piastern pro 100 Oka erhoben. Der Handel Vidin's ist durch den geringen Bedarf von Stadt und Hinterland im Import und durch die geringe Production für den Export sehr beschränkt. Das nahe kleinere Lom-Palanka ist in commercieller Beziehung jedenfalls bedeutender und wird durch die erwähnte neuangelegte Strasse nach Niš und Sofia noch erhöhten Aufschwung nehmen.

Zur Verbindung ihrer Festungen an der unteren Donau unterhält die Türkei eine kleine Flotille von Dampfern, von welchen bei Vidin vier Kanonenboote stationiren. Sie tragen auf Bug und Castell je ein Geschütz. Bis Vidin können selbst tiefgehende Schiffe die Donau aus dem Schwarzen Meere hinauffahren; die Stromschnellen zwischen Vidin und Oršova sind aber selbst bei höchstem Wasserstande schwer passirbar. Im Sommer 1862 strandete nahe bei Oršova ein mit Provisionen und Munition für Belgrad bestimmter türkischer Kriegsdampfer. Alle Anstrengungen ihn flott zu machen, blieben erfolglos, und es gelang blos aus dem in Brand gesteckten Rumpfe wenige Maschinentheile zu bergen.

Vidin's Garnison beträgt im Frieden gewöhnlich 3000 Mann, unter Commando eines Generals, von Ferik's oder Feldmarschall-Lieutenants-Rang. In unruhigen Momenten werden jedoch auf der Donau Verstärkungen herangezogen, die gewöhnlich eine Stunde nördlich der Festung, auf dem etwas höheren Terrain ein Lager beziehen. Der Weg nach demselben geht durch die wüsten, ganz vernachlässigten, von Hunden durchwühlten türkischen Friedhöfe, zu welchen der bulgarisch-christliche den wohlthuendsten Gegensatz bildet. Auf diesem begegnet man von liebevoller Hand gezierten Gräbern, selten fehlt eine Laterne oder

Grablampe antiker Form und von Blumen umgeben, am Fusse der seltsam geformten sterngezackten Leichensteine oder der hohen Sandsteinkreuze, welche, in der Form den altschottischen ähnlich, mit drei Reliefkreuzen auf polychromem Grunde geziert, oder mit Inschriften in allen Sprachen bedeckt — selbst deutsche und magyarische fehlen nicht — vielfachen Stoff zu interessanten Studien bieten.

Nicht weit hinter den Friedhöfen nähert man sich dem Platze, auf dem Vidin's Garnison in den heissen Monaten gewöhnlich lagert. Im Sommer 1862 commandirte hier Suleyman Pascha 6000 Mann Nizams, zum Theil Cavallerie. Der Anblick eines türkischen Lagers, aus der Ferne gesehen, ist sehr freundlich. Die langen, grünen Zeltreihen dehnten sich endlos aus und vor denselben zog sich eine Linie von Ziehbrunnen hin, mit hohen, in die Luft ragenden Hebebäumen. Wasser in reichlicher Quantität ist auch im Lager schon aus religiösen Gründen ein unumgängliches Bedürfniss. Auf einem „Tepe“ (Tumulus) thronte nach alttürkischem Brauche das Zelt des Ober-Commandanten Ismail Pascha, seltsamerweise jedoch ganz ausserhalb des Lagers und mit dem Zelteingange von diesem abgewendet.

Wie in Niš, fand ich auch hier bei den Soldaten die grösste Beweglichkeit und Liebe zum Exercitium. Die auf Posten stehenden Soldaten sah ich oft mit Einübung der Handgriffe des Gewehrs sich die Langeweile vertreiben. Erwägt man, dass zu Beginn unseres Jahrhunderts, unter Selim, eine eigens abgefasste Schrift dem widerstrebenden Muhammedaner erst beweisen musste, dass Bajonette und leichte Artillerie nicht gegen den Koran verstossen, so muss man die in wenigen Decennien gemachten grossen Fortschritte der Türken in der Führung europäischer Waffen gewiss anerkennen.

Die Bewaffnung und auch die Naturalverpflegung der türkischen Truppen lässt im Frieden nichts zu wünschen übrig, auch der Uniformirung wird in neuerer Zeit vermehrte Sorgfalt zugewendet, weniger denkt man aber daran, den Soldaten ihren Sold pünctlich zu bezahlen. Die von dem gegenwärtigen Sultan angestrebten Reformen in dieser Richtung erstrecken sich kaum über die Mauern Constantinopels.

Verbreitet sich in einer Provinzhauptstadt das Gerücht, es sei aus Stambul eine grössere Geldsendung für die Provinzregierung eingelangt, was allerdings ein seltener Fall, der sich aber doch zufällig während eines meiner Besuche zu Vidin ereignete, so ist das Serai in wenigen Minuten von einer solchen Menge ungestümer Staats- und Privatgläubiger des Pascha's umdrängt, dass für die armen Soldaten selten etwas bleibt. Jene 50,000 Gulden waren bald in den verschiedensten Taschen und die Mehrzahl der im Vidiner Lager concentrirten Truppen hatte auch weiter keinen guten Rock und musste noch länger auf die ersehnte Bezahlung ihres seit 18 Monaten ausständigen Soldes harren. Dies

ändert jedoch nichts an der unbedingten Ergebenheit der türkischen Soldateska für den Grossherrn und beim Abendgebete brachte sie die für denselben vorgeschriebenen Segenswünsche unter obligater Begleitung ihrer gräulichen Kriegsmusik mit solcher Begeisterung aus, dass sie, als wir bereits Vidin's Linienwall erreicht hatten, in unseren Ohren noch wieder tönten.

Vidin, nach der Notitia dignitatum Imperii (aus dem Anfange des 5. Jahrh.) das alte Bononia der Römer, nach den Hunnenstürmen von Justinian wieder erneuert*), das Βδένε des Acropolita und Bydinum bei Teophylactos von Ochrid (1071), in einer Urkunde Car Azau's (1186) B'dyn**), und in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Residenz des Königs Joannes Strancimiros und eines eigenen Metropoliten***), bildet, durch seine günstige Lage in Mitte einer sumpfigen, schwer zugänglichen Donauniederung, eines der stärksten Bollwerke der türkischen Nordgrenze. Die Anlage seiner heutigen occidentalen Vertheidigungsbauten wurde höchst wahrscheinlich durch Oesterreich begonnen und später durch französische Genieofficiere fortgesetzt. Der berühmte Hussein arbeitete eifrig an ihrer Verstärkung. Als Moltke im Herbst 1839 vorüberfuhr, lud ihn der alte Janitscharenvertilger ein, dieselben zu besichtigen und seine Meinung über ihren Werth abzugeben. Auch im Jahre 1853 und später wurde an der äusseren Linie eifrig geschanzt.

Ein Gang um den Festungswall soll uns mit der bisher nur oberflächlich geschilderten wichtigen türkischen Donaufeste näher bekannt machen. Die eigentliche Festung liegt auf einem etwas erhöhten Terrain, die weite sie umgebende sumpfige Wiesenfläche dominirend, und zeigt ein stärkeres Profil als es gewöhnlich bei türkischen festen Plätzen gefunden wird. Sie hat 8 Bastionen mit 7 vorliegenden Polygonen, einen trockenen revetirten Graben, gut palissadirten Weg, places d'armes und Glacis auf der Landseite, auf der Wasserseite einen mit Contreforts versehenen Wall. Die Gräben vor den Bastionen sind etwa $17_{,50}$ M. breit und $5_{,60}$ M. tief. Die Festungswerke sind nicht casemattirt, das Glacis und der bedeckte Weg jedoch minirt. Einem aus dem Jahre 1731 herrührenden Plane Vidin's †) nach zu urtheilen, erhielt die Festung wohl zu Ende des 17. Jahrhunderts den grössten Theil ihrer gegenwärtigen Werke. Das Materiale zu der gemauerten, gut erhaltenen Steinverkleidung derselben, sowie zu den beiden von Hussein Pascha im Jahre 1839 vollendeten steinernen geschlossenen Vorwerken an der Donau hatten die zahlreichen römischen Castelle und mittelalterlichen Schlösser des Donaulimes und im Innern des Landes; insbesondere Flortin,

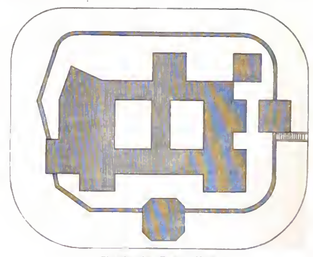
*) D'Anville, Mém. de l'Ac. des Insc. Tome XXVIII, 441 u. Mannert's Geographie. VII. Bd.

**) Šafařik, Slavische Alterthümer. II. Bd.

***) Beiträge zur Geschichte der bulgarischen Kirche. Mémoires de l'Académie imp. des sciences de St. Pétersbourg. VII. Série. Tom. III. Nr. 3.

†) K. u. k. Kriegsarchiv.

Kula, Lom und Arčer geliefert. Die Festung zählt vier Haupteingänge: an der Südseite das auf die Constantinopler Strasse führende Hauptthor „Stambul Kapu“ und das in schönem orientalischen Styl decorirte „Londže Kapu“, das „Bazar-Kapu“ an der Westseite, das „Flortin-Kapu“ gegen Norden, und an der Wasserseite sechs kleinere Thore. Die Wälle sind mit Schanzkörben verkleidet, mit 400 Kanonen armirt und sorgfältig bewacht. Das Wasser der Donau kann in den grossen Graben bis zu einer Tiefe von $4{,}_{70}$ M. geleitet werden. Die Geschütze schwersten Kalibers sind auf der Donauseite gegen Kalafat gerichtet. Hier befindet sich auch ein Observatorium, das einen prächtigen Ausblick auf



Plan der alten Feste zu Vidin.

das im Süden von der Balkankette begrenzte Panorama gestattet, und daneben weht von hohem Maste der weithin sichtbare Pavillon des Padischah's. Festung und Stadt sind im weiten Bogen von einem langgestreckten Erdwalle umgeben, durch welchen fünf Zugänge zur Varoš (Stadt) führen, ferner von einem Graben umspannt, in welchen der nahe dem Aussenwalle gegen W. fliessende Peresitbach geleitet werden kann.

In der grossen Ausdehnung dieser, durch sternförmige, mit einander correspondirenden Bastionen vertheidigten äusseren Befestigungslinie, deren Endpuncte das Donauufer berühren, liegt aber zugleich die Schwäche derselben. Es bedarf einer Armee, um sie, dann die vorliegende befestigte Donauinsel und ihren Brückenkopf, die $^1/_4$ St. stromaufwärts liegenden Kalafater-Werke am jenseitigen Ufer

gleichzeitig wirksam zu vertheidigen. Zur Beherrschung des gesammten Verkehrs auf der unteren Donau, als Aufnahmspunct für ein sich sammelndes oder geschlagenes Heer, bietet Vidin's natürliche Lage grosse strategische Vortheile. Ausgedehnte Sümpfe und leicht unter Wasser zu setzende Niederungen, welche, selbst bei wenig hoher Temperatur, stets thätige Herde von Fieberluft und tödtlichen Miasmen bilden, erschweren jede feindliche Annäherung.

Der älteste Theil der Festung befindet sich innerhalb derselben, hart an deren Donaufronte. Auf engem Raume vereinigen sich hier zahlreiche quadratische und runde Thürme. Das Ganze bildet ein Bauwerk, an dem sich seit den Römern, die es begründeten, alle ihnen folgenden Völker betheiligten und vielleicht haben wir es hier mit dem Schlosse zu thun, das gleich jenen zu Kurvingrad und Vithol (S. 155) von einer der drei Töchter eines bulgarischen Königs nach der im Volke verbreiteten Sage erbaut worden sein soll. Weit sicherer ist wohl anzunehmen, dass hier jener Fürst Šišman und sein Sohn Mihail residirten, welcher als später erwählter Car die vierte bulgarische Dynastie zu Tirnovo (1324) begründete. Leider gestattete mir das Misstrauen des türkischen Mir-Alai nur einen unvollkommenen Grundriss der merkwürdigen Baute aufzunehmen. Bizarr und unregelmässig, gleicht ihr riesiges Mauerwerk, in wechselnden Bruch- und Backsteinlagen, den zahlreichen römisch-byzantinischen Resten verschiedener naher Ruinen jener Epoche. Der österreichische General Veterani liess diese älteste Vidiner Befestigung im Jahre 1689 mit einem Graben und niederer Brustwehr umgeben, wie dies aus einer handschriftlichen Notiz auf dem obenerwähnten alten Plane hervorgeht. Für die Vertheidigung fast werthlos, dient das alte Schloss den Türken zur Aufbewahrung eines Theiles ihrer Munitionsvorräthe. Ein werthvolles, in seinen höheren Partien höchst merkwürdiges Beispiel frühester Befestigungskunde in Bulgarien, dürfte die einstige genauere Untersuchung der Rudimente dieses Baues herausstellen, dass an seiner Stelle höchst wahrscheinlich das altbulgarische feste „B'dyn" und zwar auf den Resten des römisch-byzantinischen Bononia sich erhoben hatte.

Wie ich schon in einem vorausgegangenen Abschnitte erklärte, ist es immer etwas Missliches, archäologische Forschungen in türkischen Festungen zu unternehmen. Namentlich hatte ich am Beginne meiner Reise — Vidin bildete deren Ausgangspunct — alles zu vermeiden, was den Charakter derselben in den Augen der türkischen Autoritäten verdächtigen mochte, da von deren mehr oder minder wohlwollenden Empfehlungen ihr Ausfall zum grossen Theil abhing. Ich begnügte mich daher, meine bereits im Jahre 1862 aufgenommene Ansicht des ältesten Theils der Feste durch eine zweite aus der Vogelschau, gesehen aus dem obersten Geschosse des neuen Uhrthurmes und durch einen nach Schritten aufgenommenen Grundriss zu ergänzen. Das Mauerwerk, dem ich eine eingehendere

Besichtigung widmete, enthält neben zahlreichen Beweisen der weit vorgeschrittenen byzantinisch-bulgarischen Bautechnik, namentlich in der Verwendung von Backsteinen zu äusserst wirkungsvollen rhythmischen Unterbrechungen des massigen Bruchsteinwerks, mehrere antike Steinfragmente, aus welchen zwei römische Steintafeln, welche ich an der Südostseite der Feste entdeckte, hohe Beachtung verdienen; da sie zu den wenigen aufgefundenen Inschriftsteinen gehören, welche von Ratiaria, der nahen römischen Hauptstadt Mösiens, Zeugniss geben. Der kleinere Stein ist an der gegen die Donau gerichteten Frontseite eingemauert, die grössere Inschrift ist aber verkehrt und so hoch im Mauerwerk eingelassen, dass ihre Copirung sehr schwierig erschien. Nur ein Zugang durch das Pulvermagazin führte zu dem Puncte, wo eine Annäherung möglich war. Ich entschloss mich zu dem gefährlichen Gange. Mit abgezogenen Schuhen passirten wir die dicht geschichteten Pulverfässer und Kartätschenkisten, kamen dann durch einen Hof und nach Entwicklung von Kletterkünsten auf die Dacheindeckung, wo ich stark vorgeneigt und von meinen Führern an den Extremitäten festgehalten, in eben nicht sehr angenehmer Position die Abschrift vornahm. Eine dritte Inschrift, durch Herrn Consul v. Walcher mitgetheilt, wurde gleich den von mir Herrn Professor Mommsen zur Lesung übersandten, im „Corpus" der Berliner k. Akademie veröffentlicht *).

Die stolzen römischen Bollwerke und Monumente Roms an der Donau hatten also das Material zum Aufbau der bulgarischen nördlichen Hauptfeste geliefert und sicher war es diese hier abgebildete Burg Vidin's, welche gleich den anderen befestigten Plätzen der Bulgaren oft den Byzantinern sich ergeben musste. Als Kaiser Basilius beispielsweise im Jahre 1002 gegen das westliche Bulgarien zog, da drängte er nach der Eroberung von Preslav und Silistria die bulgarischen Schaaren vor sich her. Trotz einer Diversion, welche Car Samuel zur Rettung Vidin's gegen Adrianopel unternahm, wurde es nach achtmonatlicher Belagerung mit Sturm genommen und hierauf wieder hergestellt. Noch oft, bis es zuletzt in türkische Hände fiel, wechselte es seinen Besitzer. Zur Zeit der grossen Tataren-Invasion (1285) residirte zu Vidin der bereits erwähnte Fürst Šišman. Er ist der Begründer jener gleichnamigen vierten bulgarischen Dynastie, deren trauriges Ende zugleich jenes des Bulgarenreiches bezeichnete (S. 21).

Der letzte Fürst Vidin's war jener Joannes Stracimir, den die Ungarn durch vier Jahre gefangen hielten und der sich zum Vasallen der Türken erniedrigte, bis diese Vidin definitiv besetzten. Kurz zuvor hatte Vidin noch auf König Sigismund's Zuge gegen Sultan Bajazid (1396) eine ungarische Garnison aufnehmen müssen **).

*) Mommsen „Corpus inscr. lat." No. 6295, 94, 92.

**) Ueber Joannes Stracimir, den letzten Fürsten der Bulgaren, ist wohl noch nicht das letzte Urtheil gesprochen. Die ihn betreffenden historischen Daten sind in hohem Grade sich widersprechend.



BULGARENSCHLOSS ZU VIDIN.

Vidin wurde von Bajazid I. zweimal, 1394 und 1396, erobert; doch gelangte es bis zum verhängnissvollen Zuge Hunyadi's nach Varna auf kurze Momente in christliche Hände.

Der Siegeszug des ruhmreichen Markgrafen von Baden, welcher 1689 alle festen Plätze von Belgrad bis Niš erobert hatte, führte die christlichen Fahnen neuerdings vor Vidin. Er liess den Oberst Grafen Pálffy mit 2000 Mann in Niš zurück und stand trotz der unwirthlichen Wege in acht Tagen mit seiner Armee vor Vidin's Wällen. Sie konnten der sieggekrönten Energie des Markgrafen nicht lange widerstehen. Prinz Ludwig schlug ein feindliches 9000 Mann starkes Corps, das in der Nähe der Festung Stellung genommen hatte, der Markgraf stürmte aber am 14. October die Linien Vidin's, und schon fünf Tage darauf sah sich die Besatzung zur Uebergabe der Citadelle gezwungen. Vidin's Werke und deren Armirung scheinen selbst vom damaligen artilleristischen Standpuncte höchst unbedeutend gewesen zu sein. Es wurden nur 21 Geschütze erbeutet und der Markgraf fand es für dringend geboten, den Platz in besseren Vertheidigungszustand zu setzen. Die Türkei verdankt also auch in Vidin wie in Belgrad, Oršova, Kladova und Niš das einigermassen bessere Fortificationssystem dieser ihrer wichtigsten nördlichen Festungen ihren einstigen Hauptgegnern, den deutschen Kaisern.

In der Biographie Guido Starhemberg's finden wir die schwerwiegenden Ereignisse ausführlich geschildert, welche den raschen Verlust der glänzenden Eroberungen des Markgrafen von Baden zur Folge hatten. Namentlich scheint der siebenbürgische Rebell Tököly zur raschen türkischen Rückeroberung Vidin's wesentlich mitgewirkt zu haben. Auf dem bereits mehrmals erwähnten Plane im k. Kriegsarchive „der in Bulgarien an der Donau der k. k. oder kleinen Walachei gegenüberliegenden Grenz-Festung wie solche Nr. 736 hat abgenommen werden können" ist, strenge gegenüber der nördlichsten Festungsbastion, auf walachischem Boden eine Anhöhe bemerkt, „worauf der Tekely eine Schanz gebauet gehabt".

Erst im Jahre 1737 sah Vidin die kaiserlichen Adler vor seinen Mauern wieder. Schlecht geführt, sollten sie vor denselben keine Triumphe feiern. Die grossen, in jenem Kriege begangenen strategischen Fehler, welche nicht nur das Misslingen der Unternehmung auf Vidin, sondern zum grössten Theile in Folge

So erzählt v. Hammer (Gesch. d. Osm. I. 236), der Bulgarenfürst Šišman hätte sich um 1395 zu Nikopoli nach hartnäckiger Vertheidigung dem türkischen General ergeben und sei nach Philippopel in den Kerker abgeführt worden, während dessen Sohn Moslim und Statthalter der Provinz Samsun geworden wäre. In seiner Selbstkritik (Bd. X. S. 666) erklärt aber Hammer: dieser Fürst Šišman sei kein Bulgare, sondern der Sohn des Serbenfürsten Lazar gewesen und hätte Alexander geheissen! Alexander Šišman lebte aber zweifellos bedeutend früher als 1395, da er sich bereits als Fürst Bulgariens mit dem serbischen Kaiser Dušan im Jahre 1351 verbündet hatte.

derselben, den für Oesterreich's Waffen unglücklichen Ausgang des ganzen Feldzuges herbeiführten, begründen in vielen Einzelnheiten zu sehr die hohe, noch heute beinahe unverändert gebliebene Wichtigkeit des von mir genauer festgestellten römischen Strassenzuges entlang des Timok's, als dass eine detaillirtere Schilderung der Vorgänge um und bei Vidin, ganz abgesehen von deren historischem Interesse, nicht genügend motivirt erscheinen dürfte.

Wie bei den vorausgegangenen Schilderungen der kriegerischen Ereignisse jenes Jahres, werde ich auch hier den besten Quellen, den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines bewährten Militärs im österreichischen Hauptquartiere, den „mémoires secrets" des Grafen v. Schmettau, dann dem wohlunterrichteten, anonymen Biographen und Vertheidiger des Marschalls Seckendorff folgen, und die gewonnenen Daten durch die Resultate meiner eigenen geographischen Forschungen über jenes Terrain ergänzend erläutern.

Während die österreichische Hauptmacht in dem, durch die rasche Einnahme von Niš glänzend inaugurirten Feldzuge vom Jahre 1737, vor dieser Festung beinahe unbeweglich lagerte, streiften die von ihrer ersten Ueberraschung sich erholenden Türken von Vidin her durch die reichen Ebenen von Zaičar und Knjaževac. Sie plünderten und verwüsteten die Ernten, Fourage und Lebensmittel, bestimmt zur Erhaltung der schlecht verpflegten Seckendorff'schen Armee. Diesem Treiben zu steuern, ertheilte Graf Seckendorff dem Oberst Holly mit 600 Kürassieren vom Corps des Feldmarschalls Khevenhüller, dann dem General Changlos in Ražanj Befehl, mit 1200 Mann die Besatzung von Gorgussovac (Knjaževac) zu verstärken, den Marschall beauftragte er aber Vidin zu nehmen.

Khevenhüller hatte sich zu Beginn des Feldzuges geschmeichelt, selbst das Obercommando der Armee als Generalissimus zu erhalten. Nur schwer vermochte er sich in die Rolle eines abhängigen Corpscommandanten zu fügen. Er verdiente, wie wir sehen werden mit Recht, den Vorwurf, die Befehle des Oberfeldherrn nur ungern und lässig vollzogen zu haben.

Seckendorff befahl dem Marschall, die Zugänge von Nicopoli und Sofia zu versperren, gab ihm Ingenieure und Arbeiter, um die Strasse zwischen Niš und Vidin auszubessern, trug ihm strenge auf, dieselbe als kürzeste Marschroute gegen das letztere schleunigst einzuschlagen und zur Sicherung der Rückzugslinie den Passo Augusto mit 2 Regimentern Kürassiere und 8 Bataillonen Infanterie zu besetzen.

Mit 20 Compagnien Grenadiere, 6 Regimentern Cavallerie, 100 Husaren und 4 Feldstücken setzte sich Khevenhüller am 1. August in Marsch. Am 3. traf er in Gorgussovac ein. Am 4. durchzog er, verstärkt durch 2 Regimenter Kürassiere — wahrscheinlich von dem Detachement im Passo Augusto — dieses

Defilé. Am 5. folgte ihm der Herzog von Lothringen, escortirt von 200 Reitern mit 3 weiteren Regimentern Cavallerie.

Auf dem Wege drängten sich zahlreiche Deputationen der Rajah an den Marschall, mit der Versicherung, sich gegen die Türken erheben zu wollen. Mit einem rasch ausgeführten Schlage hätte man damals das unvorbereitete Vidin leicht nehmen können. Nach der Aussage von Spionen, war dessen Besatzung nur 4000 Mann stark und erst am 29. Juli durch zwei Schiffe nothdürftig mit Munition versehen worden. Anstatt jedoch mit Benützung aller dieser glücklichen Verhältnisse die kürzeste Strasse, die ihm von Seckendorff strenge vorgezeichnete Route (s. die Karte) Niš, Gorgussovac, Novihan, Passo Augusto (Vratarnica), Stuppian (?), Wrcko-zuli (Vrška-Čuka), Culo (Kula) einzuschlagen, um Vidin mit Beschleunigung zu erreichen und durch einen kühnen Handstreich wegzunehmen, verliess Khevenhüller, Wasser- und Fouragemangel (!) auf dieser Route vorschützend, unmittelbar hinter dem Passo Augusto die schon von der Natur gleichsam tracirte Strasse, folgte dem Lauf des Timok's in weitem Bogen, traf am 12. August erst vor Bregova und zwei Tage später vor Vidin ein. Er brauchte demnach genau 14 Tage (!) zu einem Marsche, den man auf ziemlich guter, theilweise trefflicher Strasse bequem in 24 Stunden*) zurücklegen kann! Ein in den Annalen neuerer Kriegsgeschichte wohl seltenes Beispiel bebäbiger Langsamkeit.

Auf des Marschalls Aufforderung zur Uebergabe der Festung antwortete der türkische Commandant, dass er sich bis auf's Aeusserste zu vertheidigen gedenke. Zur Bekräftigung seines ungebrochenen Muthes warf er sich auf die isolirte Vorhut der acht Cavallerieregimenter, die am 14. in Vidin's Vorstädte einzog und zwang dieselbe, sich mit einem Verluste von 229 Mann und 171 Pferden zurückzuziehen.

Ungeachtet Khevenhüller mit der ihm unter Graf Sternberg's Commando — über Vrška-Čuka und Kula — zugesandten Verstärkung 99 Schwadronen, 19 Bataillone und 30 Compagnien Grenadiere zählte, unterliess er es doch, die Festung ernstlicher zu cerniren oder selbst nur die nach Lom-Palanka und Belogradčik führenden Strassen zu versperren. Nichts verhinderte die Türken, Provisionen und Succurse zu Wasser und zu Land an sich zu ziehen. Letztere verstärkten die Besatzung um 3000 Mann.

Als Seckendorff persönlich im Lager erschien, war er nicht wenig erstaunt, den Marschall, 5 Stunden von Vidin entfernt, bei Pristol (?) zu treffen und nicht einmal die nothwendige Zahl von Faschinen zum Beginne der Belagerung vorzufinden. Im Gegentheil erklärte ihm Khevenhüller die Unmöglichkeit einer Einschliessung der Festung, da es an einer genügenden Donauflotille mangle, die

*) Der Verfasser selbst legte den Weg einmal in 22 Stunden zurück.

vorhandenen wenigen Schiffe aber nicht einmal ausgerüstet wären. So war nahe ein Monat nutzlos verstrichen und die noch vor Kurzem so leichte Eroberung Vidin's musste aufgegeben werden. Man beschloss im gemeinsamen Kriegsrathe, alles eroberte Land durch eine an der Timokmündung beginnende, durch den Passo-Augusto, Niš, Pirot, Jovanica bei Sofia und Mustapha-Pascha-Palanka gehende Linie zu halten. Doch schon waren die Türken stark und zuversichtlich genug, um aus der Vertheidigung zur Offensive überzugehen.

Noch im September capitulirte die kleine kaiserliche Besatzung von Pirot und zog sich auf Niš zurück. Anfangs October wurden Perivol(?), Selvigrad (Selenigrad?), die Schanze von Badajova bei Sofia und Mustapha-Pascha-Palanka aufgegeben. Am 8. October hatte aber Niš selbst capitulirt. Nach dem unerwartet raschen Falle dieses Hauptstützpunctes der Kaiserlichen konnten die Palanken von Ražanj, Banja und Kruševac nur schwachen Widerstand leisten. Sie wurden sämmtlich von den Türken genommen. Das im Passo-Augusto aber isolirt gelassene, vergessene Bataillon Bayreuth, dem Khevenhüller erst am 8. October den Befehl zum Rückzuge zusandte, wurde von den nach dem Abzuge der Kaiserlichen von Vidin bereits lange in deren Rücken operirenden Türken am 9. October bis auf zwei Mann, welche die Nachricht von dem nutzlosen Opfertode der braven Vertheidiger des Passes in's Hauptquartier überbrachten, gänzlich aufgerieben.

In solcher Weise rächten sich die durch Khevenhüller's willkürliche Verlassung der kürzesten Route nach der Donau und durch dessen langsamen Vormarsch gegen Vidin herbeigeführten Versäumnisse. Ganz unzulänglich sind die Entschuldigungsgründe, mit welchen er seine unverantwortliche Handlungsweise zu rechtfertigen versuchte. Er behauptete, durch die Schuld des Hauptquartiers die ihm zugesagten Lebensmittel bei Vratarnica nicht vorgefunden zu haben. Selbst angenommen, dass dieser gegen die Heeresverpflegung in jenem Feldzuge auch an anderen Orten oft erhobene Vorwurf begründet gewesen war, so beruhte doch der zweite vorgeschützte Grund in Betreff des Wasser- und Futtermangels auf der Strasse über Vrška-Čuka und Kula jedenfalls auf einer willkürlichen Annahme, die nur aus der mangelhaften Terrainkenntniss entspringen konnte und durch auf jener Route ohne irgend welche Schwierigkeiten ihm nachgerückte Verstärkungen vollkommen widerlegt wurde. Man erwäge, dass es sich von Vratarnica aus einzig um den Marsch über eine sanfte, quellenreiche Hochebene handelte, die man gewöhnlich zu Wagen in 8 Stunden zurücklegt, dass Truppen und Pferde überdies direct aus dem Lager kamen und weder durch lange noch forcirte Märsche zu leiden gehabt hatten — dass Khevenhüller nur wenig darauf rechnen durfte, in dem von den Türken verwüsteten Gebiete von Zaječar vermehrte Subsistenzmittel vorzufinden; ferner dass der von Sternberg dem Marschall

zugeführte Succurs, sowie die Armee des Markgrafen von Baden unter gewiss nicht günstigeren Verhältnissen — da schlechte Organisation der Approvisionirung bekanntlich stets einen Cardinalfehler des österreichischen Heerwesens bildete — im Jahre 1689 Vidin von Niš über Kula, in der noch immer sehr langen Zeit von 8 Tagen erreichten, und man wird billig darüber staunen, wie ein Feldherr wegen so unbedeutender, grösstentheils eingebildeter Schwierigkeiten, den Erfolg einer hochwichtigen Unternehmung, ja eines ganzen Feldzuges in Frage stellen konnte. Der schlimme Ausgang der Expedition gegen Vidin darf wohl mit Recht, nicht in den von Khevenhüller vorgeschützten Umständen, sondern in dessen bereits angedeutetem Verhältnisse zum Oberfeldherrn zu suchen sein, und desshalb werden auch die traurigen Resultate jenes unter grossen Hoffnungen begonnenen Krieges für alle Zeit an Khevenhüller's Namen haften bleiben. Die grosse strategische Wichtigkeit der von Niš durch den Passo-Augusto über Kula nach der Donau führenden Strasse, bereits von den Römern erkannt, erscheint aber durch die Erfahrungen der Feldzüge 1689 und 1737 neuerdings bestätiget.

Während des serbischen Befreiungskrieges bildete Vidin ähnlich wie Niš einen Hauptsammelpunct der grossherrlichen Truppen zur Niederwerfung der rebellischen Rajah. Von Vidin aus wurden die Kreise Negotin und Zaičar (der frühere District Kraina), lange in Schach gehalten und erst durch die russische Convention vom Jahre 1837 wurde der Timok zur definitiven Grenzscheide zwischen der Türkei und Serbien diesem zugestanden.

Im türkisch-russischen Kriege 1828 gab der Pascha von Vidin mit seiner grossentheils irregulären Streitmacht dem russischen Beobachtungscorps unter General Geismar viel zu schaffen. In dem Ausfalle vom 27. August trieb er es bis Krajova zurück und nahm seine Vorräthe. Ein zweiter, in der Richtung des Dorfes Bojelešti, scheiterte an der Tapferkeit der Russen. Am 26. September wurden die Türken ungeachtet ihrer grossen Ueberzahl, sie führten 20,000 Mann in's Treffen, nach verzweifelter Gegenwehr geschlagen und in einem mit seltener Kühnheit ausgeführten nächtlichen Ueberfalle in wilder Flucht über die Donau gejagt. Der prahlende Vezier entkam auf einem Maulthier, sein Seraskier zu Fusse nach Vidin. Das Lager mit allen Vorräthen, 24 Fahnen, 7 Kanonen, 10,000 Gewehren und vielen Gefangenen fiel den Russen in die Hände. Die Türken verloren nach eigener Angabe an 3000 Mann. Nach dieser exemplarischen Zurückweisung mieden sie fortan die Walachei, ja unvermuthet räumten sie am 25. October Kalafat, dessen wichtige Verschanzungen sogleich russischerseits mit gegen Vidin gerichteten neuen Werken geschlossen wurden. Im Feldzuge 1829 blieb die Waffenruhe hier erhalten.

Die wichtige Rolle, welche Vidin zu Beginn des russisch-türkischen Krieges

1853 — 1854 spielte, lebt noch in unverwischtem Gedächtniss und sicher hätte ohne die Unterstützung, welche Vidin seinem walachischen Brückenkopfe lieh, die siegreiche berühmte Affaire von Četate anders geendet. Bei Kalafat erfolgte Omer Pascha's erste feindliche Bewegung gegen den russischen Generalissimus Gortschakoff, als letzterer seine Sommation, die Donaufürstenthümer zu räumen, ausweichend beantwortete. Am 17. October 1853 besetzte Omer Pascha die zwischen Vidin und Kalafat liegenden Inseln und machte durch diesen Schritt dem letzten durch England übernommenen Vermittlungsversuch ein Ende. Während das Kriegsglück in diesem Herbstfeldzugo bei Džurdževo und an anderen Puncten der unteren Donau mehr den Russen günstig war, blieb es bei Vidin-Kalafat dauernd dem Halbmonde treu. Die türkischen Waffen feierten selbst hier einen Sieg, welcher dieselben beim Gegner gefürchtet, in Europa respectirt machte und für den Fortgang des Krieges von weitgehendsten Folgen wurde.

Die Occupation der kleinen Walachei war als zu isolirt von den Operationen des grossen Gortschakoff'schen Hauptquartiers zu Bukarest, einem gesonderten combinirten Corps unter Befehl des Generals Fischbach anvertraut worden, der von Krajova aus gegen die Donau vordrang. Omer Pascha erkannte die Gefahr, schob am 27. October den Ferik Ismail Pascha von Vidin auf das linke Donauufer vor, liess dessen Brückenkopf Kalafat durch neue Verschanzungen eiligst verstärken und, um diese zu decken, Streifungen in der Richtung auf Bukarest vornehmen. Hier geriethen Russen und Türken bei dem berühmt gewordenen Oltenica hart aneinander. Die türkische Bravour widerstand aber den stürmischen Angriffen des Gegners und dieser musste sich des Abends mit grossen Verlusten zurückziehen. Als jedoch die russische Hauptmacht von Budesti aus Miene machte, sich der unliebsamen türkischen Streifcorps zu entledigen, da hielt es Omer Pascha für gerathen, diese am 13. November auf das linke Donauufer zurückzuziehen. Gleichzeitig suchte er aber seine feste Stellung bei Kalafat nach Kräften zu verstärken. Eine Stunde im Umkreise zogen sich die Werke hin, welche durch polnische und türkische Genie-Officiere angelegt wurden.

Kalafat wurde zum Stützpunct der türkischen Operationen in der kleinen Walachei ausersehen. Dieses grosse walachische Dorf liegt am Rande einer hügeligen Terrasse, welche gegen den Donaurand sanft abfällt. Unmittelbar vor dem Orte erhebt sich eine grosse Sternschanze mit Graben, welche in gedoppelter Linie zahlreiche Forts im Halbkreise bis zur Donau umgeben, und ebenso ist auch die mit dem Festlande durch eine Pontonbrücke communicirende Insel durch starke Werke geschützt. Am 26. Juni 1790 wurden die damals noch weniger starken Verschanzungen von dem österreichischen General FZM. Clerfayt gestürmt und genommen.

Gegen diese allmälig aber uneinnehmbar gemachte Position richtete Anfangs

Januar 1854 General Fischbach, der nunmehr den westlichen Flügel des auf zwei Divisionen verstärkten Corps in der kleinen Walachei unter General-Lieutenant Anrep bildete, die grössten Anstrengungen. Am 5. Januar besetzte eine russische Abtheilung den 3 Stunden nördlich von Kalafat, hart an der Donau gelegenen Ort Četate, welcher durch eine einzige riesige Gasse gebildet wird, und an deren Ausgängen sie sich rasch verschanzte. Ein grosser Teich verstärkte ihre Stellung. Schon am 6. stürmten aber der Tscherkesse Ismail Pascha und Achmed Pascha, von Kalafat rasch vorgehend, die heiss vertheidigte Position, wobei sich die Baschibozuks unter dem Befehle des tollkühnen Renegaten Jakub Aga (Constantin v. Jakoubowsky) und Skender Bey (Graf Illinsky) neben vielen anderen Polen, welche hier an der Seite der Türken gegen Russland, wie einst der Ungar Tököli gegen Oesterreich kämpften (S. 247), ganz besonders hervorthaten. Četate ging für die Russen verloren und auch die Gefechte bei Mocacei, Bisipicis und a. O. waren nicht glücklicher für dieselben. Trotz alledem schloss sich die russische Cernirungslinie bald immer dichter um den Verschanzungsgürtel von Kalafat, dessen Vertheidigung Omer Pascha seinem in europäischer Schule gebildeten Freunde Achmed Pascha anvertraute. Mit seinen unleugbaren Kenntnissen hielt jedoch dessen Entschlossenheit nicht gleichen Schritt. Ja in altmoslim'schen Kreisen hielt man seine übergrosse Vorsicht für Einverständniss mit dem Feinde. Trotz alledem verloren die Russen schon während ihres winterlichen Campirens an 20,000 Mann. Aber auch die Türken hatten von ihrer 20—30,000 Mann betragenden Garnison innerhalb des weitgestreckten Schanzenkreises an 10,000 Mann während des Winters 1853—54 eingehüsst.

Als das Commando an Halim Pascha, einen wenig gebildeten, aber sehr muthigen Mann, überging, gestaltete sich die Vertheidigung Kalafat's noch verhängnissvoller für das Belagerungscorps. Die Position Vidin-Kalafat blieb der unerschütterliche Markstein, an dem sich alle Versuche der Russen, über die Donau hinweg den zur Theilnahme am Kriege geneigten Serben die Hand zu reichen, vollkommen scheiterten. Die drohenden Feuerschlünde der vortrefflich benützten Höhen schreckten die durch das Campement geschwächten Russen vor einem allgemeinen grossen Sturm umsomehr zurück, als ihrer hinter denselben die wohlverschanzte Insel und die Hauptarbeit, das starke Vidin, wartete. General Fischbach beschränkte sich auf die Beobachtung Kalafat's. Am 15. Juni wurde die türkische Hauptmacht von Vidin gegen Silistria gezogen und seine Bewachung, sowie jene der Kalafater Schanzen einigen Tausend Irregulären übergeben; — denn Oesterreich hatte sich zur Occupation der Fürstenthümer entschlossen.

Heute ist Kalafat ein netter aufblühender Ort und eine nicht unwichtige Dampfschifffahrtsstation; andererseits wissen wir Russland officiell mit der Pforte auf bestem Fuss. Letzteres kann und wird sich aber wieder einmal ändern. Nun

wäre es interessant zu wissen: welche Stellung wird das nur über eine kleine wohlbewaffnete Armee gebietende, auf die Integrität seines Bodens — und Kalafat steht auf diesem — eifersüchtige Romanien zwischen den beiden Mächten nehmen. Wer wird das wichtige Vorwerk Vidin's, das blutgetränkte Kalafat besetzen? und gegen wen wird dasselbe die Geschütze seiner Forts richten? Dieser Gedanke beschäftigte mich, als ich das letzte Mal an dem historisch-interessanten, mit seinem neuen Kirchlein friedlich von der Höhe herabblickenden Orte vorüberfuhr!

VII.

UEBER BELOGRADČIK

ZUR

VRŠKA-ČUKA UND DONAU.

Der Balkanaufstand 1862. — In Vidin. — Reisegefährte Consul von Walcher. — Bei Suleyman Pascha. — Das Bujurdu. — Paschagehalte. — Abreise. — Unfall am Arčer. — Raschid Pascha. — Neue und alte Strasse. — Eine tscherkessische Ansiedlung. — Die Stoloviberge. — Beschwerlicher Aufstieg nach der Passhöhe. — Schönes Panorama. — Empfang. — Die Belogradčiker Steinwelt bei Mondnacht. — Blanqui's Apologie. — Geologisches. — Das Städtchen und dessen Bewohner. — Was Glockengeläute dem Moslim bedeutet. — Die Festung. — Das neue Fort Suleyman's. — Künstliches Hochplateau. — Ein Aufenthalt für Adler. — Guter Peilungspunct. — Aeltere Bauten, römische Befestigung? — Tiefer Friede vom Lom bis Serbien. — Durch den Arčer nach Rakovica. — Dessen Karaula. — Ihr Buljukbaša. — Bulgarische Auswanderer nach Serbien. — Nizam-Garnison 1870. — Ein Exercitium. — Durch die Vitbolquellen nach Vrška-Čuka. — Serbisch-türkische Grenzanstalten. — Nach Kula. — Dessen neuer Name Adlieh. — Vergebliches Suchen der Stadt auf unseren Karten. — Das alte Schloss und andere antike Funde. — Der Kaimakam und der alte Spahiabkömmling. — Kula's Casino. — Seine Tataren und Tscherkessen. — Neue Poststrasse nach Vidin. — Abstieg zur Donau. — Ihre Niederungen, Sümpfe und Fiebermiasmen. — Alttürkische Viaducte. — Wasserjagd. — Gastfreundschaft in Vidin's Mauern.

Minder geräuschvoll als die Erhebungen in der Hercegovina und Serbien entwickelte sich gleichzeitig im Sommer 1862 in den tiefen Schluchten des Balkan's jene Bewegung, die, wie ich bereits erwähnte, ohne den friedlichen Austrag der serbischen Wirren der Türkei grosse Verlegenheiten bereitet hätte.

Die ersten für Serbien günstig lautenden Nachrichten nach dem Bombardement Belgrad's lockten die in geheimen Verstecken rostenden Waffen im Balkan wieder hervor. Lange niedergehaltene Hoffnungen wurden rege, der Moment zur Abwerfung der türkischen Herrschaft schien gekommen zu sein. Junge, von Freiheitsliebe erfüllte Männer aus Tirnovo suchten die christlichen, an der Strasse nach Kezanlik liegenden Dörfer zu insurgiren. Leicht gelang es ihnen die irre-

gulären Besatzungen aus den Beklemeh's herauszuschlagen und panischer Schreck ergriff die türkische Bevölkerung der von den Aufständischen beunruhigten Orte.

Als ich in den ersten Tagen des Juli in Vidin eintraf, war die Erhebung auf ihren Höhepunct gelangt. Die Insurgenten waren Herren der Strasse Tirnovo-Gabrova-Kezanlik und drohten den Aufstand auch in die Landschaften jenseits des Balkans zu tragen. Die Pascha's von Rusčuk und Niš sandten Nizambataillone aus zur Niederwerfung der wachsenden Gefahr und die Nachricht von der Besetzung der nach Sliven führenden Pässe durch die Aufständischen setzte auch die Militärautoritäten Vidin's in vollste Bewegung.

Alle diese Vorgänge kamen aber der Ausführung meines weitaussehenden Projectes einer Recognoscirungsreise von Nicopolis bis zum Schwarzen Meere schlecht zu Statten. Selbst angenommen, dass die ohne einheitliche Führung kämpfenden und durch den Stillstand der serbischen Bewegung entmuthigten bulgarischen Freischaaren den combinirten Angriffen der gegen sie abgesandten Nizamsoldaten voraussichtlich erliegen mussten, war doch an eine vollkommene Säuberung der selbst in friedlichen Zeiten unsicheren Balkanpässe nicht sobald zu denken. Den Ausgang des Kampfes aber in Vidin's Fieberluft geschwängertem Weichbilde abzuwarten, schien mir am wenigsten gerathen; da ich durch traurige Erfahrungen in den Sümpfen Trebinje's und am Skutarisee Albaniens über meine Empfänglichkeit für bösartige Fieber ganz ausser Zweifel war. Ich beschloss desshalb so rasch als möglich der Vidiner Miasmenluft zu entfliehen und mich nach der insurrectionsfreien Nordwestspitze Bulgariens zu wenden.

Will man aber im Innern der Türkei eine von der gewöhnlichen grossen Heerstrasse abweichende Route einschlagen, will man sicher sein, in der Verfolgung wissenschaftlicher Forschungen durch das Misstrauen des ersten besten Türken nicht schonungslos gehindert zu werden, gedenkt man sich nöthigenfalls, und es treten sehr oft und leicht derartige Momente ein, des Beistandes der Localbehörden oder eines bewaffneten Geleites zu versichern, so bedarf es hierzu der Erlangung eines „Bujurdu". Ich erinnerte mich der guten Dienste, die ein solches mir in dem bosnischen Zvornik im Jahre 1860 geleistet hatte, und ersuchte den ebenso liebenswürdigen als kunstfreundlichen Consul Walcher von Moltheim (gegenwärtig General-Consul zu Paris), der sich mir als erwünschter Reisegefährte anschloss, mich zu diesem Zwecke Suleyman Pascha, dem Gouverneur des Ejalets, vorzustellen.

Abdullah, der pittoresk costumirte Kavasse des österreichischen Consulats — Allah sei ihm gnädig, er ist heute nicht mehr — schritt uns mit dem vom österreichischen Doppeladler gekrönten Amtsstabe der Consule nach dem Pascha-Serai voraus. Die Wachen am Stambul-Kapu präsentirten das Gewehr, die Kavassen im Thorwege des wenig imponirenden „Palastes" salutirten, die zahllosen, im

Vorhofe eines Pascha's stets zu findenden Bulgaren, mit von türkischen Schreibern aufgesetzten Bittschriften in den Händen, neigten sich tief bis zur Erde. Wir schritten eine schlechte Holztreppe hinan, brachten durch unser Erscheinen den müssig umherlagernden Diener- und Oglantross in Bewegung und liessen unseren Besuch dem Pascha anmelden, während wir in den geräumigen Audienzsaal eintraten. Bald öffneten sich die Flügelthüren des anstossenden Gemachs und „Seine Excellenz" begrüsste uns mit der üblichen zirkelförmigen Handbewegung von der Brust, an den Mund und die Stirne, was übersetzt in unsere Sprache etwa sagen will: was das Herz denkt, spricht der Mund und dieser grüsst dich.

Ich erlaube mir die Bekanntschaft des Lesers mit den oft geschilderten Empfangsceremonien bei Besuchen vornehmer Osmanlis vorauszusetzen und darf wohl über das Detail der uns nicht erspart gebliebenen Förmlichkeiten hinweggehen. Der Pascha schien sichtlich über meine Vorstellung und die Zwecke meiner Reise erfreut.

Bei köstlichem Mokka, credenzt in goldenen Untertassen, und herrlichem Tabak von Jenidsche, der seinen vielgerühmten Namen vollkommen verdient, besprachen wir unser Reiseproject. Der Pascha berichtigte Einiges in unserem Routier und meinte, dass wir ohne Sorge die ganze Reise bequem zu Wagen machen könnten. Die nach Belogradčik führende Strasse sei erst vor Kurzem in guten Stand gesetzt worden, zu grösserer Sicherheit würden uns zwei Zaptie's begleiten und ein Courier vorausgehen, der unsere Ankunft den Mudiren anmelden, sowie unseren besten Empfang vorbereiten sollte.

Der Secretair des Pascha hatte indessen unser Geleitschreiben (bujurdu) zierlich kalligraphirt und mit Suleyman's grossem Siegel beglaubigt. Seine „Excellenz" überreichte es mir, dankte dem Consul in der blumenreichen Phraseologie des Orients für das Vergnügen unseres Besuches und schied unter tönenden Wünschen für den glücklichen Ausfall unserer Reise und heilen Wiederkehr.

Welche Stelle könnte Suleyman seinem Bildungsgrade nach in unserer Beamten-Hierarchie wohl einnehmen? fragte ich meinen Begleiter, als das Velum hinter uns sich geschlossen hatte. Die Antwort war nicht leicht. Und welch riesige Gehalte bezogen diese Functionäre, die oft kaum mehr als etwas lesen und die Beidrückung ihres Siegels gelernt. In letzter Zeit sucht wohl die Pforte die Gehalte ihrer Beamten auf europäisches Niveau herabzudrücken; obwohl zugegeben werden muss, dass der herkömmliche Harem-Luxus, Diensttross u. s. w. eines Pascha's nicht geringe Summen verschlingen. Noch im Jahre 1860 erhielt Suleyman als Muschir von Vidin 7000, später 5000 Gulden monatlich. Gegenwärtig, wo Vidin blos einen District des grossen Vilajet „Tuna" bildet, bezieht der Mutesarif 36,000 Gulden jährlich. Nach occidentalen Begriffen noch immer

eine grosse, nach Paschabegriffen aber eine sehr bescheidene Summe, die natürlich durch allerlei Nebenzuflüsse zu mehren gesucht werden muss.

Wie viel, oder richtiger gesprochen wie wenig aber ein türkischer Statthalter mit 50,000 Piastern (5000 Gulden) Monatsgehalt, und diese riesige Summe erhielt Suleyman Pascha, als wir ihn besuchten, den Zustand der Strassen, selbst in unmittelbarer Nähe seiner Residenz kennt, sollte ich bereits am ersten Tage meiner Recognoscirungstour auf der bulgarischen Donauterrasse erfahren.

Fünf Stunden von Vidin entfernt, brach unser Wagen in einem klippigen Hohlwege der elenden Strasse in Stücke. Rosselenker und Diener flogen mit einem nicht ganz kunstgerechten Saltomortale vom Kutscherbocke. Mein Reisegefährte und ich waren noch rechtzeitig aus dem zum Glücke offenen Wagen glücklich herausgesprungen. Wir überliessen dessen Trümmer den primitiven Verbandkünsten unserer Leute und dankten dem Himmel, dass wir mit heilen Gliedern unsere Reise auf den Pferden der uns begleitenden Zaptie's fortsetzen konnten.

Suleyman Pascha, der uns am Tage zuvor die Fläche seiner Hand gezeigt, was auf türkisch sagen sollte, dass die Strasse nach Belogradčik vollkommen eben sei, war glücklicherweise im Jahre 1864 durch den intelligenten Raschid Pascha (gegenwärtig Botschafter in Wien) ersetzt worden, der als einstiger Präsident der internationalen Donau-Commission den Werth guter Strassen mehr als sein Vorgänger zu würdigen wusste. Er betheiligte sich mit Energie an der Durchführung des grossen Strassenprojectes, welches der rührige Mithad Pascha zur Umgehung Serbiens und zur directen Verbindung seines Nišer Paschaliks mit jenem von Vidin entworfen hatte. Bereits im Sommer des Jahres 1864 benützte ich den schönen Strassenzug, welcher die grossen Militär- und Handelscentren Niš und Sofia den Donauhäfen Vidin und Lom bedeutend näherte, und der als einer der wichtigsten Reformanläufe Mithad's eine neue Aera im türkischen Communicationswesen zu inauguriren verhiess.

Im Allgemeinen hielt sich der Erbauer der neuen Poststrasse von Vidin nach Belogradčik an die Trace des alten Weges. Bis Osmanieh, dem Puncte hart am rechten Ufer des Arčer's, der für uns bald verhängnissvoll geworden wäre, führt sie in nur selten von streng SW. abweichender Richtung, zuerst durch das sumpfige Vidiner Festungsglacis bis an den Vitbolfluss und nach dessen Ueberschreitung, an den fetten Triften des gleichnamigen Ortes vorüber, auf die sanft sich abdachende, Vidin im weiten Bogen umspannende Lössterrasse zur Karaula Krnol. Von ihrem nicht sehr einladenden Han mit einigen Gehöften geht es durch niederen Eichenwald, der wie allerorts in der Türkei durch frei umherstreifende Ziegenheerden sehr zu leiden hat, zur zweiten, zum Schutze der Strasse erbauten Karaula Popadin am Arčerflusse.

Die durchzogene Landschaft hat einen etwas düsteren Anstrich. Ist nicht eben Markttag, so begegnet man nur selten einigen, Holz oder Schaffelle zur Stadt transportirenden Landleuten. Vor Popadia traten wir in ein kleines bulgarisches Häuschen. Menschen und Thiere lebten hier unter einem Dache friedlich zusammen und an der niederen Feuerstelle rösteten Frauen einige Schwämme zum frugalen Mahle.

Freundlicher gestaltete sich erst das Thal des Arčer's, auch schien es uns besser bebaut. In $^1/_4$ Stunde westlich von Popadia waren wir an die Furth des Flusses gelangt, suchten aber das auf allen unseren Karten an dieser Stelle liegen sollende Belogradčik vergebens; was übrigens auf ganz natürliche Weise sich erklärt. Die Feste liegt nämlich nicht am Arčer, sondern 3 Stunden landeinwärts. Auf ihrem fictiven Platze befindet sich die Tscherkessen-Colonie Osmanieh, deren Ansiedlung dem Mudir (Bezirks-Hauptmann) von Belogradčik nicht geringe Plage bereitet hatte.

Die nomadisirenden Marssöhne vom Kaukasus wollten sich lange nicht an die Scholle binden, noch weniger sie selbst bearbeiten. Heute ist dies etwas besser. Ich besuchte Osmanieh in den Jahren 1864 und 1868 wieder und fand ein riesiges Terrain in Maisfelder und Gemüsegärten verwandelt. Freilich Alles in so primitiver und lüderlicher Weise, dass einem deutschen Landmanne, der kein Ackerkrümchen verloren gehen lässt, das Herz bluten würde.

Osmanieh liegt auf beiden Arčerufern, welche eine zierliche Holzbrücke verbindet. Hat man diese übersetzt, so geht es in ziemlich sanfter Trace die steilgeböschte jenseitige Terrasse hinan, auf welcher der wohlhabendere Theil der Ansiedlung liegt.

In der Nähe des Bulgarendorfes Kaludjer verlässt die neue Poststrasse die alte Wegrichtung, welche über das nun umgangene Stolovigebirge lief. Erinnerungen an grosse Pein, aber auch an hohen unvergesslichen Genuss knüpfen sich für mich an die alte Trace. Ein beinahe unwegsamer, unsern Wagen gänzlich illusorisch machender Pfad führte zu dem Puncte hinan, der im Jahre 1862 zum ersten Male mir die märchenhafte Landschaftsscenerie von Belogradčik, wie mit einem Zauberschlage erschloss.

An einem Brunnen mit köstlichem Quell, unferne dem Dorfe Oreše, hatten wir unseren durch allerlei geschickt angelegte Nothverbände, mit Holzschienen, Stricken u. s. w. einigermassen hergestellten Wagen erwartet. Hätten wir jedoch die schlimmen Stunden gekannt, die seiner noch am selben Tage und weiter harrten, so würden wir ihn wohl nach der vorausgegangenen, genügend argen Prüfung einfach nach Vidin zurückgesendet haben.

Westlich von unserem Halte stieg nämlich, im Widerspruche mit unseren Karten, ganz unerwartet ein hohes Gebirge auf, am Fusse stark bewaldet und

nach oben in langgestreckte, nackte, terrassenförmige Mauern übergehend. Dieses von Süd nach Nord streichende, aus dichtem Kalkstein sich constituirende Längengebirge hat gegen S. eine tiefe, als Pass benutzte Einsattelung und heisst „Stolovi". Es befindet sich beiläufig auf demselben Puncte, wo auf unseren Karten die Quellen des gar nicht existirenden Smordenflusses sich vereinigen. Dieser fictive Fluss hätte also, falls er wirklich in der angegebenen Ausdehnung existirte, seinen Lauf über das Stolovigebirge nehmen müssen, dass dies nicht der Fall, dass in diesem Gebiete nur das Skomljaflüsschen den Stolovi entfliesst, hat der Leser bereits (S. 207) gefunden.

Am Fusse der Stolovi hörte zu unserer nicht geringen Ueberraschung jede von Menschenhand gebahnte Fahrstrasse auf. Sie verwandelte sich in einen über nackte Klippen aufwärtsklimmenden Reitpfad und unser Wagen musste mit Hilfe herbeigerufener Bauern förmlich auf die Höhe getragen werden; sollte er nicht gänzlich in Brüche gehen. Unsere Begleitung hatte vollauf zu thun, und verwünschte Suleyman Pascha. Wir selbst führten unsere Vierfüssler am Zügel über die gefährlichen Steinbarrikaden des engen Defilés. In einer Stunde hatten wir dessen schlimmsten Theil zurückgelegt. Es begann sich in südwestlicher Richtung zu erweitern, und die Aussicht in das Quellgebiet des Arčer's und Lom gewann allmälig nach N. und S. an Ausdehnung, jemehr wir uns aus den zu beiden Seiten uns begleitenden Steilwänden herausarbeiteten. Endlich war der Ausblick ein gänzlich freier.

Rechts traten die wenig energischen Profile der serbisch-bulgarischen Grenzberge auf, links die hohen Rücken des Balkans, den Mittelgrund erfüllte aber ein Bild so überraschend und grossartig, dass es mit seinen Zaubern uns alle kurz zuvor überstandenen Leiden gänzlich vergessen liess. Unter Ausrufen tiefsten Staunens stiegen wir hinab zum Städtchen Belogradčik, das sich nach ungewöhnlich heissem Tage mit seinen Laub umrahmten Dschamien und Minareten, in die tief blauen Schatten der es hoch überragenden Felsakropolis und Feste hüllte.

Die Autoritäten der Stadt, der Mudir, Kadi und Ulema waren uns bis zu den ersten Häusern derselben entgegen gekommen, um uns zu begrüssen und nach dem zu unserer Aufnahme bestimmten Regierungskonak zu begleiten. Kaum glaubten wir aber den unumgänglichsten Forderungen orientalischer Etikette genügt zu haben, folgten wir dem uns drängend erfüllenden Verlangen, mitten in jene Scenerie hineinzutreten, deren bizarre Umrisse schon aus der Ferne unsere Sinne vollständig bestrickt hatten. Der Mudir, ein freundlicher alter Herr, wollte uns begleiten. Wir gedachten jedoch nicht die unserer harrenden Eindrücke durch einen vielleicht minder empfänglichen Cicerone uns verkümmern zu lassen und lehnten des Bezirkshauptmanns Anerbieten höflich ab.

Allein betraten wir die Felsenwelt von Belogradčik. Ein dünner Wasserfaden glitzerte als Führer in dem von N. nach S. sich öffnenden engen Thale auf, durch welches der Weg nach dem Lom führt. Der Mond war eben heraufgestiegen. Er beleuchtete eine der phantastischsten Schöpfungen der Allmacht.

Wie das Unbeschreibliche schildern? „Den Malern und Geologen sei das Herabsteigen von der Belogradčiker Höbo gegen Verbora (richtig: Vrbova) empfohlen. Die Engpässe von Ollioula in der Provençe, das Defilé von Pancorbo in Spanien, die Alpen, die Pyrenäen, die wildesten Berge von Tirol und die Schweiz besitzen nichts, was dem verglichen werden könnte", äusserte Blanqui, jenes berühmte Mitglied des Pariser Instituts, das im Jahre 1841 Bulgarien in politischer Mission bereiste.

War Blanqui's Apologie nicht überschwänglich, war sie nicht vielleicht das Product einer augenblicklichen subjectiven Stimmung? Boué und Viquesnel, seine Vorgänger, gedachten nur mit wenigen dürren Worten Belogradčik's und doch hatten auch sie oft ein offenes Auge für landschaftliche Reize gezeigt. Erst später vernahm ich, dass die beiden Reisenden die Vidiner Donauterrasse nie persönlich berührt hatten. Boué lernte durch mich erst die Existenz der merkwürdigen Felsgebilde Belogradčik's kennen und sie erschienen ihm so interessant, dass die von mir gesammelten Gesteinsproben und Höhenprofile ihn zu einem durch diese illustrirten Vortrage in der Wiener Akademie anregten, in dem er gleichzeitig die hohe Wichtigkeit von Höhenprofilen für die Wissenschaft betonte*).

Blanqui's Schilderung war also das einzige auf Autopsie beruhende Gemälde der nordbulgarischen Steinwunder und nicht ausschweifende träumerische Phantasie mengte die Farben, mit welchen er es entworfen hatte. Ich glaube, keines Menschen Seele könnte der überraschend gearteten Belogradčiker Scenerie sich nahen, ohne von der Mächtigkeit des ersten tiefgreifenden Eindruckes überwältigt zu werden. Merkwürdige Formation und Gruppirung, seltsame prächtige Färbung und Oxydirung des Materials, aus dem die Natur bei aller bizarr phantastischen Gestaltung des Details die in sich doch harmonisch abgeschlossene Felslandschaft schuf, wirken hier, gehoben durch den Reiz wechselnder Beleuchtung, zur Erzielung wunderbarer Effecte zusammen.

Angesichts dieser im lebhaftesten Lichte erstrahlenden rothen Sandsteinwelt, deren untere Partien wie die Bäume einer riesigen Allee sich aneinander reihten und deren obere Etagen aber oft 200 Meter hohe phantastische Gruppen von Häusern, Obelisken, Schiffen, Menschen und Thieren bildeten, lernte ich den Ursprung der petrificirten Stadt in der tripolitanischen Cyrenaica des arabischen Märchens begreifen**).

*) Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wissenschaften. Math. naturw. Classe, I. Bd. 1864.

**) Ukert, Hertha, Bd. 3. 1825.

Nicht wie dem Dichter ist es auch dem Reisenden gestattet, einzig bei der poetischen Seite liebgewonnener Gegenstände zu verweilen. Wie glücklich, wenn sich mindestens auf einzelnen Puncten, wie in Belogradčik, Prosa und Poesie harmonisch mengen; denn nur selten dürfte eine Befestigung in eine romantischere Welt hineingebaut worden sein und wohl niemals mochte ein nüchternen Zwecken dienender Bau die ihn umgehenden landschaftlichen Zauber weniger gestört haben.

Es ist ein kühnes Wagniss, in schwarzen Umrisslinien ein Bild der farbenprächtigen Belogradčiker Felsgebilde geben zu wollen und doch glaube ich diese Illustrationen dem occidentalen Leser nicht vorenthalten zu sollen. Seine Phantasie wird hoffentlich, unterstützt durch Blanqui's schwungvolle Schilderung*), das Fehlende ersetzen und dem Geologen dürften sie vielleicht, vereint mit den anderen Gebirgsprofilen und geologischen Noten dieses Werkes, einigen Aufschluss über die Structur der östlichsten bulgarischen Donauterrasse bieten.

Die Terrainformation von Belogradčik besteht nach einer Prüfung der von mir mitgebrachten Gesteinsproben in der geol. Reichsanstalt zu Wien**): aus einem rothen, mürben quarzreichen Sandsteine mit ziemlich viel weissen Feldspathpartikelchen, welcher theilweise durch Aufnahme grosser Brocken von milchweissem Quarz conglomeratisch zu werden scheint und mit den rothen Sandsteinen der Dyasformation sehr viele Aehnlichkeit besitzt.

Das hochgelegene, am Fusse der Festung sich hinziehende Städtchen sollte längst durch einen Strassenbau mit dem benachbarten Kula verbunden werden. Allein wie mir Mudir Mechmed, früher Mir-Alai zu Vidin, im Herbste 1870 versicherte, fehlt es dazu an Geld. Es wurde ihm zur Pflicht gemacht, alle Einkünfte des Kaza so rasch als möglich nach Vidin zu senden, von wo sie nach Stambul wandern, um dann nie mehr oder höchstens zur Auszahlung des Truppensoldes ihren Weg in die Provinz zurück zu finden. Belogradčik verdankt dem eifrigen Mudir manche Verschönerung, einen hübschen öffentlichen Brunnen, Strassenlaternen, ein verbessertes Pflaster und das neue Kreisamtsgebäude, in dessen gastlichen Räumen ich freundlichste Aufnahme fand. Das Städtchen zählt etwa 200 Häuser, deren Aermlichkeit aber durch das neue Mudirlik noch mehr hervortritt. Die Bevölkerung treibt etwas Feld- und Weinbau, den meisten Gewinn bringt ihr aber die von einem Mir-Alai (Oberst) befehligte, aus Infanterie, Cavallerie und Artillerie bestehende Garnison, welche theils in einer Kaserne, theils in der Festung lagert und in kriegerischen Zeiten durch die türkische Stadt-Miliz verstärkt wird. Zwei Dritttheile der Gesammteinwohner sind Muhamedaner, der Rest besteht aus Bulgaren, einigen Juden und Zigeunern.

*) Voyage en Bulgarie, Paris 1841.

**) Verhandl. 1868, No. 16.



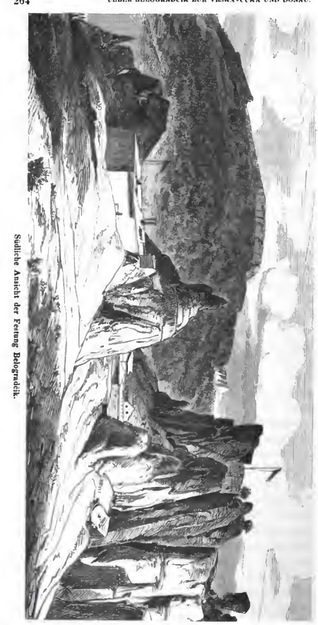
FESTUNG BELOGRADČIK.

Als isolirte nordwestlichste Vorposten gegen Serbien und eingeschlossen von einer ausschliesslich christlichen Landbevölkerung, zeichnen sich die Türken Belogradčik's durch einen ganz besonders fanatischen Hass gegen ihre christlichen Stadtbrüder aus. Bei jedem Anlasse suchen sie ihr Müthchen an denselben zu kühlen. Der Hatti-Humajun hat darin nichts geändert!

In dem 6 Mitglieder zählenden Medjlis (Communalrath) sitzt nur ein christlicher Hodžabaši. Also auch hier wie in allen türkischen Städten, die ich besuchte, immer dieselbe, jedes unpartheiische Gebahren ausschliessende Minorität der Rajah, welche lautlos die von der Majorität gefassten Beschlüsse acceptiren muss. Die kleine christliche Kirche liegt weit ausserhalb der Stadt auf einer Anhöhe, hinter hohen Schutzmauern versteckt. Nur ihr roh gezimmerter, über letztere hervorlugender Glockenthurm verräth sie, denn die Glocke selbst darf hier so wenig wie vor Kurzem noch in Vidin und selbst heute an vielen anderen Orten im Innern der Türkei geläutet werden, wo Muhamedaner neben Christen in der Majorität wohnen. Nach türkischer Ansicht würde das Geläute christlicher Glocken bedeuten: Inin sis, binelim bis (Steigt ihr (Türken) herab, damit wir (Christen) hinaufsteigen), und desshalb beharren sie dabei: Burda tschan tsalimnas, burda jasan okunujar (hier wird nicht die Glocke geschlagen, hier ertönt nur des Hodscha's (Gebetausrufers) Stimme!).

Ein Steilpfad, den ich bei meinem letzten Besuche Belogradčik's (1870) in eine ziemlich reguläre Stiege verwandelt fand, führt aus der engen Bazarstrasse hinan zum Thore des wichtigsten, zwischen drei mächtige Felsgruppen eingezwängten Theiles der Feste. Er ist in Form eines Rechteckes angelegt, dessen Längenseiten $4_{,74}$ M. hohe Quadermauern mit zahlreichen Schiessscharten bilden. Zwei mit je 6 Geschützen armirte Rundbastionen unterbrechen diese Langfronten, an welche verbindende Schmalmauern mit riesigen Thoren zwischen weit vorgreifenden Pilastern anschliessen. In dem so gebildeten, mehrere 100 Schritte langen, gegen N. ansteigenden Hofe D des Grundrisses, befinden sich ein Häuschen für den Officier und die Wache, ein wigwamartiger Speicher und mehrere durch ein Nothdach schlecht geschützte Feldkanonen, die zur Armirung der Vorwerke (E und F des Grundrisses) bestimmt sind, welche im Jahre 1862 auf Befehl Suleyman Pascha's zur Verstärkung der von einer nahen Höhe dominirten Westbastion errichtet wurden.

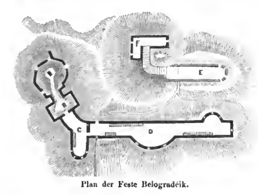
Wir sahen Bulgaren hier ohne jede Entschädigung diesen Neubau ausführen, von dem bald der Fremdherrschaft Symbol, die Flagge mit dem Halbmond und Stern, gleichwie von dem mittleren Theile der Festung weit hin sichtbar ins Land wehen soll. Durch das südliche Thor des geschilderten Langhofes tritt man in diesen zweiten Fortificationsabschnitt C, dessen Langmauern wohl auf gleichem Niveau mit jenen des ersten liegen, aber von Westen


Südliche Ansicht der Festung Belogradčik.

nach Osten laufend, im rechten Winkel vorspringen. Aus diesem zweiten Hofe, an dessen Mauern gleichfalls einige unbedeutende Bauten, Kasernen, Depots u. s. w. kleben, gelangt man in den dritten höchst gelegensten Theil der Feste B. Er besteht aus einem Hofe, welchen riesige Sandsteinfelsen und zwischen diese eingebaute, sehr hohe Mauern abschliessen. Ein kleines eisernes Thor führt von hier zum letzten Zufluchtsorte der Besatzung A. Auf Leitern und Stiegen geht es aufwärts in die luftige Höhe des künstlich geschaffenen Plateau's von durch Holzbrücken mit einander verbundenen Felsköpfen,

das sich aber besser zum Horste für Adler als zum Aufenthalt für Menschen eignet.

Ein interessantes Panorama entfaltete sich von der schwindelnden Höhe und belohnte uns für unsere entwickelten Kletterkünste. Die Feste, das erwähnte neue Werk Suleyman's und das durch einen hohen Palissadenzaun mit ihnen verbundene Städtchen, lagen im Pygmäenformat dicht unter uns. Im Süden breitete sich das landschaftlich schöne Quellgebiet des Lom's aus, mit seiner von Belogradčik sich fortsetzenden rothen phantastischen Sandsteinwelt, die aus der Ferne gesehen die Form von Brücken, Thürmen, Städten und Burgen, getrennt durch saftiges Grün und durchziehende Wasserfäden anzunehmen schien. Etwas entfernter stiegen die scharfgeschnittenen Spitzberge auf, welche das Thal der Ćupreuska von jenem des Lom's scheiden, jene von Ćiprovac erglänzten hinter diesen und den Abschluss machten die über einander sich thürmenden Kämme des Sveti Nikola-Balkans. Seine von W. nach O. laufenden serbischen Vorberge, mit ihren tiefen Einschnitten, bildeten die westliche Fortsetzung des prächtigen Rundhildes, das auch gegen N. einen freundlichen Ausblick auf die sanft sich erniedrigende, ziemlich wohlbebaute Hochebene gewährte. Auf dieser bot das ferne, hell erglänzende Minaret der Tataren-Moschee Kula's einen sehr glücklichen Orientirungspunct. Ich versäumte nicht, es nebst allen anderen hervorragenden Puncten von unserer hohen Warte aus zu peilen. Nur im Osten beschränkten leider die nach oben vollkommen nackten Steilmauern der in nächster Nähe aufsteigenden Stolovi die weite Rundsicht, welche an Schönheit nicht leicht von einer zweiten, auf verhältnissmässig gleich niederer Elevation, übertroffen werden dürfte.



Plan der Feste Belogradčik.

Belogradčik's günstige Lage zur Beherrschung des aus dem Nišavagebiet über den Balkan nach Vidin führenden Strassenzuges, ist nicht erst, wie Blanqui annahm, von dem scharfblickenden, berühmten Hussein Pascha erkannt worden. Er liess nur den neueren Theil der Feste im Jahre 1837 erbauen, wie dies zwei am nördlichen Haupteingange angebrachte Steintafeln in türkischer und bulgarischer Sprache melden. In den höher gelegenen Fortificationen, namentlich neben der künstlich geschaffenen Aussichtswarte, fand ich aber Substructionen

von Thürmen und Mauern, die jedenfalls einer weit zurückliegenden Vergangenheit angehören. Nach der Meinung der uns begleitenden türkischen Orts-Notabeln rühren sie von den „Latinski" (Römern) her. Dies will wohl nicht viel sagen, denn Türken und Slaven bezeichnen gewöhnlich mit diesem Namen alle Bauten, deren Ursprung sie nicht kennen.

Wie ich bereits mehrmals erwähnte, ist es leider in türkischen Festungen selbst im Frieden eine missliche Sache, derlei Dinge, ohne Misstrauen zu erregen, genau zu untersuchen. Erwägt man aber, dass Byzantiner, Serben und Bulgaren sich nach den Völkerstürmen gewöhnlich einfach darauf beschränkten, die zerstörten römischen festen Puncte wieder herzustellen, so darf man wohl annehmen, dass auch an Belogradčik's Stelle eines jener zahlreichen Castelle gestanden habe, wie ich deren mehrere (Capitel V) in der nächsten Umgebung des Arčer's gefunden und gleich diesen dürfte es einst zum Schutze der nach Ratiaria führenden Heerstrasse bestimmt gewesen sein.

Von den römischen Ansiedlungen, die auf der bulgarischen Donauterrasse eine weit grössere Ausdehnung erreichten, als dies die bewahrten spärlichen Namen in alten Schriftstellern und Itinerarien vermuthen lassen, haben sich wenigstens zahlreiche Rudimente erhalten, die Strassentracen selbst sind aber grösstentheils im Laufe des letzten Jahrtausends den nivellirenden Elementargewalten zum Opfer gefallen.

Unter der türkischen Herrschaft wurde bis vor wenigen Jahren nichts für neue Strassenanlagen gethan; denn neben türkischer Indolenz, gebot politische Klugheit, die eigene christliche Bevölkerung von jener der Nachbarländer möglichst zu isoliren. Blanqui fand im Jahre 1841 zwischen Vidin und Niš, wie ja ich selbst noch im Jahre 1862, nur halsbrecherische rauhe Saumpfade. Blanqui hatte in jenem Jahre überdies viel von dem einen kurz zuvor ausgebrochenen Bulgarenaufstand „pacificirenden", eigentlich aber wegelagernden albanesischen Baschi-Bozuk's zu leiden. Sie machten die an und für sich bereits unerquicklichen Wege auch unsicher, plünderten die christlichen Hane und Dörfer und wurden selbst ihren türkischen Glaubensbrüdern, welche deren Cooperation angerufen hatten, eine furchtbare Geissel.

Ich war glücklicher als mein Vorgänger. Auch in den Jahren 1862 und 1868 hatte sich die Gährung im Bulgarenvolke zu blutigen Aufständen im Balkan gesteigert. Hadži Dimitri und Stefan Karadža lieferten in den Schluchten und Wäldern bei Panu-Voinov den türkischen Nizams blutige Gefechte (8. Juli 1868). Auf der Nordostspitze Bulgariens herrschte aber trotzdem tiefer Friede, den selbst die dort angesiedelten räuberischen Tscherkessen nur selten störten, und er lag auch auf dem sanft gewellten Plateau mit jungem Eichenwald und anmuthigen Thalmulden, über das wir von Belogradčik gegen N. unseren Weg nahmen und

dessen reichbewässerte, gut cultivirte Felder für den Fleiss der bulgarischen Bewohner von Dubrava, Struindol, Ošanje und Vesnica sprachen. Wir verfolgten stets einen dünnen, von Belogradčik NW. abfliessenden Wasserfaden und näherten uns in etwa 2 Stunden der den serbischen Grenzbergen entströmenden Salaška rjeka, welche den südwestlichen Zufluss des Arčer's bildet. Ein von der Golema-Glava nach O. vorgeschobener Ausläufer trennt ihn von der Mečina rjeka, dem nördlichen Arme des Arčer's, und beide Bäche vereinigen sich in der Nähe des von mir aufgefundenen Römercastells bei Kladrup, von dem ich im V. Capitel gesprochen habe.

Ein tief eingeschnittenes Engdefilé der gegen das Flussrinnsal steil abfallenden Hochebene brachte uns an die Furth des Mečinabaches und bald darauf kamen wir an eine hübsch gelegene, von hohen Weiden beschattete Mühle, welcher kühle Punct uns den erwünschtesten Halt an jenem heissen Sommertage bot. Nach kurzer Erquickung ging es in Serpentinen das jenseitige Steilufer hinan zum Dorfe Rabiš und seiner tatarischen Ansiedlung, auf welche eine Stunde später Vlahović am gleichnamigen Flüsschen im Einschnitte einer weiten, an einigen Stellen sumpfigen Hochebene folgte.

Auf diesem viel coupirten, mit mannshohem Schilfwuchse bedeckten, für Reiter und Wagen höchst gefährlichen Terrain hatten unsere Zaptie's in der einbrechenden Dunkelheit den nach unserem nächtlichen Ziele Rakovica führenden Pfad verloren. Nach langem Umherirren brachten uns einige Bauern aus dem fernen Dorfe zur gleichnamigen Karaula. Doppelt erfreut waren wir nach der überstandenen harten Geduldprobe durch den freundlichen Empfang, den uns ihr freundlicher Commandant bereitete. Der mit der Krimmedaille ausgezeichnete Buljuk-bascha (Korporal) hatte erst wenige Tage zuvor ein Scharmützel mit serbischen Haiduken nahe bei Korito bestanden und einem derselben das Lebenslicht ausgeblasen, verstand es jedoch gleich der eifrigsten Hausfrau die liebenswürdigste Gastfreundschaft zu üben. In später Nacht sandte er binab in das nahe Dorf, sorgte für ein schmackhaftes Abendessen und überliess uns sein eigenes, mit einigen Teppichen ausgestattetes Gemach, in dem wir uns so gut als möglich einzurichten suchten, während er sich selbst auf eine der hölzernen Schlafbänke seiner Zapties hinstreckte.

Die Karaula Rakovica liegt dem serbischen Blockhause Izvor gegenüber. Sie ist sehr fest gebaut. Ein eisernes Thor führt zu ihren zwei Stockwerken. Das erste ist, gleich dem zur Stallung benutzten Erdgeschosse, mit zahlreichen Schiessscharten versehen und dient ausschliesslich zur Vertheidigung. Die Räume des zweiten sind zu Mannschaftswohnungen eingerichtet. Die Karaula beherrscht das gleichnamige, am Rakovicabache liegende Dorf vollkommen, vermochte jedoch nicht im Jahre 1861 die heimliche Emigration des grössten Theils seiner,

durch die Lasten der Tatarenansiedlung erbitterten christlichen Bewohner über die nahe serbische Grenze zu hindern. Schon früher, im Jahre 1860, begegnete ich solchen bulgarischen Auswanderungsgruppen auf serbischem Boden und nicht immer waren es die Aermsten, welche der Heimath den Rücken kehrten. In meinem „Serbien" (S. 43) habe ich den traurigen Eindruck geschildert, welchen die bedauernswerthen Emigranten auf mich machten und ich denke, so schwach auch die hier mitgetheilte Skizze, wird sie es doch vermögen, gleich sympathische Gefühle im Leser zu erwecken.

Als ich im Jahre 1870 von N. kommend Rakovica wieder besuchte, war ich nicht wenig über die Erweiterung erstaunt, welche die alte Karaula erfahren hatte. Neben derselben zog sich nicht nur eine langgestreckte Kaserne hin, sondern auch die albanesischen Zaptie's waren verschwunden und reguläre Nizams an ihre Stelle getreten. Aziz Pascha, der vorletzte und jedenfalls befähigtste Gouverneur, den Vidin seit langer Zeit besessen, hatte die strategische Wichtigkeit Rakovica's erkannt und es in einen wohlbewehrten Vorposten gegen Serbien umgestaltet. Die jungen türkischen Officiere der 100 Mann starken Besatzung empfingen mich mit derselben Gastlichkeit, als seiner Zeit der alte kriegserfahrene Buljuk-bascha der irregulären Baschi-Bozuks. Sie nöthigten mich, in ihrem improvisirten Gärtchen Kaffee und Cigaretten anzunehmen und bereiteten mir ein interessantes militärisches Schauspiel. Der Hornist musste die ganz unvorbereitete, des süssen Käfs pflegende kleine Garnison alarmiren, welche in wenigen Minuten gerüstet in Reih und Glied dastand und nun mit seltener Präcision alle denkbaren Handgriffe mit ihren englischen Hinterladern (Sniders), dann Quarrée- und Klumpenformirungen ausführte. Als zum Schlusse die prachtvollen kräftigen Männer in ihrer kleidsamen Turcosuniform im Dauerlauf gegen den imaginären Feind in der Richtung der nahen serbischen Grenze vorgingen, ein wohlgenährtes Schnellfeuer abgaben und endlich unter wildem Feldgeschrei mit gefällten Bajonetten stürmten, gab dies ein malerisches Bild, das aber auch seine nur allzu ernste Seite hatte und mir noch lange, nachdem ich von den freundlichen Officieren Abschied genommen, Stoff zum Nachdenken gab.

Unterhalb des Blockhauses durchschneidet die Strasse das Thal der Rakovica rjeka, dessen gleichnamiges bulgarisch-tatarisches, seit 1864 auch noch durch eine tscherkessische Ansiedlung vergrössertes Hauptdorf sich an schöne, von buntbefiederten Sängern belebte Laubwaldungen lehnt. Wir durchschritten dieselben und einige dünne Wasseradern, in welchen ich später Quelladern des Vitbels constatirte, und fanden auch hier reichtragende Maisfelder und Weingärten, welche bis an die Vorhöhen des serbisch-bulgarischen Grenzgebirges, bis zur isolirten, scharf profilirten Vrška-Čuka reichten. Mit freiem Auge konnten wir den von ihrem Kamme herabziehenden Durchhau verfolgen, welcher das

türkische und serbische Territorium scheidet. An ihn schliesst sich in der Hochebene ein Palissadenzaun, hinter dem die rothen Ziegeldächer der serbischen Quarantainegebäude freundlich hervorlugen. Die Türken begnügten sich auch hier mit der Anlage eines quadratischen, durch angefügte Halbthürme verstärkten Blockhauses, in dem ausser der irregulären Besatzung in neuester Zeit auch ein türkischer Mauthner sein Bureau aufgeschlagen hat. Die Karaula liegt nach meiner im Jahre 1870 vorgenommenen Messung 326 Meter über der Meeresfläche.



Schlossruine von Kula.

Die von ihr beherrschte Hochebene dacht sich sanft im Osten gegen Kula ab und auch die Strasse dahin verfolgt dieselbe Richtung.

Wir hatten hier die Umrisse der Rtany-Pyramide NW. im Rücken. Nördlich sahen wir jene der viel gezackten serbischen Stol- und Miroč-Berge und schon nach zwei Stunden scharfen Rittes, welcher durch die zwischen fruchtbaren Feldern, über prächtigen Wiesengrund und niederes bewaldetes Hügelland ziehende, ziemlich gute Strasse begünstigt wurde, erreichten wir die bulgarische Bezirksstadt Kuln, welche von dem mit der Organisation der Tataren-Colonien betrauten Nusred Bey 1862 den türkischen Namen „Adlieh“ erhielt und von Mithad Pascha bei der Organisation des „Tuna Vilajets“ zum Sitze eines Kaimakams erhoben wurde.

Vergebens sucht man die Stadt Kula auf unseren Karten, welche sonst

so viele nicht existirende Orte aufzuführen wissen, und doch ist Kula keine neue Stadtanlage; sondern, wie seine ausgedehnten Ruinen bezeugen, hatte es einst sicher eine hohe Bedeutung unter den Städten Mösiens gehabt. Noch erhebt sich in der Mitte des Städtchens ein hoher Thurm als einzig erhaltener von vier Brüdern. Obwohl halb verfallen, beherrscht er in noch immer beträchtlicher Höhe weithin den offenen Plan. Um diese stolzen Reste aus vergangener Zeit gruppiren sich die vier von Bulgaren, Türken, Tataren und Tscherkessen bewohnten Stadtviertel. Im Sommer 1862 kam noch das grüne, von Flaggenbäumen überragte Zeltlager türkischer Cavallerie hinzu, welche hier nahe an der Timokgrenze gegen das damals stark bewegte Serbien concentrirt worden war.

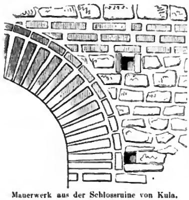

Der hohe Thurm zu Kula.

Wir stiegen im Konak des Mudirs ab. Nach kurzer Rast zog es mich hinaus zum Besuche des alten, in der Mitte geborstenen Thurmes, dessen eine Hälfte drohend in die Luft ragt; während die andere von einer reichen Vegetation überwuchert in Trümmern liegt. Der Technik des Oberbaues nach zu urtheilen, ist dieser Thurm in seinen oberen Partien ein Werk der serbisch-bulgarischen Krale. Wie bei der Mehrzahl der im 13. und 14. Jahrhundert entstandenen Bauten, ist das Mauerwerk in wechselnden Bruchstein- und Ziegellagen aufgeführt und von zahlreichen Oeffnungen, aus welchen das Balkenwerk herausgefault ist, durchbrochen. Der Grundriss des Schlosses entspricht aber vollkommen der Anlage römischer Castelle. Er bildet ein Rechteck, dessen Seiten $19_{,75}$ Meter lang, von vier runden Eckthürmen mit $12_{,93}$ M. Durchmesser flankirt und von einem Walle und gegenwärtig vielfach verschütteten Graben umgeben waren.

Die Construction des Mauerwerkes, an dem noch heute 13 M. über den Schutt aufragenden Thurme, ist aus der Abbildung ersichtlich. Wie bemerkt, halte ich

kaum dafür, dass es römischen Ursprungs sei, jedoch gelang es mir, unzweifelhaft römische Ziegelsteine aufzufinden, welche wohl von den nahe den Grundfesten abgebrochenen ehemaligen Mauern des in den Hunnenstürmen zerstörten, später während der byzantinisch-bulgarischen Periode wieder hergestellten römischen Werkes herrühren dürften.

Ausser dem Grundrisse der Kula, und neben zahlreichen Münzenfunden, deutet aber auch ein 15 Minuten von dem Castelle entfernter Rundthurm von $4{,}_{10}$ M. Durchmesser, dessen Rudimente ich mitten zwischen Feldern entdeckte, ferner ein Brunnen mit einem leider vielbeschädigten, aber unverkennbar antiken Relief, dann andere von mir aufgefundene Fragmente römischer Säulen darauf hin, dass an der Stelle Kula's eine römische Colonie einst gestanden habe. Vielleicht war es die von Procopius*) in dieser Gegend erwähnte, etwas von der Donau entfernte Feste, das auch von Hierocles noch als Bischofssitz und Stadt gekannte Castra Martis**).



Mauerwerk aus der Schlossruine von Kula.

Der Mudir (Kreishauptmann) von Kula erzählte mir im Jahre 1868, dass er, der als ehemaliger Kaufmann gar manche Stadt gesehen, längst gerne die den schönsten Punct im Innern des Städtchens nach seiner Ansicht verunzierende Schlossruine hätte niederreissen lassen, um den gewonnenen Raum theils verbauen, theils in einen öffentlichen Garten verwandeln zu lassen. Das Scheitern dieser Absicht und die Erhaltung der archäologisch interessanten Baureste verdankt man einzig der Hartnäckigkeit eines türkischen Beg's, welcher sich gegen jede Verletzung des Schlossfriedens sträubt, da nach dessen Behauptung einer seiner Vorfahren unmittelbar nach der moslim'schen Eroberung des Landes mit diesem Territorium belehnt worden war. Mit seiner Familie bewohnt er ein karaulähnliches Gebäude, das selbst bereits eine Ruine, auf den Rudimenten der älteren stehend, seinem baldigen Einsturze (?), wer möchte bei türkischen Ruinen einen Zeitraum bestimmen, entgegen sieht.

Die Hauptstrasse Kula's fand ich im Herbste 1870 regulirt und sogar mit Trottoirs versehen und unweit des Mudirliks wurde ich durch einen ganz netten neuen Han überrascht, dessen Bauplan ich wohl nicht unseren Architekten empfehlen möchte, den aber der Reisende in der Türkei selbst in solcher Gestalt

*) Procop. de Aedif. IV.
**) Mannert, Geogr. VII. Bd.

und trotz alles mangelnden Comforts, es fehlt sogar an Bettstellen, und der übermässig hohen Preise, die sein Besitzer, Zinzar Michalaky von Adrianopel, trefflich zu stellen versteht, doch gern als einen willkommenen Fortschritt anerkennen wird, und umsomehr als ein grösserer Raum zu einer Art Casino eingerichtet wurde, in dem Militärs und Kaufleute bei Spiel, Tschibuk, Kaffee, Wein und Raki sich freundlich begegnen.

Im Jahre 1861 ist Kula — seit jenem Jahre türkisch Adlieh benannt — mit einer Tataren-Ansiedlung beglückt worden. Es erhielt 60 tatarische Familien, für welche Zinzaren im Jahre 1862 jene Moschee erbauten, deren weithin sichtbares Minaret ich als einen der wichtigsten Orientirungs- und Peilungspuncte zwischen dem Lom und Timok bei Belogradčik erwähnte. Im Jahre 1864 wurde der Bezirk Kula mit einer weiteren Ueberschichtung von 600 tscherkessischen Familien durch die Regierung bedacht, von welchen etwa 120 im Städtchen in der Nähe des römischen Brunnens, und südlich vom alten Schlosse sich ansiedelten.

Die im Jahre 1870 vollendete, ganz vorzügliche Poststrasse von Kula nach Vidin zieht durch eine höchst eintönige Landschaft fortwährend abwärts über das sanft gewellte Löss-Plateau, das durch die neuen Ansiedler vor einiger Zeit in Maisfelder umgewandelt wurde. An der Strasse selbst ist aber kein Haus zu sehen und auch grösseren Bäumen begegnet man nur selten. Die Landschaft war und blieb monoton und während dreier langer Stunden kamen wir bis Tatarčik nur an einem Hane mit einer Karaula vorüber. Das Auftauchen der romanischen Ebene, welche vor Tatarčik sichtbar wurde, brachte einige tröstende Abwechslung. Endlich ergänzte auch als dünner, viel sich schlängelnder Silberfaden das breite Donauband und jenseits desselben konnten wir die weissen Mauern des durch die tapfere türkische Vertheidigung im Jahre 1854 berühmt gewordenen Kalafats deutlich unterscheiden.

Wir näherten uns Vidin. Bereits wurden dessen Minarete erkennbar. Auf schöne, rebenbepflanzte Höhen folgten aber unmittelbar weite sumpfige Niederungen, welche durch häufige Frühjahrs-Ueberflutungen der Cultivirung entzogen bleiben und durch ihre sommerlichen Miasmen leider einen stehenden Fieberherd für die Paschalikstadt bilden.

Endlich kamen die tiefen, berüchtigten Moore selbst, über welche lange Dämme mit vielbogigen Wasserdurchlässen von Florentin, Girei, Novoselo, Tatarčik und Vitbol zu den Vorwerken der bulgarischen Donaufestung führen. Unter diesen Kunstbauten ist die nach Kula führende Strasse ihrer grossartigen Viaducte wegen besonders hervorzuheben. Sie zählt deren drei, worunter einer mit 18 steinernen Bogen. Die türkische Sorglosigkeit thut nichts für ihre Unterhaltung. Sie gehen unrettbar zu Grunde. Bereits haben deren Balustraden grösstentheils

in den Sümpfen ihr Grab gefunden und auch die Fahrbahn ist bereits stellenweise durch Einstürze um die Hälfte ihrer ursprünglichen Breite verringert.

Die Sümpfe und Donauinseln Vidin's sind mit Schnepfen, Gänsen, Enten, Schwänen, Reihern, Pelikanen u. s. w. bevölkert. Die Umgegend der Stadt ist auch besonders reich an Hasen, deren Bälge (oft an 10,000) nach Wien gesendet werden. Auch Rehe, Füchse, Wölfe u. s. w. werden zuweilen geschossen. Unter dem Auffliegen und Gekreische ganzer Schwärme von Sumpfvögeln, welche das Aechzen unseres Wagens über das schlechte Steinpflaster der Dämme aus ihrer beschaulichen Ruhe aufscheuchte, hielten wir unseren Einzug in die Wälle Vidin's, innerhalb welcher mir im Hause des österreichischen Vice-Consuls Walcher von Molthein und später in jenem seines wackeren Nachfolgers, Herrn Consuls Ritter von Schulz, die gastfreundlichste Aufnahme wurde. An der bereitwilligsten Förderung meiner wissenschaftlichen Arbeiten zu Vidin betheiligten sich ferner in liebenswürdigster Weise, abgesehen von der Mehrzahl der türkischen Functionaire, der ehemalige k. russische Consul Kira Dindjan, der österr.-ungar. Consulats-Dragoman Pinkas, der k. k. Post-Expeditor Rudolf Schnell u. A., welchen Herren hier herzlichst zu danken ich für eine angenehme Pflicht halte.

VIII.

DURCH DAS TOPOLOVICA-, DELENA- UND TIMOK-GEBIET.

Durch das Glacis von Vidin. — Die Tepe's an der Strasse nach Kapitanica. — Verbreitung der Tumuli. — Ihre einstige Bestimmung. — Die Bevölkerung des bulgarischen Timoklandes. — Ansiedlung der Romanen. — Neueste Versuche, sie zu Rom zu bekehren. — Ethnographisches. — Bulgaren, Türken, Tataren, Tscherkessen, spanische Juden, Zigeuner, Zinzaren, Griechen u. s. w. — Polyglottes Völkerdurcheinander. — Florentin. — Florentiana's Ruinen und Geschichte. — Četate. — Verfall des Türkenthums. — Das Bulgarenviertel. — Contraste. — Ein antikes Grab. — Petrefactenreiche Formation. — Castell von Vurf. — Dorticum. — Castell zu Rakovica. — Verschiebung der Timokmündung. — Bregova. — Alter Strassenzug. — Neuere Römerfunde bei Praovo. — Grosse Timokinsel. — Fortschritte der Romanen. — Kirche und Schule zu Bregova. — Terrain bis Delena. — Seine bisherige schlechte graphische Darstellung. — Verfehlter archäologischer Ausflug zur Vrška-Čuka. — Positionspunct Gola-Manova. — Mahnung an südrussische Thalbildung. — Halt am „Räuberbrunnen" und seine Tradition. — Tscherkessendorf Alhatina. — Waldvertilgung. — Knesenhaus zu Girca. — Ein Fall von Kinderlosigkeit. — Christ und Türk, einst und jetzt. — Vertheidigungskirche. — Delenskathal und Topolovicathal. — Weinlese zu Vurf. — Ideen der Timokbulgaren über das Türkenregiment. — Landschaftliche Physiognomie des Timokthals. — Seine neuen Befestigungen. — Misstrauen der Pforte gegen ihre südslavischen Nachbarn. — Ihre Verstärkung des moslim'schen Elements durch Colonisation von Aussen. — Mein Abschied von der Terrasse des bulgarischen Nordwesten.

Die Strasse von Vidin nach der Mündung des Timoks führt mit nur geringer Unterbrechung beinahe streng nördlich durch die sanft gewellte Ebene, welche das Glacis der Vidiner Festung bildet. Wo sie endet, beginnt ein grüner Hügelkranz, auf dem junger Eichenstand mit Mais- und Weinculturen wechselt. Dieses hügelige Terrain zieht sich im flachen Bogen in einer Entfernung von $1^1/_2$ — 2 Stunden von Vitbol über Tatarčik, Rianovce, Hinova, Alvadži bis zur Donau und umschliesst amphitheatralisch das grosse, durch seine zahllosen Wassertümpel und durch das coupirte Terrain jeden Angriff sehr erschwerende bereits geschilderte Glacis der bulgarischen Donaufestung.

Der landschaftliche Charakter der Gegend erhebt sich nur in den tief eingeschnittenen Thälern und felsigen Schluchten der zur Donau laufenden Flussadern zu einzelnen malerischen Bildern und einzig der Gedanke, dass wir uns hier auf interessantem geschichtlichen Boden und auf einem der berühmtesten Schlachtfelder des Ostens befinden (S. 246), verleiht der Gegend einigen Reiz.

Bald nachdem wir die äussere Vertheidigungs-Linie Vidin's hinter uns hatten, tauchten westlich zwei Tumuli (Tepe) auf. Sie bilden gewöhnlich den Standplatz der Commandantenzelte des grossen Militärlagers, das hier alljährlich im Sommer von der Vidiner Garnison bezogen wird. Ein drittes Tepe liegt östlich von der Strasse zwischen Vidin und Kapitanica, ein viertes zur Rechten kurz



Die Tumuli des Militärlagers bei Vidin.

vor Njegovanica. Letzteres beherrscht trotz seiner mässigen Höhe durch seine regelmässige kegelförmige Gestalt weithin die Fläche.

Diese einer früheren Zeit angehörigen Grabhügel sind durch ganz Bulgarien zerstreut. Auf meinen letzten Forschungsreisen (1871 — 74) habe ich auf beiden Seiten des Balkans, namentlich an der Osma, Jantra und am Tundžaflusse hunderte einzelne und in Gruppen auftretende Tumuli in Karte gebracht. Namentlich auffallend sind jene Tumuli, welche sich in regelmässigen Abständen auf der Löss-Terrasse hart an der Donau zwischen Šistov und Nikopolis hinziehen. Bekanntlich verbreiten sich diese prähistorischen Denkmale vom hohen Norden weit bis nach Südrussland, wo sie massenhaft auftreten. Die dort eröffneten haben durch ihren reichen Inhalt an Waffen, Rüstungen und zum Theil sehr hübsch gearbeiteten Schmucksachen erwiesen, dass die Begrabenen Völkern angehörten, welche bereits einen gewissen Culturgrad erreicht, oder doch mindestens einen lebhaften Verkehr mit weit fortgeschrittenen Völkern unterhalten haben mussten. Die interessanten, einer prähistorischen Zeit angehörenden Funde wer-

den wohl endlich den von mancher und besonders von türkischer Seite mit Zähigkeit festgehaltenen Glauben zerstören, dass diese Hügel erst in der Epoche der türkischen Eroberung Bulgariens von den Jenisseri und zwar zu militärischen Zwecken errichtet worden seien. Dass sie andererseits, wie beispielsweise die beiden zuvor angeführten Tumuli bei Vidin, militärisch benutzt worden sind, soll hiermit nicht in Abrede gestellt werden. Die anthropologische Gesellschaft zu Wien beschloss, den Tumuli der Türkei ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und hat mit der Einzeichnung derselben auf Kiepert's Karte begonnen*). Die zahlreichen Tumuli Bulgariens dürften jedenfalls einen der stärksten Beiträge zu dieser liefern. Eine weitere Mittheilung über dieselben bleibt dem II. Bande vorbehalten.

Auf der Nordwestspitze der bulgarischen Donauterrasse, auf dem Boden, über welchen so viele Völker hinweggezogen, deren letzte Spur die allzerstörende Zeit bald gänzlich zu nivelliren droht, ein Loos, das übrigens die weit jüngeren Reste der Römerherrschaft leider mit den Tumuli theilen, finden wir heute Bulgaren und Romanen, und zwar sind am Timok die walachischen Orte vorwiegend. In Prof. Bradaska's Abhandlung und Karte „Die Ausdehnung der Slaven in der Türkei und den angränzenden Gebieten" erscheint das bulgarische Element hier als das stärkere**). Dies ist jedoch ganz unrichtig.

Verschiedene Ursachen und namentlich das bauernfeindliche Regiment der walachischen Bojaren haben die Entstehung und rasch zunehmende Bevölkerung der romanischen Colonien auf dem bulgarischen Donauufer begünstiget. Die türkische Regierung sah andererseits gerne die Besiedlung dieser durch fortwährende Kriege stark entvölkerten Districte mit einer fügsamen, an harte Lasten gewöhnten, dem slavischen Elemente und dessen Bestrebungen vollkommen fremden Nationalität.

In den letzten Abschnitten werde ich ausführlicher davon sprechen, wie trefflich die türkische Regierung das ethnographische Moment für ihre politischen Zwecke auszunützen versteht und wie erfolgreich sie bis zuletzt darauf bedacht war, durch allerlei albanesisch-tatarisch-tscherkessische Keiltriebe die grosse, ihrer nationalen Vergangenheit sich immer bewusster werdende Bulgarenmasse zu spalten. Eine Ueberschichtung derselben mit der romanischen Raçe musste dem Türkenthume um so willkommener erscheinen, da, wie ich dies neueren gegentheiligen Behauptungen gegenüber zuerst nachgewiesen habe***), die romanische Nationalität bei ihrer zähen Abschliessung sich mit keiner anderen assimilirt; sondern weit mehr in neuerer Zeit die Fähigkeit bewiesen hat, fremde und be-

*) Mitth. d. Anthropologischen Gesellschaft in Wien. I. Band, Heft 2, 4, 6.

**) Geographische Mittheilungen a. Petermann, Jahrg. 1869. Taf. 22.

***) F. Kanitz „Serbien". Leipzig 1868, S. 324.

sonders slavische Elemente leicht aufzusaugen. In den letzten Jahren waren katholische Missionäre überdies bemüht, die bereits durch ihre Nationalität einen fremdartigen Keil zwischen Serben und Bulgaren bildenden Romanen auch religiös von Letzteren zu trennen, indem man es versuchte, sie der Union mit Rom zuzuführen. Die durch allerlei Verheissungen unterstützten Bemühungen schienen anfänglich grosse Erfolge zu versprechen. Das tactlose Benehmen der Missionäre und russische Gegenbestrebungen brachten jedoch die unionistische Bewegung ins Stocken. Die Mehrzahl der übergetretenen romanischen Dörfer kehrte wieder zur orthodoxen Kirche zurück und, wie ich bereits andeutete, dürfte die am Kum-hair innerhalb der äusseren Befestigungslinie zu Vidin errichtete ärmliche Holzkirche kaum sobald als die Missionäre es wünschen, in einen soliden Neubau sich verwandeln.

Nach meiner Erhebung der ethnographischen Verhältnisse der serbisch-bulgarischen Grenzgebiete bildet heute der serbisch-bulgarische Timok nicht nur die politische Grenze, sondern auch mit geringer Ausnahme zugleich die Sprachscheide zwischen Serben und Bulgaren. Ich sage ausdrücklich die Sprachscheide; denn es unterliegt keinem Zweifel, dass die heutigen Negotiner, Zaičaner, Knjaževacer und Alexinacer Kreise Serbiens noch vor nicht allzulanger Zeit von Bulgaren bewohnt waren. Sowohl die serbischen als bulgarischen Orte, welche sich dies- und jenseits des Timoks in der vollen Integrität ihrer Nationalität erhalten haben, sind nach den besten Quellen auf meiner, von Lejau's Darstellung hier sehr bedeutend abweichenden Karte ersichtlich gemacht. Auf der bulgarischen Donauterrasse gibt es merkwürdiger Weise nur ein einziges serbisches Dorf: Bratjevac, welches sich als Oase zwischen Bulgaren und Romanen rein erhalten hat; während es im Süden Serbiens noch mehrere streng bulgarische Orte giebt.

Das türkische Element ist auf dem ganzen Terrain, welches dieser Band behandelt, abgesehen von den durch das Land zerstreuten Karaul-Besatzungen, nur als Theilbevölkerung in den Städten: Niš, Bela-Palanka, Pirot, Lom, Arčer, Vidin, Belogradčik, Kula und Florentin vertreten.

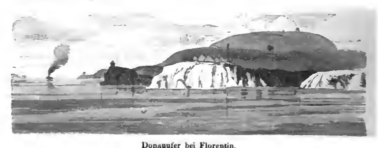
Tataren-Ansiedlungen traf ich zu Vidin, Florentin, Rakovica (am Timok), Bregova, Rakitnica, Kula, Kuševce, Rabiš, Rakovica (am Vitbol), Dobridol, Sliva, Urzoja, Krivodol, Kliučovo Mahale, Tatar M., Vasilovci, Topolnica und Červenibreg.

Rein tscherkessische neubegründete Orte sind: Albatina, Hamidieh, Sabri-Paschaköi und Osmanieh. Tscherkessenansiedlungen findet man zu: Halova, Kula, Rakovica (am Vitbol), Dobridol, Gjurgžič, Belatince, Topolnica, Červenibreg, Mramor und Niš.

Spanische Judengemeinden gibt es in: Niš, Pirot, Lom und Vidin. Einzelne Familien leben in allen türkischen Städten; jedoch nur selten auf dem Lande.

Grössere Zigeuner-Colonien siedelten sich in Vidin und Niš an. Es gibt jedoch beinahe keinen Ort in Bulgarien, in dem sich nicht einige oder wenigstens eine Zigeunerhütte befände. Im Kreise Rahovo giebt es aber einzelne Dörfer, in welchen die sesshaften Zigeuner 30 — 70 Häuser bewohnen.

Zinzaren, Griechen und Armenier liefern den kleinsten Bruchtheil der bulgarischen Stadtbevölkerung. Er fehlt in den Handelsstädten nur selten, erreicht aber in Westbulgarien niemals eine nennenswerthe Stärke. Das polyglotte, auf meiner Karte ersichtliche Völkerdurcheinander der europäischen Türkei macht desshalb dem Reisenden, selbst wenn er der Hauptsprache mächtig ist, die Begleitung eines Dolmetschers unentbehrlich. Ich engagirte für meine wiederholten Reisen in Bulgarien einen Dragoman, welcher ausser mehreren slavischen Sprachen, des Türkischen und Walachischen vollkommen mächtig war. Er leistete mir vortreffliche Dienste.



Donauufer bei Florentin.

In 2 Stunden erreichten wir den Punct, von dem sich die Vidiner Strasse auf abschüssigem Terrain gegen Florentin hinabsenkt. Zur Römerzeit mochte Florentin durch seine Lage am Reichslimes und an der grossen Heeresstrasse von Ratiaria nach der Timokmündung eine gewisse Bedeutung gehabt haben. Schon sein Name und mehr noch unzweifelhafte Spuren einer einstigen militärischen Niederlassung lassen annehmen, dass wir uns hier auf dem Standorte des römischen Florentiana*) befinden, das Procop. und die Not. Imp. erwähnen.

An der Stelle des römischen Castrums beherrschte später ein mittelalterliches Schloss die kleinen hügeligen Ausläufer, welche die bulgarische Nordterrasse hier gegen die Donau vorschicht. Im österreichisch-türkischen Kriege vom Jahre 1737 spielte Florentin eine passive Rolle. Marschall Khevenhüller hatte es auf seinem Rückzuge von Vidin unbesetzt gelassen, was den Türken die Ueberschreitung des Timoks bedeutend erleichterte.

Die Substructionen des Schlosses sind noch erkennbar. Das Material des

*) Forbiger's Handbuch. III. Band 1093.

festen Oberbaues ist aber vollständig verschwunden. Es wurde, wie sich ältere türkische Ortsbewohner noch erinnern, vor einigen Decennien abgebrochen und zum Baue der Forts Kum-bair und Ghazi-bair nach Vidin geführt. Gegenwärtig hat ein Piquet des türkischen Militär-Cordons gegen die Walachei seine weissen Zelte auf dem ganz vorzüglichen Aussichtspuncte neben einem kleinen Blockhause aufgeschlagen und von dem trefflichen Auslugskaraul erblickte ich jenseits die Stelle, an welcher das berühmte Četate liegt, das im Beginne des russisch-türkischen Krieges jene grosse Rolle spielte, von der ich bereits auf S. 253 sprach.

Die ein wenig Handel, etwas Fischerei und viel Nichtsthun treibenden Türken Florentins klagen über den Verfall ihres Wohlstandes und wirklich sind die



Türkisches Donau-Cordons-Piquet bei Florentin.

sehr restaurationsbedürftige alte Moschee, ein in Ruinen liegendes Bad, ein schlechter Han und ein noch elenderes Kaffee recht traurige Illustrationen der Verkommenheit dieser nördlichsten türkischen Niederlassung am Donaustrome, welche einst einen viel grösseren Umfang als Vidin gehabt haben soll.

Verfall und fatalistisches Waltenlassen der Elementarkräfte tritt uns auch sonst überall in dem moslim'schen Viertel entgegen. Nur die Erbärmlichkeit der an afrikanische Kaffer-Niederlassungen mahnenden Tataren-Colonie wetteifert mit demselben. Erst in dem höher gelegenen, vom Steilrande der Terrasse sich aufwärts ziehenden Bulgarenviertel athmet man wieder auf. Auch hier findet man wohl Häuser, welche Troglodytenbehausungen gleichen, wir sehen aber auch viele Gehöfte, die einen bedeutenden Wohlstand verrathen und betritt man das Innere des Kmetenhauses, so glaubt man sich beim Anblicke des reichen und

reinlichen Hausrathes, der von den Wandbrettern blinkenden Zinn-, Thon- und Glasgeschirre, der geschnitzten Einrichtungsstücke u. s. w., wäre das fremdartige, spartanische Bett nicht da, in ein wohlhabendes Schweizer- oder Tiroler Bauernhaus versetzt.

Mehemed Effendi, der Erbe des auf dem alten Römercastelle zu Kula hausenden alttürkischen Spahigeschlechtes, zugleich Mitglied des grossen Rathes zu Vidin und Grossgrundbesitzer zu Florentin, besuchte dieses zufällig während meiner Anwesenheit im Jahre 1864. Nachdem der etwas misstrauische bejahrte Abkömmling der Jenisseri von meinem bahnbrechenden Pascha-Buiruldi prüfend Einsicht genommen und die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass ich durchaus nichts Feindseliges gegen das Türkenthum überhaupt und sein morsches Stammschloss zu Kula insbesondere im Schilde führe, machte er mir Mittheilung von einem merkwürdigen Grabe, das etwa im Jahre 1857 nahe bei Florentin eröffnet worden war.

Ich bat Mehemed Bey, mich an die fragliche Stelle zu begleiten. Wir schlugen einen schmalen, nordwestlich von der Strasse nach Rakovica abbiegenden Fusssteig ein und hatten nach einigem Suchen zwischen Maisfeldern die Grabstätte erreicht. Ich fand in demselben Zustande, in dem sie wahrscheinlich nach der Eröffnung gelassen worden war, ein gleichseitiges, mit Bruchsteinen unregelmässig ausgemauertes, an jeder Seite $2{,}_{84}$ M. messendes Viereck von $1{,}_{90}$ M. Tiefe. Mehemed Effendi wollte hier drei wohlerhaltene, in gleicher Richtung neben einander gelegene Skelette gefunden haben, deren eines ein Fingerring mit geschnittenem Steine geschmückt und ein kleines Thonlämpchen zur Seite gehabt. Diese Gegenstände, welche über die einst hier Begrabenen Aufschlüsse zu geben vermocht hätten, wollte der Effendi dem damaligen Gouverneur von Niš übergeben haben. Dass die Gräber nach Mehemed's Ansicht von den „Latinsky“ herrührten, war für mich, bei der, wie ich schon mehrmals erwähnte, im Lande allgemein üblichen Bezeichnung aller ungekannten und selbst der jüngsten Vorzeit angehörenden Reste mit diesem Namen, nicht massgebend. Die Structur des Mauerwerks und die beschriebene Form der Lampe verleihen jedoch der Ansicht meines Begleiters einige Begründung.

Der zur Ausmauerung der Grabstätte benutzte petrefactenreiche Muschelkalkstein tritt auf dem bulgarischen Donauufer überall, wo die deckende Lössschichte in wasserreichen Steilschluchten abgeschwemmt erscheint, in horizontalen Lagerungen zu Tage. Die von mir mitgenommenen Proben sind nach einer Bestimmung der k. k. geolog. Reichsanstalt *): hellgelbgraue, dem Habitus nach aus brakischem Wasser abgesetzte Kalke, welche zahlreiche Cardiumreste einschliessen, die an gewisse Formen der Congerienstufe erinnern, aber nicht mit

*) Verhandlungen 1868 No. 16.

diesen vollständig übereinstimmen. Von Florentin behielt ich mit Ausnahme einiger unbeträchtlicher Curven, im Ganzen die nördliche Wegrichtung bei. Die Strasse führt mitten durch das grosse bulgarische Dorf Novoselo nach Vurf, in dessen Nähe ich die Rudimente eines hart am Donauufer aufgeworfenen grossen Vertheidigungswerkes fand. Unzweifelhaft war es eines der zahlreichen kleinen Castelle, deren Procopius zwischen Dortieum und Bononia erwähnt. Seine Steinverkleidung ist grösstentheils zum Häuserbau nach Vurf gewandert, zu dem auch die Maisfelder innerhalb der Wälle gehören.

Die Reste eines anderen, schon von Graf Marsigli*) erwähnten römischen Castrums, traf ich zu Rakovica hart auf der den Timok und die Donau beherrschenden Landspitze, auf welche d'Anville**) das von Justinian restaurirte Dorticum verlegt***). Das Castell von Rakovica scheint einst von ziemlicher Stärke gewesen zu sein; denn seine Länge betrug 160 M. bei 35 M. Breite, an den Ecken sind jedoch die bei der Mehrzahl der römischen Castelle vorspringenden Rundthürme kaum zu erkennen. Der Timok dürfte hier einst näher bei diesem Bollwerke in die Donau eingemündet haben. Das Flussrinnsal nimmt gegenwärtig mehr eine nördlichere Richtung und bildet bereits zwischen Rakovica und der Mündung ein Delta von ansehnlicher Breite.

Rakovica, wo eine türkische Karaula, neben der Niederhaltung der Rajah, auch den nahen Timokübergang zu überwachen hat, zählt 55 walachische und 30 tatarische Gehöfte. Seit mehreren Jahren besitzt es ein bescheidenes Kirchlein, während früher der Gottesdienst nur in einer niederen Hütte abgehalten werden durfte. Noch immer mangelt es aber an einer Schule und ausser dem Popen ist auch hier wie in Skomlja und an a. O. nicht eine Person des Lesens oder Schreibens kundig (!).

Von der im Pariser Frieden (Hatti-Humajun 1856) den Christen der Türkei gemachten Concession des freien Kirchenbaues hat auch das nahe Bregova bereits Gebrauch gemacht. Man erreicht es von Rakovica mit Berührung des am Timok gelegenen Romanen-Dorfes Bale auf ziemlich guter Strasse in $^3/_4$ Stunden.

Nach Boué †) hoffte ich in Bregova Reste einer alten Stadt zu finden. Die vielfältigsten Nachfragen führten jedoch nur zu einem ganz negativen Resultate. Die strategisch wichtige Lage Bregova's lässt es jedoch wahrscheinlich erscheinen, dass sich einst in seiner nächsten Nähe eine römische Niederlassung befand, deren Spuren vielleicht noch gefunden werden dürften ††). Jedenfalls zog aber

*) Dan. II.

**) Mém. de l'Acad. des Inscript. Tome XXVIII, 441.

***) Meine Ansicht über dessen Lage äusserte ich in „Serbien" S. 321.

†) La Turquie d'Europe. II. 357.

††) Es ist sehr leicht möglich, dass die Walachen Bregova's die etwa dort befindlichen römischen Reste verleugneten. Gleiches begegnete mir im Walachendorfe Praovo in Serbien im Jahre 1870. Erst

bei Bregova selbst ein wichtiger Strassenzug schon zur Römerzeit vorüber, darauf deuten eine alte Strasse, sowie auch mehrere antike Brückenbauten auf dem serbischen Timokufer hin, welche ihre Richtung direkt auf Bregova nehmen, und auch die schöne Steinbrücke, deren ich bereits in meinem „Serbien" (S. 322) gedachte, trägt im Volksmunde den bezeichnenden Namen „roman most".

Die grösste mir bekannte Insel des Timoks wird von diesem bei Bregova gebildet! Etwa der vierte Theil derselben, gegenüber dem serbischen Dorfe Blinovac, gehört Serbien. Er ist durch einen Zaun wohl verpalissadirt und durch eine ganz isolirte Grenzkaraula bewacht, deren kleine Besatzung mittelst Nachens mit dem serbischen Festlande communicirt.

Die walachische Einwanderung zu Bregova erfolgte vor etwa 25 Jahren. Sie bietet Anlass zu manch ethnographisch lehrreichem Vergleiche. Während beispielsweise der Romane auf walachischem Boden in Folge der früheren demoralisirenden Bojarenwirthschaft als Mensch beinahe auf gleicher Stufe mit dem Neger Südamerika's stand und nicht mit Unrecht als auffallend denkfaul geschildert wird, zeigt er sich hier auf bulgarischem Boden, obschon unter einem Regimente lebend, das den christlichen Unterthanen ehemals nicht sehr gewogen war, stets thätig und intelligent. Diese Eigenschaften gelangen schon in der äusseren Erscheinung Bregova's zum Ausdrucke. Neben dem auf der ganzen bulgarischen Donauterrasse üblichen Bau von Mais, Weizen, Hanf, Wein und Melonen, wird in Bregova auch Tabak und Seide cultivirt. Der ganze Ort trägt den Stempel einer gewissen Wohlhabenheit, der durch die grossen mit der tatarisch-tscherkessischen Colonisation für die Rajah verknüpft gewesenen Lasten nicht verwischt werden konnte.

In der Mitte des Dorfes erhebt sich die neue, im Jahre 1857 erbaute dreischiffige Kirche, mehr stattlich als stylgerecht, als Langschiff im Parallelogramm, ohne Seitenapsiden und mit niederem Thurme der Hauptfaçade. Der Bau hatte 200,000 Piaster (10 P. = 1 Fl. ö. W.), also eine für dieses Land sehr bedeutende Summe gekostet. Auf die innere Ausschmückung der Kirche wurde die grösste Sorgfalt verwendet. Die Ikonostasis, der Metropolitansitz und die Kanzel sind sämmtlich sehr reich geschnitzt und vergoldet; aber etwas überbunt bemalt. Von Zinzaren gearbeitet, zeigt sich auch hier das merkwürdige Bau- und Formtalent

als ich den Gemeindeältesten die Stelle bezeichnete, wo ich im Jahre 1860 die auf Kaiser Nerva bezügliche Inschrift gefunden hatte, zeigten sie mir die Stelle zweier anderer Inschriften, die ich später Prof. Mommsen mittheilte. Die eine Hälfte der Inschrift vom Jahre 1860 war seitdem nach Negotin gewandert. Erst nach mühevollem Suchen fand ich die zweite Hälfte in einem Kaffeehane des Ortes. Ich nahm sie dem sich nicht wenig sträubenden Besitzer ab und ersuchte den Ortskmet, sie in das Kreisamt nach Negotin zu schaffen, wo ich die Aufstellung aller römischen Fundstücke aus der Umgebung im neuen Gymnasialgebäude befürwortet hatte. Ob dies wohl seitdem geschehen, ist sehr die Frage.

dieses hochbegabten macedo-walachischen Zweiges der Romanen. Einzelne decorative Theile von Holzschnitzwerk, wie die bizarr stylisirten Drachen und Vögel zu beiden Seiten des Kreuzes am Mittelausgange der Ikonastasis, verrathen gestaltungsreiche Erfindungsgabe, der von ruhenden Löwen getragene Metropolitanstuhl und das von einem Adler gestützte Kanzelpult mahnen aber auch hier an die traditionell sich forterbenden Einflüsse der alt-byzantinischen Monumente auf der illyrischen Halbinsel.

Auch der Pflege des intellectuellen Moments widmet die romanische Gemeinde Bregova's, im Hinblicke auf sonstige bulgarisch-türkische Verhältnisse, nicht geringe Opfer. In dem Hause eines aus Serbien berufenen Lehrers fand ich den Nachwuchs des Dorfes lesend, schreibend, rechnend und kirchliche Lieder recht hübsch absingend. Der wohlthätige Einfluss des jungen aufstrebenden Serbenstaates machte sich hier, an dessen Grenze, unverkennbar geltend.

An die 400 romanischen Häuser Bregova's schliessen sich seit 1861 dessen 110 tatarische Familiengehöfte. Sie wurden anfänglich von den türkischen Colonisatoren ohne das ihnen zugesagte Arbeitsvieh gelassen und hatten in Folge dessen mit grossen Mühsalen zu kämpfen gehabt. Nunmehr haben sie aber als fleissige Ackerbauer den reich lohnenden bulgarischen Boden liebgewonnen und bereits einen bescheidenen Wohlstand sich errungen.

Grösstentheils in SW. Richtung, und nur in den tiefen Einschnitten der Timok-Hochebene manchmal in SSW. führt eine der üblichen schlecht gehaltenen Landstrassen von Bregova nach Kula. Auf einer kleinen Höhe zwischen Slokuča und Delena, kurz bevor man zu letzterem von einem Blockhause bewachten Dorfe südlich hinabsteigt, erblickt man in SW. die serbische scharfgeschnittene Rtanjpyramide und auf der Weiterfahrt die Profile des Grenzberges Vrška-Čuka.

Bei Delena befand ich mich so ziemlich auf einem der höchsten Puncte der hügeligen Terrasse, deren nordwestlicher Rand oft in so steilen Böschungen nach dem Timok abfällt, dass er keinen Raum für eine Fahrstrasse bietet, während die östlichen Abhänge in langgestreckten Linien sich sanft nach der Donau hin verflachen.

Die Terraindarstellung dieses Theiles der bulgarischen Timokspitze war auf unseren bisherigen Karten vollkommen fehlerhaft. Sie liessen die serbisch-bulgarischen Grenzberge weit über Vrška-Čuka hinaus in ununterbrochener Linie bis gegenüber dem serbischen Orte Čokonjar am Timok fortziehen; ferner diese „Vratarnica Pl." getaufte Kette mit schmalem Rücken in O. und W. in steiler Böschung abfallen und an deren östlichem Rande dann unvermittelt eine weite Hochebene beginnen. Oberst v. Scheda's Karte der Türkei vergrössert noch manche dieser Fehler durch die stärkere Schraffirung, ja seine Darstellung bedeckt die Terrasse östlich der Vrška-Čuka mit mehreren Tausend Fuss hohen

Gebirgen; während in Wirklichkeit selbst die bedeutendsten Erhebungspuncte der serbisch-bulgarischen Grenzberge nirgends auch nur annähernd solche Höhen erreichen und östlich und nördlich von der Vrška-Čuka das ganze Terrain bis zum Timok zu einer etwas stark unundulirten hügeligen Terrasse herabsinkt. Die schöne, von mir in den verschiedensten Richtungen durchzogene bulgarische Timokspitze eignet sich durch diese günstigen Bodenverhältnisse für alle Zweige der Landwirthschaft. Ueberall sah ich neben kleinen Laubholzwaldungen schöne Wiesen und Felder und neben reichtragenden Wein- und Obstculturen auch Tabak- und Maulbeerpflanzungen. Zahllose Viehheerden, namentlich Rinder, Schafe und Pferde tummeln sich auf den weiten Wiesentriften der Hochebene und eine gewisse Wohlhabenheit ist in der äusseren Erscheinung der Einzelgehöfte und auch im Physischen der Bevölkerung nicht zu verkennen.

Zurückgekehrt von einem verfehlten archäologischen Ausfluge nach römischen Votivsteinen, den ich auf die Aussage der Karaulabesatzung von Vrška-Čuka nach dem Fusse des gleichnamigen Berges unternommen hatte, trat ich von dem genannten Blockhause im September 1868 meinen Ritt in das Quellengebiet der Topolovica und Delenska-rjeka an. Bereits im Jahre 1864 hatte ich bei Delena und Boinica den mittleren Lauf der beiden Flüsschen überschritten, der Einbruch des Winters verhinderte mich jedoch damals an ihrer weiteren Erforschung.

Als ich am prächtigen Morgen des 25. September von der Karaula Vrška-Čuka entlang dem serbischen Grenzzaune gegen N. ritt, lag eine wunderbare Ruhe auf der jenseits des Timoks vor uns aufgerollten serbischen Landschaft Crna-rjeka. Auch nicht die kleinste Erhebung hinderte den Ausblick nach der schön gelegenen Kreisstadt Zaičar. Selbst meine weniger für landschaftliche Reize empfängliche Begleitung schien von dem zaubervollen Naturbilde bewegt zu sein und als wir bald darauf von der Karaula Gola-Manova nach O. abbogen, entwickelte sich gegen S. ein anderes Panorama, welches, ganz abgesehen von seiner entzückenden Schönheit, einen höchst lehrreichen Einblick in die Configuration der serbisch-bulgarischen Grenzberge bis weit über den Sveti Nikola-Balkan hinaus gestattete.

Bei der Karaula Gola-Manova, die für eine Triangulirung der bulgarischen Nordterrasse eine höchst schätzenswerthe Position bieten wird, erreichten wir die in tiefen Gräben eingeschnittenen Quelladern des linken Armes der Topolovicka rjeka. Ich folgte der nördlicheren bis Gola-Manova und wurde durch die eigenthümlichen zahlreichen Regenquerrisse, welche in die Hauptfurche mündeten, an die südrussischen Thalbildungen erinnert, die J. G. Kohl so trefflich beschrieben hat. Nachdem das Bächlein bei dem schönen und reichen Dorfe Boinica einen von Burilovce kommenden Zufluss aufgenommen, fliesst es weiter zwischen tiefen

Gehängen hinab zur Haidučka Česma. Nahe diesem „Räuberbrunnen" vereinigen sich die beiden Arme der Topolovica.

Bei der „Haidučka Česma" erhält die Scenerie durch die zerklüftete Terrasse und durch von derselben abgestürzte riesige Kalkblöcke einen bis zur Timokmündung nicht wiederkehrenden wildromantischen Charakter. Der Brunnen, bei dem wir in vorgerückter Abendstunde und im Lichte des Mondes unseren Halt aufschlugen, soll seinen nicht sehr einladend klingenden Namen nach dem während der Freiheitskriege diese Gegend mit Schrecken erfüllenden serbischen Guerillaführer „Haiduk Veliko" empfangen haben und wahrlich, der Punct, an dem die „Haidučka Česma" liegt, ist zu heimtückischen Ueberfällen wie geschaffen. Auch gegenwärtig fehlt es nicht an solchen. Von der nördlichen Wand des Thaleinschnittes blicken die Häuschen des verrufenen Tscherkessendorfes Albatina herab und unfern derselben erhebt sich eine feste Karaula zum Schutze der Reisenden, welche das sich allmälig verbreiternde Thal durchziehen.

Je mehr wir uns dem grossen Dorfe Girca näherten, desto niedriger wurden die durch des Wassers Einwirkungen viel zerrissenen Höhen, zwischen welchen die Topolovica fliesst. Alles Laubholz am Wege war jung. Nur hier und da mahnte ein vergessener mächtiger Eichbaum an das unverständige Wüthen der unaufgeklärten Bevölkerung gegen den weder durch Gesetz noch Forstorgane geschützten Wald.

Wir hatten an verschiedenen Puncten der beschriebenen Route länger verweilt. Ausser den sehr aufhaltenden kartographischen Aufzeichnungen, hatte die sporadisch erscheinende Hausindustrie und namentlich schöne, mit durchbrochenen Ornamenten verzierte Töpferarbeit zu Boinica, welche unverkennbar antike Einflüsse verrieth, meine Aufmerksamkeit gefesselt, während die schöne Landschaft an der Haidučka Česma zur Croquirung derselben einlud.

So war es sehr späte, allerdings durch hellen Sternenglanz und Mondlicht verschönte Nacht, als uns das Haus des Knesen zu Girca gastfreundlich aufnahm, der ein stattlicher intelligenter Mann, zu den Reichsten des wohlhabenden Ortes gehörte. Etwa 400 Schafe, zahlreiche Rinder und Pferde, schöne Felder und Weingärten waren sein eigen. Weniger verrieth sich der Wohlstand des Hauses in dessen innerer Einrichtung. In niederen abscheulichen Räumen lebte der wohlhabende Mann mit seiner Familie, welche zwei verheirathete Söhne nnd viele Kinder zählte. Der reiche Kindersegen des einen Sohnes schien der alten Knesenfrau nicht genug. Sie klagte bitter über ihre zweite „sna" (Schwiegertochter), welche bereits einige Jahre verheirathet nnd doch kinderlos sei. Der Vorwurf war — es wurde mir nicht klar, mit welchem Rechte — an die Adresse einer jungen, gesund aussehenden hübschen Frau gerichtet. Die Arme weinte; denn nach Bulgarenansicht war es das grösste Unglück, das sie treffen konnte. Mir

erschien nur die Enge des Häuschens beklagenswerth, ich zog es vor, möglichst weit weg von dem Häuschen im Freien, auf der Cartake eines Speichers mein Nachtlager aufzuschlagen.

Der grelle Contrast zwischen dem grossen Wohlstand des Hofbesitzers und dem Mangel an bescheidenstem Comfort in seiner Behausung erklärt sich leicht. Noch vor wenigen Jahren suchte der Christ sowohl in den Städten, als auf dem Lande in der Türkei, besonders aber die bulgarische Bevölkerung, welche zweifellos ihre fleissigste ist, die Früchte ihrer Arbeit vor dem stets begehrenden Auge der herrschenden Raçe zu verbergen. Noch ist es aber allzu kurz, seit sich, Dank dem fortwährenden Drucke des europäischen Westens, wenn auch nicht Alles, doch unleugbar Manches in dem Verhältnisse zwischen Christ und Türk zum Besseren gewendet hat, aber trotz der allmälig fortschreitenden günstigen Umwandlung der früheren unglücklichen Zustände wird es noch lange währen, bis deren Nachwirkungen in Bildung und Sitte verschwinden werden.

Die bis Vidin sichtbare, schon im Jahre 1854 erbaute Kirche von Girca bildet eine charakteristische Illustration der damals noch äusserst traurigen Verhältnisse der Rajah. Sie erinnert durch ihre Bauart an die alten zur Vertheidigung eingerichteten Kirchen der siebenbürgischen Sachsen. Ihre Mauern sind massiv, von Strebepfeilern gestützt, und die Fenster mehr Schiessscharten ähnlich, sehr spärlich und enge. Beinahe scheint es, als hätten Auftraggeber oder Baumeister bei ihrem Entwurfe daran gedacht, dass der alte moslim'sche Fanatismus denn doch noch einmal aufbrechen könnte! Zehn Jahre später, nach des Hatti-Humajun's Verkündigung wurde an der Portalseite der Kirche ein bescheidener Holzthurm errichtet, dessen laute Glockentöne uns begleiteten, als wir am nächsten Morgen unseren Ritt in das Thal der Delenska-rjeka antraten.

Nachdem wir kurze Zeit in NO. Richtung aufwärts gestiegen waren, kamen wir in ein SO. — NW. streichendes kleines Seitenthal der Delenska hinab und hatten nach einer Stunde diese selbst erreicht. Auf den gut cultivirten Höhen ihres linken Ufers erschienen die hübschen Orte Čorokalina und Teanovce. Die Höhen nach W., zwischen welchen die Delena fliesst, bedeckt bis zu dem gleichnamigen Dorfe junger Wald. Bei Hinova tritt das Flüsschen in die Ebene hinaus und vereinigt sich auf dem weiten Glacis von Vidin mit der aus dem Defilé zwischen Rianovce und Smrdan herauskommenden Topolovica. In sehr gekrümmtem Laufe umfliesst letztere den äusseren Schanzengürtel Vidin's und fällt hart bei dessen nördlichstem Aussenwerke in die Donau. Das ganze Gebiet der Topolovica wurde unter allen bis zum Jahre 1871 veröffentlichten Karten am besten noch von Kiepert dargestellt. Bei aller Mangelhaftigkeit des Details zeigt Kiepert's Karte (1853) doch nicht die zahlreichen Verschiebungen von Flüssen und Orten, wie sie auf v. Scheda's viel jüngerer Karte vorkommen.

Westlich von Teanovce erreichten wir den höchsten Punct der im Halbkreise von Koilove nach Florentin sich hinziehenden hügeligen Terrasse. Er bot eine weite, sehr günstige Aussicht zur Aufnahme der gegen den Timok sanft verlaufenden Hochebene. Bei Rakitnica und Gamzova ist dieselbe stellenweise cultivirt. Man pflanzt hier grösstentheils Mais mit Melonen und Kürbissen dazwischen, der übrige Boden dient zur Weide. Zahlreiche Viehheerden beleben ihn und originelle Ziehbrunnen, um welche sich kleine ambulante Hirtenniederlassungen gruppiren, mahnen an ungarische Pustenbilder und unterbrechen wohlthätig jene Eintönigkeit, durch welche selbst die fruchtbarsten Ebenen das Auge des Reisenden ermüden.

Von Teanovce aus waren wir beinahe ununterbrochen zwischen Weingärten hingezogen, welche den fernen an der Donau liegenden Dörfern Vurf und Novoselo gehören. Ueberall begegneten wir weinlaubgeschmückten, ihren Weg von oder nach diesen Dörfern nehmenden Wagenkaravanen voll heiterer Gruppen jungen Volkes. Die Anwesenheit der sonst gefürchteten türkischen Zehentpächter machte sich kaum bemerkbar. Sie vermochte nicht die freundliche Stimmung der den reichen Weinsegen einbringenden Rajah zu verscheuchen und überhaupt schien mir, dass sie hier, wo die Blockhäuser und rothen Ziegeldächer der serbischen Dörfer und Karaule von jenseits des Timoks so nahe herüberblickten, eine viel selbstbewusstere Haltung zur Schau trug.

Durch den lebhaften Verkehr mit ihren benachbarten freien Stammesbrüdern kannten sie die Verlegenheiten, welche die von den Bukarester Jungbulgaren inscenirten Aufstände an der Donau und im Balkan der herrschenden Raçe bereiteten. Sie hatten ihre eigenen Gedanken darüber und manchmal erhielten sie bestimmteren Ausdruck. Ueberall klang die Hoffnung durch, in nicht zu ferner Zeit von den bisher jeden geistigen Aufschwung verhindernden Fesseln erlöst zu werden. „Sind wir nur erst des uns aussaugenden griechischen Klerus und der schlechten Beamten des Sultans ledig — unser guter Padischah kennt leider nicht ihre Schandthaten — dann wollen wir auch, gleich den Serben drüben, an unserer Cultur arbeiten. Wir wissen, wir sind rohe, unwissende Leute, wo sollen wir aber gute Lehrer für unsere Schulen hernehmen, kümmert sich doch weder der Pascha noch der Vladika darum, ob wir solche haben oder nicht. Auch nicht der kleinste Theil unserer Steuern wird für derartige Zwecke verwendet; während drüben in Serbien, wo so wenig dem Fürsten bezahlt wird, die Regierung Schulen erbaut und die Lehrer besoldet." Solche und ähnliche Seufzer cursirten im Munde der bulgarischen Timok-Bevölkerung und leider sind sie nur allzu begründet!

So wenig landschaftlich schön die letzte Timokstrecke von Bregova bis zur Donau, so reizvoll ist das vielgekrümmte Thal, durch welches der Fluss von

der ersten bulgarischen Karaula Tupan (nahe bei Vrška-Čuka) bis nach Bregova seinen Lauf nimmt. Reichtragende Culturen, Mais- und Weizenfelder, Obst- und Weingärten bedecken die Flussufer überall bis zu den Höhen, von welchen zahlreiche wohlhabende Dörfer freundlich herabblicken. Neue Häuserbauten, welche bis 5000 Piaster kosten, gehören hier nicht mehr zur Seltenheit. Das Thal des vereinigten Timok's, in das sich Serbien mit Bulgarien theilt, ist jedenfalls eines der schönsten Gebiete beider Länder. Ich glaube darüber urtheilen zu dürfen; denn abgesehen von meinen Routiers bei Zaičar und Negotin, habe ich es im Herbst 1870, am Rande des bulgarischen Ufers hinziehend, in seiner ganzen Ausdehnung kennen gelernt. Ein Blick auf meine Karte zeigt die vielen Krümmungen, in welchen der Timok gegen die Donau hinabfliesst. An manchen Stellen hat sein Thal eine ganz ansehnliche Breite, wie z. B. bei Crna-Mašnica und bei dem einzigen von Serben bewohnten Dorfe Bratjevac. Hinter diesem schliessen sich aber die beiden Ufer-Terrassen auf Büchsenschussweite zusammen und die Böschung auf bulgarischer Seite fällt so steil ab, dass die Communication zwischen Bratjevac und Gracko hier nur durch eine sehr schlechte, auf die Höhen gelegte Fahrstrasse vermittelt wird.

Die landschaftliche Physiognomie dieser Partie des Timok's ist eine äusserst freundliche. Beinahe sämmtliche zehn Dörfer auf bulgarischer Seite und die Mehrzahl des jenseitigen Serbiens liegen mitten zwischen prächtigen Reben, welche den berühmten „Negotiner“ geben, und die sogenannten „pivnice“ (Weinkeller) mit ihren rothen Dächern sehen überall aus frischem Grün in das Flussthal herab. Nur an einigen Stellen, wo der unterlagernde versteinerungsreiche Flötzkalkstein hervorbricht, behält die Ziege ihr Recht und findet in verstreuten Gebüschen saftige Nahrung. So wie man aber das vollkommen ebene Plateau betritt, dehnen sich die grünen Wände junger Eichen- und Buchenwäldchen, unterbrochen durch kleine cultivirte Flecke, endlos aus. Es gehört grosse Localkenntniss dazu, um nicht die Wegrichtung zu verlieren; denn von allen Orten führen kreuz und quer primitive Strassen zur Abholzung durch den Wald. In einer seiner weiten Lichtungen am Wege von Gracko nach Halova gelangte ich, nicht wenig überrascht, an eine Art Feste, die von Asiz Pascha vor einigen Jahren in der Form römischer Castelle mit Rundthürmen an den Ecken, zum Schutze der Grenze erbaut worden war und in deren weit ausgedehnten Stockwerken eine Compagnie Nizams garnisonirt. Sie blickt drohend nach der jenseitigen, durch die scharfprofilirten Stol- und Miročberge äusserst pittoresk abgeschlossenen serbischen Landschaft hinüber.

Die vielen neuerrichteten Karaule und Forts, mit welchen die Pforte in letzterer Zeit Serbien und Montenegro umsäumte, sind wohl der sprechendste Ausdruck des geringen Vertrauens, welches sie diesen ihren nächsten Nachbarn

schenkt. Die zahlreichen kleinen Befestigungen von der Sutorina bis zum Skutari-See rings um Montenegro dienen, gleich den Blockhäusern und Festen an der Morava, Drina, Toplica, Nišava und am Timok, als ebenso viele „Lug ins Land“, welche jede Bewegung in den beiden jugendlich aufstrebenden südslavischen Militärstaaten sorgfältig überwachen sollen. Ich fürchte aber, dass die hochgelegenen weissen Karaule von Vrška-Čuka, Manova, Tupan und das Fort von Halova, welche mir so lehrreiche Einblicke in die Configuration des Timokthales gewährten, einst ebensowenig der serbischen Sturmfluth widerstehen werden, falls sie wirklich hereinbrechen sollte, als die etwas südlicher gelegene sehr primitive Schanze von Halova, deren Vertheidigung, wie ich hörte, den tscherkessischen Helden des Kaukasus des gleichnamigen Dorfes anheim fällt.

Es erscheint mir im hohen Grade wichtig, die bisher oft, aber nur flüchtig berührten politischen Zwecke eingehender klar zu stellen, welche die Pforte mit der Tscherkessen-Colonisation und mit der ihr vorausgegangenen Heranziehung vieler Tausende von Krim-Tataren nach ihren Donau-Territorien verfolgte, und zugleich die bedeutsamen Folgeübel zu erörtern, welche diese Verstärkung des moslim'schen Elements für Bulgarien und dessen Rajah herbeiführte. Ich gedenke diesem merkwürdigen Beispiele moderner Völkerwanderung und den ihr zu Grunde gelegenen Ursachen die beiden nächsten Abschnitte zu widmen.

Ungeachtet ich die bulgarische Donauterrasse zwischen dem Lom und Timok bereits nach allen Richtungen, unter allen Wettern und in verschiedenster Stimmung durchschnitten hatte, war sie mir doch niemals schöner als bei Halova an jenem Abende erschienen, der sie mit den köstlichsten Tinten des scheidenden Lichtballs vergoldete! Ich vergass Karaule, Türken, Serben und Crnagorzen und schwelgte im Anblicke der herrlichen, vom Timok durchglitzerten friedlichen Landschaft, bis die anbrechende Dämmerung mich zum Aufbruch mahnte. Am serbischen Quarantainethor der Vrška-Čuka nahm ich von ihr Abschied.

Bereits im nächsten Jahre, im Sommer 1871 sah ich sie wieder, studirte ich ihre Fortsetzung bis zu den Balkanhöhen an der Jantra und kehrte mit einem unerwartet reichen Materiale glücklich heim. Seine Veröffentlichung bleibt dem nächsten Bande dieses Werkes vorbehalten. Hoffentlich wird es ihm gelingen, Europa mit den reichen Gebieten Mittel- und Westbulgariens mehr als bisher bekannt zu machen und zu befreunden.

IX.

BULGAREN- UND TATAREN-COLONISATION IN DER KRIM UND AN DER DONAU.

Byzantinische Völker-Politik. — Bulgarische Emigration nach Klein-Asien unter Kaiser Justinian II. — Perser-Colonien am Vardar im 9. Jahrh. — Türkische Ansiedlungen in Thracien unter Kaiser Alexius. — Fluthen der Völker unter dem Halbmond. — Kaiserin Elisabeth siedelt in Novaja-Serbija die unzufriedene türkische Rajah an. — Fortgesetzte bulgarische Emigrationen nach Bessarabien und in die Krim von 1787—1829. — Die Bulgaren-Colonien in Taurien und Cherson. — Die grosse Auswanderung im Jahre 1829. — Schicksale derselben. — Gagausen. — Abtretung der bessarabischen Bulgarendistricte an Romanien 1856. — Neueste bulgarische Emigration nach der Krim 1861. — Die Pforte folgt byzantinischen Traditionen. — Agitation des russischen Consuls zu Vidin. — Enttäuschung und Rückwanderung der Emigranten nach Bulgarien und Romanien. — Tataren-Einwanderung aus der Krim in Donau-Bulgarien 1861. — Tatarische Colonien in der Dobruča aus älterer Zeit. — Ethnologisches über die Gebirgs-Tataren der Krim. — Colonisations-Commissär Nusret Bey. — Zwangsbauten der bulgarischen Rajah für die tatarischen Einwanderer. — Geringe Unterstützung derselben durch die Pfortenorgane. — Nothschreie gegen Commissär Asmid Bey. — Tataren-Deputation bei Kaiser Alexander die Erlaubniss zur Rückkehr nach der Krim erbittend 1863. — Allmälige Besserung des Colonistenlooses. — Heutige Verhältnisse der Tataren an der Donau. — Ihre Tugenden. — Ihre Bedeutung für die Pforte. — Zahl der Ansiedlungen im westlichsten Bulgarien. — Ihr Zuwachs 1873 durch tatarische Militärflüchtlinge aus der Krim. — Neue Stärkung des moslim'schen Elements in Bulgarien. — Illustration zu den Völkerwanderungen.

Wie sehr das slavische Bulgarenvolk dem oströmischen Kaiserthum gefährlich wurde, ist aus dem I. Buche ersichtlich. Aber nicht allein durch fortwährende Bekriegung, sondern auch in Zeiten des Sieges durch Emigrationen und durch Ansiedlung fremder Elemente suchte Byzanz das numerische Gewicht der ihm feindlichen grossen Bulgarenmasse zu schwächen und zu spalten. Schon Justinian II. übersiedelte 20,000 Bulgaren nach Klein-Asien und Theophilus (829—842) gründete am Vardar Persercolonien, welche, ganz wie heute die an der Donau angesiedelten Tscherkessen dem Sultan, damals Byzanz einen Theil

der kaiserlichen Garde lieferten. Auch die Comnenen, namentlich Kaiser Alexius, siedelten türkische Stämme in Thracien an und zuletzt that dies Johann III. (Vatatzes) 1243.

Das Jahr 1861 bot ein höchst merkwürdiges Schauspiel an den Ufern der Donau und an den Gestaden der Krim. Theile grosser Völkerschaften sah man auf der Wanderung begriffen, hier Bulgaren, dort Tataren ihre Wohnsitze mit einander tauschen. Dieser Wechsel von Ebbe und Fluth war jedoch nur für unsere Generation eine überraschende Erscheinung; denn im Grunde bildete sie blos die Fortsetzung einer lange andauernden Verschiebung dieser Völker, die, von Byzanz abgesehen, mit ihren Anfängen unter wenig veränderten Verhältnissen mehrere Jahrhunderte zurückreicht, denn die Herrschaft des Halbmondes und das spätere Anschwellen der russischen Macht beeinflussten in verstärktem Maasse dieses Fluthen der Völker am Pontus und Ister.

Das erste Beispiel der Ansiedlung von Tataren in Europa gab Sultan Mohammed, welcher die bei Brussa in Kleinasien angesiedelten Tataren in einer despotischen Laune zur Emigration nach Thracien zwang, wo sie um 1420 unter ihrem Häuptling Minnetbeg die heutige Stadt Tatar-Pazardšik begründeten*).

Unter der grossen Carin Elisabeth und deren Nachfolgern begann andrerseits die grosse Emigration slavischer, mit ihrem Loose unter der türkischen Zwingherrschaft unzufriedener Stämme aus den Ländern der Balkanhalbinsel nach den neuerworbenen wüsten Grenzgebieten Russlands am Schwarzen Meere, damals „Nowaja Serbija" (Neuserbien) genannt. Nach den siegreichen Kriegen Russlands mit der Türkei 1787 — 1791, 1806 — 1812 und 1828 — 1829 zogen jedesmal Tausende bulgarischer Familien, bestochen durch russische Versprechungen, oder auch Schutz erflehend, weil bedroht durch türkische Rache, wegen der den russischen Kriegern bewiesenen Sympathien, nach Bessarabien und in die Krim. Die in den Jahren 1801 — 1806 ausgewanderten Bulgaren begründeten in den Gouvernements Taurien und Cherson die 9 Niederlassungen: Balta-Čokrak, Eskikrim, Kišlan, Mali- und Veliki-Bujalik, Trnovska, Kubanka, Parkanj und Katarsina. Die Angabe Consul Lejeau's, der sämmtliche Bulgarencolonien in Bessarabien erst nach dem Frieden von Adrianopel entstehen lässt, ist also eine vollkommen irrige.

Schon im Jahre 1821 hatte sich die Zahl der bessarabischen Bulgaren, nach den zuverlässigen Daten des russischen Statistikers Skalkowski auf 7735 Familien mit 38,023 Seelen gehoben**). Es entfielen von obiger Gesammtzahl auf die Bezirke: Prut 1462 Familien mit 6881 Seelen, Kagul 1076 Familien mit 5299

*) Hammer, I. 375.

**) S. Bolgarskija Kolonii w Bessarabii i Novorossiiskom kraje; statističiskoi očerk Apollona Skalkowskago.

Seelen, Ismail 2599 Familien mit 12,666 Seelen, Budšak 2898 Familien mit 13,177 Seelen. Auffallenderweise überwog in allen Bezirken die Zahl der männlichen Bewohner jene des weiblichen Geschlechts, z. B. im Budšaker Bezirke um 1593 Köpfe, was vielleicht von einer auch in Russland damals weniger zuverlässigen Zählung der Frauen (in der Türkei wird ihre Zahl nie erhoben) herrühren dürfte.

Dem Friedensvertrage von Adrianopel (1829) wenig vertrauend, wähnten sich die Bulgaren des Balkans, welche zum Theile offen zu Gunsten Russlands sich erklärt hatten, trotz des von letzterem für sie stipulirten Amnestiepunctes in ihrer Heimath vor der türkischen Rache nicht ganz sicher. Die grossherrliche Verzeihung auf dem Papiere vermochte das allgemeine Auswanderungsfieber, von dem jene Bulgaren mit ansteckender Gewalt ergriffen wurden, nicht zu beschwichtigen. Marschall Diebitsch-Zabalkanskij zeigte sich anfänglich wenig geneigt, diese Massenauswanderung zu unterstützen; denn sie bürdete ihm bei dem fühlbarsten Mangel an Transportmitteln, neben der schweren Sorge für die Rückbewegung seiner eigenen Armee, eine neue, mit grosser Verantwortung verknüpfte Last auf. Politische Motive und wahrscheinlich auch directe Weisungen aus Petersburg bestimmten jedoch den Marschall, dem Andringen der geängstigten Rajah nachzugeben und den General Roth mit der Leitung der Emigration zu beauftragen.

Nach den, von dem ehemaligen deutschen Reichsminister, nunmehr k. österreichischen General Jochmus auf seiner Balkanreise (1847) erhobenen Zahlen, führte Roth etwa 25,000 Bulgaren nach Bessarabien. Ganze Städte, wie Sliven (Selimneh), wurden verlassen und konnten bis heute nicht ihre einstige Blüthe wieder gewinnen. Auch Staatsrath von Köppen, der hochverdiente russische Akademiker und Statistiker, der im Jahre 1850 Bessarabien zur Sammlung statistischer Daten bereiste, hatte dort von 3900 im Jahre 1829 eingewanderten Bulgarenfamilien gehört, von welchen jedoch etwa 900 Familien durch Pest und Hunger gezwungen, in ihre Heimath zurückgekehrt sein sollen.

Die Totalanzahl aller bulgarischen Colonisten Bessarabiens betrug im Jahre 1850 nach dem von Köppen der k. russischen Akademie vorgelegten Berichte (1853): 85,461 Seelen, mit einem Verhältnisse von 100 Männern $= 99_{,72}$ weiblichen Geschlechts, vertheilt auf 83 Colonien. In dieser Zahl befanden sich jedoch mit eingeschlossen: 12,850 Moldauer (Romanen), 1440 Kleinrussen, 1328 Arnauten, 307 Griechen und 56 bulgarische Zigeuner; also neben 69,525 Bulgaren, 15,981 Seelen fremder Nationalität oder in Procenten ausgedrückt $81_{,353} = 18_{,647}$.

Unter diesen bulgarischen Ansiedlern Bessarabiens unterscheidet man die „Crni Bulgari“ (schwarze Bulgaren), eingewandert aus Rumelien und nur türkisch

sprechende Bulgaren (?) „Gagausi“ aus der Dobrudša und aus dem Süden des Balkans am Schwarzen Meere *). Im Allgemeinen sind die Bulgaren Bessarabiens wahre Polyglotten. Sie sprechen gewöhnlich, ausser bulgarisch und türkisch, auch romanisch, russisch und manchmal sogar griechisch.

In den ersten Jahren der russischen Herrschaft in dem bessarabischen „Neuserbien“ verschlechterte sich das Loos der eingewanderten Bulgaren gegen ihre frühere Lage in der Heimath. Sie wurden von den moldauisch-walachischen Grundbesitzern, welche ihre Rechte auf den von den Colonisten besiedelten Boden geltend machten, als deren Leibeigene an die Scholle gebunden. Seit dem Jahre 1819 stehen jedoch die fremden Ansiedler in Bessarabien und in den Gebieten von Taurien und Cherson unter einem von Kaiser Alexander gegründeten, in vier Bezirke getheilten Curatel und nunmehr giebt es ausser einigen Zigeunern keine Leibeigenen in den bulgarisch-russischen Colonien.

Durch den Pariser Frieden vom Jahre 1856 kam mit den Donaumündungen zugleich der grösste Theil der bessarabischen Bulgarencolonien an die Moldau. Sie erhielt den ganzen Bezirk von Kagul-Prut **) mit 19 Colonien, der im Jahre 1850 17,875 Seelen zählte; ferner den grössten Theil des Bezirks von Ismail mit der bedeutendsten Bulgarenstadt, dem sehr wohlhabenden, 8 — 9000 Einwohner zählenden Bolgrad am Jalpuch-See, endlich beträchtliche Gebiete der beiden Bezirke Ober- und Nieder-Budšak. Das Gesammt-Areal des von Bulgaren besiedelten bessarabisch-moldauischen Gebietes betrug im Jahre 1850 $118_{,19}$ geographische □Meilen. Auf jede □Meile entfielen in jenem Jahre 719 Bewohner und $13_{,57}$ Desjatinen (1 Desjatina = $1_{,99250}$ Hektaren) Land, worunter $11_{,90}$ Desjatinen culturfähigen Bodens auf jeden männlichen Kopf entfielen.

Ich gedachte bereits früher der ächttürkischen Antwort, welche die hohe Pforte auf die in den vorausgegangenen Abschnitten mehrfach erwähnten, an den Satrazam im Jahre 1860 gelangten Beschwerden der bulgarischen Rajah gab. Zu dem bereits unerträglich erscheinenden Drucke der Paschen und des fanariotischen Klerus fügte sie eine andere Geissel — die Tatarenansiedlung an der Donau — hinzu und diese hatte im Jahre 1861 eine neue bulgarische Emigration nach Russland zur Folge. Die Pforte suchte dieselbe nicht entfernt zu hindern. Sie folgte der alten, von dem griechischen Byzanz gegebenen Staatsraison und sah die ihr in den russischen Kriegen oft unbequem gewordene grosse Slavenmasse in Bulgarien gerne sich mindern.

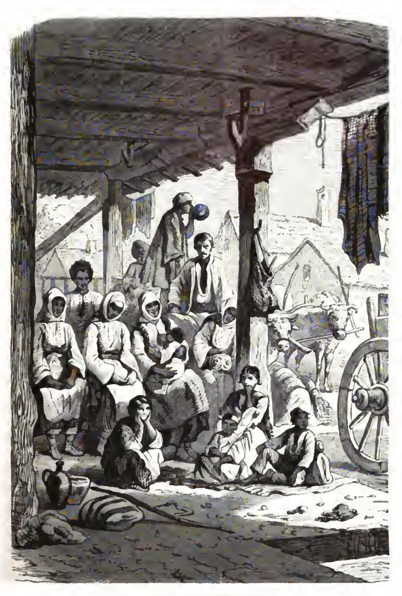
*) Auf meiner Reise im Jahre 1872 fand ich in der Umgebung des Cap Emineh und in der Dobruča mehrere Gagausendörfer, deren türkisch sprechende Insassen aber von Türken und Bulgaren als Abkömmlinge griechischer Nationalität, als „Rumler“ bezeichnet wurden.

**) Sein Hauptort Volkanest und Umgebung erscheint bei Lejean ausschliesslich von Albanesen bewohnt. Bei Köppen finde ich aber in dieser 1819 gegründeten Colonie neben 1623 Bulgaren, 417 Romanen, 142 Griechen, 61 Kleinrussen und nur 41 Arnauten.

Um den grossen Lasten zu entgehen, welche mit dieser tatarischen Ansiedlung für die christlichen Gemeinden verknüpft waren, verliessen etwa 10,000 Bulgaren auf die lockenden Versprechungen des russischen Consuls Paikoff und die eifrige Propaganda seines bulgarischen Dragomans hin, im Jahre 1861 ihre Heimath, um ihr Heil an der Küste Tauriens zu suchen. Sie waren dazu bestimmt, Russland Ersatz für die im Jahre 1861 nach der Türkei auswandernden Krim-Tataren zu bieten. Mit hochgespannten Erwartungen näherten sich die zum Theil wohlhabenden bulgarischen Emigranten dem taurischen Boden. Herrlich mochten sie sich den Empfang im Lande ihres gepriesenen Protectors, des grossen Slavencar's, gedacht haben. Die factisch vorgefundenen Verhältnisse entsprachen aber leider nicht dem schöngefärbten Programme der Vertreter des k. russischen Consulates zu Vidin und schon im folgenden Jahre 1862 kehrte der grösste Theil der Ausgewanderten, gebrochen an Leib und Seele und um gnädige Aufnahme bittend, zurück in ihre alte Heimath. Gern gewährte die Pforte den fleissigen und friedlichen Ackerbauern dieselbe und es sollen von dieser letzten bulgarischen Emigration kaum mehr als 1000 Köpfe in der Krim und vielleicht eben so viele in Romanien geblieben sein. Zumeist waren es walachische Bojaren, welche die bulgarischen Hände zur Bearbeitung ihres zum Theil noch ungenützt liegenden grossen Grundbesitzes zu gewinnen suchten. Es liegen keine zuverlässigen Daten über das Schicksal dieses romanischen Ansiedlungsexperimentes vor. Zersplittert jedoch über die weite walachische Ebene, von der eingeborenen Bevölkerung durch religiöse Schranken nicht getrennt, dürften diese bulgarischen Oasen gleich anderen früher auf dem linken Donauufer entstandenen Bulgarencolonien ihre Nationalität kaum auf die Dauer intact erhalten können. Russland selbst hat aber aus der 1861 mit grossem Eclat ins Werk gesetzten Auswanderung nur geringen Rückersatz gewonnen für die reichen an die Moldau abgegebenen Bulgarendistricte und für jene 12,000 Tataren, die im selben Jahre ihre Ländereien in der Krim mit dem bulgarischen Boden vertauschten.

Ganz entgegen der gewöhnlichen Anschauung, nach welcher die Cultur von West nach Ost getragen wird, verleitete die hohe Pforte durch ähnliche wohlklingende Verheissungen, wie sie Russland gegenüber den Bulgaren mit grossem Erfolge angewendet hatte, die religionsverwandten Tataren an der taurischen Küste zur Auswanderung nach ihren weiten, wenig bevölkerten Donaugebieten.

Im Sommer 1861 verliessen die Tataren des schmalen Küstenstriches zwischen der Jaila und dem Pontus ihren fruchtbaren, sanften Seelüften geöffneten Boden, den im Norden ein Gebirgskranz von Balaklava bis Feodosia umsäumt und derartig gegen die rauhen Nordwinde schützt, dass sein seltenes, ungemein prächtiges Klima am ganzen Pontus gepriesen wird. Sie wollten, freiwillig alten feind-



BULGARISCHE AUSWANDERERGRUPPE.

lichen Gefühlen gegen Russland Raum gebend, an die Donau zu ihren Stammesbrüdern ziehen, die dort seit langer Zeit eingeschoben zwischen bulgarisch-romanisch-türkische Elemente, 33,000 Seelen (1850) stark, unter einem von der Pforte abhängigen, erblichen Chan in der Dobrudža siedeln. Der Empfang, welcher dieser Tataren in Bulgarien von Seite der Autoritäten und Bevölkerung barrte, war aber wenig erfreulicher als jener, welchen die auswandernden Bulgaren in der Krim gefunden hatten. Beinahe mehr noch als von ihren christlichen Nachbarn wurden sie von ihren türkischen Religionsgenossen als faul und barbarisch zurückgewiesen und verachtet. Der schlimmste Ruf ging ihnen voraus und doch war er nicht gegründet. Nach deutschen Beurtheilern, welche genügend Gelegenheit fanden, den Krimboden und seine Bewohner kennen zu lernen, besitzt der Gebirgstatare die meisten ehrenwerthen Charakter-Eigenschaften des Türken, ohne dessen Lastern zu fröhnen. Man findet beispielsweise bei den Tataren der Gebirge nur selten die unnatürliche Befriedigung sinnlicher Triebe, die durch ihre grosse Verbreitung unter den Türken, diese geistig und physisch zu erschöpfen droht. Der Tatare der Südkrim ist deshalb auch von weit frischerem, kräftigerem Aussehen als der Türke und unterscheidet sich auch sehr vortheilhaft durch sein milderes Wesen von dem fanatischen Nogaien Tauriens.

Durch die Vermengung der Gebirgstataren der Krim mit Griechen und Genuesern ist selbst der mongolische Typus zum Theil bei ihnen verschwunden. Man sieht oft ganz regelmässige Gesichter, ohne hervorstehende Backenknochen, ohne geschlitzte, schiefstehende Augen und Flachnasen, wie sie der Steppentatar beinahe immer zeigt. Sie sind von mittlerer Statur, öfters auch darunter und von besonders derbem Knochenbau. Die Gebirgstataren haben im Ganzen weit mehr Aehnlichkeit mit den Türken als die Tataren der Dobrudža, welche ihren asiatischen Steppentypus vollkommen bewahrten. Beide Zweige sind höchst wahrscheinlich Abkömmlinge der Mongolenhorden, die einst unter dem gefürchteten Batu-Chan die Pontusländer (1240) eroberten und die Russen unterjochten.

In Nusret Bey, dem von der Pforte mit der Tatarencolonisation speciell beauftragten Commissär, fanden die enttäuschten Ankömmlinge aus der Krim einen sehr energischen Protector. Selbst von tatarischem Blute, suchte er die Missgunst, mit welcher die neuen Colonisten von Moslim und Rajah empfangen wurden, möglichst zu paralysiren. Er wies ihnen die wohlhabendsten bulgarisch-christlichen Dörfer zu Wohnsitzen an. Der beste Theil der Ackergründe musste seinen Schützlingen überlassen, Wohnhäuser und Viehställe von den Bulgaren ihnen ohne jede Entschädigung gebaut werden.

Viele christliche Gemeinden wurden von dieser unabwendbaren Heimsuchung schwer getroffen. Das kleine Dorf Rahiš am Arčer musste 80, Kula bei Vidin 60 tatarische Häuser herstellen. Die Bevölkerung vieler bulgarischer Gemeinden



zog anfänglich die Auswanderung nach der Krim und Serbien solch ungerechtem Verlangen vor. Die Emigration vergrösserte aber nur die Last für die zurückgebliebenen Familien. Von vielen Beispielen hier nur eines. Das Bulgarendorf Rakovica am Arčer, mit einer Zahl von 170 christlichen Familien — 60 traten nach Serbien über — musste nicht weniger als 206 tatarische Gehöfte herstellen. Vom Timok bis Silistria Donauabwärts vertheilte man die tatarischen Ansiedlungen. Nur die Bezirke mit ausschliessend türkischer Bevölkerung — die Hauptstadt Vidin hatte gegen die Aufnahme tatarischer Colonisten sich förmlich verwahrt — und durch österreichischen Einfluss die katholisch-bulgarischen Dörfer bei Sistov hatten durch den unliebsamen Zuwachs weniger zu leiden. Die bulgarische Bevölkerung aber musste allerorts, gedrängt von Nusret-Bey und den albanesischen Baschi-Bozuk's der Karaule, ihre Frohnaufgabe lösen.

Hart neben den christlichen Dörfern erhoben sich in langen Reihen die von den christlichen Bulgaren durch Zwangsarbeit hergestellten netten, mit Stroh und Schilf gedeckten und durch Gartengründe und Holzzäune von einander getrennten Häuschen für die tatarischen Colonisten, welchen die Pforte überdies 15 steuerfreie Jahre, dann ferner für jedes Haus zwei Ackerochsen und eine Kuh zur Milchwirthschaft zugesagt hatte. Grösstentheils zu Fusse und mit nur geringer Habe belastet, ihren wahrscheinlich grössten Reichthum, ihre halbverschleierten Frauen und zahlreichen Kinder auf dem Rücken der mitgebrachten Kameele, zogen die tatarischen Fremdlinge in ihre neuen Sitze ein. Diese gefielen ihnen; wenngleich mancher die rasenbedeckte Veranda des verlassenen heimathlichen Hauses, zum Trocknen von Früchten und Wäsche und in warmer Sommernacht zur Schlafstätte geeignet, vermissen mochte. Auch der herrliche gottgesegnete schwarze Humusboden Bulgariens, auf dem Getreide, Wein, Tabak, Seide, Baumwolle und Obst herrlich gedeihen und dessen reicher Laubwald fanden den vollsten Beifall der Ankömmlinge von den taurischen Gestaden.

Doch selbst der beste Boden muss geackert werden, wenn man zu ernten gedenkt; — aber womit sollten die armen Tataren den ihnen zugewiesenen Boden bearbeiten? — Die türkisch-albanesischen Zaptie's (Gensd'armen) hatten wohl die bulgarischen Christen gezwungen, den tatarischen Colonisten Häuser und Ställe ohne jedes Entgeld zu bauen; — wer vermochte aber die säumigen türkischen Regierungsorgane zu drängen, die den Ansiedlern verheissenen Ochsen für den Pflug und die nährende Kuh für das Haus in Wahrheit zu geben? Unbezweifelt hatte der Sultan die nöthigen Gelder zum rechtzeitigen Ankauf der seinen neuen Unterthanen feierlich zugesagten Nutzthiere angewiesen; und die Tataren, von der wohlwollenden Fürsorge ihres neuen Souveräns durch Nusret Bey unterrichtet, hatten als Beweis ihrer Dankbarkeit ihrem schönsten Dorfe an der Donau den Namen des Sohnes gegeben, der dem Grossherrn im Jahre

1861 geboren wurde. Die armen Colonisten warteten vergoblich. Es war wohl nicht das erste Mal, dass Regierungsgelder auf dem weiten Wege von Constantinopel nach der Provinz oder vielleicht schon noch vor ihrem Abgange von der Residenz an den gerühmten Ufern des goldenen Hornes verloren gegangen waren!

Begegnete ich doch in ähnlicher Angelegenheit im Jahre 1860 dem von Stambul nach Vidin zur Untersuchung grosser militärischer Unterschleife abgesandten Pforten-Commissär Asmid Bey. Bulgaren und Tataren belagerten ihn allerorts mit Klagen. Erstere wegen Ueberbürdung mit unerschwinglichen Steuern und Lasten; die Tataren, weil die ihnen gemachten Versprechungen unerfüllt geblieben waren und weil sie statt des von der Regierung ihnen verheissenen Zugvieh's sich doch nicht selbst vor den Pflug spannen mochten.

Russische Berichte jener Zeit verdienen unter solchen Verhältnissen wohl einige Glaubwürdigkeit. Sie erzählten, dass die ehemaligen Unterthanen des Caron nach ihrer alten Heimath sich sehnten, ja am 22. September 1863 hätte eine Deputation von 70 tatarischen Emigranten Kaiser Alexander angefleht, Allen die Rückkehr nach der Krim zu gestatten. Es sollte sie mächtig ziehen nach den Abhängen der Jaila, auf deren Höhen die tatarische Fichte, in deren von zahlreichen Wasserläufen durchrieseltem Boden der an Stamm und Geäste mit feuerrother Rinde bekleidete Erdbeerbaum, ein Sohn Anatoliens, gedeiht, wo neben dem Pyramiden-Apfelbaum von Sinope, dem Lorbeer, der Cypresse, die Mandel, Olive, Granate und der berühmte, feurige Krimwein reift, wo zur stattlichen Magnolia und zum Wachholderstrauch sich der kriechende Kapernstrauch gesellt und dickstämmiger Epheu, Terebinthen und Feigen den Raum sich zwischen den Felsen streitig machen.

Es ist nicht gewiss, ob zu jener Zeit (1863) nur wenige, oder wirklich alle tatarischen Colonisten Bulgariens ernstlich an eine Rückwanderung in ihre alte taurische Heimath gedacht.

Sicher hat sich aber seit zehn Jahren in dem Loose der anfänglich sehr bedauernswerthen Tataren Vieles zum Besseren gewendet. Durch friedliches Benehmen und Verträglichkeit haben sie die Kälte und Feindseligkeit, mit welcher ihnen Türken und Bulgaren zuerst begegneten, in gute Nachbarschaft und Achtung verwandelt, und durch ihren allgemein gerühmten Fleiss und ihr Verständniss, das Erworbene zu wahren und zu vermehren, kann man die tatarischen Ansiedlungen trotz ihres noch immer elenden äusseren Aussehens durchschnittlich wohlhabend nennen. Schon heute haben viele Tataren ihre von den Bulgaren hergestellten Baracken mit grösseren weissen Gehöften vertauscht, ihre Heerden haben sich vermehrt und allerorts erheben sich hübsche Moscheen und Schulen, deren Nothwendigkeit von diesen einst vielverschrieenen Mongolen merkwürdigerweise beinahe ebenso sehr als von ihren japanesischen Verwandten empfunden wird.

Ich selbst habe auf meinen Reisen oft die schätzenswerthen Eigenschaften dieser Tataren bewundern gelernt, unter welchen freundliches, höfliches Entgegenkommen, Gastfreundschaft, Mässigkeit, Familiensinn und Thätigkeit schon bei nur kurzer Berührung auffallend hervortreten. Namentlich zeichnet aber ein ausgesprochen friedlicher Sinn diesen mongolischen Stamm aus. Bei einer möglicherweise eintretenden kriegerischen Erhebung der Bulgaren könnte die Pforte nur ganz gering auf die ihr überdies nicht sehr ergebenen Tataren rechnen. Sie hat in diesen nur erwünschte arbeits- und steuerfähige Landbauer, aber kein neues kriegerisches Element gewonnen; obwohl andrerseits schon die Vermehrung der Muhammedaner allein schwer auf den bulgarischen Zukunftsplänen lastet.

Auf dem von mir in diesem Bande behandelten und in Karte gebrachten Terrain Bulgariens giebt es gegenwärtig 18 tatarische Colonien, von welchen auf die Kreise: Niš 1, Pirot 1, Vidin 5, Kula (Adlieh) 3 mit 600 Familien, Belogradčik 1 und Lom 7 (der ganze Kreis zählt deren 10) entfallen. In den westlicheren Kreisen Donaubulgariens ist die Zahl der Tatarenorte eine noch weit grössere. Im Kreise Nikopolis erreicht sie über 20. Ich werde auf dieselben im II. Bande noch weiter zurückkommen.

Im verflossenen Decennium sind die danubischen Tataren-Colonien nur sporadisch durch einzelne nachgewanderte Familien vermehrt worden. Die Einführung der allgemeinen Heerespflicht in Russland, die nunmehr auch auf die muhammedanischen Tataren der Krim ausgedehnt werden soll, scheint jedoch den durch dieselbe zunächst bedrohten jüngeren Nachwuchs der Halbinsel neuerdings in Bewegung gebracht zu haben.

Vergebens versuchte die russische Regierung die Abneigung des ihr werthen, fleissigen Volkes gegen die Conscription zum Militär durch mancherlei Erleichterungen, z. B. durch Vorstreckung des oft hohen Pachtzinses, zu bekämpfen. Seine Unlust zum Kriegsdienste blieb unüberwindlich und steigerte sich selbst zum Aufstande, den russische Bataillone natürlich bald bewältigten. Die Spannung zwischen beiden Theilen dauert aber fort und die Auswanderung der dem Heeresdienste abholden jungen Tataren begann bedenkliche Dimensionen anzunehmen. Das Streben der russischen Behörden, sie zu verhindern, führte im September 1873 zu weiteren Conflicten. Die Flüchtlinge nahmen ihren Weg nach den religionsverwandten Gestaden des Sultans und wahrscheinlich dürften durch die panische Angst vor dem russischen Heeresdienste die östlichsten Tataren-Ansiedlungen an der Donau und indirect das moslim'sche Element in Bulgarien abermals neue Kräftigung erhalten.

Wir sind hier durch die vielcommentirten Fortschritte Russlands in Central-Asien*) Zeugen einer Emigration geworden, welche in allerdings bescheidenem

*) Siehe die bezügliche treffliche Abhandlung Friedrich von Hellwald's. Wien 1869.

Maassstabe die Genesis der grossen Völkerwanderungen veranschaulicht. In erhöhtem Maasse illustrirt jedoch das folgende Capitel die Wirkung wuchtigen Druckes, welchen mächtigere Völker auf schwächere üben. Nicht lange dürfte es währen und die letzten Djunis der Osseten, in welchen Herr v. Hauslab*) Abkömmlinge der biblischen „Askenas" erkennen will, werden aus dem Kaukasus verschwunden sein und ihre durch Jahrtausende innegehabten, opfermuthig vertheidigten Sitze mit neuen in Klein-Asien, an der Donau und Marica vertauscht haben!

*) Recherches sur le tableau ethnographique de la Bible et sur les migrations des peuples. Paris 1873.

X.

DER KAUKASUS AM BALKAN.

Einfluss der Vorgänge im südlichen Russland auf die Türkei. — Peter's des Grossen und Kaiser Alexander's Politik in der Krim. — Folgen der Niederwerfung des Kaukasus. — Das Kreuz am Pontus in neuer und alter Zeit. — Derwischapostel Mansor. — Schamyl. — Die letzten Siege der Tscherkessen 1862. — Grossfürst-Statthalter Mihail im Kaukasus. — Anrufung der Intervention der Grossmächte durch die Bergvölker und Schamyl — Agitation zu deren Gunsten in England. — Politik des foreign office. — Neue Kämpfe 1863. — Haremsdiplomatie. — Schwankende Haltung der Pforte. — Englisch-polnische Führer. — Ende des Kriegs 1864. — Beginn der Emigration nach Kleinasien. — Russische Siegesfeier. — Persiens Glückwünsche! — Nächste Folgen des Falles der Kaukasus-Barrière. — Unblutiger Krieg Russlands gegen den Halbmond. — Türkische Unterstützung der Emigranten. — Elend derselben. — Bericht des Dr. Barozzi. — Grosse Sterblichkeit. — Auswanderung nach Europa. — Russische Maassregeln zum Ersatz der Emigranten. — Landung der Tscherkessen in Bulgarien. — Schwimmende Leichenhöfe — Absicht der Einwanderer, den Boden hart an der Donau zu nehmen. — Kampf mit türkischen Truppen. — Jammerscenen zu Lom. — Die Gräberstrasse über den Sveti Nikola. — Zwangsbauten der Bulgaren für die Einwanderer. — Vertheilung ihrer Colonien. — Erlebnisse in einer Jureh — Fieberpest. — Die Frauen keine Odalisken mehr. — Unzufriedenheit derselben. — Sinken des Kaufpreises — Die mitgebrachten Sklaven frei. — Arbeitszwang. — Urtheil von Christ und Türk über die Tscherkessen. — Die politisch-militärischen Zwecke der Pforte. — Unterdrückung eines bulgarischen Aufstandsversuchs mit tscherkessischer Hilfe. — Die Russen werden am Balkan den Kaukasus wieder finden. — Neue Emigration.

Alle Vorgänge im Süden Russlands stehen in engster Beziehung zu den Geschicken Persiens und den Ländern am Schwarzen Meere. Kein Ereigniss der neueren Zeit fiel aber für deren und namentlich Bulgariens künftige politische Gestaltung so schr in die geschichtliche Wagschale, als die Bezwingung des einst unüberwindlich erschienenen, durch die Thaten Schamyl's mythisch verklärten Kaukasus!

Geräuschlos, wie es Riesen ziemt, vollbrachte Russland im Jahre 1863 die grosse That, welche dessen jüngste, das Staunen des Welttheils herausfordernden Eroberungen in den turkmanischen Chanaten vorbereitete und das Reich Peters des Grossen mit einem der weittragendsten Schritte der Verwirklichung seiner welthistorischen Plane näher brachte. Nicht mehr erfüllen blutige Kämpfe die

Schluchten der höchsten europäischen Bergkette und der ewige Schnee des Elbrus wird nicht mehr von dem Wiederscheine brennender Aule geröthet. Mit einer Variation der historisch gewordenen Worte des Marschalls Paskiewitsch vom Jahre 1849 konnte der Generalstatthalter des Kaukasus, Grossfürst Michail, am 2. Juni 1863 dem Car telegraphiren:

„Ich habe das Glück Ew. Majestät zur Beendigung des ruhmvollen kaukasischen Krieges meine Glückwünsche abzustatten — gegenwärtig existirt im Kaukasus kein einziger nicht unterworfener Volksstamm mehr."

Dasselbe Russland, das 1720 unter Peter dem Grossen seinen Gouverneur von Astrachan, Grafen Wolinski, den kaukasischen Bergvölkern gegen einen beabsichtigten Einfall des Krimer Chan's Saadet Gireï mit einem Heere zu Hilfe sandte, hat heute — eine bedeutungsvolle Mahnung für die Völker an der unteren Donau — die weiten Territorien beider, seines einstigen Schützlings und dessen Drängers, seinem unermesslichen Länderbesitze einverleibt.

Nunmehr war es nicht einzig die den Kaukasus durchschneidende, mit grossen Opfern erhaltene grusinische Militärstrasse allein, die Russlands Heeren den Weg nach Transkaukasien und Persien offen hält; denn alles Gebiet zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere nennt es gegenwärtig sein eigen und durch die Eroberung des Kaukasus hat das Carenreich seinem Flächeninhalte abermals mehrere Tausende Quadrat-Meilen*) eingefügt.

Mit der ganzen Wucht seines Riesenleibes rückte Russland nunmehr an die Thore des dem Scheine nach souveränen, im Grunde aber von Petersburg abhängigen Persiens, nachdem die Tschetzenzen, Kumücken, Lesghinen, Daghestanen, Schirwanen — wer nennt die ehemaligen Schamyl'schen Kämpfer alle — schon früher den Heldenthaten der Fürsten Jermolow, Matadow und Woronzow erlegen sind; nachdem die letzten unabhängigen Tscherkessenstämme am Kuban den unausgesetzten Angriffen der von allen Seiten andringenden „Moskov's" nicht länger zu widerstehen vermochten.

Während Russland in kluger politischer Berechnung den Bewohnern seiner östlichen Eroberungen an den Grenzen des himmlischen Reiches: Islamiten, Buddhisten, Heiden, neben Christen und Juden vollste Religionsfreiheit gestattet, feierte im Westen mit dem siegreichen Vordringen des russischen Doppelaars zugleich auch das orthodoxe Kreuz neue Triumphe. Im Kaukasus pflanzte es Fürst Jermolow zuerst im Jahro 1824 auf dem Berge Guda auf — seit damals „Krestovaja gora" (Kreuzberg) genannt — zum Zeichen der Herrschaft des heil.

*) Die letzte von der k. Akademie zu Petersburg im Jahre 1856 unter der Leitung des Astronomen Schweizer veranstaltete Berechnung ergab für das ganze russische Reich mit Ausschluss der Besitzungen der russisch-amerikanischen Kompagnien, des Kaspischen Meeres und Uralsee's an Flächeninhalt: $370{,}042_{,00}$ □Meilen. Zu diesen kommen Russlands neueste Eroberungen am Amur und Sir-Darja.

Russlands über die kaukasischen Bergvölker. Das Kreuz erschien übrigens nicht als unbekanntes Religionssymbol in diesen Gegenden. Genuesen und Griechen hatten es schon vor Jahrhunderten in die tiefsten Küsteneinschnitte des Schwarzen Meeres hineingetragen und noch vor 70 Jahren herrschte an seinem nordöstlichen Landgürtel der lateinische, an dessen südlicher Fortsetzung bis gegen Trapezunt der orthodoxe Cultus vor; allerdings mit einem guten Theile heidnischer Gebräuche versetzt.

Erst türkische Sendlinge predigten den bedrängten Tscherkessenstämmen, dass sie unter des Propheten Fahne und des Halbmonds Beistand dem christlichen Erzfeinde besser würden widerstehen können. Das Unternehmen des glaubenseifrigen Derwischapostels Scheichs Mansor, welcher die Tscherkessen in wenigen Jahren (1785 — 91) vollends zum Islam bekehrte, war ein feiner politischer Schachzug der Pforte gegen Russland. Er verzögerte dessen Eroberung des Kaukasus um einige Jahrzehnte; jedoch an der letzten Entscheidung vermochte er nichts zu ändern. Des Kaukasus Schicksal war besiegelt an dem Tage, an dem der Moskowite die Hand auf ihn gelegt! Zu spät!

Die oft bewunderungswürdigen Anstrengungen der fanatisirten Bergvölker hatten unter Schamyl's Führung ihren Höhepunct erreicht, mit dessen Unterwerfung begannen sie aber zu ermatten und mit der Besiegung der „Adighe" (Gesammtname für alle Stämme, welche die nordöstliche Küste des Schwarzen Meeres bewohnen) fiel die letzte feste Burg der Lehre Mohammeds im Kaukasus!

Von jenen 900,000 Seelen, welche nach Lapinski das zuletzt unterworfene Adigheland in drei getheilten Stämmen: Schapsuchen, Abesechen und Ubuchen bevölkert hatten, zog ein Dritttheil die Auswanderung dem Verbleiben unter russischer Herrschaft vor. Ueberredet von türkischen Agenten, zum Theil dem eigenen Instincte folgend, wollten sie einen Boden aufsuchen, auf dem sie früher oder später ihren Todfeinden sich abermals entgegenstellen konnten.

Bevor wir die einzelnen Scenen des schauerlichen Drama's überblicken, in welche sich die freiwillige Exilirung des Kaukasus auflöste, sei hier vorerst kurz der letzte Act der grossen, auch die künftige Entwicklung der Bulgaren schwer berührenden Schicksalstragödie nach den glaubwürdigsten zerstreuten Berichten und Documenten jener Zeit erzählt, welcher das tapfere Tscherkessenvolk erlag. Nur fragmentarische Nachrichten drangen vom fernen Schauplatze zu uns herüber und auch sie entbehrten der Theilnahme, die sie zu anderer Zeit gefunden hätten. Der weit nähere, Preussen seinen beharrlich verfolgten Zielen entgegenführende deutsch-dänische Krieg und der polnische Befreiungskampf hielten Europa in ungetheilter Spannung. Und doch war die im Frühjahre 1863 vollendete Niederwerfung des Kaukasus durch Russland eine That von höchster welthistorischer Bedeutung, ein Act, dessen unmittelbare Folgen zunächst das Bul-

garenvolk hart trafen, dessen Nachwirkungen mehr noch aber England, Persien und die Türkei bereits schwer empfanden; denn die Eroberung des Kaukasus hatte, wie ich es an anderer Stelle (Oest. Rev.) 1865 bereits sagte, die Frage über die künftige Herrschaft in Asien zu Gunsten Russlands entschieden.

Im Sommer 1862 feierten die Tscherkessen ihre letzten kleinen Siege über die russischen Eroberer. Besonders im Kubandistrict entwickelten sie eine grosse Thätigkeit. Im Juni wurde im Defilé von Deknako eine russische Colonne aufgerieben. Sie griffen Chamkety an, überrumpelten die Stanica Psemenskaja an der grossen Laba und machten viele Gefangene. Am 17. September nahmen sie das russische Fort Nabrdża, bei welcher Eroberung gleich viele Tscherkessen und Russen durch eine Pulverexplosion ihr Leben verloren.

Kurz darauf wurde der russische Oberbefehl im Kaukasus gewechselt. An die Stelle des erkrankten Statthalters Fürsten Bariatinski wurde im November Grossfürst Michail zum Generalgouverneur Transkaukasiens ernannt, und die veränderte militärische Lage machte sich nur zu bald den Bergvölkern durch die von dem russischen Militärcentrum Stavropol aus neuerdings activ vorgehenden Colonnen fühlbar.

Schon im Spätherbste desselben Jahres begann das Vertrauen der letzten freien Adighestämme in die eigene Kraft zu schwinden. Im November 1862 erschienen in Constantinopel, Paris und London Tscherkessen-Deputationen, welche der Grossmächte Intervention anriefen, um Russland zur Aufhebung seiner im Kaukasus vorgeschobenen Blockhäuser, als einer Verletzung des Pariser Vertrags, zu zwingen. Ihre Bemühungen blieben jedoch eben so erfolglos, wie das im Mai gestellte Verlangen Schamyl's an England und die Türkei um Beistand zu dessen endlicher Befreiung aus russischer Gefangenschaft.

Von englischen Tscherkessenfreunden wurde wohl in zahlreichen Meetings namentlich das grosse handelspolitische Interesse Englands bei der Unterstützung der Kaukasusvölker betont. Sie in den Stand setzen, den Krieg mit ungeschwächter Kraft fortzuführen, hiess einen lebendigen Keil im Fleische Russlands erhalten, die Frucht hundertjähriger Anstrengung ihm entreissen und dessen Gelüste, das Uebergewicht in Asien England zu entringen, auf lange Zeit hinaus vereiteln. Eine wahre Adressenfluth bestürmte das „bedächtige" foreign office. Es verharrte aber bei seinem Entschluss, auch hier neutral zu bleiben, wie es später, trotz aller Meetings, Speechs und Adressenstürme zu Gunsten Polens und Dänemarks, dies auch gegenüber Russland und Deutschland geblieben ist. Vielleicht erinnert man sich der negativen Antwort, welche Lord Russel auf die gleichzeitige Anfrage englischer Rheder und Juristen ertheilte, „ob englische Handelsschiffe auf den Schutz der Regierung rechnen könnten, falls sie nach den Bestimmungen des Pariser Vertrages Handel mit der Tscherkessenküste

treiben wollten". Lord John mochte wohl ahnen, dass es sich hier nur um eine directe Unterstützung der Bergvölker mit den ihnen bereits mangelnden Kriegserfordernissen handle. Conflicte mit Russland scheuend, erklärte er unzweideutig, dass englische Schiffe, welche ausser den erlaubten russischen Häfen: Anapa, Suchum-Kale, Poti, Redut-Kale und Sveti Nikola zu landen wagten, die unausbleiblichen Folgen, die Confiscation ihrer Güter, selbst zu tragen hätten.

Die Vorführung der Tscherkessen-Häuptlinge im „Whittington-Club" durch den bekannten Philanthropen Mr. Urquhart und die von demselben beantragte Resolution „dass Graf Russel's Antwort kein wahrer Ausdruck der Gefühle der englischen Nation seien, und dass ein Comité niedergesetzt werde, welches bei Krone und Parlament die nöthigen Anstrengungen machen möge, um die Rechte des tapfern Tscherkessenvolkes zu schützen und den britischen Handel gegen die Uebergriffe Russlands zu wahren", beirrte nicht die Politik des foreign office. Einzelne Journale secundirten sogar dem Ministerium, indem sie den Tscherkessen ihre widerstrebende Haltung gegen die Alliirten im letzten russisch-türkischen Kriege vorwarfen. 12,000 Reiter waren damals von den Verbündeten für den Krimkrieg vom Kaukasus verlangt worden. Von einem richtigen Instinct geleitet, erklärten jedoch die primitiven Bergvölker den französisch-englischen Sendlingen, dass sie bei ihrer eigenthümlicheu Fechtweise nur auf ihrem eigensten Gebiete, im Bergkriege sich ihren russischen Feinden überlegen wüssten und dass nach ihrer Ansicht Russland nur an einer Stelle dauernd zu besiegen sei — im Kaukasus.

Zuletzt musste die im kindlichen Vertrauen auf England's Hochherzigkeit und politische Weisheit ausgezogene Tscherkessen-Deputation nach furchtbarer Enttäuschung glücklich sein, die nothwendigen Mittel zur Heimkehr zu erhalten, und selbst dieser Act menschlicher Humanität wurde nur durch einen Appell des „Cirkassian Comittee" an den englischen Handelsgeist ermöglicht. So schloss das Jahr 1862 weniger hoffnungsreich für den Kaukasus, als es begonnen hatte.

Das folgende Jahr 1863 brachte neue blutige Kämpfe. Gleich im Beginne entging Grossfürst-Statthalter Michail auf einer Inspectionsreise von Anapa nach Fort Ablé nur mit Mühe der tscherkessischen Gefangenschaft. In Transkaukasien gab sich eine bedenkliche Stimmung kund, welche den hartbedrängten Tscherkessen am Kuban Luft machen zu wollen schien. Der russische Stabscapitän Hadschi Mursak revoltirte, wagte einen Sturm auf die Festung Zakataly am Alazanflusse, bei deren Entsatz General Schalikoff fiel, wurde aber von Baron Wrangel bald zu Paaren getrieben. Der Rückschlag dieser unerwarteten Wendung machte sich bei den Kämpfen im Adigheland bald fühlbar. Schon damals, im Monat Juni, trat eine bedenkliche Ermattung der Bergvölker ein; die Auswanderung nach Kleinasien, vorzüglich nach dem Hafen von Samsun, nahm

grössere Dimensionen an, und die Hoffnungen der Zurückbleibenden waren mehr als jemals nach der durch türkische Emissäre oft zugesagten Hilfe aus Stambul gerichtet.

War irgend eine Macht in ihren empfindlichsten Interessen beim Falle des Kaukasus berührt, so war dies unzweifelhaft, abgesehen von dem seit lange stagnirenden Persien, die nunmehr in Europa und Kleinasien Russlands Angriffen unmittelbar blossgestellte Pforte, und wenn irgend etwas noch mehr im Stande wäre, für die Ohnmacht dieser in das „europäische Concert" aufgenommenen „Macht" zu sprechen, so ist es die Thatsache, dass sie es nicht wagen durfte, einen offenen Schritt zur Aufrechterhaltung ihres natürlichsten Schutzwalles, des Kaukasus, zu unternehmen.

Im Oriente laufen die geheimen Fäden der Politik oft in den Harems der Grossen zusammen. Auch die weibliche Diplomatie aus dem Kaukasus schien in jener ihr Vaterland bedrohenden Zeit nicht müssig geblieben zu sein, und die geringe Scheinhilfe, welche die Türkei endlich den Tscherkessen zu senden sich anschickte, ist jedenfalls eben so sehr auf Rechnung des nicht accreditirten weiblichen diplomatischen Corps aus den Tiefthälern des Elbrus im Serai des Grossherrn, als auf Anstrengungen der damals von diesem zahlreich und mit Ostentation empfangenen, Unterstützung heischenden Deputationen tscherkessischer Häuptlinge zu setzen.

Das über alle Schritte in Constantinopel wohlunterrichtete Russland überwachte mit gesteigertem Misstrauen die dort zu Gunsten des Kaukasus sich kundgebenden Regungen. Es antwortete mit dem Bau von Kanonenbooten in seinen taurischen Häfen, verdoppelte die Wachsamkeit seiner Kreuzer im Schwarzen Meere, visitirte und confiscirte schonungslos alle verdächtigen türkischen, der Tscherkessenküste sich nähernden Schiffe und führte den Blocus mit solcher Strenge aus, dass es nur einem einzigen Schiffe der „polnischen Seemacht" unter Capitän Magnan's Befehl gelang, eine polnische Hilfsschaar von etwa 40 Mann, 4 Geschütze, Waffen und etwas Munition im Monat September unbehindert in Vardar zu landen.

Das Erscheinen des Kaisers Alexander in Livadia, dem einstigen Lustschlosse des polnischen Grafen Potocki am Schwarzen Meere, sollte in mehrfacher Beziehung verhängnissvoll für die bereits sehr erschütterte Tscherkessensache werden. Die Huldigungen und Freundschaftsbezeugungen, mit welchen der Sultan den Car auf dem benachbarten Krimboden nothgedrungen begrüsste, liessen die tscherkessischen Unterhändler in der türkischen Hauptstadt bestimmter das Haltlose ihrer auf Pforteunterstützung gebauten Plane erblicken. Obwohl sie des „Moskovs" starke Hand oft gefühlt, war ihnen doch erst jetzt das reale Machtverhältniss zwischen Car und Sultan vollkommen klar geworden. Eine

furchtbare Entmuthigung erfasste sie und schien durch elektrische Strömungen über das Schwarze Meer getragen, sich auch der kämpfenden Brüder im Kaukasus zu bemächtigen.

Die bereits früher unterworfenen mächtigen Stämme der Kabardiner und Ossetinen beeilten sich, dem Kaiser während dessen Reise in der Krim Ergebenheitsadressen in den Ausdrücken unverbrüchlicher Loyalität aus den Gebieten der Malka und vom Terek zu übersenden. Die Niederwerfung der noch widerstrebenden Adighestämme aber wurde in einer persönlichen Zusammenkunft des Caren mit Grossfürst Michail im Octobermonat zu Livadia berathen und beschlossen.

Der Winter 1863 brachte keinen Stillstand in die russischen Operationen, die sich nun gegen den bisher unbetretenen Theil des Kaukasus zwischen den Flüssen Psehadi und Psyd richteten. Am 5. November nahmen die Russen nach kurzem, aber heissem Kampfe Dschuba, wobei die Tscherkessen fünf Geschütze verloren. Am 12. November unterwarfen sich die Ober-Abesechen dem General Jevdomikoff. In dem abgeschlossenen feierlichen Vertrage erklärten sie sich bereit, bis 1. Februar 1864 ruhig zu bleiben und dann entweder nach den ihnen von Russland zu bestimmenden Wohnplätzen oder nach der Türkei auszuwandern.

Der Beginn des Jahres 1864 traf bereits die Würfel über das Loos des Kaukasus für Jahrhunderte hinaus im Rollen. Die geheimen Anstrengungen der Pforte, sie aufzuhalten, erwiesen sich eben so ohnmächtig, als die Versuche der polnischen Emigration, das traurige, ihrem Vaterlande drohende Geschick durch eine Invasion im Rücken ihres Todfeindes abzuwenden. Die drohenden Rüstungen Russlands in Nikolajeff und Kertsch paralysirten Beider Bestrebungen und die Pforte sah sich sogar zu der Erklärung gezwungen, Magnan's „polnische Seemacht“ als Piraten behandeln zu wollen; falls sie es wagen sollte, russische Schiffe in ihren Gewässern zu kapern. Im Stillen setzte man andererseits noch im Januar 1864 zu Constantinopel grosse Hoffnungen auf die englisch-polnische Führung der Tscherkessen. Man dachte während des Winters Geld, Munition und Proviant nach der Tscherkessenküste zu schmuggeln und hoffte auf eine glänzende, an die thatenreiche Zeit unter Schamyl erinnernde allgemeine Vorwärtsbewegung.

Einige kleine Vortheile, welche die Tscherkessen am Psydflusse errangen, schienen diesen Hoffnungen einige Berechtigung zu verleihen. Das anbrechende Frühjahr brachte aber die schlimmste Enttäuschung. Es gestaltete die bereits genügend schwierige Lage der Adighestämme zu einer wahrhaft verzweifelten. Der Krieg wurde von beiden Seiten mit schonungsloser Grausamkeit geführt. Der strenge Winter und das Wüthen der Stürme an der tscherkessischen Küste vermochten den entbrannten Kampf nicht zu dämmen. Kein Tag verging ohne

Gefechte. Die Leiden des von allen Seiten angegriffenen Adighestammes, der Abesechen, durch den Mangel an Nahrungsmitteln und Munition hervorgerufen, waren nach den Berichten ihrer englisch-polnischen Führer auf's höchste gestiegen. Anfangs Januar erschienen am Psyd russische Colonnen und schoben auf der neu angelegten Strasse von Kutais nach Anapa, nicht ohne heftige Kämpfe, ihre Posten bis Schapsuch vor.

Die Anfangs December 1863 begonnene Auswanderung der an dieser Strasse bei Nikopsi siedelnden Tscherkessen nach Samsun und Constantinopel hatte in Folge dieser Januar-Unfälle bereits im Februar 1864 grosse, der Pforte vielfache Schwierigkeiten bereitende Dimensionen angenommen. Im März wurden die Abesechen von den Russen in steten Kämpfen von der Mündung des Kuban bis zum Fort Weljaminov am Ausflusse des Tuapse zurückgedrängt und der Stamm der Schapsuchen zur Ansiedlung in den Niederungen am Kuban oder zur Emigration nach der Türkei gezwungen. Nur die Abuchen, der dritte der Adighestämme, hatten ihre Unabhängigkeit noch zu bewahren gewusst. Am 1. April schlugen sie sich mit den Russen und verloren 2000 Mann. Auch ihnen blieb keine andere Wahl, als jene, mit dem Sieger wegen ihrer unbehinderten Auswanderung nach der Türkei zu unterhandeln, und die letzte befestigte Position der Bergvölker am Schwarzen Meere, das Fort Vardar, befand sich nun in russischer Gewalt. Alle ausländischen Officiere in den Reihen der Tscherkessen suchten mit den wenigen nicht genommenen Geschützen ihr Heil in der schleunigsten Flucht nach den Häfen von Samsun, Sinope und Varna, wobei ihnen fünf entsendete türkische Regierungsdampfer sehr zu statten kamen.

Die Unterwerfung des Kaukasus wurde im ganzen russischen Reiche durch Sieges- und Dankesfeste gefeiert. Mit ganz besonderer Feierlichkeit geschah dies in Gegenwart des Kaisers bei Petersburg im Lager von Krasnoje-Selo. Der Kaiser zeichnete bei dieser Gelegenheit namentlich die St. Georgsritter und jene Regimenter aus, die sich im Kampfe mit den Bergvölkern hervorgethan hatten. Zur Erinnerung an die Theilnahme am Kaukasuskriege wurde allen lebenden Kaukasuskämpfern eine neu geschaffene Auszeichnung in Form eines schwarzen Kreuzes mit vier Zweigen und Randschwertern in Gold verliehen. Andere Prärogative und Decorationen erhielten noch ganz besonders jene Truppen, welche in den Jahren 1859 bis 1864 im Kaukasus gedient hatten. Den braven Soldaten des Nischni-Nowgorod'schen Regimentes erwies der Kaiser aber die höchste Ehre, indem er sich in die Listen des Regiments eintragen liess. — Den Statthalter des Kaukasus, Grossfürst Michail, liess der Schah von Persien aber durch seinen Gesandten in Tiflis, Mirza Jussuf Khan, zur glücklichen Beendigung des Kaukasuskrieges feierlichst beglückwünschen! Die Zukunft

dürfte wohl lehren, dass Persien sich derselben gleich wenig wie die benachbarte Türkei zu freuen Ursache gehabt hatte.

Am 14. April traf Grossfürst Michail in dem kurz vorher von General v. Heymann genommenen Sotscha ein und nahm dort persönlich die Unterwerfung der Aeltesten der besiegten Adighestämme entgegen. Viele der Erschienenen zogen die ihnen freigestellte Auswanderung nach den Pfortenländern der Ansiedlung am Kuban vor und baten um die Mittel zur Ausführung dieses Entschlusses.

Von Madsimta, wohin sich der Grossfürst und der Oberbefehlshaber des Kuban Graf Ewdomikoff begeben hatten, meldete der Prinz am 2. Juni im Verlaufe der bereits oben citirten Depesche aus dem Lager von Atschinsko an seinen kaiserlichen Bruder: „Gestern concentrirten sich hier die Detachements des GL. Fürsten Illinski und der GM. Schatiloff, Heimann und Grabbe, und heute wurde ein feierlicher Dankgottesdienst abgehalten. Der Gesundheitszustand der Truppen ist sehr befriedigend und ihr Aussehen ist vortrefflich."

So endete die im Jahre 1841 begonnene, Jahr für Jahr reiche Ströme Menschenblutes heischende Bekriegung des westlichen Kaukasus, und der Besitz des letzteren war für Russland eine vollendete Thatsache geworden.

Während Oesterreich und Preussen sich anschickten, in das urdänische Jütland einzurücken, während Russland neuerdings seinen Fuss auf das revoltirende Polen setzte; in dem Augenblicke, als Englands Küsten von dem Echo des Garibalditaumels widerhallten — in demselben Momente verblutete eines der tapfersten Völker der Erde an den Ufern des Schwarzen Meeres unter dem Streiche des Siegers, und doch hatte es, gleich den Dänen, Polen und Italienern, auf den oft verheissenen thatkräftigen Beistand jenes hochherzigen Albions gehofft, auf das unterdrückte Nationalitäten trotz aller vorausgegangenen Enttäuschungen noch immer hinzublicken gewohnt sind!

Als nach Beendigung des kaukasischen Krieges des Caren kampfgeübte Armee am Elbrus disponibel geworden, bedeutete deren überraschendes Vorgehen gegen die Bucharei den Beginn der grossen Operationen Russlands zur Ausführung seiner weitaussehenden Absichten in Centralasien und die kurz darauf erzielten riesigen Erfolge Russlands im Amur- und Alatau-Gebiete sollten bald das englische Inselvolk in etwas aus seiner behaglichen Ruhe aufstören.

Dabei verfolgte das Carenreich seine Eroberungspläne gegenüber der Türkei mit bewundernswerther Consequenz. Früher geräuschvoller, führte es dieselben nun in einer Weise fort, dass sie in der Form nicht entfernt die strengste Auslegung der Pariser Verträge verletzte.

Nicht einen Augenblick ruht dieser stille Kampf!

Die halbgezwungene Auswanderung der muselmanischen Georgier und Perser aus dem 1827 Persien abgenommenen Erivan und Georgien und deren Ersatz

durch Tausende armenischer Familien von den Hochebenen Anatoliens, ein Schauspiel, welches sich nach beendetem Krimkriege mit der Exilirung der Russland widerstrebenden Tataren und der Heranziehung der fleissigen Bulgaren wiederholte, sind laut sprechende Aeusserungen dieses unblutigen, in seinen Folgen für die Türkei nicht minder verderblichen Krieges.

Indem Russland derselben die räuberischen, religionsverschiedenen Elemente seiner neuen Eroberungen zusendet und ihr die ihm glaubensverwandten, culturfreundlichen Unterthanen entzieht, stärkt es sich auf Kosten seines Gegners und spinnt so den festen Faden, der es endlich sicher an das Ziel seiner Bestrebungen, nach Constantinopel, bringen muss; denn heute entscheidet nicht die rohe physische Kraft, sondern das geistige Gewicht, welches die Staaten im Kampfe ums Dasein in die Wagschale zu werfen verstehen.

Ein Ausfluss dieser systematisch verfolgten Politik Russlands war die Erklärung, welche Grossfürst Michail am 14. April 1864 den zu Sotscha ihre Unterwerfung anmeldenden Häuptlingen der Russland feindseligsten Adighestämme gab: alle nach Monatsfrist nicht ausgewanderten, in den Bergen zurückbleibenden Tscherkessen als Kriegsgefangene behandeln zu wollen. Die fanatisch wilden, arbeitsscheuen Bergvölker sollten ihre Aule verlassen und an ihrer Stelle Kosakencolonien vom Don und vom Asov'schen Meere, den Stamm für eine Russland ergebenere Bevölkerung zur Ausführung seiner grossen Ziele am Schwarzen Meere bilden.

Die Drohung des Grossfürsten verfehlte nicht ihre Wirkung. Die Emigration der Tscherkessen nach Kleinasien, welche bereits im Monat Februar eine bedeutende Höhe erreicht hatte, schwoll zu ungeheueren Dimensionen an.

In langen Karavanen zogen die Bergvölker herab von ihren Steilgebirgen an die Ufer des Schwarzen Meeres, vertrauten sich grossentheils ihren schlecht gebauten abasischen Schiffen an und suchten bei Samsun, Sinope oder Trapezunt kleinasiatisch-türkischen Boden zu gewinnen. Viele verschlangen die Wogen des Pontus Euxinus — ein trauriges Schicksal und doch nicht, wie man später sehen wird, so beklagenswerth als dasjenige, welches der glücklich Landenden harrte.

„Die Widerspenstigkeit und Feindseligkeit", erklärte der Petersburger „Invalide", „der nach der Türkei übersiedelnden Volksstämme, welche unter russischer Herrschaft nicht verbleiben wollten, überhebe zwar Russland jeder Sorge für dieselben; allein in Betracht ihrer Unfähigkeit, ihre eigenen Interessen zu begreifen, habe der Grossfürst alle Maassregeln zur Erleichterung ihres Geschicks ergriffen."

Russische Transportschiffe und Privatdampfer, drei türkische desarmirte Fregatten und zwei Dampfboote verkehrten fortwährend zwischen der tscherkessischen Küste und Trapezunt, um die nach den Osthäfen strömenden Auswanderer

zu transportiren. Nach dem erwähnten russischen Journale betrug die Zahl der während des Winters und Frühjahrs bis zum 10. Juli 1864 fortgezogenen Auswanderer in den Häfen von:

Taman	27,337	Menschen
Anapa	16,452	„
Novorossisk	61,995	„
Tuapse	63,449	„
Kuban und Sotscha	46,754	„
Adler und Hosti	20,731	„

zusammen 236,718 Personen, von welchen mit russischer Unterstützung 61,395 befördert wurden.

Ein so unerwartetes Ausströmen einer aller Hilfsmittel entblössten Emigration in wenige Hafenplätze hätte auch eine vorsorglichere, zu Colonisationen befähigtere Regierung als die der Pforte in nicht geringe Verlegenheit gebracht. Es muss hier namentlich betont werden, dass die organische Leitung des grossen Auswanderungsstromes an mit rascher Entscheidung festgestellte Colonisationspuncte versäumt wurde. Das hierdurch hervorgerufene namenlose Elend unter den rathlosen Einwanderern bestrebte sich die Privatwohlthätigkeit in allen und besonders in den höchsten türkischen Kreisen, wenngleich mit nur geringem Erfolg zu paralysiren.

Schon im December 1863 hatte der „Courrier de l'Orient" eine Subscription für einen tscherkessischen Unterstützungsfonds mit bestem Erfolge angeregt. Russland protestirte wohl gegen diese offenen Sympathieheweise für die damals noch nicht gänzlich beruhigten Bergvölker. Die Pforte lehnte jedoch jede Verantwortlichkeit für Sammlungen zu humanen Zwecken ab und antwortete auf einige kriegerische Demonstrationen Russlands an der Pruth-Mündung mit der Ausrüstung ihrer Forts am Schwarzen Meere und der besseren Armirung der Dardanellenschlösser, um zum Scheine die aufgeregte Stimmung Constantinopels zu besänftigen.

Kurz darauf vertheilte Oberst Rauf Bey, ein geborener Tscherkesse, im Namen des Grossherrn, der Sultanin-Valide und des kaiserlichen Prinzen Izzedin 300,000 Piaster (10 Piaster = 1 Gulden) an die hilfsbedürftigsten Tscherkessen. Durch eine weitere Spende von 5,000,000 Piastern aus seiner Privatschatulle gab der Sultan im Monat April den Impuls zu einer bald alle Classen erfüllenden Opferwilligkeit für die — zum Theil allerdings durch türkische Schuld — schwer heimgesuchte tscherkessische Emigration. Die obersten Würdenträger der Pforte spendeten gleichfalls bedeutende Summen. Des Sultans Adjutantur zeichnete 100,000, der Scheich-ül-Islam und dessen Departement 40,000, Fuad-Pascha 10,000, die übrigen Minister nicht unter 5000 Piaster. Die Mutter und Frau des

Vicekönigs von Egypten, eben zu Besuch am kaiserlichen Hofe, steuerten 300,000, dieser 150,000 Piaster bei. Die Städte der Provinzen folgten der von Constantinopel gegebenen Anregung, und Adrianopel allein spendete zum Bau von Häusern für die Colonisten nahe an 400,000 Piaster. Die Regierung dirigirte leider nur etwas spät ganze Convoi's von Schiffen mit Proviant und Kleidungsstücken nach den kleinasiatischen Häfen, und auch Englands Regierung erinnerte sich ihrer einstigen Sympathien für den Kaukasus und sandte Anfangs Juli von Malta eine Schiffsladung Zwieback nach Samsun und Trapezunt!

Alle diese von der Pforte und von Privaten gebrachten Opfer waren jedoch nicht im Stande, die durch drei Monate gänzlich fehlenden administrativen und sanitären Maassregeln in den kleinasiatischen Landungsplätzen der Emigration zu ersetzen und der Noth und schauerlich auftretenden Sterblichkeit unter derselben ernstlich zu steuern. Bereits im Februar waren von den 10,000 nach Trapezunt geflüchteten Tscherkessen 3000 ein Opfer tödtlicher Krankheiten geworden. Trotzdem vermehrte sich bei abnehmenden Hilfsquellen täglich die Zahl der Ankömmlinge und steigerten sich unter solchen Verhältnissen die Gefahren, welche die Anhäufung grosser Menschenmassen auf beschränktem Raume verursacht. In Trapezunt war die Zahl der hilflosen Auswanderer im April auf 70,000 und in Samsun von 30,000 auf 110,000 gestiegen. Obwohl bereits Anfangs Juni 35,000 Tscherkessen nach Europa transportirt waren, bietet gleichwohl der von Dr. Barozzi im selben Monate, in Folge seiner officiellen Mission abgefasste Bericht ein Bild tscherkessischer Auswanderungsverhältnisse, das durch herzzerreissende Details die Unterlassungssünden und Organisationsunfähigkeit der Pfortenorgane furchtbar blossstellt.

„Selbst sobald sie gelandet sind", berichtete Dr. Barozzi, „wird ihre Lage auf den Lagerplätzen nicht viel besser. Sie sind ohne Obdach ganz sich überlassen, ohne Fürsorge, ohne irgend welche hygienische Vorsichtsmaassregeln. In Folge dessen leben sie im tiefsten Elend mitten unter verwesenden Thierkörpern und unbegrabenen Leichen, decimirt von den Blattern, welche sie aus dem Kaukasus mitgebracht und weiter verbreitet haben, durch Typhus und unzählige verwandte Krankheiten, die sich im Gefolge von Entbehrungen und Hungersnoth einzustellen pflegen. In jeder Familie ist wenigstens ein Kranker; dass ganze Familien zu Grunde gehen, ist kein seltenes Ereigniss. Die Kranken haben keine Pflege, sie liegen auf dem nackten Erdboden, jeglicher Unbill der Witterung preisgegeben, ohne ärztlichen Beistand. Die vier oder fünf Medicinalbeamten, welche man in die Lagerplätze abgesandt hat, können kaum dort von Nutzen sein, in Anbetracht der jämmerlichen Verhältnisse, unter denen sich die Kranken befinden. In diesem Zustand sterben sie. Die Leichen bleiben unbegraben und verwesen da, wo sie einmal liegen."

„In Trapezunt starben im letzten April täglich mehr als 400 Personen von 24—30,000 Einwanderern. Zu Sere-Dere täglich mehr als 300. Aber zu Samsun vorzüglich ist die Sterblichkeit wahrhaft alarmirend. Sicher bleibt die Angabe hinter der Wirklichkeit zurück, dass zu Dervent und Irmak bei meiner Abreise von 40—50,000 Einwanderern täglich mehr als 500 zu Grunde gingen."

„Wenn die Sterblichkeit in Samsun am bedeutendsten, so kommt dies davon her, dass dort auch das Elend am grössten ist. Die Tscherkessen haben überall ungenügenden Lebensunterhalt; zu Samsun speciell herrscht in Wirklichkeit Hungersnoth! Viele Unglückliche müssen von Kräutern, Wurzeln und Fragmenten von Nahrung leben, die sie irgendwo zusammenscharren."

„Brod", sagt an einer Stelle Dr. Barozzi, „der einzige Unterhalt, den der Staat giebt, ist jedenfalls nicht ausreichend; wäre es jedoch nur an die wirklich Bedürftigen vertheilt worden, das Elend hätte wesentlich verringert werden können. Der Arme wird eben vergessen. Die Hungersnoth ist nur durch den Mangel einer gerechten und einsichtsvollen Oberleitung bei der Vertheilung so riesengross geworden."

Es sind dies nur wenige und nicht die schlimmsten Stellen aus dem mit Muth und Wahrheitsliebe der hohen Pforte überreichten Berichte Dr. Barozzi's. Und doch hatte das Elend der Emigration während dessen Anwesenheit noch immer nicht den Höhepunct erreicht. Zahlreiche Massen von Tscherkessen verliessen noch später den Kaukasus. Im August schiffte sich der 15,000 Köpfe zählende Stamm der Nakutatsch in Novorossiisk auf 15 Segelschiffen unter türkischer Flagge ein, und jeder neue Zuzug verschlimmerte die Lage der bereits Gelandeten. Die Rathschläge Dr. Barozzi's und anderer einsichtsvoller Aerzte wurden von der Pforte wenig beachtet, und Anfangs September beherbergte Samsun allein neben 60,000 lebenden Einwanderern 50,000 Tscherkessenleichen.

Die Vorbereitungen zur Aufnahme und Ansiedlung der Tscherkessen in den ihnen von der türkischen Regierung zugedachten Territorien gingen mit unverantwortlicher Langsamkeit vorwärts. Die jenseits auf den asiatischen Höhen von Dolmabagtsche lagernden Tscherkessen störten die Ruhe des Sultans in seinem zauberhaften Lustschlosse. In ungestümer Weise forderten sie Land. Umsonst! Erst im Juli konnte mit ihrer Uebersiedelung in grösseren Massen begonnen werden. Wie gewissenlos hierbei vorgegangen wurde, möge hier eine verbürgte Thatsache zeigen, welche die „Allgemeine Zeitung" mittheilte: „In Larnaka auf Cypern trafen Anfangs October mit drei kleinen Briggs 2100 Tscherkessen ein, von denen unterwegs, weniger an ansteckenden Krankheiten als an Durst und Hunger, während einer 32tägigen Ueberfahrt gegen 1300*) gestorben waren.

*) Nach einer andern Mittheilung befanden sich 2700 dieser Unglücklichen zusammengepackt wie Pickelhäringe und ohne Trinkwasser an Bord und der Verlust betrug 1441 Personen.

Die Bevölkerung von Larnaka und der dortige französische Consul widersetzten sich Anfangs mit aller Energie der Landung der halbverschmachteten Menschen, die keineswegs mit Typhus oder Blattern behaftet waren! Ein später dieselbe Route einschlagender Dampfer konnte durch die schwimmenden Leichname die Richtung dieses verhängnissvollen Transports verfolgen."

Es fällt schwer, nach den vorliegenden unvollständigen Daten specielle genaue Angaben über die Oertlichkeiten ausserhalb der von mir bereisten Gebiete zu geben, an welchen Tscherkessencolonien gegründet wurden. Noch schwieriger wäre es, die Kopfzahl jeder einzelnen zu bestimmen. Ein grosser Theil der Einwanderer wurde im Innern Kleinasiens angesiedelt. Dort liess sich auch — in Rodosto am Marmarameer — Hadschi Kirauduch, das Haupt des grossen Ubuchenstammes, auf einem besonders vortheilhaft gelegenen Gebiete mit seinen persönlichen Angehörigen, etwa 350 Familien, nieder. Unfern wurde in Panderma eine Colonie von etwa 6800 Köpfen gegründet. Mehrere Tausende der Auswanderer wurden nach Cypern, Smyrna, Ismid und vielen anderen Orten geführt.

Die tscherkessische Einwanderung nach Europa betrug nach der officiellen türkischen Staatszeitung schon im Juli 1864, 10,000 Familien. Hiervon gingen 6000 Familien über Burgas nach Adrianopel und Eslimie, 13,000 Familien über Varna nach Šumla in die Paschaliks von Silistria und Vidin, 12,000 Familien in die Statthalterschaften von Niš und Sofia (von diesen etwa 12,000 Köpfe auf das berühmte Kosovofeld bei Priština) und 10,000 Familien nach Sistov, Nikopoli, Rušćuk und in die Dobrudža. Die Ausschiffung tscherkessischer Colonisten hatte in den Donauhäfen erst im August 1864 ihr Ende erreicht. Die Gesammtzahl der in denselben Gelandeten wird auf 150—200,000 Köpfe veranschlagt.

Nach russischen Angaben waren aus dem Kaukasus wenige Monate vor dessen vollständiger Unterwerfung 60,000 Personen emigrirt. In den Jahren 1855, 1859, 1862 und 1863 betrug die Zahl der Ausgewanderten 80,000. Mit jener im Jahre 1864 überstieg also die Gesammtsumme 100,000 Personen beider Geschlechter, und zum Jahresschlusse wurde in Constantinopel die vorbereitete Auswanderung neuer Stämme, darunter jene des Fürsten Michail von Abchasien (?) mit 40,000 Seelen gemeldet.

Die von den Bergvölkern verlassenen Gegenden werden bald wieder mit neuen Ansiedlern bevölkert sein. Schon in der Mitte des Jahres 1864 hatte Russland an der Stelle der unterworfenen, nach dem Flachland gewiesenen 150,000 Tscherkessen 90 Stanicen (Kosakendörfer) mit etwa 103,000 Seelen am Kuban angesiedelt. Als die Niederwerfung der Bergvölker entschieden war, liefen bei der russischen Regierung zahlreiche Gesuche um Erlaubniss zur Uebersiedlung ein. Admiralitäts-Bauernfamilien aus Nikolajev erhielten dieselbe schon im Juni für das Küstengebiet unter sehr günstigen Bedingungen. Den russischen

Ansiedlern wird die Niederlassung im Kaukasus überdies durch den billigen Ankauf des grossen, von den Tscherkessen gezwungener Weise zurückgelassenen, weil untransportablen Viehstandes erleichtert. Andererseits soll auch der Boden zum Theil sehr fruchtbar sein.

Nachdem die dünngesäete Kosakenbevölkerung am Don und Asovschen Meere zur Besiedlung des Kaukasus nicht allein die erforderlichen Contingente stellen kann, hat Russland in Folge seines systematisch fortgeführten stillen Kriegs gegen die Türkei seine Blicke abermals nach Kleinasien, und zwar auf das ihm religionsverwandte, betriebsame Volk der Armenier gerichtet. Der Umstand, dass die Pforte nicht im Stande ist, dieselben gegen die Beraubungen der nomadisirenden Türken und Turkomanenhorden zu schützen, kommt den russischen, eifrig propagandirenden Consuln und Agenten hierbei vortrefflich zu statten. 1500 Familien vom Wansee und der armenischen Hochebene waren bereits im September übergesiedelt, Tausende andere sollten ihnen nachfolgen. Die Züge dieser armenischen Emigration gehen durch Georgien nach der russischen Hafenstadt Poti, von wo sie Regierungsdampfer nach der kaukasischen Küste überführen.

Gegenüber der durch die tscherkessische Einwanderung erhofften, durch die grosse Sterblichkeit unter derselben aber in Frage gestellten, jedenfalls und verhältnissmässig sehr theuer erkauften Stärkung des moslim'schen Elements in Europa dürfte die Pforte durch den Verlust des arbeitsamsten, in Gewerbe und Ackerbau äusserst tüchtigen und zugleich steuerfähigsten Kerns seiner anatolischen Bevölkerung einen Verlust erleiden, der eine schwerwiegende Stärkung seines Gegners bildet und diesen mehr als reichlich für die ausgewanderten arbeitsscheuen Bergstämme des Kaukasus entschädigt.

Nachdem ich es versucht, im engen Rahmen ein Bild der letzten, die endliche Unterwerfung des Kaukasus begleitenden Vorgänge und ihrer Folgen zu entwerfen, möge hier in wenigen Zügen eine getreue Schilderung der Tscherkessencolonisation am Balkan folgen, in deren Mitte eine wissenschaftliche Forschungsreise den Verfasser im Jahre 1864 führte. Durch Obdachlosigkeit, Hunger und verheerende Krankheiten decimirt, den Tod im Herzen, bestiegen die nach der Donau zur Ansiedlung bestimmten Tscherkessen in den asiatischen Lagerplätzen zu Sinope, Samsun und Trapezunt die lange erwarteten türkischen Regierungsdampfer. Nur das Deck feindlicher sich enternder Schiffe dürfte mit den grellen Scenen wetteifern, welche nach den Schilderungen von Augenzeugen den Bord der sonst friedlichen Passagierboote erfüllten. Ich werde hier weder diese, noch die grellen Bilder aufrollen, welche die „Lichterung" der „tscherkessischen Menschenwaare" von den Seedampfern und grossen Segelschiffen an Bord der weniger tiefgehenden Donaudampfboote herbeiführte.

Endlich landeten diese schwimmenden Leichenhöfe an den stillen Ufern des

herrlichen Stromes, welcher so gern mit Vorliebe seinem Ursprunge nach der „deutsche“ genannt wird. Wer die oft wunderbaren Reize seiner Gestade kennt, begreift die Begeisterung der Sänger, die ihn in Vergangenheit und Gegenwart gefeiert, und auch das Verlangen aller Völker, die ihn erblickten, seine gesegneten Ufer dauernd zu bewohnen.

Da liegt in Bulgarien, zwischen dem serbischen Grenzfluss Timok und dem türkischen Lom, ein entlang dem Donauufer sich hinziehendes, kaum wenige hundert Fuss ansteigendes Hügelland. Die herrlichsten Eichen- und Buchenhaine überschatten sein schwarzes, fruchtbares Erdreich, und Weingärten wechseln mit Obst-, Tabak- und Seidenculturen.

Der sanft gewellte, von zahlreichen befruchtenden Wasserläufen durchzogene Boden ist auch durch ein herrliches, gemässigtes Klima ausgezeichnet. An 20,000 Tscherkessen landeten bei Lom auf diesem Gebiete.

Die prächtige, durch die im Westen mächtig ansteigende Balkankette majestätisch abgeschlossene Scenerie verfehlte auch nicht, auf die wilden Ankömmlinge aus dem Kaukasus denselben Zauber zu üben, wie er ihn Jahrhunderte zuvor mit gleicher Mächtigkeit den dahin gegangenen Dardanern, Römern, Byzantinern, Slaven und Finno-Bulgaren eingeflösst hatte.

Dadurch, dass die Tscherkessen gleich bei ihrer Landung ihr Theuerstes — ihre Todten — diesem Boden übergeben hatten, glaubten sie ein natürliches Anrecht auf die zur Ansiedlung verführerisch einladenden Donau-Territorien erworben zu haben und wollten gern hier Hütten bauen. Nach patriarchalischem Brauche steckten die Häuptlinge ihre Schwerter in den Boden und dachten in dieser Weise denselben in Besitz nehmen zu können. Allein die Pfortenregierung hatte nicht die Absicht, die Tscherkessen unmittelbar an der Donau anzusiedeln, wo sie in den türkischen Bevölkerungstheilen der zahlreichen Hafenstädte bereits vielfache Stützpuncte besass; sondern dort, wo diese beinahe gänzlich fehlten, à cheval der noch zuletzt im Jahre 1862 durch die kriegerischen Serben arg bedrohten bulgarischen Timokgrenze und in Mitte der in compacten Massen wohnenden bulgarischen Gebirgsbevölkerung.

Gleich den vor wenigen Jahren colonisirten Tataren war den Tscherkessen die Aufgabe zugedacht, in von Ost nach West streichenden Keiltrieben den in entgegengesetzter Richtung vordringenden muhammedanisch-albanesischen Elementen die Hand zu reichen und in dieser Weise als lebendige Grenzhecke, als eine Art Militärgürtel die grosse christliche Bulgarenmasse von den stammverwandten Serben zu trennen.

Die tscherkessische Emigration zeigte jedoch wenig Verständniss für die ihr von der Pforte zugedachte hohe politische Mission. Sie wollte die schönen Donauufer nicht mehr verlassen. Was die Beredungsgabe der türkischen Beamten

jedoch nicht vermochte, bewirkten die scharf geladenen Gewehre der sie umzingelnden Nizamsoldaten. Sie mussten wandern.

Welche Vorsorge hatte die türkische Regierung in den Donaulandeplätzen und auf den Routen, welche die bedauernswerthen Wanderer einschlugen, für dieselben getroffen? Beinahe keine, — die Türken sind eben keine Organisatoren! Was der Staat zu thun versäumte, hätte die Privatwohlthätigkeit nachholen sollen. Der Türke war jedoch geärgert durch das stolze Auftreten der Ankömmlinge, die nicht als flüchtende Schutzbedürftige, sondern gleich Eroberern sich geberdeten. Das Fatum war mit der unglücklichen Emigration von der kleinasiatischen Küste mit an die Donau gewandert!

Um die entsetzlichen Hunger- und Sterbebilder nicht mit ansehen zu müssen, die sich zu Lom-Palanka hart am Haltplatze der Donaudampfer in Permanenz erklärt hatten, konnte die Familie des k. Donau-Dampfschifffahrts-Agenten Rojesko, welcher Alles that, um das Elend der dort landenden 20,000 Einwanderer nach Kräften zu mildern, Wochen lang nicht ihre, nach dem Strome gelegenen Fenster öffnen, um der durch Tausende Kranke und Todte verpesteten Luft den Eintritt zu wehren.

An einem wunderbar milden Octobertage, wie er in dieser Zone nicht selten, zog ich auf der von Mithad-Pascha neuangelegten Militärstrasse über den hohen Sveti Nikola-Balkanpass in das Thal der Nišava. Glückte es mir auch nicht, wie der geneigte Leser gesehen, die Städte unserer Karten in diesen Gegenden aufzufinden — aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht existiren — so erfreuten doch zahlreiche freundliche Dörfer das Auge, von welchen diese wieder nichts wussten. Das Fest der Weinlese und Maisernte war im vollen Gange. Ueberall erblickte ich heitere Bilder menschlicher Betriebsamkeit und die Scenerie, an und für sich in buntem Wechsel bezaubernd schön, wurde durch den frischgefallenen Schnee, in welchen sich die oberen Partien des Balkans hüllten, durch das contrastirende Blau und warme Licht des heitern Tages noch gehoben.

Nur ein schriller Misston, der noch heute ungeschwächt in meiner Erinnerung nachklingt, störte mich im reinen Genusse des wunderbar schönen Naturbildes. Es waren die in fortlaufender Kette rechts und links vom Wege, zwischen Baumpartien oder auf niedern Hügeln, in Gruppen von 2, 3 bis zu 20 zerstreuten frischen Tscherkessengräber. Statt Blumenschmucks mit Bachkieseln oder Felsblöcken umrandet, erzählten sie laut von der Misère des grossen Tscherkessenzuges, der kurz zuvor die neue Strasse bedeckte. Man könnte sie am bezeichnendsten „Gräberstrasse“ nennen.

Gleich entsetzlich wie das Elend der bedauernswerthen Einwanderer, gestaltete sich das traurige Loos der armen Bulgaren, zu deren Ueberschichtung sie herangezogen worden waren. Noch hatten sie sich von den, durch die Tata-

recolonisation im Jahre 1861 ihnen auferlegten Opfern nicht erholt und abermals zwang man sie, auch diesen neuen Ankömmlingen Häuser zu bauen, deren Kosten von künftigen Steuern abgerechnet werden sollten. Die Abgaben wurden aber vor wie nach eingehoben und hiermit nicht genug, mussten die Bulgaren nach dem Grundsatze „aller Boden ist des Sultans" zu einer neuen Abtretung ihres besten Grundbesitzes an die Tscherkessen ohne jede Entschädigung sich verstehen.

Ich sehe hier den von europäischen Rechtsbegriffen erfüllten Leser zweifeln, und doch sind diese angeführten Thatsachen vollkommen wahr und fern von jeder Uebertreibung!

Jenseits des Balkans betrat ich in Crvenibreg nahe bei Bela Palanka das erste der Tscherkessendörfer. Später sah ich die neuen Ansiedlungen zu Niš, dann zu Mramor an der bulgarischen Morava; ferner die nach glorreichen Sultanen benannten Colonien: Medschidieh, Osmanieh und Mahmudieh u. A. Das von mir in diesem Bande behandelte Gebiet wurde im Ganzen mit 14 Tscherkessen-Colonien beglückt, von welchen 6 auf den Kreis Kula, 3 auf den Kreis Belogradčik, 1 auf den Kreis Lom, 1 auf den Kreis Pirot und 3 auf jenen von Niš entfallen. In der Mehrzahl dieser Ansiedlungen waren, als ich im Jahre 1864 durch dieselben kam, die in langen Reihen sich hinziehenden Familienhöfe noch nicht vollendet. Die Einwanderer bewohnten einstweilen die Häuser von Bulgaren, welche man rücksichtslos gezwungen hatte, sich ein beliebiges Obdach zu suchen.

Hier fand ich die Reste der stark zusammengeschmolzenen tscherkessischen Juneh (Familiengemeinschaften), nur selten noch 7 — 12 Köpfe stark, in oft wahrhaft herzzerreissender Lage. 20 Para (5 Neukreuzer) und ½ Okka (1 Pfund) Mais per Kopf täglich sind selbst in dem gesegneten Bulgarien zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse nicht ausreichend; solch grosses Opfer dies auch für den Staat, oder richtiger für die bulgarische Rajah sein mochte, da diese Subvention neben voller Steuerfreiheit den Einwanderern auf drei Jahre zugesichert worden war.

Oft sah ich auf dem nackten, vom Nachtthau befeuchteten Lehmboden der armseligen Behausungen, umhüllt vom qualmenden Rauche des schwer in Brand zu setzenden grünen Holzes, drei und mehrere Kranke verschiedenen Alters und Geschlechts, mit Gesunden bunt durch einander gewürfelt, im furchtbarsten Fieberparoxismus unreifes Obst oder schweres trockenes Maisbrod mit wahrem „Fieberhunger" verschlingend.

Hier zu helfen überstieg die Kraft des Einzelnen! Umdrängt von den Unglücklichen, die oft in mir den von der Regierung längst versprochenen Hekim (Arzt) zu erblicken wähnten, gab ich, was ich nur immer entbehren konnte. Mich und meine Leute vergessend, leerte ich in Osmanieh den Chininvorrath meiner

kleinen Reiseapotheke, um doch wenigstens für einige Stunden die Leiden der am meisten vom Fieber Ergriffenen zu mildern.

Die Unmöglichkeit, sich mit ihren Nachbarn, den Bulgaren, Tataren oder selbst mit den türkischen Beamten anders als durch einige wenige, des Türkischen kundige Häuptlinge (Beys) zu verständigen, erhöhte noch die schlimme Lage der Einwanderer.

Mitten in diese potenzirte Häufung menschlichen Elends trat neben der bewundernswerthen, selbstbewussten Haltung der Männer ein Zauber verklärend hinein, die vielgerühmte, manchmal geradezu blendende Schönheit der tscherkessischen Frauen.

Wer seine traumhaft gedachten, oder vielleicht nach antiken Vorbildern geschaffenen Ideale classischer Frauenschönheit verwirklicht sehen, lernen und begreifen will, wesshalb der Sultan, die Chane und türkischen Grossen mit allen Mitteln danach streben, ihre Harems mit den Wunderblüthen des Kaukasus zu schmücken, wandere in den Balkan. Er thue es jedoch bald, denn unter dem Drucke herber Noth und ungewohnter Arbeit wird der Adel der Erscheinung mit der nothwendig sich mindernden Pflege der Physis rasch ausgestorben sein.

Allein nicht mehr als Odalisken, sondern nur als rechtmässig angetraute Frauen sollen die, nebenbei bemerkt, ein wenig boshaften, eifersüchtigen und in ihrer Rache zum Aeussersten bereiten Schönen des Kaukasus an der Donau künftig heimgeführt werden. Ein sultanlicher Ferman verkündete, dass sie mit dem Betreten des grossherrlichen Bodens aufgehört hätten, eine Waare zu sein. So viel ich bemerken konnte, schienen jedoch weder die Eltern, noch der weibliche, in phantastisch wuchernden vornehmen Zukunftsgelüsten erzogene Nachwuchs von des Sultans Beschränkung ihrer subjectiven Freiheit erbaut zu sein und auch dieser Ferman — welcher eigentlich doch nur zur Schonung englischer Philanthropie und Pruderie erlassen worden war — zählte zu den vielen todtgeborenen.

Der Preis der weiblichen Waare aus dem Kaukasus — schöne Tscherkessinnen wurden vor dem Jahre 1864 mit 50,000 Piastern = 5000 Gulden bezahlt — musste aber durch die plötzliche Ueberfluthung des Marktes und die Nothlage der Verkäufer stark sinken. Die Einwanderer sahen sich bald einer ihrer einträglichsten Einnahmequellen beraubt. Dazu kam noch die weitere, ihnen hart und ungerecht zugleich erscheinende Maassregel der Pforte, welche ihre mitgebrachten Leibeigenen aller Sclaverei ledig und ohne Loskauf für freie Unterthanen erklärte. Zahlreiche Klagen der Tscherkessenchefs wurden von den türkischen Gerichten zu Gunsten der renitenten Leibeigenen entschieden. Diese, im Vollgenusse ihrer jungen Rechte, drehen grossentheils ihren strengen Herren den Rücken*) und die Noth, auch hier der beste Lehrmeister, zwang die wilden

*) Manchmal, wie im Jahre 1874 bei Čorlu im Vilajet Adrianopel, giebt dies Anlass zu förmlichen Schlachten zwischen Herren und Sklaven, welche nur durch das Eintreten der bewaffneten Macht zu Gunsten der letzteren beendigt werden können.



TSCHERKESSISCHE EINWANDERER.

Söhne der kaukasischen Steilberge, sich allmälig zur Bearbeitung des ihnen reichlich zugemessenen Bodens zu bequemen. Dies geschah, ohne ihre Vorliebe für das Waffenhandwerk oder die Lust am Raube auf Unkosten ihrer moslim'schen und christlichen Nachbarn zu schwächen. Auch der jüngste Knabe stolzirt weiter im Waffenschmuck einher, eine stete Bedrohung der unbewaffneten Rajah bildend, und Türk' und Christ, die Behörden mit eingeschlossen, stimmten bald überein, dass die räuberischen Kaukasen als eine wahre Gottesgeissel zu betrachten seien! Nur die hohe Pforte selbst blieb unberührt allen diesen Klagen gegenüber. Die grossen politischen Vortheile der Tscherkessen-Einwanderung decken für sie alle Nachtheile derselben. In den wehrtüchtigen, christenfeindlichen Männern des Kaukasus gewann sie ein unbezahlbares, allezeit bereites Instrument zur Niederhaltung ihrer Rajah, und wie richtig ihr Calcul, dies hat der bulgarische Aufstandsversuch vom Jahre 1867 (S. 28) bewiesen.

So wenig tüchtig die türkischen Regierungsmänner auf dem Gebiete der Administration, so glücklich wissen sie das ethnographische Moment zur Aufrechterhaltung der Reichsmacht zu verwerthen. Schon von Anbeginn verloren sie ihre mit der tscherkessischen Einwanderung beabsichtigten politisch-militärischen Zielpuncte nicht aus dem Auge. Auf den kleinasiatischen Lagerplätzen rekrutirte man bereits eifrig unter den kaum gelandeten kräftigen Bergsöhnen für das Heer. Die Errichtung tscherkessischer Cavallerieregimenter wurde beschlossen, die Bildung einer tscherkessischen Leibgarde für den Sultan durchgeführt.

Während also die am Kuban zurückgebliebenen Tscherkessenstämme dem unwiderstehlichen Zuge folgen müssen, der alle diese halbbarbarischen östlichen Nationalitäten ohne Unterschied des Glaubens unter Russlands Kreuzesfahne, zu dessen grossen, weitaussehenden Welteroberungsplänen zusammenschmiedet, werden, wenn einst der Car an dem Herrschersitze des Türkenthums Einlass fordernd pocht, die unter einem zweiten Diebitsch „Zabalkanski" gegen den Bosporus vordringenden Russen neben den Türken ihre tscherkessischen Erzfeinde in Reih und Glied kampfbereit treffen und so den „Kaukasus am Balkan" nochmals zu besiegen haben.

Und noch hat die Emigration der Tscherkessen aus dem Kaukasus nicht ihren Abschluss gefunden. Wie die neuesten Berichte erzählen, gedenken die letzten zurückgebliebenen Stämme zum Wanderstabe zu greifen und sich unter die Herrschaft des Grossherrn zu begeben. Vielleicht bewahrt ein günstiges Geschick den bulgarischen Boden vor dieser neuen Invasion, sind doch die Wunden, welche die früheren ihm geschlagen, noch nicht vernarbt!

XI.

ZUR KARTOGRAPHIE

DES

WESTLICHSTEN THEILES DER BULGARISCHEN DONAUTERRASSE.

Wie entstanden die fictiven Berge, Flüsse, Städte, Dörfer u. s. w. unserer Karten Bulgariens? — Wichtigkeit der Beantwortung dieser Frage für die Kartographie. — Freie Benutzung der k. Hofbibliothek und des k. k. Kriegs-Archivs zu diesem Zwecke. — 1. Karte des Venetianers Coronelli. — 2. Reise-Relation des k. k. österr. FZM. Grafen v. Virmond 1721. — 3. Mappa des k. k. österr. Hauptmanns v. Rebain 1741. — 4. Karte des venetianischen Marine-Ingenieurs Zannoni 1774. — 5. Navigationskarte der Donau des k. k. österr. Hauptmanns v. Tauferer. — 6. Karte von Prof. Mannert 1804. — 7. Karte von J. Riedl 1810. — 8. Karte von dem k. französischen Kartographen Palma 1811. — 9. Karte des k. französischen Officiers v. Vaudoncourt 1818. — 10. Karte des französischen Chevalier Lapie 1822. — 11. Karte des k. k. österr. Oberst v. Weiss 1829. — 12. Karte des k. russischen Generalstabs 1835 und 1853. — 13. Karte von Moltke 1845. — 14. Karte von Prof. Kiepert 1853. — 15. Karte von dem engl. General-Major A. F. Macintosh 1855. — 16. Karte von dem Geographen der Königin Keith Johnston 1861. — 17. Karte des k. k. Oberst v. Scheda 1869. — 18. Neueste Karte von Prof. Kiepert 1871. — Die Hauptresultate dieser Untersuchungen. — Türkische Karten. — Ein Anspruch des Feriks Omer Pascha zu Vidin 1871. — Des Autors Karte von „Donau-Bulgarien und der Balkan."

Wirft man einen Gesammtblick auf die Resultate meiner geographischen Forschungen, welche die vorausgegangenen Abschnitte über das Gebiet zwischen der Donau, Nišava, dem Lom und Timok enthalten, so werden von selbst in den bisherigen kartographischen Darstellungen dieses westlichsten Theiles von Donau-Bulgarien deren grosse Irrthümer auffallen und die beiden Fragen sich aufwerfen: wie sind diese zahlreichen fictiven Berge, Wasseradern, Städte, Dörfer u. s. w. entstanden und wie konnten sie sogar in unsere neuesten schönen Stiche übergehen?

Diese Fragen sind mir in Wahrheit wiederholt in den verschiedensten Kreisen gestellt worden. Ich durfte mir ihre dringend gebotene Beantwortung nicht verhehlen, diese konnte aber nur aus dem eingehenden vergleichenden Studium der wichtigsten älteren Kartenquellen resultiren, und ich möchte es gleich hier dankbar anerkennen, dass mir zu diesem Zwecke nächst den reichen Schätzen der k. k. Hofbibliothek, auch jene des k. und k. Kriegs-Archivs zu Wien, durch die besondere Güte des k. und k. Generalstabs und seines speciellen Vorstandes bereitwilligst zugänglich wurden.

Die vergleichende Arbeit, welche ich unternahm, war nicht wenig zeitraubend, doch glaubte ich mich derselben nicht entziehen zu dürfen, da eine derartige Untersuchung auf ein durch Autopsie genau gekanntes Gebiet angewendet, ganz abgesehen von dem historisch-kartographischen Interesse, zugleich den besten Maassstab für den mehr oder minder grossen Werth des Materials liefern musste, das bis vor Kurzem beinahe ausschliesslich die Grundlage für unsere Karten der europäischen Türkei lieferte und selbst heute noch für manche nicht näher erforschte Gebiete derselben bildet.

Ich gedenke und bin genöthigt, mich hier nur auf die Besprechung solcher Karten zu beschränken, welche einen gewissen Zeitabschnitt der geographischen Kenntniss des fraglichen Terrains charakterisiren und werde die zahllosen kartographischen Machwerke übergehen, welche, wie beispielsweise jene älteren von Matthaeo Scutter, Ger. et Leon. Valk u. s. w., jeder Bedeutung entbehren.

Ich beginne meine untersuchende Vergleichung und Kritik der älteren Karten West-Bulgariens mit der für den allgemeinen Standpunct der Kartographie im 17. Jahrhunderte höchst interessanten Arbeit: „Corso dell Danubio da Vienna Sin a Nicopoli e Paesi Adicacenti" des Cosmografo della Serenissima Republica di Vinetia" P. M. Coronelli. Diese, ohne Angabe des Erscheinungsjahres, auf mehreren Blättern und in ziemlich grossem Maassstabe ausgeführte Karte, wurde, den politischen Grenzlinien am adriatischen Küstensaume nach zu urtheilen, nach dem venetianisch-türkischen Kriege, etwa um 1690 angefertigt und ist bezüglich ihrer kartographischen Technik mit der Peutinger'schen Tafel beinahe auf eine Stufe zu stellen. An Wahrheit steht sie aber wohl weit hinter derselben. Orte, Flüsse, Berge und mit kühner Phantasie erfundene Seen wurden von dem venetianischen Kosmographen kaleidoskopartig durcheinander geworfen. So fliesst beispielsweise der Timok an „Belograkiak" (wahrscheinlich Belogradčik) vorüber und mündet im Lom, während dieser bei „Dernova" (Trnova) durch einen See „Lago de Seliste" fliesst und unter seinen Orten: Fetislani (das serbische Kladovo) zeigt. Arčer wird an den „Iska" (Isker) verlegt und der Balkan durchschneidet einem unübersteiglichen Walle gleich die ganze Türkei von Ost nach West.

Gegenüber diesem italienischen kartographischen Fabelproducte, welches durch das Erwähnte genügend charakterisirt erscheint, bildete die bereits mehrmals (II. Buch, Cap. II.) gedachte: Reise-Relation des österreichischen FZM. Graf. Virmond von Belgrad bis Constantinopel aus dem Jahre 1721*) und die: „Mappa der Landes Laage längst der Haubt-Strasse von Belgrad nach Constantinopel u. s. w. dedicirt An Einen Kays. Hof-Kriegs-Raht von dem mit der Kayserlichen Gross Bottschaft qua Ing. geschickten Hauhtmann Joh. Carolo von Rebain" aus dem Jahre 1741 einen bedeutenden Fortschritt. Ist auch das Terrain in beiden Arbeiten in nur sehr primitiver Weise angedeutet und auf die Orientirung wenig Rücksicht genommen, so sind doch die Wasserläufe vergleichsweise zu Coronelli bereits richtiger angegeben und die Strasse von „Nissa" nach „Mussa-Pascha-Palanka" (von Niš nach Bela-Palanka) trotz der gänzlich mangelnden Angabe der Zwischenorte, ferner jene einzelner Gebirge entlang derselben, wie die Suva-Planina (als „Sucha-Felsenberge"), ziemlich gut eingetragen.

Eine wesentliche Verbesserung der türkischen Karte tritt uns in des venetianischen Marine-Ingenieurs Zannoni „Carte de la partie septentrionale de l'empire otoman" (Venedig 1774) entgegen. Auf dieser technisch sehr hübsch gearbeiteten Karte, welche im Westen bis zu den Quellen der Nišava reicht, erscheint der Lauf der Donau und der in dieselbe einmündenden Flüsse ziemlich gut markirt. Auch der Balkan ist seiner Hauptrichtung nach richtiger als früher angegeben. Der Rhodop ist hingegen zu sehr südlich von Sofia eingetragen, welche Stadt hier noch als Nebenbezeichnung ihren byzantinisch-bulgarischen Namen „Triaditza" führt. Auf dieser Karte begegnete ich zum ersten Male dem Ortsnamen „Čibil", aus dem die späteren Kartographen bis auf H. v. Scheda herab, also durch genau 100 Jahre, ihre nicht existirende Stadt „Tschipil" am Timok gestalteten. Belogradčik kommt als „Graditke" nahe am Lom vor, Drinovatz als bedeutende Stadt, endlich auch der Ortsname „Smorden" an der Donau, merkwürdiger Weise aber nicht der fictive Fluss dieses Namens der späteren Karten. Die Zannonische Karte bietet für die Geschichte der russischen Erwerbungen am Schwarzen Meere im letzten Jahrhunderte und für die Kenntniss Asiens in diesem Zeitraume ein hohes historisches Interesse.

Abermals wechselt mit dem Venetianer ein österreichischer Geograph, dem die Kartographie der untern Donaugebiete wesentliche Berichtigungen verdankt. Derselbe hatte den ersten Wileshofer'schen Handlungsversuch nach Cherson begleitet. Seine Originalarbeit beschränkte sich aber nur auf die genauere Aufnahme der Donauufer. Sie befindet sich im k. k. Kriegs-Archiv und erschien später als: „Navigationskarte der Donau von Semlin bis an's Schwarze

*) Manuscript im k. und k. Kriegsarchive zu Wien.

Meer von Hauptmann v. Tauferer" (Wien, Kurtzbeck 1789). Auch hier findet sich der Ortsname „Smorden" wieder.

Die „Charte von der europäischen Türkei etc." des um die alte Geographie hochverdienten Mannert (Nürnberg 1804) bildete trotz des Zusatzes „mit sorgfältiger Benutzung der vorzüglichsten vorhandenen Hilfsmittel entworfen" gegen die 30 Jahre zuvor erschienene Karte von Zannoni, abgesehen von dem Technischen der Ausführung, eher einen Rück- als Fortschritt. Mannert scheint einer gleichzeitigen, in seiner „Geographie der Griechen und Römer" 7. Band als beste Quelle oft citirten Karte von Ruhekopf, die ich jedoch nicht aufzufinden vermochte, zu sehr vertraut zu haben. Gleich Coronelli lässt Mannert den Balkan von W. nach O. mit dem „Witloch" (Vitoš) in einer Linie bis zum Kosovefelde streichen. Sofia verlegt er jenseits des Balkans nach der Donauseite. Der Timok sinkt neben dem Arčer zu einem kleinen Flüsschen herab und die Orte Lom und Drinovac erscheinen am Arčer statt am Lom eingetragen. Auch das Dorf „Smorden" fehlt hier nicht, wohl aber noch immer der fictive Fluss dieses Namens.

Sechs Jahre später erschien zu Wien (1810) eine: Charte von Serbien und Bosnien etc. nach bisher unbenützter Aufnahme bearbeitet etc. von J. Riedl, welche die neuere graphische Darstellungsweise mit der älteren zu vereinigen suchte. Auf nicht sehr glücklicher Combination verschiedener Routiers beruhend, zeigt sie neben einzelnen richtigeren Details, bezüglich der allgemeinen Orientirung die gröbsten Irrthümer, was vorzüglich vom Timokgebiete gilt.

Den Napoleon'schen Eroberungsplänen an der Adria verdankte die Kartographie der Türkei durch die combinirten Recognoscirungen französischer Stabsofficiere, Consule u. s. w. bedeutende Resultate, welche namentlich in den Karten von Palma und v. Vaudoncourt niedergelegt wurden. Ersterer veröffentlichte seine: „Carte de la plus grande Partie de la Turquie d'Europe dressée sur d'anciens matériaux etc." gewidmet dem Herzog von Ragusa zu Triest im Jahre 1811. Vaudoncourt veröffentlichte seine: „Carte générale de la Turquie d'Europe etc. etc." zu München im Jahre 1818. Während Palma's Karte nur in den der Adria näher gelegenen Gebieten wirkliche Fortschritte zeigt, enthält jene von Vaudoncourt auch in den östlicheren Partien an der Donau neben manchen neuen Fehlern einige wesentliche Verbesserungen, die sich namentlich in der richtigeren Terraindarstellung, Orientirung und Nomenclatur bemerkbar machen. Vaudoncourt stellte namentlich das Timokgebiet weit naturgetreuer als seine Vorgänger dar. Nur erscheint das Terrain zwischen dem bulgarischen Timokufer und dem Arčer im Vergleiche zu jenem vom Arčer bis zum Lomflusse zu sehr zusammengedrückt und leider liess er neben der nicht existi-

renden Stadt „Czipil“ (Isnebol) am Timok, die gleichfalls fictive Stadt „Pirsnik“*) am Lem auftreten, welche seine Nachfolger bis heute beibehielten; während er aber wieder im Gegensatze zu diesen, die Stadt Lom richtig bei der Mündung des gleichnamigen Flusses ansetzte. Auch bei Vaudoncourt, wie bei Palma, findet sich das Dorf „Smorden“, aber noch immer nicht der gleichnamige grosse Fluss unserer Karten.

Erst in der: „Carte de la Turquie d'Europe, dressée en 15 Feuilles par le Chevallier Lapie“ (Paris 1822) fand ich den von Vaudoncourt neben dem Orte Smorden angegebenen kleinen Bach (Skomljabach) zum grossen, mit seinen Quellen bis zum bulgarisch-serbischen Grenzgebirge reichenden Fluss vergrössert. Lapie war es ferner, der an diesen von ihm erfundenen „Smordenfluss“ die Mehrzahl der am Lom liegenden Orte, z. B. den Vereinigungspunct der Lomquellen Falkovce, dann Borovica, Srodokriv und Trgovište an seinen fictiven Smorden versetzte und dafür alle Džibrica-Orte, darunter „Džihruvac“ selbst an den Lom verlegte. Auch das Timokgebiet, namentlich zwischen Knjaževac und Zaičar, wurde von Lapie sehr mangelhaft behandelt. All dies beweiset, dass dieser französische Topograph im Lomgebiete persönlich nur sehr wenig Studien gemacht und die eingezogenen Erkundigungen wahrscheinlich nicht verstanden hatte. Richtiger als auf früheren Karten und auf jenen seiner Nachfolger, ist bei Lapie der Chodža-Balkan unter seinem bulgarischen Namen mit „M. Starra“ (Stara Planina) und ebenso das Suvagebirge als „M. Souha ou Sinai“ eingetragen.

Aus der Karte Lapie's copirte die im Jahre 1829 vom k. k. österreichischen General-Quartiermeisterstabe herausgegebene grosse „Karte der europäischen Türkei“ in 21 Blättern (bekannt unter dem Namen der „Oberst Weiss'schen Karte“) den fictiven Smordenfluss und alle deren weiteren Irrthümer. Oberst Weiss hat jedoch das Verdienst, die Darstellung des serbischen Timokgebietes gegenüber seinen Vorgängern wesentlich verbessert zu haben. Noch unrichtiger aber als diese hat er das Terrain zwischen dem Timok und Arčer behandelt. Auch war er es, der die Stadt Lom an der Donau trotz Vaudoncourt's und Lapie's richtiger Angabe 1 Stunde aufwärts von der Lommündung verlegte und der dem serbisch-bulgarischen Grenzgebirge die ganz unrichtige Bezeichnung „Vratarnica Pl.“ gab. Leider war es aber auch Oberst Weiss, der den „Cerniverch“ (Crni-Vrb), welcher nicht geringe Verwirrung auch in allen späteren Karten anrichtete, als riesige Barrikade nahe der Nišava an jener Stelle aufführte, wo er noch heute auf der Karte des Herrn Oberst v. Scheda u. A. zu sehen ist.

*) Ein Städtchen Brsnik befindet sich etwa 12 Meilen südwestlich von diesem fictiven Pirsnik, nahe bei der Kasastadt Trn (Isnebol); also beide Städte nahe bei Sofia, aber nicht am Timok oder Lomflusse, wo sie unsere Karten anführen.

Es ist sehr bedauerlich, dass Oberst Weiss nicht die von mir im k. k. Kriegsarchive aufgefundene, wie es scheint, leider auch Boué, Kiepert und Oberst v. Scheda unbekannt gebliebene handschriftliche Karte des k. k. General-Quartiermeisterstabes (1809 — 1810) benützte, welche in vielfacher Beziehung, beispielsweise zwischen dem Timok und Arčer, auf weit zuverlässigeren Materialien als die später im Jahre 1829 erschienene Weiss'sche Karte beruht und die, um nur ein Beispiel anzuführen, den fictiven Lapie'schen Smordenfluss nicht zeigt.

Mit dem russisch-türkischen Kriege in den Jahren 1828 — 1829 tritt eine neue Epoche für die geographische Erforschung des illyrischen Dreiecks ein. Die militärischen Recognoscirungen wurden bereits nach allen Regeln der fortgeschrittenen Darstellung des Terrains ausgeführt und hatten wesentliche Resultate für die bessere Kenntniss der Balkangebiete zur Folge. Unter vielen kartographischen Gelegenheitsproducten, einzelnen Routiers von Officieren u. s. w. will ich hier nur die vom russischen Generalstabe herausgegebene ausgezeichnete: „Karte des Kriegstheaters in der europäischen Türkei von 1828 bis 1829 in 10 Blättern" (Petersburg 1835, verbessert 1853) und ferner das Werk v. Moltke's „Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828/29" mit Karten und Plänen (Berlin 1845) erwähnen. Beide für die Kartographie der südlichen Balkangebiete hochwichtige Arbeiten reichen jedoch in westlicher Richtung nicht bis zum Lom; sondern vereinzelte Routiers ausgenommen, nur bis zur Jantra und müssen hier ausser Betracht bleiben.

Für die bessere kartographische Darstellung der europäischen Türkei bildete Kiepert's Karte in 4 Blättern (Berlin, Reimer 1853) den wesentlichsten Fortschritt. Mit einer ausserordentlichen Hingebung und Sachkenntniss suchte Prof. Kiepert alle in Reisewerken und Karten niedergelegten Itineraires neuerer Forscher und Reisender kartographisch zu verwerthen. Speciell für das bulgarische Donau-, Balkan-, Timok-, Lom-Gebiet standen ihm aber leider keine neueren Quellen zu Gebote und so sah er sich genöthigt, die Fehler der Oberst Weiss'schen Karte zwischen dem Lom und Timok auf Treue und Glauben zu wiederholen.

Die Engländer, welche das Rühmlichste für die Kartographie des eigentlichen Orients geleistet, haben sich um jene der europäischen Türkei so gut wie gar nicht gekümmert. Die Karten in englischen Werken über den russisch-türkischen Krieg 1853, z. B. des General-Majors A. F. Macintosh (1855) sind schlecht und nicht besser sind jene im „Royal Atlas of modern Geographie" (1861) von Keith Johnston, Geographer to the queen for Scotland.

Von der neueren Karte der europäischen Türkei, von der im Jahre 1869 vollendeten Karte des Herrn Oberst Ritter von Scheda habe ich im Laufe dieses Werkes wiederholt gesprochen. Im Allgemeinen sei hier nur nochmals

erwähnt, dass Herr v. Scheda in seinen Arbeiten, so weit sie die Türkei und insbesondere das hier in Frage stehende Gebiet Bulgariens betreffen, sich grösstentheils damit begnügte, die Oberst v. Weiss'sche Karte und einige ältere russische Routiers mit ihren groben Fehlern einfach zu copiren. Neuere Aufnahmen österreichischer Officiere existirten wohl nicht, da sie Herr v. Scheda sonst höchst wahrscheinlich benutzt hätte. Das Gegentheil anzunehmen, ist begreiflicher Weise nicht erlaubt.

Die v. Scheda'sche Karte ist nur in der südlichen Türkei ziemlich verlässlich, so weit sie der russischen Karte folgte. Zwischen Philippopel, Niš, über den Balkan bis zum Timok und von diesem Donauabwärts bis Rusčuk lässt sie aber den Reisenden vollkommen im Stiche und ist eher geeignet, durch ihre prätentiös ausgeführte Darstellung des Orographischen en detail, welche zur Annahme verleitet, dass sie auf sorgfältigsten Croquis beruht, zu verwirren.

Unter so bewandten Verhältnissen sahen Alle, welche sich in politischer, nationalökonomischer oder wissenschaftlicher Beziehung mit dem Osten Europa's beschäftigen, der für 1871 in Aussicht gestellten verbesserten Auflage von Kiepert's „Karte der europäischen Türkei" mit wahrer Sehnsucht entgegen. Dem hohen wissenschaftlichen Range und der Gewissenhaftigkeit ihres Autors entsprechend, erfüllte sie auch alle gerechten Erwartungen. Sie bietet jedenfalls das möglichst vollkommenste Bild unserer im letzten Decennium errungenen besseren Kenntniss der wichtigen illyrischen Halbinsel.

In dieser neuesten Karte der Türkei darf wohl auch der westlichste Theil der bulgarischen Donauterrasse, was Terrainauffassung und topographisches Detail betrifft, auf Grundlage meiner Herrn Professor Kiepert im Croquis mitgetheilten Karte, auf eine begründetere Darstellung als bisher Anspruch erheben, obschon Kiepert bei dem kleineren Maassstabe seiner Karte (1871) nur etwa 50 Orte einzuzeichnen vermochte, wo meine Karte (1 : 288,000) zwischen der Donau, Timok, Lom und Balkan deren über 150 zeigt. Auf demselben Gebiete giebt Oberst v. Scheda's Karte (1869) nach Oberst v. Weiss 75 Ortsnamen, von welchen 26 vollkommen fictiv und die übrigen im seltensten Falle richtig geschrieben und an richtiger Stelle liegen.

Ich glaube nunmehr die Frage beantwortet zu haben, wie die durch hundert Jahre traditionell fortgepflanzten Irrthümer in den kartographischen Darstellungen des in diesem Bande behandelten Gebietes entstanden sind. Wie der Venetianer Zannoni (1774) die Stadt Tschibil, der Franzose v. Vaudoncourt (1818) die Stadt Pirsnik und Chevalier Lapie (1822) den Smordenfluss erfanden. Wie Lapie zuerst an diesen fictiven Smordenfluss die meisten Orte des Lom's und an diesen jene der Džibrica verlegte. Wie Oberst von Weiss (1829) zu allen diesen Irrthümern noch die fictive hohe Česni-Vrch-Barrikade an der Nišava hinzufügte,

und wie Oberst v. Scheda die Donau-Dampfschifffahrts-Station Lom 1 Stunde aufwärts vom gleichnamigen Flusse statt an dessen Mündung setzte, sowie alle übrigen Fehler, sammt den fictiven Städtenamen, die ich bereits 1868 als solche in der k. Akademie bezeichnete, noch im Jahre 1869 wiedergab.

Ich habe meinen vergleichenden Blick auf die kartographischen Arbeiten der verschiedensten Nationen im illyrischen Dreiecke beendet und man dürfte verwundert fragen, warum ich nicht von den Karten der Herren desselben, der Türken gesprochen? Diese Frage erledigt sich mit wenigen Worten. Die Türken haben niemals, trotz aller von Zeit zu Zeit officiell angekündeten Programme, auch nur den geringsten Versuch zur Aufnahme ihres Landes gemacht und sich stets begnügt, die in Europa erschienenen Karten desselben schlecht oder gut in die türkische Sprache zu übersetzen. Als ich im Jahre 1871 mit dem Ferik Omer Pascha, einem sehr intelligenten Kaukasier im Dienste der Pforte, diese Angelegenheit zu Vidin erörterte, äusserte er wörtlich: Ich schäme mich es sagen zu müssen, es ist eine wahre Schande, dass Ausländer erst jetzt auf unserem Boden kartographische Arbeiten ausführen, die wir längst besitzen müssten. Selbst im Frieden empfinden wir bei Truppenmärschen den Mangel guter topographischer Behelfe. Mittelst Zaptie's (Gensd'armen) bewegen wir uns von einer Garnison zur andern und oft, wo diese nicht Bescheid wissen, müssen wir Bauern als Wegweiser requiriren, diese ersetzen uns dann die leider fehlenden Karten und im Kriege ist's nicht anders!

Die dringend gebotene historisch-ethnographische Erforschung und auf Autopsie begründete kartographische Darstellung des weiten Gebietes zwischen dem Lom bis zur Dobruča einschliesslich des Iskerlaufes; ferner der selbst auf Kiepert's neuester Karte vom Jahre 1871 nur vage angedeuteten Balkankette vom Sveti Nikola-Balkan bis zum Schwarzen Meere, bildete die Aufgabe meiner längeren Reisen in den Jahren 1871, 1872, 1874, deren Resultate ich mit den in diesem Bande behandelten, in meiner neuen Generalkarte „Donau-Bulgarien und der Balkan“ zu veröffentlichen gedenke.

XII.

HÖHEN-MESSUNGEN.

Im Herbste 1870 habe ich die folgenden Höhen im westlichsten Bulgarien und südlichen Serbien zwischen Donau, Timok, Lom, Nišava und Morava mittelst Aneroïd bestimmt. Dieselben dürften mit geringen Ausnahmen, welche ich durch Fragezeichen charakterisirte, sich richtig erweisen. Hierfür spricht die nahezu merkwürdige Uebereinstimmung der erhaltenen Resultate an drei Puncten, welche gelegentlich des Eisenbahn-Nivellements auch durch Herrn Inspector Nagy gemessen wurden.

Höhen in West-Bulgarien.

	Meter üb. d. M.
An der Donau:	
Vidin, am Landeplatze der Dampfboote	32 (?)
Am Timok:	
Flortin, Höhe 10 Minuten westlich des Ortes	76 (?)
Rakovica, bei der Kirche	35 (?)
Bregova, Han im Dorfe	30 (?)
Koilova, im Kmetenhause	58
Bratjevac, östliche Höhe hinter dem Orte	225
Jasenovac, nordöstliche Höhe	265
Gracko, im Orte	292
Tupan, Karaula	290
Gola-Manova, Karaula	328
Vrška-Čuka, Türkisches Zollamt	332
Am Vidbol und Arčer:	
Kula, am Fusse der römischen Castellruine	231
Rakovica, Karaula	326
Rabiš, Plateau 1 St. nordwestlich des Ortes	338
Belogradčik, im Mudirhause	532

Sveti Nikola-Balkan:	Meter üb. d. M.
Čupren, am Posthan	412
Sveti Nikola-Balkan, Passhöhe an der Karaula	1348
Berilovce, Kmetenhaus im Dorfe	443
Temska-Karaula, Wasserscheide an der Poststrasse	571
An der Nišava:	
Pirot, Ebene hart vor der Stadt	341
Bei der Nišava-Brücke nach Nagy	355
Cingane-Dervend, an der Karaula	547
Bela-Palanka, Karaula im Orte	263
Ortshöhe nach Nagy	275
Koseljokus-Karaula, Strasse zwischen Bela-Palanka und Niš	474
Ploča-Karaula, Strasse zwischen Bela-Palanka und Niš	527
Niš, Jeni Han, erstes Stockwerk	176
Ortshöhe nach Nagy	175

Höhen in Süd-Serbien.

An der Morava:	
Alexinac, Han, erstes Stockwerk	148
Filip-Han, Strasse zwischen Banja und Knjaževac	594
Am Timok:	
Knjaževac, im Spitalhofe	208
Zaičar, im grossen Han	109
Negotin, neuer Han, erstes Stockwerk	25 (?)
Radujevac, Quarantainegebäude	66

Druck von C. Grumbach in Leipzig.



PROFIL DES SVETI NIKOLA-BALKANS.
Gesehen vom Beklemeh Izvor.

ÜBERSICHT
VON
F. KANITZ' REISEN
IN
BULGARIEN
1870–1871.
Von A. Petermann.

W A L A C H E I

SCHWARZES MEER

Vilajet – TUNA (DONAU-PROVINZ)

B U L G A R I E N

T H R A C I E N

Dobrudscha

Bukarescht

Widin

Rustschuk

Silistria

Schumla

Warna

Tirnowa

Philippopel

Adrianopel

Balkan

GOTHA, JUSTUS PERTHES



DONAU-BULGARIEN

UND DER

BALKAN.

DONAU-BULGARIEN
UND DER
BALKAN.

HISTORISCH-GEOGRAPHISCH-ETHNOGRAPHISCHE REISESTUDIEN

AUS DEN JAHREN 1860 — 1876.



II. BAND.

MIT 33 ILLUSTRATIONEN IM TEXTE UND ZEHN TAFELN.

VON

F. KANITZ.

LEIPZIG.
VERLAGSBUCHHANDLUNG VON HERMANN FRIES.
1877.

VORWORT.

Nur zu rasch bewährte sich meine auf der ersten Seite dieses Werkes ausgesprochene Voraussicht. Seit wenigen Monaten ist das früher kaum genannte „Bulgarien“ nunmehr wirklich Kernpunkt der orientalischen Frage und Gegenstand höchsten Interesses für Europa geworden.

Auf dem Schauplatze blutigen Ringens zwischen Donau und Morava, welcher im I. Bande seine Schilderung fand, herrscht wohl gegenwärtig Waffenruhe, denn der Vermittler Machtwort trennte die Krieger für Kreuz und Halbmond. Eine kurze Spanne Zeit aber noch und es beginnt jener weit gefährlichere diplomatische Kampf zu Constantinopel, welcher trotz der gegensätzlichsten Interessen der betheiligten Grossmächte in erster Linie die „Autonomie“ oder richtiger das Ausmaass von Menschenrechten für die hartgeprüfte „bulgarische Rajah“ bestimmen soll.

Politische Neuschöpfungen sind, von anderen Factoren abgesehen, nur auf Grundlage umfassendster objectiver Studien möglich. Vor Allem muss der physikalisch-geographische Charakter und Zusammenhang der in Frage stehenden Territorien den entscheidenden Staatsmännern ebenso klar vor Augen stehen, als die Geschichte, Ethnographie, Religions- und Culturverhältnisse ihres Völkerinhalts. Nimmer könnte sonst die Diplomatie ihr Werk politischer Regeneration im Geiste wahrer Gerechtigkeit und mit der freudigen Aussicht auf dessen Lebensfähigkeit vollbringen.

So lasse ich denn diesen II. Band meines „DONAU-BULGARIEN UND DER BALKAN“ mit dem Wunsche hinaustreten, dass er gleich seinem Vorgänger einen bescheidenen Beitrag zur Aufhellung der grossen Frage biete, welche den Welttheil bewegt. Der Augenblick seines Erscheinens dürfte ein willkommener sein. Behandelt ja dieses Buch die hochwichtige, vorwiegend reinbulgarische Centralregion zwischen Donau und Balkan, welche die am politischen Horizont in Sicht tretende Action Russlands zunächst treffen müsste.

Möge der Geist allseitiger Mässigung die über „Bulgarien“ schwebende Krise friedlich zu lösen verstehen. Seinem wackeren Volke werde aber gleichzeitig das lang ersehnte vollverdiente Recht, für welches einzutreten ich seit dem Jahre 1860 als heilige Pflicht erachtete!

WIEN, am 1. Dezember 1876.

F. KANITZ.

INHALTSVERZEICHNISS.

III. BUCH.

REISE-STUDIEN IM CENTRAL- UND WEST-BALKAN.

I. UEBER VIDIN ZUR VALISTADT RUSČUK.

II. ENTLANG DER JANTRA.

III. DIE CARENSTADT TIRNOVO.

IV. NACH NIKOPOLIS AD ISTROS UND SVIŠTOV.

V. UEBER SELVI UND GABROVO AUF DEN ŠIBKA-BALKAN. (II. BALKAN-PASSAGE.)

VI. VOM ROSENTHAL KAZANLIK UEBER DEN TRAVNA-BALKAN NACH TIRNOVO. (III. BALKAN-PASSAGE.)

VII. UEBER SEVLIJEVO UND LOVEC NACH SVIŠTOV.

VIII. DURCH DEN PASSIONISTEN-SPRENGEL VON NIKOPOLI.

IX. VON PLEVEN UEBER TROJAN UND DEN KALOFER-BALKAN. (IV. BALKAN-PASSAGE.)

X. VOM GIOPSU UEBER DEN TETEVEN-BALKAN ZUR DONAU. (V. BALKAN-PASSAGE.)

XI. DURCH DAS ISKER-, SKIT-, OGOST- UND PANEGA-GEBIET UEBER DEN ZLATICA-BALKAN NACH ORHANIEH. (VI. BALKAN-PASSAGE.)

XII. UEBER DEN ETROPOL-BALKAN UND SOFIA ZUM ISKER-DURCHBRUCH. (VII. BALKAN-PASSAGE.)

XIII. UEBER DEN GINCI-BALKANPASS, DURCH DAS ISKER-DEFILÉ NACH VRACA. (VIII. IX. X. BALKAN-PASSAGE.)

XIV. DURCH DAS SKIT-, OGOST- UND DŽIBRICA-GEBIET UEBER DEN BERKOVICA-BALKAN ZUR TEMSKA. (XI. BALKAN-PASSAGE.)

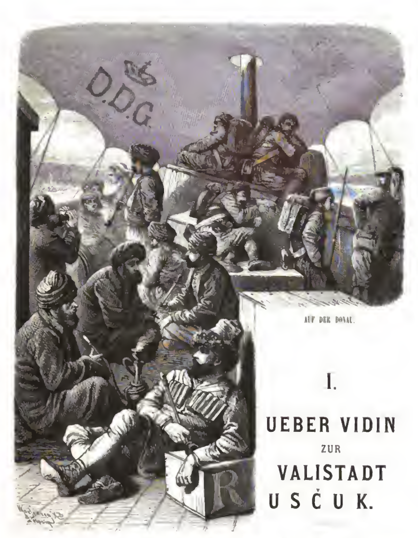
VERZEICHNISS DER 33 ILLUSTRATIONEN IM TEXTE:

VERZEICHNISS DER 10 TAFELN:

Die figuralischen Illustrationen dieses II. Bandes wurden von Herrn **V. Katzler**, die Landschaften grösstentheils von Herrn Maler **Albert Rieger** in Wien nach den Original-Skizzen des Autors auf Holz gezeichnet, die mit * bezeichneten Holzschnitte in Herrn **Hugo Kaeseberg's** Atelier und der Druck in **C. Grumbach's** Officin zu Leipzig ausgeführt.

III. BUCH.

REISE-STUDIEN
IM
CENTRAL- UND WEST-
BALKAN.



AUF DER DONAU.

I.

UEBER VIDIN
ZUR
VALISTADT USČUK.

Reise-Ouverture. — Landung zu Vidin. — Rumänischer Unions-Apostel aus Ungarn. — Scheitern seiner Mission. — Zwecklosigkeit der katholischen Propaganda. — Sturz Asiz Pascha's. — Agent Takácsy. — Herr von Kállay. — Akif und Hadschi Asiz Pascha's Wirksamkeit. — Der russische Consul Kira Dindjan. — Seine und Ignatieff's Aufgabe. — Russische und französische Urtheile über die Walachen. — Vergessener Lichtpunkt Vidin's. — Donaufahrt nach Rusčuk. — Dessen Lage. —

Dampfer-Compagnie „Idariji nehrije“. — Schiffswerfte. — Wirkung meines Fermans. — Hôtel „Isle Hane“. — Weshalb keine deutschen Journale. — Oesterreichisch-Ungarisches General-Consulat. — Vali Omer Fewzi Pascha. — Schicksal seiner Reformpläne. — Eine neue türkische Karte. — Ethnographisches Gewirre am Donauquai. — Physiognomie Alt- und Neu-Rusčuk's. — Einwohnerzahl. — Consulate. — Der Vali-Seraiplatz. — Oeffentliche Gebäude. — Anstrich à la franca. — Moscheen. — Kirchen. — Schicksal der neuen Glocke. — Action des russischen General-Consuls Mašuin. — Sturz des Vali Rasim Pascha. — Streit zwischen Bulgaren und Griechen. — Mr. Flocken. — Amerikanische Bibel-Gesellschaft. — Irische Nonnen. — Bulgarische Bildungsanstalten. — Buchhandel und Journale. — Kunstgewerbe. — Kaufläden. — Handel en detail und en gros. — Advokaten und Aerzte. — Klima. — Temperatur-Minima 1860—76. — Sommer-Ausflüge und Winter-Vergnügungen. — Rusčuk zur Römerzeit. — Schloss Hadži Chalfa's. — Moltke über türkische feste Plätze. — Rusčuk in den türkisch-russischen Kriegen 1810, 1828—29, 1853. — Neue Befestigungen.

Im Sommer 1871 galt meine Forschungsreise dem Central- und West-Balkan; ferner den weiten Gebieten, welche nach N. und S. ihm vorlagern. So interessant auch die Reise-Ouverture Wien-Vidin, schenkte ich ihr diesmal doch geringere Beachtung und ich darf wohl auch hier über ihr scenisches und historisches Detail hinweggehen, da ich es bereits in meinem „Serbien“ und im I. Bande dieses Werkes zu schildern versuchte. Während wir auf der serbisch-romanischen Donau hinfuhren, lag ich über meinem Routiers-Croquis in der stillen Cabine, mit allen Gedanken jener mösisch-thrakischen Gebirgswelt zustrebend, deren unerschlossene Geheimnisse mich seit Jahren magnetisch angezogen hatten.

Der 17. Mai traf mich in der alten Paschalikstadt Vidin, wo mein Dragoman zur voraus bestimmten Stunde sich mir anschliessen sollte. Der Orientale ist aber nie pünktlich. Im letzten Augenblicke fand er, dass er noch dringende Angelegenheiten ordnen müsse, und dies zwang mich zu einer Pause in der mir genugsam bekannten unsympathischen Stadt. Wohl fehlten auch diesmal nicht die angenehmen Stunden im Hause meines langjährigen Freundes, Herrn Consuls Ritter von Schulz und eben so wenig jene fremden Elemente, welche Vidin's gesellschaftliche Physiognomie periodisch sogar interessant gestalten.

Einiger dieser Typen habe ich bereits im I. Bande (S. 239) gedacht, Andere verdienen aber schon deshalb hier der Vergessenheit entrissen zu werden, da ihnen als Acteurs in dem grossen Intriguenspiel an der unteren Donau oft ganz merkwürdige Rollen zugefallen waren. Da promenirte beispielsweise unter dem Balcon meines lieben Gastfreundes der walachische Pope Draxin aus Siebenbürgen. Was hatte der würdige dakisch-lateinische Sprössling und römisch-unirte Geistliche im streng orthodox-bulgarischen Vidin zu schaffen? Sehen wir, und so unglaublich es klingt, bleibt darum nicht weniger wahr, was ich von unterrichteter Seite darüber hörte.

Bekanntlich wirkt seit langer Zeit die magyarische Staatspolitik im Banat und in Siebenbürgen jener Propaganda energisch entgegen, welche die Vereinigung sämmtlicher Rumänen in ein Gross-Dakisch-Rumänisches Reich anstrebt.

Der gedachte Pope Draxin bemühte sich aber im Gegensatz nicht etwa aus eigenem Antrieb, sondern unter der offiziellen Aegide des jüngst verstorbenen römisch-unirten Grosswardeiner Bischofs Pop Szilágyi, die bei Vidin zwischen Donau und Timok wohnenden Walachen*), seit 1869, mit in den Strom der gross-romanischen nationalen Bewegung hineinzuziehen.

Schon früher, unter der kurzen ungarischen Herrschaft über die westbulgarische Donauterrasse (1364), wurde die „Katholicisirung“ des Vidiner Umkreises versucht. Doch die theilweise gewaltsam durchgeführte Bekehrung dauerte nicht länger als die Epoche der Occupation. Nun sollte Pope Draxin unter ganz veränderten Verhältnissen den Versuch auf neuer Basis wieder aufnehmen.

Unter dem vorgeblichen Aushängeschilde, diese dem orientalischen Bekenntnisse angehörenden „schismatischen“ Walachen der Union mit Rom zu gewinnen, verbreitete er unter ihnen eine ihrem Wortlaute nach höchst merkwürdige Proclamation, welche die noble Stammesverwandtschaft mit Franzosen, Italienern, Spaniern, Portugiesen, sowie mit den jenseitigen Donau-Rumänen betonte und ihnen den Schutz des damals allmächtigen „Imperators“ Napoleon, nebst anderer lateinischen Potentaten verhiess. Von dem Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn, unter dessen Zepter zahlreiche Walachen einer höheren Cultur entgegenstreben, war aber in der bombastisch stylisirten Proclamation kein Wort zu entdecken. Und doch beanspruchte dieser Missionair die materielle Unterstützung Oesterreich-Ungarns und beschäftigte dessen Consulat beinahe unausgesetzt mit der Schlichtung seiner tactlos heraufbeschworenen Händel.

Bekanntlich kreuzen sich im Oriente die verschiedenartigsten Bestrebungen auswärtiger Staaten. Hier stand ich jedoch einer Action gegenüber, welche ich wohl begriffen hätte, falls sie vom Metropoliten zu Bukarest inscenirt worden wäre, für die mir aber, wenn ich Zweck und Auftraggeber, die ausführende Person, Terrain und Mittel ins Auge fasste, der Schlüssel geradezu unerfindlich war. Nur die gröblichste Unkenntniss orientalischer Verhältnisse konnte den Versuch zulassen, dem eigensten Staatsinteresse entgegen, viele Tausende walachischer Seelen mit dem Geiste des Romanismus zu erfüllen und andrerseits durch die Partheinahme des k. u. k. Consulates für eine höchst tactlose, die griechisch-orientalische Kirche beleidigende Propaganda, Oesterreich mit der Majorität der Bevölkerung, mit den Bulgaren und deren Clerus zu verfeinden! Was kümmerte es aber den „römisch-unirten“ Bischof von Gross-Wardein, dass in Folge dessen sein „schismatischer“ Bruder, der Erzbischof von Vidin (gegenwärtig der erste Exarch der Bulgaren) es unterliess, dem österreichisch-ungarischen Consul den sonst üblichen Antrittsbesuch zu erstatten und dass die Mehrzahl der vornehmeren „schis-

*) I. Band, S. 276, 282.

matischen" Notabeln der Stadt jede Berührung mit dem k. und k. Consul damals vermied. Begreiflich; zuerst die Kirche, dann allenfalls der Staat! —

Und wie war der Missionair beschaffen, den Bischof Pop Szilágyi zur Arbeit im Weinberge des Herrn entsendet hatte? Ein Pope ignorantester Sorte, welcher ausser des Walachischen keiner anderen Sprache mächtig, nicht einmal mit seinem eigenen Consul, viel weniger mit den türkischen oder bulgarischen Autoritäten ohne Dolmetsch verkehren konnte. Sein gleich würdiger Sohn und präsumtiver Gehilfe im Schulamte war aber, wie ich hörte, für viele Monate aller Wirksamkeit unfreiwillig entrückt. Er harrte in den Vidiner Casematten des Urtheilsspruches wegen eines Todtschlages, den er durch das ungeschickte Abfeuern von Pistolenschüssen auf dem neugeweihten katholischen Kirchenplatze zur höheren Ehre Gottes und des Pfingstfestes begangen hatte!

Von Leuten solchen Schlages durfte man wohl keine religiöse Propaganda mit geistigen Streitwaffen erhoffen. Da die feinen Unterschiede, welche das Schisma hervorgerufen, die Concessionen, welche Rom später den Bekennern der orientalischen Kirche gemacht, um sie wenigstens nominell zur Anerkennung des päbstlichen Primats zu bringen, den Herren Draxin Vater und Sohn sicher unbekannt geblieben waren, suchten sie durch realistischere Mittel zu wirken, schadeten aber ihrer Sache auch auf diesem Wege, durch allzu weitgehende Uebertreibung. Leicht war es den der Union mit Rom sich zuwendenden Clienten, die Befreiung von Steuern, Stola- und anderen Gaben zu versprechen. Als aber die türkischen Steuerpächter nach wie vor den Zehent einhoben und der von dem hochehrwürdigen Bischof von Gross-Wardein nahezu mittellos auf den Schauplatz seiner propagandistischen Thätigkeit entsandte Pope Draxin von den neophytischen Dorfgemeinden Geld unter dem Titel von Vorschüssen zu borgen begann, da schmolz deren Reihe von Tag zu Tag und die Zahl der Uebergetretenen war bald von vielen Tausenden auf wenige Hunderte Seelen herabgesunken; aber auch diese Zahl sollte der mit reichen Actionsmitteln arbeitenden russischen Gegenpropaganda nicht lange widerstehen!

Wahrlich, jene auf die Vorstellungen des Popen Draxin aus Oesterreich-Ungarn später von verschiedener Seite geflossenen Gelder hätten leicht eine nützlichere Verwendung finden können, als zum ungeschickten Ankauf eines Kirchenplatzes, dessen Verbauung von dem türkischen Gouverneur nachträglich aus angeblich strategischen Gründen verweigert wurde (!). Der Ausgleich dieser Angelegenheit, dann der gegen den Missionair eingeklagten Schulden und des durch Herrn Popen Draxin Sohn verübten Todtschlages — welcher von gegnerischer Seite als absichtlicher dargestellt wurde — raubte aber andrerseits dem k. und k. Consul viel kostbare Zeit, die er wohl im Dienste des österreichischen Handels u. s. w. weit nutzbringender für den Staat hätte verwerthen können!

Wir sehen hier leider einen jener Fälle, wo trotz manch trauriger Erfahrung in alter und neuerer Zeit, österreichisches Geld und Kräfte, aus totaler Verkennung faktischer ethnographischer und religiöser Verhältnisse des Orients, ganz fruchtlos auf unrealisirbare Zwecke vergeudet und einzig für den Car von Russland gearbeitet wurde.

Ich erzähle hier nur eine Thatsache, ohne politische Rathschläge anzuknüpfen. Den Staatsmännern aus der mit kleinlichen Mitteln der Routine arbeitenden alten Schule, möchte ich aber denn doch bei diesem Anlasse meine im I. Bande (S. 143) geäusserte Ansicht in Erinnerung bringen, dass der Moment, durch römisch-katholische Missionen an der unteren Donau zu wirken, längst vorüber sei.

Im Jahre 1860, als die alles Maass übersteigende Bedrückung des Bulgarenvolkes, durch den ihm national fernestehenden griechischen Clerus, es zur tiefgehendsten Opposition gegen das Constantinopler Patriarchat führte, damals hätte höchst wahrscheinlich ein combinirtes Zusammenwirken Frankreichs, Oesterreichs und Italiens, mit, dem grossen Zwecke entsprechenden Mitteln, Resultate erzielen können, welche die politischen Bestrebungen Russlands an der unteren Donau vielleicht ernstlich durchkreuzt hätten. Die Staatslenker Oesterreichs waren jedoch zu jener Zeit allzusehr in italienisch-polnisch-deutsche Händel verstrickt, die Ereignisse im J. 1866 hatten später seine Aufmerksamkeit und auch jene Frankreichs noch mehr von orientalischen Vorgängen abgezogen und der bulgarisch-griechische Religionsstreit erhielt seitdem nach allerlei Phasen durch die Sanctionirung des bulgarischen Exarchats seinen Abschluss, ohne dass die Zahl der römisch-unirten Bulgaren sich erheblich vermehrt hätte.

Diese letztere verschwindend kleine Minorität aber auf Kosten der grossen zur orientalischen Kirche sich bekennenden Mehrheit künstlich zu vermehren, sollte man ruhig Rom allein und zwar umsomehr überlassen, als die letzten Jahrzehnte constitutionellen Regiments in ganz Mittel-Europa und auch in Oesterreich-Ungarn das Prinzip gereift haben, dass der Staat nicht dazu berufen sei, die Geschäfte irgend einer Kirche zu besorgen. Folgerichtig müsste dieser Grundsatz auch auf ähnliche Oesterreich-Ungarn schwer compromittirende Missionen à la Draxin endlich Anwendung finden. Sicher könnten alle Betheiligte und namentlich der Staat bei solch weiser Enthaltung nur gewinnen, und auch die österreichisch-ungarischen Consuln dürften den sie viel behelligenden geistlichen Händeln kaum eine Thräne nachweinen; falls sie wegblieben.

Gab und giebt es in den Vorländern des Bosporus ja stets auch weltliche Persönlichkeiten räthselhaften Treibens, die sie beschäftigen. Namentlich zur Zeit als Asiz Pascha Gouverneur zu Vidin, landeten dort manch interessante Zugvögel in mysteriösen Geschäften, mit deren Kommen und Gehen der seinerzeit grosses

Aufsehen erregende Fall des Pascha's nicht ganz unbegründet in Beziehung gebracht wurde.

Da die plötzliche Abberufung Asiz Pascha's auch das Bulgarenvolk des Vidiner Mutessarifliks schwer berührte, will ich auf die interessanten Ursachen desselben hier näher eingehen.

Ich lernte Asiz Pascha im Herbste 1870 kennen, zur Zeit als die politischen Wogen an der unteren Donau sehr hoch gingen und der österreichisch-ungarische General-Consul zu Belgrad, Herr Benjámin von Kállay, Vidin besuchte. Asiz machte auf mich den Eindruck eines höchst intelligenten, man darf sagen europäisch gebildeten Mannes, dem das Wohl des von ihm administrirten Theiles Donau-Bulgariens, als ehrenvolle Ausnahme von dem Gros gewöhnlicher, nur auf die Füllung ihres Säckels bedachter Gouverneure, am Herzen lag. Seine Berufung zeugte für Mithad's Scharfblick. Unter Asiz' strengem, aber gerechtem Regimente, athmete die Rajah des Vidiner Sprengels seit Jahrhunderten freier auf. Er hielt sich an den Buchstaben des Hatti-Humajuns und gedachte — bis dahin unerhört — diesen in seinem Mutessariflik zu verlebendigen. In den Medjilis wurde die Gleichberechtigung zwischen Türk und Christ thunlichst eingeführt, Christen gelangten zu hohen Aemtern, die Einhebung des Zehents erfolgte in schonenderer Weise, die Errichtung von Schulen wurde allerorts warm empfohlen und der Ban von Kirchen ohne Schwierigkeit gestattet. Asiz' Lob ertönte allerorts. Die christliche Rajah pries ihn, nannte ihn „blgarska maika“ (Mutter der Bulgaren); doch seine Glaubensbrüder, die Türken, waren mit dessen Benehmen wenig einverstanden. Sie misstrauten ihm, schimpften ihn verächtlich den „Djaur Pascha“ (Christen-Pascha), und begannen gegen ihn zu intriguiren.

Man erinnerte sich in den Kreisen seiner Gegner, dass Asiz Pascha der altbulgarischen Familie „Sokolski“ (Falke) entstamme, verbreitete, dass er, obwohl Türke, doch geheim die alten Traditionen seines einst angesehenen Geschlechts bewahre, dass er, gelegentlich eines Besuches zu Negotin bei einem Banquette im Kreise serbischer Functionäre, dieselben betont hatte und mit Vorliebe bulgarisch spreche (!). Man motivirte mit diesen, ich weiss nicht ob begründeten oder unwahren Gerüchten, dessen der Rajah überaus freundliche und dem Türkenthum feindliche (?) Haltung und zeihte ihn zuletzt geradezu hochverrätherischer Plane gegen den Sultan.

Eine Verkettung merkwürdiger Verhältnisse förderte die Plane seiner Feinde. Asiz pflegte nämlich vertraulichen Umgang mit einigen ungarischen Emigranten, welche trotz des Ausgleichs, eine bevorstehende Revolution in Ungarn proclamirend, für die Aufrichtung der Kossuth'schen Donau-Conföderation agitirten, und als Sendlinge des grossen Bukarester Revolutions-Comités galten. Damals hielt auch die junge ungarische Regierung in den wichtigsten Donaustädten neben den

vom „gemeinsamen Ministerium des Aeussern“ bestellten officiellen Consuln, zu deren nicht besonderer Freude, ihre eigenen vertraulichen Agenten, so zu Vidin einen Herrn Takácsy, mit dem Asiz auffallend viel verkehrte. Auch des Pascha's directe Correspondenz mit Herrn v. Kállay zu Belgrad und des letzteren Besuch zu Vidin wurden missdeutet, die verschiedensten Gerüchte schwirrten durch die Luft und während Asiz in seinem Paschaserai sich noch in vollster Sicherheit wähnte, fanden sie bereits ihren Weg nach Rusčuk, von dort, nach Constantinopel. Namentlich zeigte sich die Gesandtschaft einer auswärtigen Macht thätig, die Pforte über die vermeintlichen Conspirationen Asiz Pascha's aufzuklären. Bald glaubte, ja hielt man sich zu Stambul davon überzeugt, dass Asiz den Versuch seines berühmten Vorgängers Passvan Oglu wieder aufnehmen wolle, der, wie ich im I. Bande erzählte, nichts Geringeres, als die Unabhängigkeit seines Vidiner Paschaliks von der Pforte angestrebt hatte!

Nun war das Räthsel gelöset. Nur desshalb, um sich später zum „Kral“ der Bulgaren aufzuwerfen, hatte Asiz so oft seine Provinz bereiset, und sich mit allen einflussreichen Personen derselben persönlich bekannt gemacht. Nur desshalb hatte er Strassen, Schulen und Kirchen gebaut und die Rajah so sympathisch behandelt. Nun war auch den, die Bequemlichkeit aufs höchste liebenden Moslims die früher unbegreifliche Sportpassion Asiz' erklärt. Nicht die Lust am edlen Waidwerke allein hatte Asiz „Sokolski“ (den Falken) so oft im strengsten Winter nach Berkovica, Vraca, in die Balkanberge geführt. Sein Sinn strebte dort nicht allein nach Wolfs- und schwarzen Bärenfellen. Nein. Er ging in den Balkan, um dessen streitbare bulgarische Bevölkerung für seine verruchten Plane zu gewinnen, um mit ihrer Hilfe sich eines schönen Tages Insch-allah! zum „König von Bulgarien“ zu proclamiren!

Nun Alles so klar am Tage (!) wie des Profeten Sonne, war auch Asiz Pascha's Sturz beschlossen. Welches Glück für ihn, dass die alttürkische „rothe Schnur“ ausser Brauch! So begnügte man sich Asiz nach Constantinopel zur Verantwortung zu laden, wo er ohne Procedur seiner Staatswürden entsetzt wurde und mit seiner Familie in grossherrliche Ungnade fiel. Mehr als anderswo ist aber in der Türkei Alles rund und im Herbste 1875 fungirte der Hochverräther Asiz wieder als Mutessarif zu Filippopel, wo die ausgebrochene Bewegung zu Eski Saara ihm sogleich viel zu schaffen gab.

Zur zeitweiligen Beseitignng Asiz Pascha's hatte namentlich der auf Mithad und Sabri gefolgte Vilajet-Gouverneur Vali Akif Pascha zu Rusčuk mitgewirkt. Die bulgarische Rajah hatte Asiz seiner Talente, Thätigkeit und Gerechtigkeitsliebe wegen, in ihren Journalen laut zum Vali des Tuna-Vilajets verlangt. Möglich auch, dass Asiz, unstreitig der fähigste Beamte nach Mithad Pascha, diesen einflussreichen hohen Posten, anstatt durch reiches Bakschisch, auf dem in der

Türkei allerdings ungewöhnlichen Wege, durch die Sympathien der christlichen Bevölkerungs-Majorität zu gewinnen hoffte. Sicher ist die Acusserung des durch Asiz in seiner einträglichen Stellung sich bedroht fühlenden Vali Akif's: „ein Mann, der nach dem General-Gouverneurposten strebt, kann kein guter Kaimakam (Districtsverwalter) sein", und er handelte demnach.

Asiz löste ein Stocktürke im Amte ab. Hadschi Asiz Pascha, sein Nachfolger, war, wie schon das „Hadschi" vor seinem Namen verkündet, ein frommer altgläubiger Moslim und Mekkapilger, der keine fremde Sprache, auch nicht bulgarisch sprach und dem selbst der strenge Prophet Sympathien für das „Djaurenthum" (Christenthum) nicht hätte vorwerfen können. Auch sein Polizeichef verstand nicht bulgarisch, dafür ärgerte er aber die reisenden Kaufleute mit Passplackereien etc. Die wenigen höheren bulgarischen Beamten, z. B. der bekannte Caukov, mussten durch allerlei Intriguen ihre Stellen räumen und bald war die letzte Spur des reform- und rajahfreundlichen Waltens Asiz Pascha's getilgt, dessen Name sich im dankbaren Andenken der Bulgaren unauslöschbar erhalten wird.

Zu den interessantesten Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft ich zu Vidin machte, zählt jedenfalls der russische Consul Kira Dindjan. Er stammte aus Bessarabien, kannte die Verhältnisse der unteren Donauländer genau und seine Wahl für diesen zum Theil von Walachen bewohnten District Bulgariens zeigte mir, wie geschickt Russland seine Agenten mit Berücksichtigung ihrer Orts- und Sprachkenntnisse, ihres Bildungsgrades u. s. w. zu verwenden versteht. Gewiss hätte Herr Kira Dindjan auf einem Consulsposten im westlichen Europa keine erhebliche Rolle gespielt. Hier in Vidin zwischen Bulgaren und Walachen war er aber ganz auf seinem Platze. Seine Alluren mochten den ceremoniösen Osmanlis weniger fein, als jene seiner fremden Collegen, erscheinen. Er war aber auch nicht der Türken, sondern der Rajah wegen nach Vidin gesandt worden. Mit ersteren fertig zu werden, sie in geschickter Weise zu ködern, das ist nach russischem System Sache des Botschafters zu Constantinopel und man weiss, wie geschickt dies beispielsweise General Ignatieff versteht. Mit der orientalischen Christenheit haben aber die russischen Consuln oft in ganz entgegengesetztem Sinne zu verkehren und diese Mission vollführte auch Kira Dindjan mit Erfolg. Bei ihrem Bischofe war er gut angesehen, die Notabeln behielten stets Fühlung mit ihm und mit den Landleuten suchte er sie zu erhalten, indem er ihre Dörfer bereiste, ihren Kirchweihfesten beiwohnte, deren Popen und Klöster beschenkte u. s. w.

Im hohen Grade unterhielt es mich von Herrn Kira Dindjan zu hören, in welch drastischer Weise er die erwähnten Bestrebungen der katholischen Missionäre Draxin und Sohn zu vereiteln suchte, wie er sich zu Pferde setzte, persönlich von Dorf zu Dorf ritt und durch seine überzeugenden „Gegen-Predigten" die

bethörten Walachen wieder „orthodox" machte! Wie sehr das russische auswärtige Amt Herrn Kira Dindjan's Talente und Eigenart zu würdigen versteht, zeigt dessen Sendung als Consul nach Černovic in die Mitte des Ruthenenthums!

Auf die Walachen war der in mancher Beziehung höchst originelle Consul im Allgemeinen schlecht zu sprechen. Anderer Ansicht über die Zukunft Rumäniens war aber Mr. Champoison jr., der vom französischen General-Consulat zu Rusčuk damals in temporärer Mission nach Vidin gesandt worden war; ferner auch ein liebenswürdiger französischer Arzt im türkischen Dienste, welcher seinem russischen Freunde stets opponirte. War letzterer Pessimist, so neigte der französische Doktor mehr zum Optimismus, ja er wollte (im Mai 1871) noch immer nicht an die deutschen Siege vor Paris glauben und hielt das Ganze für einen Schwindel der „Prussiens". So wenig geordnet seine politischen Anschauungen, so musterhaft war sein am westlichen Quaiende gelegenes Spital gehalten. Hatte man sich durch den abscheulichen Schmutz der Gerberwerkplätze hart am Donauufer hindurchgearbeitet, so war man überrascht in Mitte all des Vidiner Unflaths in ein mit europäischer Reinlichkeit administrirtes, gut eingerichtetes Haus zu treten, welches von der Stadt lobenswertherweise für ihre unbemittelten Kranken aller Confessionen unterhalten wird.

Ich scheide hier von diesem im I. Bande unerwähnt gebliebenen hellen Punkte Vidin's und von seinem oft höchst pittoreske Staffagen zeigenden Zigeunerviertel, durch welches unser Rückweg zum Landungsplatze der Dampfboote führte. Dort erwartete mich mein Dragoman reisefertig, der donauabwärts gehende Dampfer erschien in Sicht. Vom Deck aus freute ich mich noch lange des herrlichen Strombildes, das die blutgetränkten Kalafater Höhen begrenzten und der niedergehende Sonnenball mit den leuchtendsten Abendfarben in Gelb, Roth, Violett und Blau übergoss. Bald erschienen nur noch die weissen langgezogenen Festungsmauern Vidin's als hellblinkende, fadenartige, immer mehr und mehr sich verjüngende Linien. Endlich waren auch sie erloschen, Abenddunkel hüllte die Landschaft ein und die Flaggen fielen von den Masten.

Drei Stunden darauf, landeten wir bei dem, den Lesern des I. Bandes bereits wohlbekannten Lom-Palanka. Heller Mondschein liess mich in weiter Ferne die hinter diesem aufsteigende Silhouette des „Sveti Nikola-Balkans" erkennen. Des Nachts kamen wir an den Donauhäfen Rabova und Nikopoli, am Morgen an Sistov vorüber, Städte, die ich im Laufe meiner Landreise später besuchte und schildern werde. Erst am nächsten Vormittag erreichten wir Rusčuk, die Hauptstadt des „Tuna-Vilajets", die sich uns als solche schon durch die am Landeplatze herrschende grössere Lebhaftigkeit ankündete. Der Dampfer legte nahe den Quadermauern eines von Mithad Pascha vor Jahren begonnenen Quaibaues an, der noch heute der Vollendung wartet und den via „Rusčuk-Varna-Railway" nach Constan-

tinopel Reisenden schon beim Betreten grossherrlichen Bodens das sprechendste Zeugniss türkischer Reform des „Ueberall Beginnens und Nirgends Beendens", deutlich vors Auge führt. Bis der zweite Schiffplatz seinen pittoresken Inhalt unter Drängen und Lärm entleert und die Reihe an uns Passagiere der ersten Cajüte kommt, finden wir genügend Zeit, uns über die Lage der Stadt zu orientiren.

Wie alle Hafenstädte Bulgariens, liegt auch das auf Mithad Pascha's Vorschlag zur Vilajetsstadt erhobene Rusčuk an einem der zahlreichen Flüsschen, welche dem Nordhange der waldreichen Balkankette entfliessen und mit ziemlich streng eingehaltenem Laufe S. N. in die Donau münden. Der Lomfluss bespült jedoch nur den westlichsten Stadttheil, in dem sich alle die wasserbedürftigen übelriechenden Gewerbe: Schlächter, Gerber, Fischer u. s. w. angesiedelt haben. Das Centrum Rusčuks mit dem Serai des Gouverneurs, den Kasernen, Amtsgebäuden und dem von 29 Moscheen und 20 Minareten überragten Türkenviertel, erhebt sich aber etwas landeinwärts auf der hohen Uferterrasse, von und auf deren gegen die Donau jäh abfallendem Steilrande, vom Landeplatze östlich einige zierliche Neubauten im europäischen Style, darunter das grosse „Hôtel Isle Hane" und verschiedene Consulate mit ihren von hohen Masten wehenden Flaggen freundlich herabblicken. Rechts krönen auch ein neues zweikuppeliges Bad, eine Moschee und ein Fort, welches den Hafen bestreicht, alles mit Grün durchwachsen, die Lehne. — Tief unten an der steil geböschten Lehmwand hart am Uferrande stehen aber beinahe ausschliesslich Handel und Verkehr vermittelnde Gebäude, das Zollamt, Magazine, die Werkstätten der Lohnwagenunternehmung „Šerket", dann Gebäude der österreichischen und türkischen Dampfercompagnien. Letztere, die „Idariji nehrije", eine Gründung Mithad's, zählt 7 Dampfer und einige Transportschiffe, wird jedoch demnächst, Dank der lüderlichen türkischen Wirthschaft, schmählich enden. Die äussersten Etablissements bilden der östlich 1/4 St. weit vom Landeplatze entfernte Rusčuk-Varna-Bahnhof, dann westlich an der Lommündung eine kleine Schiffswerfte und der Hafen für die türkischen Segel- und Kriegsschiffe. Sie liegen hart unter den Kanonen des von diesen beiden Puncten landeinwärts sich fortziehenden, die ganze Stadt umschliessenden Walles. An der Donau ist dieser jedoch bis auf geringe Reste verschwunden. Mithad liess dort einen ganzen Stadttheil mit der ihm eigenen Energie während eines Jahres niederreissen, neue Strassen nach dem Centrum eröffnen, den bereits gedachten Quai beginnen und wäre er länger Vali geblieben, ich glaube, Rusčuk hätte in kurzer Zeit, unterstützt durch seine herrliche Lage, alle Emporien an der unteren Donau an Schönheit überholt. So vermag es aber weder mit Giurgevo, noch mit dem jungaufstrebenden Belgrad, was Architektur, Pflaster, Beleuchtung und Reinlichkeit betrifft, zu wetteifern. Heute gleicht Rusčuk einer Frau, welche





VALISTADT RUSČUK.

vergebens durch Schminke und Pflästerchen über ihre Hässlichkeit zu täuschen sucht.

Auch diesmal nahm ich nicht ohne einigen Schmerz Abschied von dem österreichischen Dampfer, dessen behaglichen Comfort ich nun für lange Monate mit den Unannehmlichkeiten des Reisens in einem beinahe culturlosen, für Fremdenempfang gar nicht eingerichteten Lande vertauschen sollte. Zum mindesten liess sich der Beginn gut an. Mein riesiger, der Constantinopler Kalligraphie zur Ehre gereichender sultanlicher Ferman, den ich durch geneigte Verwendung der k. u. k. Botschaft bei der hohen Pforte erhielt, flösste den zahlreich an der Landungsbrücke Hecke bildenden, Teskereh (Pässe) heischenden Polizisten heilsamen Respect ein und innerhalb weniger Minuten gelangte ich auch unbelästigt von den auf Gelderpressung abzielenden Förmlichkeiten türkischer Zöllner in das ganz hübsch eingerichtete „Isle Hane Hôtel", das Rusčuk gleich seiner Strassenbeleuchtung mit Petroleumgas, seinem Lohnfuhrwesen u. s. w. dem Reformeifer Mithad's verdankt. Das Hôtel besitzt im ersten Stockwerke einen grossen Saal, der im Winter zu Reunionen, Bällen, zur Aufführung kleiner Operetten und Lustspiele u. s. w. benutzt wird. Im Speisesaale des Erdgeschosses fand ich zur „table d'hôte" und „à la carte" gedeckt, ein „Buffet" mit ungarischen und französischen Weinen; ferner einige griechische, französische und bulgarische Blätter, merkwürdigerweise aber kein deutsches Journal. Ich rügte dies, da Reisende aus Deutschland hier zahlreich passiren. Der freundliche Wirth entschuldigte sich aber mit dem schlauen Complimente, dass wir Deutschen gewöhnlich mehrere Sprachen und zum mindesten französisch lesen, dies aber bei anderen Nationalen gewöhnlich selten der Fall sei, was ihn zwinge deren Zeitungen zu abonniren. Aus dem Speisesaal tritt man in den von einem alten ungarischen Emigranten mit Sorgfalt gepflegten Garten. Er bietet eine prächtige Aussicht auf das jenseitige niedrige walachische Lehmufer bis nach Giurgevo und seine lang gestreckten, von einzelnen Donauarmen durchzogenen grünen Wiesenflächen, über die ganze Schwärme von Sumpfvögeln wolkenartig hinzogen. Ich durchschritt das Gartenthor und stand hart an dem Flaggenstocke, der für die etwa 300 Seelen starke österreichisch-ungarische Colonie, eine für türkische Polizei und Gerichte unnahbare Schirmstätte bedeutet. Einige Schritte weiter, und ich begrüsste in dem damaligen General-Consul, Ritter v. Wohlfarth, einen alten Wiener Bekannten, bei dem es nicht erst einer offiziellen Empfehlung bedurfte, mir dessen freundlichste Unterstützung zu sichern.

Begleitet von dem äusserst zuvorkommenden Kanzler Baron von Gödel-Lannois, machte ich zunächst dem Vali Omer Fewzi Pascha einen Besuch. Ich war dem Gouverneur durch seinen ehemaligen Professor an der k. Wiener-Neustädter Militärschule, den gegenwärtigen k. k. Feldzeugmeister Ritter von Hauslab

empfohlen und fühlte im warmen Empfange, wie treu Omer Fewzi das Andenken an seinen einstigen Lehrer bewahrt hatte. Der Vali war noch jung im Amte, voll guter Vorsätze und Pläne. Ich werde später im Capitel über türkische Administration und speciell über jene des Rusčuker Vilajets, eingehender von diesen sprechen. Schon hier möchte ich aber eine Bemerkung betonen, die sich mir lebhaft während meiner Unterhaltung mit dem Gouverneur aufdrängte, dass nämlich im steten Wechsel der hohen Functionaire und Beamten selbst ein gesünderer Staat als die Türkei seine allmälige innere Zersetzung und Auflösung finden müsste. Ich sah, dass Omer Fewzi ungeachtet seines kurzen Aufenthalts in der Donauprovinz es dringend fühlte, wie sehr Mithad's lobenswerthe Reformen der Vervollständigung bedürfen. Auf allen Gebieten waren sie von Mithad angebrochen, auf keinem aber auch nur zu einem einigermassen befriedigenden Abschluss gebracht worden. Omer Fewzi liebte die Arbeit und gedachte dem vernachlässigten Bulgarien ein treuer Verwalter und Entwickler seiner brach liegenden Naturschätze zu werden. Der Vali erklärte mir eine ganze Reihe von Entwürfen für Strassen- und Eisenbahnbauten, welche er einem preussischen Ingenieur, Herrn Julius, anvertraut hatte; für die Ausbeutung der Kohlenwerke bei Travna hatte er bereits bei einem Consortium zu Frankfurt a. M. Schritte gemacht; auch Schulen, Handel, Gewerbe u. s. w. wollte er zu heben suchen. Doch fühlte er sichtbar schon damals das neuerdings über ihn und das Vilajet schwebende Damoclesschwert. Wirklich wurde Omer Fewzi noch im Herbste desselben Jahres nach Candia versetzt und an seine Stelle trat als neuer Vali Akif Pascha, ein Mann, auf den ich bereits (S. 9) ein Streiflicht warf, der bildungslos, selbst das Wenige was Omer Fewzi während seiner kurzen Statthalterschaft angeregt, bald zur ewigen Ruhe einsargte.

Der Vali Omer Fewzi Pascha nahm als ehemaliger Zögling der Wiener-Neustädter Militär-Akademie ganz besonderes Interesse an den geographischen Arbeiten, welche ich in seiner Provinz auszuführen gedachte; und beauftragte Herrn Julius mich aufs Beste zu unterstützen. Dies geschah von Seite dieses Herrn und seines Hilfsarbeiters, des Polen Menejko, in der liebenswürdigsten Weise. Die Herren zeigten mir eine auf Mithad's Anordnung roh entworfene Karte des Vilajets in ungeheurem Maassstabe. Bei näherer Prüfung ergab sich jedoch, dass sie nur eine Vergrösserung der alten Kiepert'schen Karte vom J. 1853 mit allen ihren Irrthümern war, und die wenigen von einzelnen Ingenieuren eingetragenen Strassentracen erwiesen sich, soweit ich sie auf dem von mir bereits früher zwischen Timok und Lom bereisten Gebiet controlliren konnte, als höchst leichtsinnig eingezeichnet. Trotzdem nahm ich mit des Pascha's Erlaubniss einige Copien von Strassenzügen des Vilajets. Später fand ich allerdings Ursache die aufgewendete Mühe zu bedauern. Das Detail liess mich überall im Stiche und

am Ende nützte mir das Croquis nur so weit, dass ich über die Hauptpunkte orientirt war, welche Mithad's Strassennetz verband.

Herr Baron Gödel blieb mir unverändert der eifrigste Cicerone während meines Rusčuker Aufenthalts. Da ich 1868 die Valistadt nur flüchtig kennen gelernt, suchte ich diesmal das Versäumte gründlich nachzuholen. Auch der Hauptreiz von Rusčuk ist gleich wie bei allen türkischen Städten, wenn man ihre oft anziehende malerische Lage ausser Betracht lässt, mehr ethnographischer als architektonischer Natur. Man kann sich wohl stundenlang unter den Zeltdächern der kleinen Cafés am Donauquai Rusčuk's, eine Cigarette oder Wasserpfeife schlürfend, bei billigem Mokka, Sorbet, Dultschas u. s. w. an dem verschiedensprachigen, bunten Menschengewirre ergötzen und dabei oft ganz interessante Einzelzüge beobachten. Mit der Besichtigung der Monumentalbauten ist man jedoch sehr bald fertig.

Consul Lejean zog eine Parallele zwischen dem einstigen und dem heutigen Rusčuk, welche sich zu einer Apotheose des letzteren gestaltete. Welche Rückschlüsse ergeben sich für das alte Rusčuk, um wie viel weniger musste dieses den Ansprüchen des Europäers an die Hauptstadt einer Provinz von der Ausdehnung manch kleinen deutschen Staates genügt haben? Denn europäischen Anstrich zeigen selbst heute und auch da nur, wenn man auf eine Musterung des Einzelnen verzichtet, zwei bis drei Strassen, darunter jene, welche zum Varna-Bahnhof führt. Diese Strassen liegen in dem Stadttheile, wo das christliche und grossentheils fremdländische Element vorherrscht. Unter der etwa 23,000 Seelen zählenden Bevölkerung befinden sich nach türkischen Quellen in runden Zahlen beiläufig 10,800 Türken, 7700 Bulgaren, 1000 Juden, 800 Armenier, 500 Zigeuner und 1000 türkische Soldaten; ferner an Fremden: 800 Walachen und Serben, 200 Oesterreicher und Ungarn, 100 Griechen, 100 Deutsche, Engländer, Polen, Russen, Italiener u. s. w., welche als Nationale oder Schutzbefohlene den fremdländischen Consulaten unterstehen. Oesterreich-Ungarn hat hier ein General-Consulat und ebenso Russland; England, Frankreich, Italien und Griechenland halten hier effective, Deutschland, Spanien, Belgien und die Niederlande nur Honorar-Consulate. Angesehene Kaufleute bewerben sich gerne um solche Ehrenposten, weil das an ihrer Hausfaçade angebrachte Wappenschild des fremden Staates und der Consulstitel sie gegen die Vexationen des eigenen schützt. An Sonn- und Festtagen, wenn alle diese europäischen Functionaire flaggen, erfüllt den Fremden in Mitte der asiatischen Rechtslosigkeit ein eigenthümliches Gefühl der Beruhigung!

Im türkischen Stadttheile verdient nur der Hauptplatz einige Beachtung. Auf diesem erhebt sich das Vali-Serai mit einem Vorgarten, der an Festtagen viel müssige Leute bei türkischem Militärkonzert versammelt. In den vorspringenden

Flügeltracten des Serai und in den Gebäuden des angrenzenden Platzes sind die Bureaus, Gerichte, die Druckerei des offiziellen Provinzblattes „Tuna", nebenbei bemerkt das einzige Journal im ganzen Vilajet; ferner das Polizei-, Post-, Telegraphenamt, dann die Gefängnisse untergebracht. Rechts vom Serai steht das Amt der Municipalität, links das Waisenhaus „Isle Hane" und gegenüber die weitläufige Infanterie- und Cavallerie-Kaserne. Mehrere Minarete, welche diese Fronten überragen, geben dem Platze sein pittoreskes Aussehen. Von einer festgegliederten, europäischem Maassstabe entsprechenden Architektur ist jedoch bei allen erwähnten Bauten kaum eine Spur zu entdecken. Des Reformators Mithad Pascha's Wille, dem sie grossentheils ihre Entstehung danken, war meist besser als die überstürzte Ausführung. Nur wenige Bauten zeigen ein dauerhaftes Material, trotzdem es nahe bei Rusčuk in Menge vorhanden. Bei den meisten bröckeln bereits die aus schlechtem Mörtel gezogenen Gesimse ab und da nicht rechtzeitig an deren Ausbesserung gedacht wird, dürften sie bald Ruinen sein. Wir stehen auch hier einem der vielen lobenswerthen Versuche des talentreichen, jungtürkischen Staatsmannes gegenüber, welcher orientalischen Geschmack mit occidentalem Wesen zu verschmelzen versuchte, ein Problem, das aber aus tiefer liegenden Ursachen im Kerne scheitern musste, und darüber können weder die weisse, Risse verhüllende Tünche der Gebäude, noch die im schwarzen Reformcostum ihnen gravitätisch zuschreitenden beamteten Effendis oder die über den Platz hinrasenden Fiaker à la franca den prüfenden Forscher täuschen.

Von den älteren Moscheebauten ist wohl die „Hunkiar oder Bairakli-dschami" (Eroberer- oder Fahnen-Moschee) die architectonisch bedeutendste. Auf ihr wird die Mittagsflagge aufgehisst. Als die älteste gilt aber, wie schon ihr Name besagt, die „Eski Dschami". Sie soll einst gleich dem „Teke des Hudir Baba" dem Ritus der „Dschenewis" (Lateiner) gedient haben. Diese Tradition ist bezüglich der „Eski Dschami" aber gewiss unbegründet; denn der berühmte türkische Topograph Hadschi Chalfa erzählt, dass Sultan Suliman sie erbaute. Baki Pascha erbaute eine andere Moschee und ein Besestan (Bazar), Martesa Pascha restaurirte das Schloss. Von beiden ist kaum eine Spur zu finden.

Die Bulgaren besitzen zwei Kirchen, von welchen die St. Georgskirche die ältere, obwohl ihr architektonisch ganz unbedeutender Oberbau erst aus dem J. 1840 herrührt. Die vor hundert Jahren erbaute Sveta Troica-Hauptkirche steckt dem damals herrschenden Gebot gemäss tief in der Erde, sie hat etwas kellerartiges, ist jedoch sehr geräumig und ziemlich reich ausgestattet. Bekanntlich wurde der Rajah im Pariser Friedensvertrage als unverbrüchliches Recht zuerkannt, bei ihren Kirchen Thürme anbringen und deren Glocken läuten zu dürfen. Auch zu Rusčuk hatte sich ein Comité gebildet und glücklich die Anschaffung einer Glocke zu Stande gebracht, welche im J. 1871 mit der Zustimmung des toleranten Vali

Omer Fewzi Pascha feierlich geweiht wurde. Als der Gouverneur jedoch bald darauf eine kurze Reise ins Innere machte, ersuchte der ihn vertretende Kadi (Oberrichter) die bulgarische Commune alles Glockengeläute zu unterlassen. Omer Fewzi Pascha gestattete es wohl wieder nach seiner Rückkehr; der Vorgang des Kadi wirft jedoch ein grelles Schlaglicht auf die Gerechtigkeitsliebe des moslimschen Richterstandes, und man darf wohl sagen, alle türkischen mit Koransgeist durchtränkten Kadis sind mit seltenen Ausnahmen gleich fanatisch gegenüber der Rajah gesinnt. Die Glockengeschichte von Rusčuk ist aber noch nicht zu Ende. Auf Omer Pascha folgte Rasim Pascha, ein geborner Grieche, der um sein Glück zu machen mit 22 Jahren zur Lehre Mohammeds übertrat. Als Grieche und Moslim hatte er zweifach wenig Grund die von ihm gehassten Bulgaren zu schützen, und um wahrscheinlich seinen Eifer für den Koran auffallend zu bezeugen, ertheilte er sofort nach seinem Amtsantritte der bulgarischen Kirchengemeinde die bestimmte Weisung ihre Glocke nicht weiter zu läuten. Dieser Vergewaltigung laut proclamirter Rechte und Auflehnung gegen den „Hatti-Humajuu“ suchte der Vorstand der bulgarischen Gemeinde durch wiederholte Petitionen und Proteste zu begegnen. Als diese jedoch ganz fruchtlos sich erwiesen und von dem Pascha ganz einfach unter das „minder“ (Sitzkissen, das bei den Türken die Stelle unseres Papierkorbes vertritt) gesteckt wurden, als selbst die persönlichen Vorstellungen des russischen General-Consuls Mašnin vom Vali unbeachtet blieben, da ergriff Mašnin das drastische Auskunftsmittel eines Sonntags die Glocke auf eigene Gefahr durch seine russischen Kavassen läuten zu lassen. Diese hatten sich bewaffnet; denn man dachte, dass der Pascha wahrscheinlich mit Polizeigewalt dem kühnen Wagniss umsomehr Einhalt gebieten werde, als die fremden Consuln ihren „schismatischen“ Collegen in dieser Angelegenheit im Stich gelassen hatten.

Rasim war wohl über das freche Beginnen des „moskov“ erzürnt, begnügte sich jedoch mit einem neuen Verbote und berichtete nach Stambul. Aber auch der russische Consul hatte nach Constantinopel geschrieben und General Ignatieff liess Herrn Mašnin, der wie Consul Kira Dindjan zu Vidin gleichfalls im Geiste russischer Traditionen gehandelt, nicht im Stiche. Kurz darauf war Rasim Pascha nicht mehr Vali des Tuna-Vilajets. Sein Sturz wurde als ein Triumph Russlands gefeiert. Die Glocke wird aber seitdem anstandslos geläutet. Wohl haben einige türkische Fanatiker ihren Besitz in der Nähe der Kirche verkauft, was die Bulgaren wenig grämte; während der grössere Theil der türkischen Bevölkerung sich an die verhassten Töne allmälig gewöhnte. Die Gemeinde Rusčuk bewahrte aber seitdem dem energischen Consul ihre Sympathien, und dieser lohnte sie wieder durch sein inniges Verhältniss zum bulgarischen Clerus, durch das Abfeuernlassen von 21 Schüssen am Cyrill- und Methodiustage durch seine Kavassen u. s. w.

Die Spaltung zwischen Bulgaren und Griechen äusserte sich auch zu Rusčuk durch eine zu Neujahr 1873 thätlich zum Ausbruche gelangte Fehde, sowie durch die vollkommene Abtrennung der griechischen Minorität, welche ein eigenes Kirchlein (geweiht zu Ostern 1872) sich erbaute. Auch die Katholiken besitzen seit dem J. 1858 ein solches, dessen Seelsorge von einem Passionistenpriester versehen wird, der dem Bukarester katholischen Bischofe untersteht. Der evangelische Cultus zählt zu Rusčuk mehrere Bekenner. Hier residirt Mr. Flocken von der amerikanischen Bibel-Gesellschaft zur Bekehrung aller Secten, und ein Missionär des Londoner Juden-Bekehrungs-Vereins (vor zwei Jahren der verstorbene Dr. Zuckerkandel aus Alt-Ofen), erfüllt neben der propagandistischen, nicht sehr resultatreichen Aufgabe eine erspriesslichere humanitäre; denn die Missionsschule für Knaben und Mädchen wird als die beste der Stadt betrachtet und selbst von bulgarischen Kindern zahlreich besucht. Das Gleiche lässt sich leider nicht von der jungen katholischen Schule behaupten, um deren Gründung sich H. General-Consul v. Wohlfahrt ganz besonders bemühte. Zuerst wollten die Beiträge nicht reichlich fliessen. Im J. 1871 betrugen sie 150 Dukaten, grossentheils von Seite der Israeliten gespendet. Der hohe Clerus gab aber merkwürdigerweise gar nichts und wollte trotzdem der Schule den römisch-katholischen Stempel aufdrücken, wogegen die Spender sich natürlich verwahrten. Gegenwärtig wird sie von aus Irland durch den katholischen Bischof herbeigezogenen Nonnen geleitet und von 23 Knaben und Mädchen besucht.

Auch die Schulen der Bulgaren stehen nicht auf besonders hoher Stufe; obwohl zugegeben werden muss, dass man sich eifrigst bemüht sie entsprechend zu entwickeln. Neben zwei Volksschulen, welche gewissermassen mit den beiden Kirchen materiell verbunden sind, aus deren Einkünften sie erhalten werden, besitzt die Gemeinde nahe der Donau noch eine vierklassige Bürgerschule, an welcher 7 Lehrer wirken, ferner eine Mädchenschule mit 3 Lehrern und einer Lehrerin.

Von grossem Nutzen für die Hebung der Volksbildung wirkt die Danov'sche Buchhandlung, aus welcher zahllose Schul-, Lese- und Bildungsbücher, Karten u. s. w. in das Innere abströmen, dann eine zweite von Iw. N. Momčilov. Ein Journal „učilište" didaktischen Inhalts, wurde leider durch den bulgarenfeindlichen Vali Abdur-Rahman (derselbe der zu Niš meine Reise unterbrach, I. Band S. 158) 1873 verboten. Dieser Revolutionsriecher ging so weit, Cigarrettenpapiere welche ein industrieller Bulgare zu Tirnovo mit unschuldigen bulgarischen Reimsprüchen fabrizirte, gleichfalls zu confisciren. Im J. 1874 wurde er seines Postens enthoben, weil er sich dem österreichisch-ungarischen General-Consul Montlong gegenüber ungebührlich benommen hatte. Nahe den Buchläden stösst man auf einen deutschen Photographen, der recht Tüchtiges leistet. Nächst diesen Wissen-

schaft und Kunst zu Rusčuk vertretenden Geschäften, erregen das Interesse des Fremden zahlreiche primitive Kunstgewerbe, welche auf Plätzen und Strassen frei betrieben werden. Besonders anziehend und durch ganz Bulgarien berühmt, sind die Rusčuker schwarzen Thongefässe von reizenden Formen, mit aufgelegten Silberverzierungen.

Namentlich verweilte ich gerne im Laden eines älteren Moslim, der mit seltenem stylistischen Formgefühl die zierlichsten Näpfo, Zuckerdosen, Tabaksbüchsen, Pfeifenköpfe u. s. w. auf der denkbar einfachsten Drehscheibe schuf. Geschickt wusste er die Ornamente immer nur am richtigen Orte aufzulegen, ohne jede Ueberladung, mit feinstem Tacte, wie er bei occidentalen Handwerkern nur selten zu finden. Leider zählte Abdullah selbst unter seinen Collegen bereits zur Ausnahme, der europäische Import veranlasst sie oft zu Experimenten, die den originellen Reiz ihrer Miniaturkunstwerke beeinträchtigen. Doch hiervon mehr, sobald ich auf bulgarische Kunst und Gewerbe eingehender zu sprechen komme.

Unferne von der Töpferstrasse fand ich eine andere, in der blos Tischler und Wagner arbeiten. Man begegnet hier den wunderlichsten Möbelformen, grösstentheils aus weichem Holze gearbeitet mit bunter Bemalung, und können uns das Wohnzimmer einer türkischen Schönen bei einiger Phantasie leicht construiren. Hier werden auch Spielsachen für Kinder verfertigt; allerdings sehen sie roh und possirlich genug aus, ich glaube kaum, dass sie, Russland etwa ausgenommen, irgendwo sonst in Europa einen Käufer anlocken könnten. Wie soll aber auch der Formensinn bei einem Volke sich entwickeln, dessen Religionslehre das Nachbilden menschlicher Formen auf das strengste verbietet! Der Eingang heidnischen Götzenthums in die ideale Gottestheorie wird wohl dadurch erschwert; doch entspringt daraus der empfindliche Nachtheil für die Bekenner des Islams, dass sie, vom Gebiete der schönen Künste ausgeschlossen, auch in dieser Richtung nicht in die Bestrebungen der europäischen Völker mit eintreten können und durch diese Schranke sich noch mehr von ihnen trennen.

Die Metall- und Silberschmiede Rusčuks stehen weit hinter jenen Vidin's und Niš's im Rufe, doch fertigen auch sie manchen das europäische Auge anziehenden Gegenstand, z. B. die ungeheuren runden und palmettenartigen Gürtelschnallen, Arm- und Ohrringe für die Frauen der ländlichen Umgebung. Die kleine und grosse Bazarstrasse im Centrum der Türkenstadt zeigen an gewissen Tagen ein starkes Verkehrsleben. Die Landleute, welche ihre Cerealien, Thiere, Gemüse u. s. w. verkauft haben, strömen in die bunt ausgestatteten bulgarischen Läden, von welchen einige, bereits im europäischen Style eingerichtet, lockende Auslagen zeigen. Am stärksten ist unter den Gewerben jenes der Verfertiger türkischer Schuhe und Kleider vertreten. Man sieht ganze Reihen von Läden mit gelben

und rothen Pantöffelchen für türkische Damen, dann schwarzen Schuhen für die männliche Bevölkerung von Stadt und Land. Die auffallende Grösse der letzteren wird durch die dicken buntgemusterten Strümpfe der Käufer bedingt. Das Uhrmacher-, Kürschner- und Sattlergewerbe, sowie die Anfertigung vieler Webewaaren, Waffen u. s. w. wird von den Einheimischen schwunghaft betrieben. Zahlreiche Sermadži's (Gold- und Silbersticker) steppen reiche Verzierungen auf die Kleider alttürkischer und bulgarischer Façon. Artikel europäischen Brauchs und Schnittes werden aber ausschliesslich von Fremden erzeugt oder importirt, welche sich in der Valistadt vorübergehend oder dauernd niedergelassen und manchmal es zu nicht unerheblichem Wohlstande gebracht haben. Man trifft zahlreiche mit europäischen Luxuswaaren ausgestattete Läden, darunter Wiener Filialen renommirter Kleider- und Schuhfabriken. Der Engros-Handel mit Landesproducten ist aber nahezu Monopol der Eingeborenen; andrerseits sind Fremde grösstentheils die Unternehmer oder Pächter der Apotheken, Gasthöfe, Fuhrwerke u. s. w.

Neben vielen armenisch-griechisch-walachischen Kurpfuschern und Rechtsverdrehern, welche ihre Diplome meist selbst fabrizirten, besitzt Rusčuk auch einige Aerzte und Advocaten, die gründliche Studien im Auslande gemacht haben. Ich erwähne hier nur den zu Berlin gebildeten Dr. Grun, der mir im J. 1872, als ich fieberkrank, die besten Dienste leistete. Die rationell gebildeten Aerzte werden jedoch nur wenig aufgesucht, denn abgesehen von türkischem Fatalismus und bulgarischer Sparsamkeit ist Rusčuk's Klima ein vortreffliches. Das Minimum der Temperatur beträgt nur ausnahmsweise — 18°, das Maximum (im Schatten) selten mehr als + 31° R.*)

Rusčuks Glanzpunkt bildet dessen herrliche Umgebung. Wasserfahrten nach dem gegenüberliegenden Giurgevo, Ausflüge zu Wagen und zu Pferde in das herrliche Lomthal, nach den Obst- und Weingärten von Kule und Besarbovo bilden die Hauptvergnügungen der Rusčuker occidentalen Gesellschaft. Sie wechseln im Winter mit Soiréen und Bällen in den Consularkreisen, dann theatralischen Productionen zu wohlthätigen Zwecken, mit den musikalischen Genüssen eines verirrten Konzertisten oder wandernder böhmischer und ungarischer Musiktruppen. Letztere findet man auch im Sommer in den beiden Erholungsgärten, welche die specula-

*) Nach den Aufzeichnungen der meteorologischen Station im österr.-ung. General-Consulate betrugen die Minima zu Rusčuk im Durchschnitte:

1860. Jänner = 13,8° R.
1866. „ = 10,1°.
1867. „ = 9,8°
1870 Feber = 17,0°
1874. Jänner = 15,2°

In Sulina betrug das Minimum des Winters:

1876. „ = 19,2°

tiven Oesterreicher Hallenstein und Riegler mit gutem Erfolge vor einigen Jahren in unmittelbarster Nähe des Bahnhofes etablirten.

Allmälig gewinnt der jüngere Theil der bulgarischen Bevölkerung Geschmack an europäischen Vergnügungen. Die grössere Menge horcht aber an Sonntagen draussen vor der Hecke auf grünem Plane dem Klange der Musik, da die Genüsse innerhalb der schattigen Räume ihr viel zu theuer. Nach occidentalem Maassstab sind sie es freilich nicht, auch lassen beide Locale beinahe Alles an Comfort zu wünschen übrig. Die Aussicht von den hochgelegenen Punkten ist aber herrlich, das Bier und die Erfrischungen gut, und wenn die haute société, Consuln, türkische Beamte und Offiziere an diesen Orten sich ihr Rendezvous gegeben, die Musik Strauss'sche Walzer und Quadrillen spielt, vergisst man beinahe, dass man sich in der noch halb orientalischen Valistadt befindet.

Auf der Rückfahrt, an der einen ziemlich gut gehaltenen revetirten Graben überbrückenden „Stambul Kapia Köprüsü“ erinnern wir uns, dass auch Rusčuk nominell zur langen Liste türkischer Donaufestungen zählt, und des periodisch auftretenden Gerüchtes, der Stambuler Seraskier denke daran, es nach neuem System durch vorgeschobene Werke u. s. w. in Wahrheit zu einer solchen zu machen.

Schon zur Römerzeit bildete Rusčuk einen der befestigten Punkte des grossen mösischen Donaulimes. Gehen wir von dessen östlichstem Hauptplatz Durostorum (Silistria) an der Hand der Peut. Tafel stromaufwärts, so fällt ihr Maass (abgesehen von den unchweisbaren Zwischenstationen Tegulicium, Nigriniana und Transmarisca, von welchen noch weiter die Sprache sein wird), mit 73 Mill. auf Rusčuk, wo sie Prisca ansetzt. Also hatte dieser vom Itin. Ant. auch Seranta-prista, von der Not. Imp. Seragintaprista, bei Ptolemäus Priste Polis genannte Ort auf der Stelle der heutigen Valistadt, und zweifellos hart am Ausfluss des Loms gestanden, dort wo die meisten römischen Funde gemacht werden. Noch zuletzt wurde nordwestlich vom Konak eine Inschrift in 3 Met. Tiefe ausgegraben und andere wurden bereits früher hier gefunden und publicirt*). Auch Kiepert setzt dieses nicht unbedeutende Prista an die Lommündung. Der Name mochte von Pristis, einer Gattung Flussschiffe herrühren, und Mannert vermuthet scharfsinnig, dass hier die untere römische Donauflotille stationirte, also genau wo heute türkische Kriegsdampfer hier ankern. Zu Prisca lag die V. Cohorte der LEG. I. ITAL. und eine Abtheilung leichter Reiter als Besatzung. In den Völkerstürmen zerstört, spielt Prista-Rusčuk erst in neuester Zeit wieder eine bedeutendere Rolle, seit die Türken es zu einer ihrer Hauptniederlassungen an der Donau erhoben haben. Nach dem türkischen Geographen Hadži Chalfa**) hatte Rusčuk früher ein

*) Mommsen, Corp. inscr. lat. III.

**) Rumeli und Bosna, übersetzt von Hammer. Wien, 1812. S. 43.



befestigtes Schloss, das Murtesa Pascha erneuerte. Ich glaube dessen Stelle auf dem Punkte der heutigen Quarantäne ober dem Dampfboot-Landeplatze annehmen zu dürfen, wo heute noch Reste seiner Mauern zu sehen sind.

Graf Moltke schildert die festen türkischen Plätze an der Donau und Seeküste in noch heute vollkommen zutreffender Weise: „Ihre Befestigung ist nach europäischen Begriffen sehr armselig. Ein bastionirter Hauptwall mit geringem Commandement und ohne Aussenwerke, trockene Gräben mit revetirter Escarpe und Contreescarpe, aber von geringer Tiefe und Breite, Linien, welche enfilirt und oft in grosser Nähe dominirt sind, reichliche Vorräthe an Lebensmitteln, Pulver und Waffen, zahlreiches Geschütz, gänzlicher Mangel an gemauertem Hohlbau und ein durch Häuser aus Fachwerk und Lehm sehr beengter innerer Raum sind die Eigenthümlichkeiten, welche wir fast überall wieder finden.“*)

Rusčuk's Festungswall zählt seit langer Zeit nächst 5 steinernen Thoren, 16 Bastionen mit je 5—12 Geschützen. Letztere sind aber verschiedensten Kalibers, und der Wall selbst ist an der Donauseite theilweise zerstört und wird gegen Süden von den nahen Anhöhen beherrscht. Im J. 1810 hatte es den ersten Angriff der Russen unter Graf Nikolaus N. Kamenski auszuhalten. Obschon es sich tapfer wehrte, musste es doch nach der Niederlage des türkischen Entsatzheeres bei Batin (hart an der Donau) capituliren. Vor der im nächsten Jahre erfolgten Räumung schleifte Graf Kutusoff Rusčuk's Werke. Obschon sich die Vernachlässigung der türkischen Donauplätze auch im J. 1828—29 genügend rächte, traf das J. 1853 alle und auch Rusčuk im alten, beinahe vertheidigungslosen Zustande und erst in letzter Stunde griff man zu Spaten und Schaufel, um die dominirenden Höhen nothdürftig mit fünf detachirten Erdbauten zu krönen. Ich zweifle nicht, dass im türkischen Kriegsbudget bedeutende Posten für die verschiedenen Festungen figuriren; doch müssten es nicht türkische Paschen sein, sollten die Gelder nicht in andere Canäle fliessen. Die Unterlassungssünden des türkischen Gouvernements werden aber gewöhnlich durch heroische Vertheidigung jedes festen Postens aufgewogen, an welcher die Garnison und moslimsche Bevölkerung gleich ehrenhaften Antheil haben, und viele Donaufestungen leisteten im J. 1829 den Russen einen Widerstand, welcher an Saragossa erinnert!

Als die Russen im Mai 1828 den Feldzug gegen die Türkei eröffneten, galt es, das Occupationscorps der Walachei und ihre reichen Vorräthe gegen die Streifzüge aus den festen bulgarischen Donauplätzen sicher zu stellen. Das VI. Corps unter General Roth, welchem diese Aufgabe zu Theil wurde, stiess anfangs auf geringen Widerstand. Erst am 2. Juni setzte eine geringe Zahl Türken von Rusčuk nach Slobodija über, eine beträchtlichere Zahl von Infanterie und Cavallerie stiess aus dem walachischen, von den Türken befestigten Giurgevo zu ihnen, es

*) Moltke, der russisch-türkische Feldzug 1828 u. 1829. Berlin 1845. S. 48.

kam zu einem Gefechte, in Folge dessen die Türken sich in ihre Festungen zurückzogen. Am 3. Juli wiederholte die Garnison der beiden Plätze mit 1000 Mann Infanterie, 2000 Reitern und 7 Geschützen den Ausfall, wurde jedoch abermals von General Roth zurückgeschlagen und fortan hielt sich die Besatzung Rusčuk's ruhig hinter den Wällen.

Das erste Feldzugsjahr 1828 schloss mit dem Verluste Ostbulgariens und Varna's für die Türken ab. Silistria, Šumla und Rusčuk-Giurgevo waren jedoch in ihren Händen geblieben.

Nachdem Reschid Mehmet Pascha, der neue Generalissimus, von den Russen bei Kulevča im Mai 1829 aufs Haupt geschlagen worden war, plante er mit Hussein Pascha von Rusčuk-Šumla aus eine gemeinsame Unternehmung gegen die Russen. Während der Gross-Vezier gegen General Roth bei Kozludża Ende Mai mit 40,000 Mann vordrang, sollte Hussein eine Diversion in der Richtung auf Silistria machen, um General Dichitsch dort festzuhalten. Es fehlte jedoch an präcisem Zusammenwirken und beide Operationen blieben erfolglos. Reschid wich gegen Pravady zurück und Hussein wurde im Augenblicke, als er merkwürdigerweise das bulgarische Landvolk zu einer Art Landsturm gegen die Russen aufbieten wollte, durch General Kreutz von Kaorga her mit 8 Bataillons, 12 Escadrons und 12 Geschützen bei Rasgrad angegriffen, gegen Tutrokan abgedrängt und nach einem unglücklichen Gefechte seiner Nachhut, zur Rückkehr nach Rusčuk gezwungen, womit auch dessen kriegerische Rolle bis zum Friedensabschlusse abgeschlossen war.

Bereits im I. Bande (II. Buch, Cap. VI) habe ich bei Vidin die Episode der Besetzung und Vertheidigung der walachischen Donaupunkte, welche dem eigentlichen Kampfe am Pontus im J. 1853—54 vorausging, besprochen. Nicht viel günstiger als der Verlauf ihres Angriffes auf die berühmte Position von Kalafat-Vidin, gestaltete sich das Vorgehen der Russen im Spätherbstfeldzuge 1853 gegen Giurgevo-Rusčuk. Wohl gelang es ihnen bereits im November die Türken zum Aufgeben der von Omer Pascha besetzten Donauinseln zwischen beiden Städten zu zwingen, doch erst im Februar 1854 konnten sie Giurgewo, dessen Werke kurz zuvor verstärkt worden waren, nach heftiger Gegenwehr seiner Besatzung einnehmen und dort einen bedeutenden Belagerungspark etabliren. Ihr späterer Angriff auf Rusčuk wurde von den Türken jedoch energisch zurückgewiesen, ungeachtet gerade die Befestigung der Donaufronte Alles zu wünschen übrig liess. Ihre Werke waren entmantelt, die Geschütze — im Ganzen wurde Rusčuk durch 200 Kanonen vertheidigt — von geringer Tragweite. Es wurden jedoch am rechten Ufer weit vorgeschobene Batterien angelegt, welche die Russen fortwährend beunruhigten. Die diplomatische Intervention Oesterreichs machte der russischen Occupation der Fürstenthümer ein Ende und am 22. August rückte Omer Pascha

von Rusčuk über Giurgevo in Bukarest ein. Die Lage von Giurgevo-Rusčuk wurde vielfach mit jener von Castel und Mainz verglieben, doch ändern hier die zwischen beiden liegenden Inseln die Situation, insoferne als ihr Besitzer den vom Gegner occupirten Punkt mit seinem Feuer bestreicben kann.

Nach einer Mittheilung der Wiener „Presse" (1. Sept. 1874) sollte Rusčuk mebrere detacbirte Forts und Kasernen für 6000 Mann erhalten. Ich zweifle nicht, dass zu Stambul Aebnliches beabsichtiget, vielleicht auch befoblen worden ist. Doeb warten wir den Fortscbritt der Arbeiten ab. In der Türkei geschieht allerdings Vieles, leider aber grösstentbeils nur auf dem — Zeitungspapiere!

II.

ENTLANG DER JANTRA.

Orakelsprüche über die Balkanpässe. — Das Reisen in der Türkei. — Der niederländische Consul Schen. — Zu Wagen nach Tirnovo. — Beginn der geographischen Arbeit. — Barth's Nomenclatur. — Das Reitpferd eine Nothwendigkeit für den Reisenden. — Unsere Karten selbst bei Rusčuk unrichtig. — Musivische Bevölkerung. — Die Strasse bis zum Göl-Česme Han. — Karanla. — Landschaft und Leute bei Manastirei. — Intermezzo. — Alte und neue Gräber. — Auftauchen der Jantra und Balkankette. — Defilé. — Geologisches. — Neue Brückenbaute. — Mein Nachtquartier im Han zu Bela. — Muezzin- und Symantronmusik. — Kirche. — Dampfmühle. — Strassen-Knotenpunkt. — Dr. Barth und Bela's Mudir. — Decorationswechsel nach Sedan und Metz. — Chocking!. — Bulgariens schönste Brücke. — Ihr Erbauer. — Die Künstler der grossen Sultane. — 40 Tumuli. — Prähistorische Völker und Russen im Jantrathal. — Schanze bei Kosovo. — Rusčuk-Pleven Strasse. — Emigration nach der Krim. — Agricoler Wohlstand. — Primitiver Ackerbau. — Pflug. — Armutli- und Dran-Kuï. — Herr Slavejkov und die Schlacht von Nikopolis. — Rusica-Brücke. — Ďerea Quellen nach Barth. — Polikraište. — Landschaftlicher Prolog zur Balkanwelt.

Was ich zu Rusčuk über die verschiedenen Balkanpässe in Erfahrung brachte, lautete dunkel gleich Orakelsprüchen. Die Wenigsten waren über die Kette gekommen und aus je respectvollerer Entfernung man sie gesehen, desto zuversichtlicher lauteten die Berichte. Natürlich überschätzten Einige die Terrain-Schwierigkeiten; während Andere sie allzusehr herabminderten. Glücklicherweise lebe ich auf meinen Reisen wie ein Soldat im Felde und um allen Ansichten Recht zu thun, verzichtete ich von Beginn auf jeglichen Comfort, der auf schlechten Wegen die Gepäckslast meiner Pferde störend vermehren konnte.

Selbst bei den bescheidensten Ansprüchen erheischt jedoch eine mehrmonatliche Reise im Innern der in cultureller Beziehung bekanntlich nur nominell zu Europa zählenden Türkei manche unumgänglich nothwendige Vorbereitungen. Sicher reiset man im Lande des Khedive unvergleichlich bequemer, und ohne den europäisch-türkischen Provinzen des Grossherrn nahe zu treten, darf man sie in diesem und vielen anderen Punkten mit jenen des Schahinschah und den Chanaten der Turkmenenchane in eine Linie stellen.

Auf dem berühmten Pferdemarkte zu Rahovica nahe bei Tirnovo sollte ich

mich und meine kleine Caravane beritten machen. Dies fügte sich gut, da auch mein in allen Theilen zum voraus entworfenes Routierprogramm zuerst nach dem von Mythe und Geschichte umwobenen Sitze der altbulgarischen Care wies.

Mit einer im Orient seltenen Pünktlichkeit hatte mir Omer Fewzi Pascha das zugesagte Empfehlungsschreiben für dessen Mutessarife (Districtsgouverneure) durch seinen gefälligen Sekretär Ernest Effendi ins „Isle Hane" übersendet. Auch die letzten Vereinbarungen über die täglich fünfmalige Ablesung meines Basisbarometers waren mit dem damaligen Leiter der protestantischen Missionsschule, Herrn Zuckerkandel, getroffen und nichts stand weiter dem Antritt meiner Reise entgegen.

Unter den Personen, welche mein Unternehmen sympathisch gefördert hatten, fühlte ich mich nächst dem bulgarischen Patrioten Zankov und Herrn Chefingenieur Julius ganz besonders dem im Lande viel herumgewanderten Consul der Niederlande, Herrn Scheu aus Rheinpreussen, sehr verpflichtet. Stets zu Rath und That bereit, liess er es sich zuletzt trotz andauernden Uuwohlseins nicht nehmen, mich vor das Weichbild der Stadt zu geleiten. Hinter den letzten Häusern der Lomvorstadt „Serai Čiftlik" liessen wir auf grünem Plane unsere Wagen halten und leerten eine Flasche feurigen Ungars „auf frohes Wiedersehen!" Leider sah ich den Consul hier zum letztenmale, bald darauf erlag er einem langjährigen Siechthum, von Vielen bedauert.

Mein Wagen rollte über die staubige Strasse. So weit der Blick reichte, lag vor mir gegen Nordosten der breite Spiegel der Donau in vielen Armen die walachische unabsehbare Tiefebene durchschneidend. Die Aussicht trübte sich, das Firmament erschien umwölkt und bald dämpfte sanfter Regen den Staub der grossen Heerstrasse. Der ganze Ton der nach Feuchtigkeit lechzenden rothbraunen Löss-Landschaft harmonirte zur ernsten Stimmung meines Gemüthes. Glücklicherweise durfte ich mich ihr nicht lange überlassen.

Mein „Canevas", den ich nach den besten Quellen im Maassstab 1:288,000 compilirt hatte, zeigte eine Menge leerer Flecke, welche ich füllen, zahlreiche grobe geographische Widersprüche, die ich lösen sollte. Angesichts dieser für den Einzelnen grossen Aufgabe, zu welcher sich noch die ethnographische und archäologische gesellte, hatte ich mein Routennetz über Donau-Bulgarien und die Balkankette so dicht als möglich im Zickzack gezogen. War mir das Glück nur einigermassen hold, an Forschungseifer und hingebender Entsagung sollte es meinerseits nicht fehlen. Es war gut, dass mit der ersten Stunde sogleich die ernste Arbeit begann, welche fortan mein treuester Begleiter und liebster Tröster während der ganzen langen Reise vom Frühmorgen bis Spätabend blieb.

Die Route nach Tirnovo wurde bekanntlich vor mir von verschiedenen Reisenden, zuletzt von dem berühmten Afrikapionier Barth (Herbst 1862) und von

Consul Lejean (1867) zurückgelegt und eingetragen. Was konnte es noch auf derselben zu thun geben? fragt vielleicht der Leser. Sage ich: so ziemlich Alles, erscheint dies übertrieben und doch ist es vollste Wahrheit. Ich verglich die von meiner ortskundigen Begleitung erfragten Namen der am Wege auftauchenden Orte mit den Karten von Kiepert, Scheda, Barth und fand, dass mehrere verwechselt, andere fehlten, die Namen Aller aber bis zur Unkenntlichkeit entstellt waren. Wer würde beispielsweise in dem Barth'schen Mastraba den wirklichen Namen Besarbovo, in Guleli — Kula, in Bretanonk — Obretenik, in Kabe-hanja — Balabanlar, in Usovska — Buzovca, in Pätitcha — Batinca, in Bodisbma — Bužišna, in Kósbula — Košava u. s. w. erkennen? Beinahe kein Ortsname erschien also richtig wiedergegeben. Leider vermochte ich nicht auch vom Wagen aus die Lage jener Orte festzustellen, welche, wie ich hörte, dies- und jenseits der auf dem baumlosen Hochplateau hinlaufenden Strasse, in den tiefen Furchen der Flüsse Lom und Osem versteckt lagen und auf sämmtlichen Karten fehlten. Ein wiederholter kurzer Ritt nach links und rechts auf höhere Punkte hätte hierzu genügt. Forschungsreisen lassen sich nun einmal nicht zu Wagen machen, nur das Reitpferd gestattet dem Reisenden die nothwendige Freiheit der Bewegung über alle Terrainhindernisse. Höchst ungern verschob ich die Erforschung des interessanten Lomthals, sie bildete den Abschluss meiner bulgarischen Reise im J. 1874.

Wenn nichts anderes, hatte ich also gleich am ersten Tage die Gewissheit gewonnen, dass in diesem von den erwähnten Reisenden, sowie von österreichischen und russischen Topographen durchzogenen Theile Bulgariens, selbst in unmittelbarster Umgebung der Hauptstadt Rusčuk unsere Karten der eingehendsten Correctur bedürfen. Von dieser Erfahrung getragen, verlor sofort die landschaftliche Umgebung ein gut Theil ihrer Eintönigkeit. Ich war beschäftigt, musste nunmehr auf Wegrichtung, Bodengestaltung, Ablauf der Wasseradern und vieles andere unausgesetzt achten. Nach zweistündiger Fahrt hatte ich bereits kleine Verbesserungen in Karte gebracht und die Nationalität einiger Orte richtig gestellt.

Die Bevölkerung des Rusčuker Kreises ist eine musivisch zusammengewürfelte. Meine Karte, auf welcher ich seine Orte nach den gemengt sie bewohnenden Nationalitäten verschiedenfarbig unterstrichen habe, schillert gleich einer Palette, und Dörfer, blos von einer Nationalität bewohnt, bilden die Ausnahme. Gewöhnlich sind es bulgarische, seltener türkische. Dabei ist es charakteristisch, dass jede Nationalität, so auch Tataren und Tscherkessen, stets ihr vollkommen gesondertes Mahale neben dem Stammdorfe angesiedelt hat und gewissermassen eine Gemeinde in der Gemeinde bildet.

Von diesem bunten Völkergemenge war aber auf unserer leicht ansteigenden Strasse nur wenig zu bemerken, sie erschien beinahe verödet. In vollster Ruhe

wiegten sich zahllose Blauspechte auf den Telegraphendrähten und unbeweglich sassen nach Raub spähende Adler auf den sie stützenden Stangen. Nur auf Minuten liessen sie sich durch unsere Annäherung aufscheuchen, sowie wir vorüber, nahmen sie ihre hohen Throne wieder ein. Diese Staffage passte prächtig zur in düstere Wolkenschatten gehüllten Landschaft und zum melancholischen Geflüster der hohen Maisblätter, welche ein starker Luftstrom aus SW. rauschend bewegte.

Wir waren eben wieder einer durch ihre tiefen Löcher gefährlichen Stelle der schlecht tracirten und noch trauriger ausgeführten Strasse dadurch ausgewichen, indem wir eine Strecke querfeldein fuhren, als wir nach 2½stündiger Fahrt uns plötzlich abwärts senkten und an den isolirten „Göl-Češme-Han“ gelangten. Mein Kutscher gehörte der in Jassy und Bukarest das Lohnfuhrwerk beinahe monopolistisch betreibenden russischen Sectirerkaste der „Skopzi“ an. Er hatte sich unangenehmer Händel wegen bis nach Rusčuk verirrt. Gegen allen Rosselenkerbrauch schlug er das ihm angebotene Gläschen Raki aus und bat mit der dieser Secte eigenthümlichen Höflichkeit, seinen Pferden etwas Heu vorbreiten zu dürfen. Wesshalb der wenig einladende, rauchige Han „Göl-Češme“ (Rosenborn) genannt wurde, konnte ich nicht erfahren. Es gab da keine Rosen, wohl aber hochtreibende Disteln und sonstiges Unkraut; die ganze Gegend war nichts weniger als poetisch; vielleicht eher romantisch, aber auch dies nur im schlimmsten Sinne. Das nahe Beklemeh, eines der vielen mit Gensdarmen besetzten Wachhäuser, zur Sicherung türkischer Strassen sprach dafür. Seine Errichtung an dieser Stelle erschien sehr zweckgemäss, da von Rusčuk his Manastirci, d. i. durch 5 Meilen, alle Orte rechts und links von der Strasse entfernt bleiben und da die im benachbarten Damogila und Obretenik siedelnden Tscherkessen nicht im besten Rufe stehen.

Unmittelbar hinter der Karaula erstiegen wir wieder in einigen Serpentinen die reizlose Terrasse. Die Strasse wich immer mehr WSW. von dem SN. einhaltenden Lomflusse zurück und seine oft reich belaubten Ufer und zahlreichen Dörfer waren bei Obretenik uns vollkommen entschwunden. Glücklicherweise wurde das Bild hinter Manastirci ein erfreulicheres. Nach vollen 5 Stunden endlich wieder guter Ackerboden, bewaldete Hügel, Obstbäume, Weingärten, und dazwischen arbeitende Menschen in bunter Tracht, dann prachtvolle Büffel-, Schaafheerden und anderes Vieh an rieselnden Tränken. Wir hielten bei dem bescheidenen Hane. Um den Anblick volles Lebens zu geniessen, liess ich mir gerne die neugierigen Fragen gefallen, mit welchen mich einige zutraulicher gewordene türkische und bulgarische Dorfinsassen, in Folge mehrerer von mir verlangten Auskünfte, belästigten. Zu welchem Zwecke erkundete ich: wie weit sich der Weinbau in der Gegend erstrecke, ob auch Tabak gepflanzt werde, ob mehr als ein oder zwei Zigeunerhäuser im Orte, wie stark die Tscherkessencolonie, ob die

nahen Tumuli jemals geöffnet und was dabei gefunden worden sei, ob das kleine Dorfbächlein bei Pirgos oder oberhalb desselben in die Donau münde u. s. w. u. s. w.? Namentlich aber wesshalb notirte ich mir mehrere ihrer Antworten, z. B. dass im Orte 80 türkische, 32 bulgarische und 20 tscherkessische Gehöfte u. s. w., in mein Buch? Ich hatte gut ihnen von Statistik und ihren Zwecken zu sprechen. Meine Aufklärung befriedigte sie so wenig, wie etwa unwissende Bauern in Tirol im gleichen Falle. Man steckte die Köpfe zusammen, flüsterte und ich vernahm einigemal das türkische „Kim bilir“ und das gleichbedeutende bulgarische „Koje znaje“! (Wer weiss es!). Das unerwartete Intermezzo mochte den biederen Leuten wahrscheinlich noch willkommenen Anlass zu allerlei Erörterungen und vermehrtem Rakiconsum geboten haben.

Es ging nun eine Höhe hinan, in deren östlichem Risse gebettet, zwischen Laubholz das Schwesterdorf Gornji Manastirci liegt. Bald darauf fesselten auf dem Rücken des zur nahen Jantra abfallenden Hochplateaus vier Tumuli durch ihren regelmässigen Abstand mein Auge. Nahe diesen seit etwa zwei Jahrtausenden die Gebeine müder Wanderer treu bewahrenden Denkmalen der grossen Völkerzüge, befand sich das neue Grab eines hier vor mehreren Jahren ermordeten Bulgaren. Ein türkisches Wachthaus und ein isolirt stehender riesiger Grabhügel folgten. Letzterer markirt so ziemlich den höchsten Punkt der Wasserscheide. Bald senkten wir uns zur Jantra hinab, deren unzählige Krümmungen fern im Lichte der durch zerrissenes Gewölke durchbrechenden Sonnenleuchte erglänzten. Die prächtigen Abendfarben lagen auf dem breiten Flussthale, auf den mächtigen Höhen, welche es umsäumten, und auf den hoch sich aufbauenden langen Linien der Balkankette, die es abschlossen. Mein Dragoman wollte den Schnee auf ihren 11 Meilen entfernten höchsten Spitzen mit freiem Auge erblicken. Wo wird es dort hinübergehen? dachte ich und suchte die Einsattlungen zu erspähen, welche nach Šipka, Kalofer u. s. w. führen.

Nicht lange blieb mir Zeit das lebendige Relief mit Kiepert's Karte zu vergleichen. Der Weg wurde plötzlich abschüssig und der feuchte braune Lehmboden des Gehänges gestaltete den Abstieg nicht wenig schwierig für die armen Pferde. Ich zog es daher vor die tief eingeschnittene Furche zu Fusse zurückzulegen. Ihre Scenerie bot geringen Reiz; denn die arrosirenden Wässer hatten die horizontal lagernden Kalk- und Mergelschichten nackt gelegt. Hier und da erschienen Steinbrüche, die älteren, stark verarbten, lieferten wahrscheinlich den Römern ihr Baumaterial, in den neueren wurden die Steine für die kurz zuvor vollendete Jantrabrücke bei Bela gebrochen. Nach $^{1}/_{2}$ St. erblickten wir, als wir aus dem Defilé heraustraten, dieses schönste Werk bulgarischer Baukunst. Unmittelbar darauf bezogen wir unser Nachtquartier in einem der zahlreichen Hane des weitläufigen Bela.

Der Leser hat ein Recht darauf zu erfahren, wie solch ein bulgarisches Dorf-Hôtel beschaffen ist. Ob die einst ihrer prachtvollen Architektur wegen berühmten Karavanserai der grossen Sultane, die Georges Brown noch vor 200 Jahren rühmte, auch im Inneren den entsprechenden Comfort boten, weiss ich nicht. Den heutigen Hanen der Türkei lässt sich aber ohne Verleumdung nachsagen, dass Aussen- und Innenseite derselben gewöhnlich vollkommen einander würdig sind. Der Han zu Bela, dessen wackelige Holztreppe ich emporkletterte, hielt aber anerkennenswerther Weise mehr, als dessen baufälliger Zustand nach dem ersten Eindruck versprach; denn er besass ein mindestens fünf Geviertschritte messendes abgesondertes Zimmerchen, mit leidlich rein gehaltenen Wänden. Dieses Staatsgemach des Hauses wurde mir von dem Handži eingeräumt. Wohl war in demselben keine Spur von Mobiliar zu entdecken, auch vermochten die zerrissenen Papierscheiben — Fensterglas wird in der Türkei noch immer nicht producirt und ist daher selten — den Lärm von Kutschern und Pferden im Hofraum nicht abzuhalten. Und doch gehörte dieser Han bereits zu den besseren; denn gar oft erblickte ich durch die Spalten der nachlässigen Fussbodendielung die unterhalb des ersten Stockwerks eingestallten Pferde. Auch in Bela, wie überall, rechnet übrigens der Handži darauf, dass der Reisende seinen Comfort und selbst das Bett selbst mitbringt. Nur ein Waschbecken, irdene oder metallene Krüge und Gläser werden gereicht, Bettstellen, Tische, Sessel sind aber nur in einigen à la franca eingerichteten Hans der Städte im bescheidensten Maassstabe zu finden.

Was beginnt also der Reisende in vier kahlen Mauern? Am besten, er macht es wie ich, er lässt alle Ansprüche zu Hause und erspart sich und dem Wirthe nutzlose Auseinandersetzungen. Auch diesmal suchte ich mich, wie oft zuvor, im herbeigebrachten Heu, auf das ich meine Kautschukdecke breiten liess, so gut als möglich zu betten, brachte, auf diesem Lager hingeworfen, meine Tagesnotizen in Ordnung, nahm aus der mir vom Consul Scheu gespendeten kalten Küche ein trefflich mundendes Abendbrot, dünkte mich in einem unserer luxuriösesten Hôtels und fand bald darauf den erquickendsten Schlaf.

Am nächsten Morgen (30. Juni) um $4^1/_2$ Uhr las ich zum erstenmal meine Instrumente ab, und die nachträgliche Berechnung ergab für das bulgarische Mahale Bela's $66,_3$ Meter Seehöhe. Seine etwa 100 türkischen Häuschen liegen etwas höher, zwischen mit hohen Mauern umgürteten Gärten versteckt. Von dem sie überragenden Minaret der Miniaturmoschee stritt des Muezzins Gebetruf mit den Klängen dreier Symantrone, welche vom Dorflehrer und einigen Knaben mittelst hölzerner Hämmer eifrigst geschlagen wurden. Es war für die Bulgaren die Einladung zur Sonntagsfeier. Ich folgte den Tönen und gelangte an das im J. 1843 erbaute Kirchlein. Nach alttürkischem Gebot, führten einige Stufen abwärts in den zur Hälfte in der Erde steckenden finsteren Raum, mit kleinem

Nartex. Schule und Friedhof der Gemeinde schlossen dicht an. Das Ganze spiegelte ein interessantes Bild merkwürdiger Verhältnisse, deren die ältere Christengeneration nur schaudernd gedenkt.

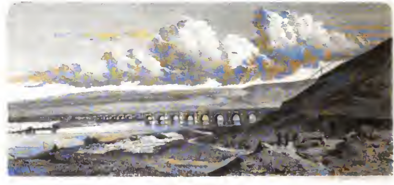
Ich wanderte zurück in die von festlich geputzten Dorfschönen und Burschen mit reichgestickten Hemden und aufgesteckten Blumen belebte Čaršia, die ich für einen Flecken aussergewöhnlich gut versorgt fand. Allerdings ist die örtliche Lage Bela's eine vortreffliche, weil es für die von O. W. und N. S. streichenden, Śvištov, Rasgrad, Śumla, dann Rusčuk, Tirnovo, Gabrovo, Filipopel verbindenden Strassenzüge den natürlichen Knotenpunkt bildet. Im J. 1860 gründete ein speculativer Franzose hier eine Dampfmühle und sicher birgt Bela den Keim zu einem Administrations- und Handelscentrum, den das weite fruchtbare und exportfähige Gebiet zwischen dem Lom und Osem schwer entbehrt. Früher war Bela Mittelpunkt eines Bezirks. Aus welchen Ursachen er aufgehört und in den Kreis von Rusčuk einverleibt wurde, wer fragt im Lande gröblichster Willkühr nach derartigen Dingen?

Noch im J. 1862 traf Barth zu Bela einen ziemlich gebildeten Jungtürken als Mudir fungirend, welcher im „Princip“ sehr für den Fortschritt schwärmte. Wie ich mich aber überzeugte, hatte er nicht die geringste Spur praktischen Wirkens zurückgelassen. Gleich den meisten türkischen Beamten interessirten ihn die laufenden Welthändel und er äusserte gegen Barth seine Verwunderung, dass man von des Reisenden Heimath (Preussen) so wenig höre. „Es war ihm zweifelhaft, ob er dies zum Vortheil wie bei Frauen, bei denen gänzliches Stillleben und Unbesprochensein die höchste Tugend sei, oder zum Nachtheil deuten solle.“ Ist der zweifelsüchtige Mudir noch am Leben, so dürfte er heute über diesen Punkt wohl beruhigt sein, denn sicher ist die Kunde von den deutschen Thaten auch zu ihm gedrungen. Selbst nach Bela hatte sich eine elend colorirte Lithographie, auf welcher die blauen „Prusli“ rothhosige Turcos grimmig vor sich hertrieben, verirrt und daneben hing als weitere Zier in des Handži's Zimmer das Portrait „Besmerk's“. Hier, wie schon im Jahre zuvor, fühlte ich den unschätzbaren Gewinn an Achtung, welchen der grosse Decorationswechsel nach Sedan und Metz dem Deutschen als Individuum und Nation gebracht hat.

Nachdem ich zu Bela vergebens nach den von Barth angegebenen nahen Orten: Norat Kerimlü und Bilena mich erkundigt, dafür aber genauer über die südöstlich gelegenen Dörfer: Gölbunar (Seebrunnen) und Bešbunar (Fünfbrunnen) mich orientirt hatte, schlug ich die Strasse nach Tirnovo ein. Wir übersetzten zunächst auf einem hohen Viaducte mit riesigen Bogen das Defilé mit den Steinbrüchen, durch welches wir am Abend zuvor nach Bela gelangt waren. Sein klares Bächlein mündete tief unter uns in der träge sich hinwälzenden Jantra und an seinem Rain bildeten etwas hochgeschürzte waschende Frauen

und Mädchen die pikanteste Staffage, welche strengen Puritanern vielleicht ein „shocking" entlockt hätte. Die überraschend grosse Jantrabrücke hart vor uns zog meine Aufmerksamkeit von der hübschen Gruppe ab.

Wie ist die schmutzigbraune Jantra zu dieser aus dichtem eocenen Kalkstein äusserst sorgfältig gearbeiteten, 9 Meter breiten Steinbrücke, mit 12 Bogenöffnungen von 15 M. Weite und hübsch sculptirten Pfeilern gelangt? Bei dem häufigen Wechsel der Vali ist es schwer zu sagen, wer die erste Idee zu dem Prachtbaue gefasst hat. Doch scheint es wieder Mithad Pascha gewesen zu sein; denn da er 3 Jahre beanspruchte und erst 1870 vollendet wurde, fällt sein Beginn in des grossen Vali Regiment. Der Zufall fügte es, dass ich im J. 1872 zu Fedabei, nahe bei dem Städtchen Kilifar den Werkmeister der Brücke persönlich



Jantrabrücke bei Bela.

kennen lernte. Dort sass er in der grossen Zechstube des Hans, Nikola Fičoglu, ein schlichter Bulgare aus dem Balkan, weder in der Tracht noch sonst vom einfachsten Dorfbewohner unterschieden. Wohl sprach er mit berechtigtem Selbstgefühl von seinem Werke und betonte namentlich, dass es 700,000 Piaster, d. i. 70,000 Gulden, eine für Bulgarien riesige Summe, gekostet habe. Doch schien er nicht zu empfinden, dass er, der kaum mehr als die dürftigsten Elementarkenntnisse besass, einen Bau vollführt hatte, welcher, wenn man Constantinopel ausnimmt, die vollendetste hydrotechnische Baute der Türkei genannt werden darf und gewiss selbst tüchtigen Technikern zur Ehre gereichte.

Wiederholt hatte ich mich früher gefragt, wer wohl die bewunderungswerthen Viaducte bei Vidin, die zahlreichen Brückenbauten der Sultane im 16. und 17. Jahrhunderte geschaffen haben mochte? Besassen die türkischen Eroberer anfänglich doch Techniker in ihren Reihen und verlor sich erst später bei ihnen

die Liebe für Künste und Wissenschaften? oder benützten sie vielleicht ausländische Talente? Nikola Fičoglu's Brücke löste alle diese Zweifel. Die meisten dieser Bauten aus der Zeit türkischen Glanzes, verdankten macedonischen und bulgarischen Meistern ihre Entstehung, in welchen die grossen technischen Traditionen der berühmten byzantinischen Baumeister Justinian's merkwürdig fortwirkten. Wer aber meine Skizze der Brücke Fičoglu's zu Bela und ihre scharfsinnig zum Widerstand gegen Eisgang und Hochwasser construirten Pfeiler betrachtet, wird wohl gleich mir ausrufen: Was müsste aus einem solch hochbegabten Volke werden, könnte man auch nur eine unserer zahlreichen technischen Schulen in den Balkan verpflanzen!

Wie sich der Leser erinnert, war Mithad plötzlich von Rusčuk nach Bagdad versetzt worden und mit ihm verschwand auch das Geld im Tuna-Vilajet für gemeinnützige Zwecke. Auch Fičoglu's Brücke und der vielbogige Viaduct, der sie auf dem linken Jantraufer mit dem Niveau der Strasse nach Tirnovo verbindet, blieben ohne sichernde Geländer. Türkische Menschen und Thiere sind jedoch an derlei gewöhnt und ohne Unfall gelangten wir an das jenseitige Ufer, auf dessen wenig unter Cultur gesetzten rothbraunen Lehmhöhen uns fortan zahlreiche Tumuli begleiteten. Von Rusčuk bis zum Jantrapasse bei Samovoden brachte ich 40 Grabhügel zu beiden Seiten der Strasse in Karte. Es war wohl mehr als blosser Zufall, dass die Gruppen auf beiden Jantraufern oft merkwürdig mit einander correspondirten. Sie erscheinen gewöhnlich auf Punkten, welche mindestens ihre nächste Umgebung dominiren, oft aber sieht man von ihnen weit in das Thal hinaus. Der grosse Tumulus nahe bei Bela beispielsweise bleibt bis zum 2 Meilen fernen Radan sichtbar und wird einen vortrefflichen Triangulirungspunkt einst geben. Ueber das Volk oder die Völker, welche diese primitiven Denkmale errichteten, haben wir heute blos mehr Vermuthungen. Ihre grosse Zahl sagt uns nur, dass die Wanderer aus Asien das breite, fruchtbare Jantrathal mit Vorliebe zum Marsche über den Balkan in die jenseitigen Gefilde Macedoniens benützten.



Bulgarische Brücken-Bautechnik.

Während des Feldzugs im J. 1854 fürchteten die Türken, dass die Russen den Donau-Uebergang bei Rusčuk forciren und den Weg über Tirnovo nach Filipôpel einschlagen könnten. Sie errichteten desshalb an vielen Punkten an der Jantra Redouten, unter anderen befestigten sie auch bei dem nahen Kosovo, wo die Strasse nach Pleven abbiegt, einen schroff zum Flusse abfallenden Vor-

sprung, der sich ganz vortrefflich zur Croquirung seines vielgeschlängelten Laufes erwies. Glücklicherweise wurde der Friede in dieser 1828—29 durch Requisitionen und andere Bedrängnisse hart mitgenommenen Gegend nicht gestört.

Viele Bulgarenfamilien wanderten damals weg nach der Krim und Walachei. Die schönen Dörfer: Trenheš, Musüklü, Radan, Odalar u. s. w., durch welche wir kamen, und ihre prächtigen Heerden auf der nach meiner Messung 45 M. Seehöhe gelegenen grasreichen Ebene sprechen aber dafür, dass in dieser Gegend die Kriegswunden längst vernarbt sind.

Namentlich züchtet Odalar sehr schöne Pferde; während das Hornvieh, für dessen Veredlung die Regierung nicht das geringste thut, einen nur mässig kräftigen Mittelschlag zeigt. Der Boden ist hier vorzüglich, die Landschaft oft voller Reize. Mais- und Weizenfelder, von kleinen Wassern durchrieseltes Wiesenland, Weingärten und kleine Obstwäldchen, in welchen der ein treffliches Compot gebende wilde Birnbaum am häufigsten, dann zahlreiche Quellbrunnen charakterisiren das linke Ufer, dessen Höhen ziemlich weit vom Flusse sich entfernen, während die rechtsseitige, schwach bewohnte Lehne nur von Gestrüpp bedeckt und selten durch vereinzelte Eichengruppen verschönt ist.

Auch im Jantrathal wird die Feldwirthschaft sehr primitiv betrieben. Manchmal erblickte ich 4, ja 6 und im Gebirge selbst sogar 8—10 magere Oechslein vor den Pflug gespannt. Bei Kočina, einem Dorfe mit vielen Ziegelbrennereien, knüpfte ich mit einem ackernden Bulgaren ein Gespräch an und er gestattete mir, seinen Pflug in allen Details zu besichtigen und zu zeichnen. Alles Holzwerk schnitzt der Landmann selbst, nur Pflugschar und Messer kauft er in der nächsten Stadt. Erstere kostet 25, letzteres 10 Piaster, also das Ganze sammt den Eisennägeln etwa $3\frac{1}{2}$—4 Gulden. Mithad bemühte sich, dem verbesserten österreichischen Ackergeräthe im Handelswege Eingang in sein Vilajet zu bahnen, da es trotz des tönenden Titels „Ministerium für Agricultur" zu Constantinopel keine landwirthschaftliche Schule im gesammten Innern der Türkei giebt. Namentlich im Rahovoer und Svištover Kasa werden nunmehr häufig rationelle Pflüge und Reutermaschinen verwendet, im allgemeinen hält aber noch zäher als jeder andere der Bauer des Orients am Hergebrachten fest.

Nachdem die schöne Ebene auf einer kurzen Strecke mit sumpfigen Niederungen abgewechselt, erstieg die Strasse bei dem seiner zahlreichen Birnbäume wegen Armutli (bulg. Krušiti) genannten Dorfe den Rand der hier zum Flusse vorspringenden Höhen, jenseits blickte in äusserst anmuthiger Lage Dran-Köi's (bulg. Draganovo) leuchtendes Minaret herab. Bei Boruš's trefflichem Quellbrunnen, passirten wir eine Gruppe von 14 Tumuli, welche in ziemlich gleichen Abständen und zwei W. O. streichenden Reihen manchmal eine bedeutende Höhe besitzen. Zwei links an der Strasse, gaben prächtige Peilungs- und Orientirungspunkte. Man

stösst hier auf zahlreiche menschliche Gebeine. Sie führten Herrn Slavejkov zur Annahme, hier wäre die berühmte Entscheidungs-Schlacht zwischen dem Ungarkönig Sigmund und Sultan Bajazid 1396 geschlagen worden. Herr Prof. Brunn in Odessa folgte dem bulgarischen Cicerone und ihm wieder neueste Schriftsteller. Im VIII. Cap. hoffe ich zu beweisen, wie hinfällig die Basis dieser total unbegründeten Behauptung sei.

Bei Murgasli, welches Türken, Bulgaren und Tscherkessen bewohnen, ermässigten sich die Höhen und südlich vom Dorfe passirten wir die auf 4 Pfeilern ruhende, 9 M. breite und 40 M. lange Holzbrücke über den bedeutendsten Jantrazufluss, die Rusica, deren Quellen aber nicht, wie Barth nach seinen ignoranten Begleitern erzählt, vom Trojanski Monastir, wo der Osem hart vorbeifliesst, sondern bedeutend östlicher, aus der höchsten Parthie des Balkans herabkommen. Als ich jenes Gebiet später bereiste, erhielt ich vollste Klarheit hierüber und gelegentlich seiner Schilderung werde ich ausführlicher die Quellen beider Flüsse besprechen. Hier möchte ich nur anführen, dass auch Barth's weitere Angabe, die Rusica führe den Beinamen „Nikop“, vollständig irrig ist.

Gleichzeitig mit uns kreuzten viele Landleute die Brücke, welche vom Tirnovoer Markte heimkehrten. Die Frauen trugen sämmtlich eine auffallend dunkle Tracht. Wir waren nur mehr $1^1/_4$ Meile vom Jantra-Engpasse entfernt, dessen Reize Barth zuerst eingehend schilderte. Immer deutlicher trat gegen S. die charakteristische Stuhlform der aus der Hochebene steil aufsteigenden Vorberge des Balkans hervor, und immer prächtiger gestaltete sich der Blick auf das plötzlich erscheinende Dorf Polikraište, umgeben von frischen Laubwäldern und Weingärten in südöstlicher Richtung. Und doch war dies Alles nur gewissermassen der landschaftliche Prolog zu den grossartigen Bildern der eigentlichen, wenig gekannten Balkanwelt, deren Geheimnisse sich mir zu erschliessen begannen!

III.

DIE CARENSTADT TIRNOVO.

Samovoden, als Hüter der Jantraschlucht. — Justinianisches Castell. — Vorregion des Balkans. — Altäre der Tumulimenschen, heidnischer und christlicher Slaven. — Kloster Sv. Troica's Stiftung. — Shor zu Sv. Preobraženije. — Landschaft und Mönche. — Gruss von Tirnovo's Castellberg. — Im Han „Bella Bona". — Lage der Carenstadt. — Choniates, und Moltke's Situationsplan. — Schilderung der Stadt. — Ihre Viertel, Moscheen, Kirchen, Serai, Brücken, Befestigungen u. s. w. — Geschichte des „heiligen Berges". — Tirnovo's hohes Ansehen bei den Bulgaren. — Residenz der Dynastien Šišman und Asen. — Kalojan und Papst Innocenz III. — Car Boris' schöne Tochter. — Die Ungarn vor Tirnovo. — Die byzantinische Maria, Car Konstantin und Haiduk Ivailo. — Des Tatarenchans Nogaj's Sohn Čoki und Patriarch Joakim's Ende. — Adamiten und Hesychasten. — Car Alexander und die jüdische Carin Theodora. — Bajezid's Sohn Čelebi erstürmt Tirnovo. — Antimije der letzte Patriarch. — Zerstörung der Stadt. — Besetzung durch die Russen 1810. — Martyrium der Freiheitskämpfer 1836 und 1867. — Einstige Industrie. — Consulate. — Der Konak. — Sultan Machmud's Pavillon. — Mutessarif Haidar Bei. — Vor und hinter dem Velum. — Akademische Conversation. — Mithad's Pompiercorps. — Moltke's Schilderung der Privatbauten Tirnovo's. — Römerstein der Bajderlik Česma. — Sultan Machmud's Besuch der Kuršumlu džamesi. — Einst und heute. — Grauser Tod Kaiser Balduin's I. — Felsbrücke. — Eingang zum Carevec. — Das Türkenschloss Hadži Chalfa's. — Aufstieg zur Hisar Džamesi. — Römische Inschriften. — Alter Taufbrunnen. — Wahrscheinliche Stelle der alten Patriarchalkirche „Christi Himmelfahrt". — Palast Car Joannes Alexander's. — Sv. Petkakirche. — Der Türke und die alten Ruinen. — Čan-Tepesi. — Römerstein. — Barth's Nicopolis ad Haemum. — Abstieg. — Antike Reste. — Wirkung des Gegenbesuchs Haidar Pascha's im Han Bella Bona. — Vortheile der Kefvisiten für den Ethnographen. — Rekrutirungsscene im Konak. — Der Heeresdienst und die Moslims. — Besuch der h. Carenkirchen. — Ausflug nach Arbanas. — Seine Kirche. — Krdžalienstnrm. — Brankovan's, Cantakuzen's, Bratiano's, Filipescu's Häuser zu Arbanas. — Nonnenkloster Sv. Nikola. — Römersculptur. — Karaglozoglu's „Fabrika" zu Marinopol. — Signor Bianchi. — Klöster. — Pferdemarkt zu Rahovica. — Türkische Tattersallkniffe. — Kloster Sv. Petar. — Antike Fragmente. — Die Jantra. — Kartographische Correktur. — Qualen auf dem Šerket-Vehikel. — In Tirnovo.

Der Jantra-Engpass und die uns fremdartig anmuthenden bunt getünchten Hane hart vor seinem Nordthore, die zweibogige Steinbrücke über den Samovodenbach und der gleichnamige Ort gehören so recht eigentlich zur nahen Carenstadt Tirnovo. Mitten aus Wallnuss- und Maulbeerkronen hervorlugend, gleicht Samovoden einem riesigen Wachthause zur Huth der Religions-Mysterien, welche die unvergleichlich pittoreske Klosterschlucht birgt. Vor einem Jahrtausend fiel

diese Mission einem der zahllosen Justinianischen Castelle zu, deren Mauern gegenwärtig in Trümmern liegen.

Bei Samovoden betrat ich des Central-Balkans durch mannigfachen Wechsel belebte Vorregion, die am Tage liegende Kalkzone, deren horizontale Lager, durch Klüfte und Höhlen viel zerrissen, 800—1200 Meter ansteigend, das Verbindungsglied zwischen der krystallinischen Zone der hohen Kette und der zur Donau streichenden Lössterrasse bilden. Das in gleichmässig hohe, weil vor ihrer Trennung einst zusammenhängende Steilmauern eingeschnittene Jantra-Defilé muss zu allen Zeiten zur Errichtung geheimnissvoller Opferstätten eingeladen haben. In den buschigen Hainen am Fusse seiner hohen Abstürze standen die



Kloster Sv. Troica im Jantra-Engpasse bei Tirnovo.

Altäre der Tumulimenschen und heidnischen Slaven wahrscheinlich auf denselben Stellen, wo heute dies- und jenseits der Jantra zwei Klöster stolz sich erheben. In der ganzen bulgarischen Christenheit kennt und rühmt man Sveta Troica und Sveto Preobraženije. Beide geniessen die höchste Verehrung; denn Natur und Mönche haben Alles gethan, um sie mit mystischem Nimbus zu umkleiden.

Hoch oben, entrückt dem Lärme weltlichen Treibens, gelehnt an eine wohl 80 Meter hohe Steinwand, deren dem Lichte unzugängliche Höhlen einst weltmüde Einsiedler aufsuchten, thront das der heiligen Dreifaltigkeit geweihte Kloster auf dem linken Jantraufer, malerisch schön, mit blinkenden Kuppeln und Thürmen, den Wanderer verführerisch hinanziehend. Sage und Tradition, Wahn- und

Aberglaube leisteten das ihre und so haben seine 50 Mönche in und ausserhalb des Klosters vollauf zu thun. Ihr Einfluss erstreckte sich einst weit über dasselbe. Dies beweisen einige fromme Schenkungen, welche sogar von jenseits der Donau, von glaubenseifrigen walachischen Bojaren herrühren.

Herr Consul Scheu und Sir Robert Dalyell besuchten das Kloster im J. 1867 und fanden daselbst, nach einer mir freundlichst mitgetheilten Tagebuchnotiz, drei alte Pergamente, von welchen eines als Gründer des Klosters einen walachischen Metropoliten nennt; während der Hegumenos behauptete, dass Šišman Kral dessen Stifter sei! Ein anderes Document vom 6. Februar 1776 besagt, dass Stefan Kantacuzeno dem Kloster 6000 Piaster jährliche Einkünfte zusichere, und das dritte von Alexander Ghika herrührende bezeichnet das Jahr 1803 als die Zeit seiner Vollendung (Restauration?).

Was von Sv. Troica, gilt auch von dem jenseitigen, noch mehr Mönche bergenden Schwesterkloster Sveto Preobraženije (Christi Verklärung), an dessen „Sbor" im Augustmonate Tausende und Tausende von Gläubigen, aus weiter Ferne heranpilgernd, die jetzt so verlassene Strasse beleben und das Murmeln und Rauschen der stellenweise pfeilschnell hinschiessenden, gegen die Felsen ankämpfenden Jantra mit lauten Gebeten übertönen.

Eine kleine Wendung des Weges und wir erblickten des Klosters Silhouette eingeschlossen von jungem Laubwald am Fusse der hohen Kalkwand. Gut, dass der ewig gestaltende Kampf der Naturmächte da oben zeitweise ruht. In längstvergangenen Tagen hatte ihre zwingende Kraft ungeheuere Steincolosse bis zur Strasse herabgetrieben. Den glatt gefegten Weg, welchen sie im tollen Laufe genommen, bedeckt heute eine saftige Grasnarbe und an mancher Stelle wurzelten Eichenstände, in deren Schatten nunmehr die reichen Heerden der Mönche Siesta halten. Wie gut liesse es sich hier und drüben sommern! Mich aber verlangte es nicht die Bekanntschaft der frommen Herren zu machen. Einen Augenblick rastete ich, um das herrliche Bild mit einigen Strichen zu croquiren. Sowie die Skizze vollendet, ging es weiter bald auf, bald nieder am Jantrabette, zwischen den nicht mehr weichenden Steilmauern. Endlich erweiterte sich die Engschlucht und von Tirnovo's hohem Castellberge lugte, ein kleines Häusermeer dominirend, dessen höchstgelegene Moschee herein und laut verkündend, wer hier Herr, zeigte, einer Flagge von hohem Maste ähnlich, ihre weitleuchtende Minaretspitze den Halbmond. Bald darauf rollte unser Wagen über das halsbrecherische Pflaster der Carenstadt.

Tirnovo besitzt viele und weitläufige Hane. Ich suchte aber, mit einer Rusčuker Empfehlung versehen, dessen kleinsten, zugleich besten auf und seine freundliche Eignerin, der zu Ehren reisende galante Italiener ihn „Bella Bona" getauft hatten, bemühte sich ihrem Hausschilde Ehre zu machen. Ihre Schönheit

war allerdings seit der Taufe des Hans etwas verblichen, ihre Güte für fränkische Gäste hatte sich aber glücklicherweise nicht gemindert, sie theilte scheinbar dieselbe nur mit ihrer grossen Vorliebe für exotische Pflanzen.

Die Fenster meiner allerdings ohne besondere Verschwendung ausgestatteten kleinen Stube gingen auf eine Veranda, unter deren Schatten und Kühle spendendem Vordache „Madame" ein farbenprächtiges Gärtchen in allerlei Töpfen bulgarischer Formkunst angesiedelt hatte. Hier traf mich die Früh- und Abendsonne oft Thee schlürfend in würziger Luft auf den zum Kef einladenden Divankissen. Von der jenseitigen dicht belaubten Thalwand tönte Nachtigallensang herüber und zwischen den rothblüthigen Oleanderbüscheln erschienen fern gegen Süden die schneeig weissen Balkanspitzen von tiefblauem Aether eingehüllt. Gleich nach meiner Ankunft drängte es mich zunächst aber, von geeignetem Standpunkte die merkwürdige Situation der alten Carenstadt zu überschauen, und dann erst gedachte ich dem Pascha und einigen Notabeln die nothwendigen Besuche zu machen.

Die Lage Tirnovo's ist geradezu überraschend. Schon der Byzantiner Choniates rühmte sie mit einigen Worten. Auch Moltke behauptete nie eine romantischere Stadt gefunden zu haben und nennt die Felsbildung, in welche sie hineingebaut, „höchst abenteuerlich". Dass letztere übrigens Kalk- und nicht Sandstein, dürfte einem so tüchtigen Terrainkenner nicht entgangen sein und es ist gewiss nur ein Schreibfehler, wenn er sie als solchen in seinen „Briefen" erwähnt.

Alle Theile der Stadt von einem Punkte aus im Gesammtbilde zu erfassen, erwies sich leider als unmöglich. Am umfassendsten gelang es noch von der jenseits der Ghazi-Ferüsch-Bei-Brücke gelegenen, von einer Redoute gekrönten Höhe. Als trefflicher Cicerone kam mir der kleine von Moltke in einer Mussestunde gefertigte Situationsplan zu Statten. „Da Effendimis (Sultan Machmud, den M. begleitete) heute in die Moschee zieht", schrieb er am 19. Mai 1837 einem Freunde, „so hab' ich den Rasttag benutzt, um mittelst einer Aufnahme dem Terrain sein Geheimniss abzuzwingen."

In liebenswürdigster Weise begleiteten mich die Herren Professor Šiškow und Ingenieur Gavronjski auf den erwähnten hohen Aussichtspunkt. Ihre werthvollen Aufschlüsse befähigten mich, im Moltke'schen Plane zahlreiche historisch und topographisch interessante Punkte einzutragen. Ohne diesen Plan wäre es aber weit schwieriger gewesen, den Zusammenhang der überall an den Lehnen der verschiedenen Kalkterrassen nistenden, vom Jantrafluss in wunderlich labyrinthischen Curven durchflossenen Stadttheile zu erfassen, und dankbar gedachte ich des grossen Schlachtenlenkers, den damals der Situationsplan von Paris in weniger friedlicher Absicht beschäftigte.

Da liegt das Panorama Tirnovo's vor mir, welches ich am prächtigen 2. Juni-

tag 1871 entworfen hatte, und wieder tauchte in meiner Erinnerung die unvergessliche Stunde beschaulichen Genusses auf, welche ich beim Anblicke der von leuchtendem Sonnenglanz verschönten Carenstadt mit ihren Mauern, Thürmen, Moscheen, Minareten, Kirchen, Kuppeln, Brücken, Inseln, Gärten, Fels- und Flussbändern durchlebte.

Westlich im weitgezogenen Bilde erschienen jene beiden die Klosterschlucht hütbenden Pylone, durch welche von Rusčuk her die Strasse nach Tirnovo führt. An den auf dem linken Jantraufer dort aufragenden „Orel" (Adlerberg, türkisch: „Kartal bair") schliesst sich, nur durch eine niedrige Einsattlung getrennt, ein gegen Osten streichender Mamelon, mit dem terrassenförmig aufsteigenden ausschliesslich christlichen Stadtviertel. Vom steilen Ufer hinan erscheinen dessen Häuser, Magazine, Kaufhallen, Hane, unter diesen auch mein Hauptquartier „Bella Bona" dicht aneinander gedrängt. Die Gassen sind furchtbar enge und kaum sollte man glauben, dass die Leute dort hinreichende Luft zum Athmen finden. Die Kostbarkeit des Raums zwang sie sogar, was im Oriente nur selten vorkommt, zwei bis drei Stockwerke hoch zu bauen. Aus dem Häusergewirre taucht die den Slavenaposteln Kiril und Methodije geweihte zweikupplige Kirche empor und dicht neben ihr steht das „Turnovski-jut vladiku", die bescheidene Residenz des Bischofs von Tirnovo.

Vom Fusse dieses an der Südseite vollkommen überbauten Hügels zieht sich mehr auf ebenem Terrain ein zweites Viertel hin, das Bulgaren und Türken gemeinsam bewohnen und dessen Mittelpunkt das „Serai" des Mutessarifs (Gouverneurs) bildet. Der hierauf weiter gegen O. folgende Stadttheil trägt einen ungemein freundlich behäbigen Charakter. Seine Bauten sind weniger gedrängt und überall von schönem Grün durchwachsen. Hier bilden die Osmanli die Majorität. Ihre Häuser kennzeichnen hohe Mauern oder Bretterpalissaden, denn der Türke liebt es bekanntlich nicht, dass ein fremdes Auge in sein Haus, welches in Wahrheit seine Burg, auch nur hineinblickt. Hier in diesem Viertel, das bis zur Ghazi-Feruseh-Beibrücke streicht, sind beinahe alle hervorragenderen neueren Monumentalbauten vereinigt. Das Minaret und Spitzdach der „Saradž-Džami", die Kuppel und vereinzelte Riesenpappel der „Kuršumlu džami", zwischen beiden der „Sahatli" (Uhrthurm) und noch viele andere Minarete, Kuppeln von Moscheen und Bädern wirken hier um so wohlthätiger, da die Häuschen sich durchschnittlich zum Verwechseln ähnlich sehen und nur durch die verschiedenfarbige, gelbe, rothe, braune oder blaue Tünche voneinander sich trennen.

Mehr als die erwähnten, durch ihre bescheidene Umgebung gehobenen Architekturwerke von Menschenhand, erregt jene merkwürdige natürliche Felsbrücke unser Staunen, welche aus diesem Stadttheile zum gegenüberliegenden kegelförmigen „Carevecberg" hinüberführt. Schon sein Name kennzeichnet ihn als den


Digitized by Google



CARENSTADT TIRNOVO.

Ort, auf dem einst die Residenz der Bulgarencare gestanden. Ihre Spur ist vertilgt, der Name geblieben.

Auch die Türken nannten ihn „Hisar-bair" (Schlossberg) und dessen hoch oben ihn krönende Moschee die „Hisar-Džamesi". Die Spitze des tumulusartig aufsteigenden Berges heisst aber „Čan Tepe", der Glockenhügel. Der Hisar ist seit der Eroberung ausschliesslich von Türken bewohnt. Die an seinem N. W.-Hange liegende „Kavak-Baba-Tekesi Moschee" ist von unserem Standpunkte nicht sichtbar. Wir erblicken aber an seinem S. O.-Fusse ein ärmliches Türken-Mahale mit Minaret und hart an seinem N. W.-Absturze tauchen aus dem langgestreckten schmalen Bulgarenquartier die Kuppeln der uralten „Metropolska Crkva" und der „Sv. Bogorodica" (h. Jungfraukirche) auf, bei welcher nahe die „Vladika Köprüsü" (Bischofsbrücke) zum dritten Bulgarenviertel und nach dem merkwürdig geformten „Trepevic" hinüberführt. An seinem Fusse liegt die einstige Krönungskirche der Aseniden in Ruinen.

Wenden wir uns zur erwähnten Ghazi-Feruš-Bei-Brücke wieder zurück, so gelangt man auf dem rechten Jantraufer, vorüber an der kleinen „Saračilar Džamesi" in ein bedeutendes, grossentheils moslim'sches Viertel, welches sich gegen Süden hoch hinauf bis zur ersten hübsch bewaldeten Stufe jenes Berges zieht, von dem ich hier die vorstehende Schilderung Tirnovo's zu entwerfen versuchte. Die glücklichen Moslims, welche, hier angesiedelt, sich täglich des entzückenden Panorama's erfreuen dürfen, erschienen mir wahrhaft beneidenswerth.

In den letzten Jahren des altbulgarischen Carenreiches war dieser Punkt „ein von allen Seiten sichtbarer Grasplatz, von den dort zusammenströmenden Wassern reichlich getränkt und schon von der Ferne die Augen durch die Anmuth der Gewässer erfrischend, mit Bäumen bepflanzt, voll der mannigfaltigsten Blumen und Früchte und überragt von einem dichten und geräumigen Walde", wie der gleichzeitige in Tirnovo geborene Gregor Camblak, Erzbischof von Kiev*), schwungvoll erzählt, der Schauplatz eines grossen alljährlichen Festes, das zu Ehren der dort befindlichen Kirche „der reinsten Jungfrau, der Mutter Christi und Gottesgebärerin" gefeiert wurde. Seine spätere Entartung in eine Art heidnisches Bachanal bewog jedoch den letzten Tirnovoer Patriarchen Enthimije es gänzlich aufzuheben. Der Berg hiess „Sveta gora" (heiliger Berg) und Chalfa schildert ihn noch im XVII. Jahrhundert unter diesem Namen als „waldigen Berg, dessen Bäume nicht gefället werden, damit das Vieh dort Schatten und Unterhalt finden möge."

Gegenwärtig sind die „Sv. Gora" und nahezu sämmtliche Berge, welche das fesselnde Panorama einschliessen, grösstentheils ihres Baumschmucks beraubt. Von den nächstgelegenen zeigt nur der „Trepevic" etwas Grün. Erst vom fernen

*) Jireček, Geschichte der Bulgaren. S. 446.

Hochplateau Arnaut-Köi's (Arbanas) blicken grössere Culturen herab. Durch diesen grellen Wechsel gewinnt aber gerade das Bild, namentlich wenn flüchtige Wolkenschatten die naekten Kalkflächen mit düsterem Blaugrau überziehen und im Mittelgrunde Stadt und Fluss, Brücken, Moscheen, Kirchen, Häuser, Minarete im vollen Sonnenglanze sich von ihnen trennen, seinen fesselndsten Reiz.

Was Wunder, dass dieses vielgerühmte Tirnovo, mit seiner pittoresken Lage, seinem festen Carevic und Trepevic, seinen ehrwürdigen Kirchen und Klöstern, trotz der neuesten Erhebung Rusčuks zur Vali-Stadt, dem Bulgarenvolke die alte, lieb und heilig gewordene Caren- und Bischofsstätte bleibt! Und auch der Fremde braucht sie nur zu sehen, von ihren historischen Traditionen zu hören, um ihren Zauber zu begreifen.

Wie ich bereits im I. Bande flüchtig erwähnte, stand im alten Tirnovo (Dornenburg) am Ausgange des vorigen Jahrtausends die Wiege des zweiten slavobulgarischen Dynastengeschlechtes der Šišmaniden. Sie traten das Erbe der finno-bulgarischen Herrscher an, nachdem der Griechenkaiser Johann Zimische Bulgarien unterworfen und den letzten Carensprössling Boris gezwungen hatte, den kaiserlichen Purpur abzulegen. Im Jahre 1186 wurde Tirnovo, die „hochgeehrte Bischofsstätte", Residenz der Bulgarenfürsten aus dem Hause Asen, die das Reich der Bulgaren für kurze Zeit zu neuer Wichtigkeit erhoben und Tirnovo mit früher ungekanntem Glanze erfüllten. Namentlich war es der griechenfeindliche Car Kalojan, der hier mit seiner „Kumanin" thronend, durch Beutezüge nach Thracien und Macedonien, ja selbst bis an Constantinopels Thore unermessliche Schätze nach Tirnovo schleppte und sich 1204 vom Cardinal Leo mit dem ihm vom Pabst Innocenz III. verliehenen Diadem krönen liess. Gleichzeitig nahm er ein Scepter und eine Fahne mit dem Bilde des h. Peter entgegen, was ihn jedoch nicht hinderte, sich ein Jahr später mit den Griechen gegen die Lateiner zu verbünden. Er blieb Sieger über Balduin I. in der Entscheidungsschlacht zu Adrianopel (1205), und zu Tirnovo war es, wo dieser erste lateinische Kaiser von Byzanz so schrecklich dafür büsste, den vornehmsten Thron der orthodoxen Kirche bestiegen zu haben.

Von Tirnovo holte sich der byzantinische Kaiser Heinrich um 1213 des Cars Boris schöne Tochter zur Gemahlin. Tirnovo's Mauern sahen den glanzvollen Einzug Akropolita's, als Friedensbotschafter des ersten Palaeologen, Michael's VIII., und wieder den feindlich heranziehenden Magister Aegidius mit seinen ungarischen Schaaren. Nur wenige Jahre später (1278) feierte zu Tirnovo die intriguante byzantinische Maria, Wittwe des Caren Konstautin, dessen Besieger, den „Haiduk Ivailo", und hier wurde Čoki, der Sohn des berüchtigten Tatarenchans Nogaj, nachdem er die Carenstadt besetzt hatte, gefangen und von jüdischen

Henkern erdrosselt, der mit ihm verbündete Patriarch Jonkim III. aber seines Landesverraths wegen vom Burgfels herabgestürzt (1295).

Bald gestaltete sich das Schicksal der Carenstadt noch wechselvoller. Jenseits des Balkans wurde Thracien bereits von türkischen Schaaren überfluthet, als sich in Donau-Bulgarien eine Epoche schlimmster religiöser Wirren abspielte. Zu Tirnovo trieben sich Adamiten und Hesychasten herum, und in den nahen Jantraschluchten wurden schamlose Orgien aller Art gefeiert, welche die Kraft des Volkes verzehrten. Seiner tiefen Gesunkenheit entsprach der Herrscher. Car Alexander sandte seine Gemahlin, eine walachische Fürstentochter, in ein Kloster, da ihm ein „bezaubernd schönes Judenmädchen" weit besser gefiel. Nachdem es getauft, erhob er es zur „neuerleuchteten Carin", auch wurde ihr, als „Theodora", nachdem sie gestorben, ein „ewiges Andenken" in den Kirchen gesungen.

Unter Alexanders würdigen Söhnen brach das moslim'sche Gericht herein, das dem Bulgarenreich sein Ende bereitete und Tirnovo nahezu dem Untergang weihte. Am 17. Juli 1393 stürmte Ćelebi, ein Sohn des grossen Bajazid's, nach dreimonatlicher Belagerung den Schlossberg „Carevec". Patriarch Antimije, der den abwesenden Car vertrat, bat den Sieger vergeblich um Gnade für die Stadt und entging selbst nur durch „wunderbare plötzliche Lähmung des bereits erhobenen Henkerarmes" dem Tode. Diosor, den Nationalheiligen später beigezählte letzte der bulgarischen Patriarchen wurde Zeuge, wie Tirnovo's Prachtbauten zerstört, Patrizier und Bojaren in einer Kirche (nach anderen auf dem nahen Marinopole) verrätherisch gemordet wurden. Bald darauf erhob sich das erste Minaret mit dem Halbmond auf dem altbulgarischen Carensitz und die griechischen Bischöfe aus dem Fanar schlugen als Alliirte der Moslims ihre Residenz in einem elenden Stadtviertel auf.

Vier Jahrhunderte voll Druck und Erniedrigung gingen an der altbulgarischen Metropole vorüber, als ein trügerischer Augenblick ihr zu Beginn unseres Jahrhunderts Erlösung vom Türkenregiment zu bringen verhiess. Im J. 1810 ergab sich Tirnovo dem Fürsten Vjazemki von des Grafen Kamenski Armee. Wenige Monate dauerte jedoch nur das Regiment des russisch-orthodoxen Kreuzes. Der russisch-türkische Krieg (1828—1829) erregte neue vergebliche Hoffnungen, der Wunsch nach Befreiung war aber geblieben. Im J. 1836 büssten ihn Hadži Jordan aus Elena und viele andere Patrioten und später 1867 zahlreiche „Jungbulgaren" zu Tirnovo mit dem Tode.

Diese und andere historische oder von der Tradition bewahrte Erinnerungen*) hatten das durch Kunst und Natur feste Tirnovo dem Bulgarenvolke werth und denkwürdig gemacht und auch nachdem das Kriegsloos es dem Halbmond unter-

*) Geschichte der Bulgaren. 1876.

worfen, blieb es noch lange die Centrale Donau-Bulgariens, von der des Sultans Statthalter es regierten.

Noch vor einem Jahrhundert bildete Tirnovo auch eine der wichtigsten türkischen Industriestädte und namentlich sollen dessen Webereien Tausende von Stühlen beschäftigt haben. Seitdem hat sich diese Industrie tiefer in den Balkan, nach Gabrovo, Bebrovo, Elena und Travna zurückgezogen. Noch immer aber enthält Tirnovo's Bazar Niederlagen in- und ausländischer Waaren, welche hohe Werthe repräsentiren, die umliegenden Gebiete mit dem Nöthigen versorgen und einen schwungvollen Zwischenhandel nach der Donau treiben. Desshalb hielten hier bis zur Begründung des „Tuna-Vilajets" Frankreich, Oesterreich und Russland Consulate und es ist in mehrfacher Beziehung bedauerlich, dass dieselben später aufgelassen wurden. Sie hätten wahrscheinlich manch wohlthätiger Reform auf dem Gebiete der Volkswirthschaft und Communicationen beschleunigteren Eingang erwirkt. Vielleicht ist jedoch diese Vermuthung im Hinblick auf den früheren durchschnittlichen Einfluss des occidentalen Consularcorps im Orient allzu sanguinisch!

Als ich Tirnovo im J. 1871 zum erstenmal besuchte, war Haidar Bei, der amtirende Mutessarif, aus Rusčuk officiell von meiner Ankunft in Kenntniss gesetzt worden. Er beeilte sich, einen Gendarmenführer in meinen Han zu senden und ihn mir als Begleiter, bei den oft nicht ganz gefahrlosen Promenaden im Türkenquartier, zur Verfügung zu stellen. Nichts natürlicher, als dass ich Haidar Bei meinen Besuch machte. Da Tirnovo's Strassen stufenförmig auf- und absteigen, würde man im Innern der Stadt schon aus diesem Grunde einen Miethwagen vergebens suchen. Durch die westöstlich streichende grosse Bazarstrasse begab ich mich also mit meinen liebenswürdigen Ciceronen, den Herren Siškov und Gavronjski, zu Fuss in den Konak. Der Mutessarif war im „Idareh-Medjlis"; dies gab uns Musse, das Serai ein wenig zu mustern. Dieses bildete ein Conglomerat verschiedener Bauten, die einen ziemlich langen quadratischen Hof umschlossen. Einige waren älter und fester, andere von mehr provisorischem Charakter wurden 1875 durch einen hübschen Neubau ersetzt. Historisch interessant ist jedenfalls ein Pavillon der Südwestecke, welcher für Machmud, den grossen Reformsultan, rasch aufflog, als er — ein zweiter Harun al Raschid, jedoch mit dem kleinen Unterschiede, dass ihn ein 800 Pferde beanspruchendes Gefolge begleitete — im Sommer 1837 die Zustände seiner Provinzen aus eigener Anschauung kennen lernen wollte. Durch die zerbrochenen Scheiben konnte man sehr wohl in das grosse Prachtgemach blicken. An vielen Stellen war die im orientalischen Style bemalte Tünche abgebröckelt, das Holz- und Lehmmaterial des echt türkischen Baues lagen frei und es mochte immerhin wahr sein, dass der neu ganz gewiss bestechende Bau in nur 14 Tagen entstanden war. Seinen grössten Reiz

bildete aber gewiss schon damals der prächtige Ausblick nach den jenseitigen bewaldeten Lauhhöhen des rechten Jantraufers und auf die saftigen grünen Matten, welche znm hochgelegenen Pulverthurm hinanziehen. Oh Sultan Machmud, welcher kurz znvor 20,000 Janitscharen üher die Klinge springen liess (1826), Sinn oder Zeit gefunden, sich der herrlichen Sceneric gleich nns zn erfreuen?

Ein Beamter Haidar Bei's kündeto uns an, dass dieser bereit sei, uns zu empfangen. Im Vorsaale des hescheidenen Mittelbanes herrschte schwüle Lnft. Wohl an 60 Personen aller Stände und Nationalitäten, darunter verschleierte Türkenfrauen und schwarzäugige Zigeunerweiher, erwarteten vom Pascha iu geringfügigsten his zu den wichtigsten Angelegenheiten ihren Spruch. Ich werde auf diese grosse Schattenseite der türkischen Administration in dem ihr gewidmeten Capitel des III. Bandes ausführlicher znrückkommen. Der Officiant brach uns Bahn, die Wachen salutirten, das Velum hob sich unter der Hand eines jungen Pagen und ich stand vor einem kleinen, etwas vorzeitig gealterten Manne, der sich bei unserem Eintritte freundlich grüssend von seinem Divan erhob. Es war der Pascha von Tirnovo, der Regent von 6 Städten, 6 Flecken und 447 Dörfern. Nehen ihm sass Karagiozoglu, ein Bulgare von intelligentem Aussehen und selbsthewusster Miene. Schon früher hatte man mir von ihm gesprochen. Er war nicht nur Besitzer einer Kunstmühle, Seidenfilatur u. s. w., sondern der erste christliche Čorbaši des Districtes und früher Muavin, d. i. Gehilfe des Pascha's, welchen Titel er insofern rechtfertigte, als er Haidar in der Ausheutung des Districtes mit seiner ausserordentlichen Schlauheit und Kenntniss des Landes trefflich unterstützte.

Im Allgemeinen erschien der Pascha üher die Zwecke meiner Reise bereits unterrichtet und mein Ferman sagte das Uehrige. Ueher den Zustand der Strassen, welche ich zunächst einznschlagen gedachte, gab mir Haidar die tröstliche Versicherung, dass man „eben daran denke“, ihren Bau in Angriff zu nehmen. Wir gingen zu anderen Gegenständen üher. Schul- und Kirchenwesen, Berghau und Industrie wurden hesprochen. Stets lautete aher der mehr oder weniger nmhüllte Kern der vorsichtigen Antworten des Pascha: „Ehen denkt man daran“, „man beginnt“ dies und jenes zu verhessern u. s. w. Dies ist nun einmal die abgebrauchte, stereotype Redensart, mit der die höheren türkischen Beamten die occidentalen „Interviewer“ zu hethören wähnen. Manchmal gelingt es wirklich und man bekommt dann in Correspondenzen und Büchern viel Heiteres über türkische „Reformen“ zu lesen. Mich langweilte es aher, meine Zeit in unfruchtbaren Gesprächen zu verlieren, und als der Pascha nun gar zur Politik überging und mit oft gehörten Phrasen versicherte, dass er ein geschworner Freund der „Austrici“ sei, mit welchen der Türke stets „harahar“ (zusammen) gehen werde, hielt ich es am gerathensten, da mir voraussichtlich ohnedies ein zweites Zusam-

mentreffen mit Haidar blühte, den natürlich mit Kaffee und Cigarrettendampf gewürzten Besuch zu kürzen.

Es darf den Leser meiner Schilderungen aus dem europäischen Osten nicht wundern, wenn mir der Name „Mithad“ oft in die Feder fliesst; denn wohin immer man in Bulgarien, Albanien u. s. w. tritt, ist das Wenige, was auf civilisatorischer Bahn geleistet wurde, sein Werk. Er war der Einzige, welcher das stereotype: „Man beginnt“ der türkischen Pascha's zu verwirklichen suchte. Auf dem Rückwege sah ich zum Beispiele unter dem grossen Zugange zum Konak die Localitäten des mit einem kleinen Arsenal von Löschgeräthen ausgerüsteten Pompiercorps, wie es Constantinopel vor dem grossen Brande in solch trefflicher Ausrüstung gewiss nicht besass. Es war eine Einrichtung Mithad's.

Bei Besuchen, die ich des Abends gewöhnlich in hervorragenden bulgarischen Familien machte, bewunderte ich wiederholt die eigenthümliche terrassenartige Bauart der schönen, am südlichen Hange der Altstadt liegenden Gebäude. Treffend schilderte Moltke dieselben in seinen „Briefen“: „Ich liebe überhaupt diese unregelmässigen Gebäude, zu denen das Bedürfniss den Riss gezeichnet hat. In der Mitte findest du einen kleinen Hof, einen Garten mit Rosen und Obstbäumen, ringsumher reihen sich eine Treppe hoch in allerlei Zickzacks die Corridors und geräumigen Gemächer, welche gegen den Hof ganz offen sind, so dass man in Gottes schöner, freier Luft wohnt. Die Enden des Corridors sind zu Estraden erhöht, welche mit Teppichen belegt sind und ein nur handhohes, breites, weiches Sopha tragen. Das weit vorgreifende Dach beschattet dann noch die Nelken- und Goldlacktöpfe, welche rings ausserhalb der Galerie angebracht sind. Die Zimmer erhalten ihr Licht aus den Corridoren und es herrscht das gewisse angenehme Halbdunkel, welches die Augen von dem Uebermasse an Licht dieses schönen Himmels sich erholen lässt.“

Der folgende Tag gehörte der Besichtigung des „Hisar“ und Tirnovo's alter Monumente. Trotz des frühen Morgens herrschte bereits reges Leben in der Čaršia. Auch der bulgarische Städter steht mit dem Hahnenrufe auf. Die Bauern aus der nächsten Nachbarschaft hatten auf kleinen Grauthieren alle möglichen Nahrungsmittel herbeigebracht. Dazwischen rannten Milch-, Obst-, Holzverkäufer, lärmend ihre Waaren anpreisend. Wir vermochten uns kaum der dichtumlagerten „Bašderlik-Češma“ zu nähern, deren Römerstein meine Neugierde anzog. Er zeigte drei Seiten mit Adlern geziert, deren Arbeit sich jedoch wenig über die Mittelmässigkeit erhob.

Das nächste Object, welches meine Aufmerksamkeit fesselte, war die „Kuršumlu Džamesi“, nach ihrer kupfergedeckten Kuppel so genannt. Es ist die bedeutendste Moschee Tirnovo's. Hier war es, wo „Effendimis“ Machmud am 19. Mai 1837 seine Gebete zu Allah für den glücklichen Ausfall seiner Reise

emporsandte. Ich belebte im Geiste den verlassenen Vorplatz der Moschee mit Gläubigen, die ehrfurchtsvoll Spalier bildeten, um den „Basileus", den mächtigsten aller Kaiser, zu sehen. Hiezu dachte ich mir nach Moltke's Schilderung die Priesterschaft der Mollahs, Imams und Kadis, „Excellenz" Vasuf Effendi, eine Art Günstling oder Kämmerling, „vor dem selbst," wie Moltke erzählt, „der Vezier stehen bleibt, bis er ihm das Zeichen giebt, sich zu setzen", dann die Paschas und die in prächtigen Costümen aufgebauschte persönliche Umgebung des Sultans, d. i. jene Classe von Leuten, „die weder Pagen, Kammerherren, noch geheime Staatssecretäre, die dies aber alles zusammen sind und dabei sehr grossen Einfluss besitzen"; ferner den Hofnarren und Gross-Almosenier, die Officiere und Officianten, den Tross von Dienern aller Art — welch farbenprächtiges Bild! Dazu als Umrahmung die bulgarische Rajah, mit ihren dunkeläugigen Frauen auf den platten Dächern, scheu, weh- und demüthig, erdrückt von all diesem Pomp und Flitter, hie und da eine Thräne des Dankes im Auge für den Sultan, der seinen christlichen Unterthanen edelsinnig das Joch hundertjähriger Sclaverei zu lockern suchte, der Wehmuth, wenn — des Einst der nationalen Care und Patriarchen gedenkend! Ich sprach mehrere Christen und Türken zu Tirnovo, welche sich noch genau aller Einzelnheiten des glänzenden Einzugs Machmud's erinnerten. Mit verschiedenen Gefühlen gedachten alle der nie geahnten Wandlung, die sich seitdem im Reiche des Grossherrn vollzogen hat. Selim III., Machmud II., Abdul Asiz I.! Drei Namen, drei Epochen verschiedenen Klanges, verschiedenen Inhalts, alle gleich bedeutungsvoll für die Geschichte des türkischen Reiches und dessen Christenheit!

Wie ist der Türke tolerant geworden! Mein officieller Begleiter, der „Jusbaši", lud uns ein, in die Moschee zu treten. Ich dankte. Es zog mich weiter zum interessanteren „Carevic"; und mit einer Biegung nach links standen wir bald auf der merkwürdigen, natürlichen Felsbrücke, die zu ihm hinüberführt. War es nicht eine der hohen Mauern des Hisars selbst, so war es sicher hier, wo der unglückliche Scheinkaiser von Byzanz, Balduin I., nach eilfmonatlicher Regierung zu Constantinopel und gleich langer Gefangenschaft zu Tirnovo, auf Car Kalojans Befehl schrecklich verstümmelt, in den Abgrund gestürzt und den Geiern zur Beute überlassen worden war.

Den schismatisch-lateinischen Kaiser schrecklich enden zu sehen, dürfte nicht wenig Zuschauer auf den grünen Plan gelockt haben, der jetzt so friedlich einladend zur Rechten liegt, und jene, die hier nicht Platz gefunden, mochten das grause Schauspiel wohl vom „Trepevic", dem jenseitigen natürlichen Amphitheater, mit angesehen haben. Wohl hatten die lateinischen Heere Unsägliches an dem ehrwürdigen Constantinopel verbrochen, doch furchtbar schwer büsste Kaiser Balduin seinen kurzen Herrschaftstraum! Maassen seine letzten Blicke vielleicht des

Abgrunds Tiefe oder schweiften sie weit weg nach der verlornen Familie und Heimath? Spähten sie sehnsüchtig nach Gnade aus oder erinnerte er sich beim Anblicke seiner blutlechzenden Umgebung jenes ungleichen Momentes in der St. Sofia (16. Mai 1204), als er, auf goldenem Throne sitzend, den Purpur vom Legaten des Pabstes entgegennahm und auf den Ruf des pontificirenden ersten Priesters: „Er ist würdig, zu regieren", die weiten Kuppelräume des Baues Justinians des Grossen von dem lauten Rufe der Versammlung: „Er ist es würdig!" wiedertönen hörte?

Die erwähnte, etwa 60 Meter lange Felsbrücke, der Schauplatz prächtiger Festaufzüge, manch heroischer und schwarzer That, ist nichts Anderes als eine über die tiefe Einsattlung zwischen der Altstadt und dem „Carevic" hinstreichende, etwa 12 Meter hoch aufragende, freigelegte Kalkmauer, wie deren viele andere etagenartig von der Jantra aufsteigen, nach der Höhe sich verjüngend und den Kegelberg „Hisar" wallartig umschliessend. Durch künstliche Nachhilfe hier und da verstärkt, bildeten diese natürlichen, steilgeböschten Mauern die stärkste Befestigung des altbulgarischen Carensitzes. Die Unzugänglichkeit dieses schmalen und hohen, nur für Weg und Wasserleitung Raum gebenden Felsdammes wurde in dessen Mitte durch einen wahrscheinlich künstlichen Spalt erhöht, dessen Ueberbrückung von den Zinnen des nahen, den Wall sperrenden Werkes leicht mit einem Hagel von Geschossen bestrichen werden konnte.

Jenseits der Brücke betraten wir durch das von einigen Redif-Soldaten bewachte Hauptthor den heutigen „Hisar". Der Bau wurde jedenfalls nach oftmaliger Zerstörung in den letzten Jahrhunderten erneuert.

Nach der Sage wurde Tirnovo von Riesen erbaut! Seine heutigen Mauern scheinen grösstentheils von den Türken herzurühren. Hadži Chalfa schilderte die einstige Akropolis: „In der Mitte der Stadt erhebt sich aus gehauenen Steinen ein sechseckiges Schloss mit fünf Thoren. Die Jantra umkreist es wie ein Mondhof und es ist durch zwei Thürme mit dem Wasser in Verbindung gesetzt." Ausser dem Thurme, durch welchen wir eintraten, ist heute jedoch wenig vom einstigen Schlosse zu erkennen.

Zwischen fensterlosen Lehmmauern der engen Türkengässchen stiegen wir aufwärts. Manchmal fesselten uns antike eingemauerte Fragmente, darunter eine stark verstümmelte Votivtafel, dem Jupiter „Okoninos", wohl ein barbarischer Beiname (?), gewidmet. Hin und wieder gewährte das überhängende Laubgezweige von allerlei Obstbäumen kühlenden Schatten, und eine der munter rieselnden, von frommen Moslims gestifteten Fontainen, in deren Fugen sich unzählige smaragdgrüne Eidechsen lustig sonnten, erquickte uns mit köstlichem Quell.

So erreichten wir Tirnovo's höchstgelegene Moschee, die vor 450 Jahren, Allah und seinem grossen Sultan-Krieger Bajazid zu Ehren erbaute „Hisar

džamesi“. Da steht er, der festgefügte hübsche Kuppelbau, mitten zwischen grün umrankten, beturbanten Leichensteinen eifriger Ghasi (Glaubenshelden), welche den Halbmond einst ins Herz Europa's getragen. Verstreut, bunt durcheinander liegen neben ihnen die Reste verschwundener Werke, welche wahrscheinlich früher diese Stelle krönten, darunter verwitterte Säulenstämme und Capitäle, sie sprechen von besseren Tagen, von Kaiser Trajan's Zeiten. Eine verwischte lateinische Inschrift, nach meiner Copie von Prof. Mommsen entziffert: „dem Poeninischen Silvanus hat es Titus Octavius ..... Enkel .... gesetzt“, sah die Völkerstürme vorüberbrausen und einige byzantinische Simse, dann ein römisch profilirtes Steinpostament im Octogon von 1 Meter Höhe, das, wie behauptet wird, einst als Taufbrunnen diente, zierten später den altbulgarischen Bau, an dessen Stelle noch später die Moschee trat.

Wahrscheinlich stand einst hier die Patriarchalkirche zur „Christi Himmelfahrt“, deren Zerstörung der erwähnte gleichzeitige Camblak mit den Worten beklagt: „Alsogleich wurden die Priester aus den Kirchen verjagt und die Lehrer der Schamlosigkeit in ihnen eingesetzt, in der Fremdlinge Hand fiel die Bundeslade und die Sacramente wurden Hunden vorgeworfen.“

An allen diesen und anderen monumentalen Resten, am Caren-Palaste Joannes Alexander's, in dem er ein Concil gegen Bogomilen und Juden 1355 abhielt, an der „Patriarchia“, welche „die Mutter der Kirchen des Bulgarenreiches“ genannt wurde, an der h. Petkakirche, welche Car Joannes Asen II. zur Bewahrung der Reliquien dieser Heiligen auf dem Carevec erbaute, geht der die „Hisarmoschee“ besuchende Moslim als „Eski šelerler“ (Alte Sachen) gleichgültig vorüber. Er hat kein Verständniss für derlei Dinge, und doch könnten sie ihn eindringlich lehren, dass auch das stolz aufragende Minaret, von dessen hohem Rundkranz der Muezzin die Kinder des Propheten zum Gebet ruft, einst stürzen wird. Wann? Wer wollte darauf antworten!

Ein mildthätiges Lüftchen fächelte uns würzigen Kräuterduft und Kühlung zu, als wir im heissen Sonnenbrande zum höchsten Punkte des Hisars, zum „Čan Tepesi“, aufwärts stiegen. Ein herrlicher Ausblick lohnte unsere Mühe.

„Čan“ bedeutet im Türkischen Glocke. „Tepe“ Hügel. Möglich, dass einst hier der Glockenthurm der Stadt gestanden hat. Heute krönt das tumulusartige riesige Tepe ein an drei Seiten mit Widderköpfen gezierter, 1 Meter hoher, inschriftloser Stein. Barth hatte ihn bereits im Jahre 1862 hier gefunden und knüpfte an denselben die Bemerkung: „Wahrscheinlich lag an dieser so bedeutenden und den ganzen Verkehr zwischen der Donau und dem Innern beherrschenden Stätte auch im Alterthum ein fester Platz, vielleicht das kleine ‚Nicopolis ad Hämum‘.“ Man darf unbedingt dem ersten Theil der Ansicht des berühmten Afrika-Reisenden zustimmen. Die ganze Situation Tirnovo's und seine unzähligen antiken Frag-

mente sprechen dafür, dass hier eine ziemlich bedeutende Römercolonie stand. Nur war es nicht „Nicopolis ad Hämum", dessen vielbestrittene Lage meine Funde bei Nikup an der Rusica (IV. Capitel) unzweifelhaft entschieden haben.

Bei unserem Abstieg über den nordwestlichen Hang des Hisars, stiess ich noch auf viele verwitterte römische Säulenstumpfe. Eine ziemlich starke Schutthalde mag hier die Substructionen antiker und mittelalterlicher Bauten decken. Um sie blos zu legen, müsste man jedoch jene hindernd zwischen Reben- und Obstculturen steckenden türkischen Häuschen rasiren, die hier amphitheatralisch an der mittleren Berglehne um die „Kavak-Baba-Tekesi Džami" als stattlichen Mittelpunkt sich gruppiren.

Wir hatten den Vormittag fleissig ausgenützt und mahnender Hunger trieb uns ebenso sehnsüchtig dem gastlichen „Bella Bona-Han" zu, als „Madame" dort unserer endlichen Rückkehr etwas aufgeregt harrte. Sie hatte mir nämlich eine nach ihrer Rajahansicht ganz besonders erfreuliche Nachricht zu verkünden, der Pascha und einige höhere Beamte des Konak hätten mir ihren höchst persönlichen Besuch gemacht und lebhaftes Bedauern geäussert, mich verfehlt zu haben. Einem Stündchen Langeweile glücklich entgangen, dachte ich, und tröstete mich um so lieber, als „Madame", wahrscheinlich unter dem Eindrucke der mir widerfahrenen hohen Auszeichnung, mit einem ganz besonders trefflichen Mahle von Pilav, Lammfleisch, Huhn, Obst und Käse uns überraschte.

Viel Zeit rauben dem Reisenden Besuche und Gegenbesuche, Einladungen zum Kef bei Tschibuk und Kaffee, die man, ohne unhöflich zu erscheinen, nicht gut ablehnen darf. Manchmal sind es geradezu verlorene Stunden, oft erhält aber gerade hier der Ethnograph Gelegenheit, politisch und social lehrreiche Einblicke in das Leben, Treiben und Hoffen ganzer Kreise zu gewinnen, wie sie sich dem blos Monumente, Gesteine, Pflanzen u. s. w. Aufsuchenden nicht leicht eröffnen.

Gleich Nachmittags belohnte sich der Gegenbesuch, welchen ich einigen Herren vom Konak machte, durch ein ebenso hübsches als lehrreiches Schauspiel. Schon auf dem Heimwege vom Hisar waren uns kleine Trupps junger Moslims begegnet, welche von den Höhen Arnaut Köi's herabgezogen kamen. In malerischsten buntfarbigen Costümen lagerten die kräftigen jungen Leute auf der zur Veranda des Mutessarif-Serai's führenden Treppe, begleitet von ihren Vätern und Verwandten; darunter manch prächtiger Patriarchenkopf, umrahmt von weissem Silberbart und riesigem Turban. Auf der Estrade selbst, vor welcher einige Zapties die Ordnung regierten, hatte der Areopag Tirnovo's, auf weichen Kissen hockend, Platz genommen. Es galt der Losung der Nizampflichtigen für den Tirnovoer Kasa, als Zeugen reinen Hergangs, anzuwohnen. Bläuliche, aus Nargilehs und Tschibuks emporgestossene Aureolen umhüllten, zu Wolken verdichtet, die würdigen Medjlisglieder, nichts störte sie in ihrem Kef; denn die eigentliche

Arbeit ruhte auf wenigen Beamten. Der Kadi und ein wohlbeleibter Miralai, der seinen ihm unbequemen fränkischen Waffenrock bedeutend gelüftet, verglichen zwei gleichlautende Schriftrollen, während ein Kiatib (Schreiber) den abgelesenen Namen nochmals mit lauter Stimme den harrenden Jünglingen zurief. Diese traten der Reihe nach in den Kreis und zogen aus grünseidenem Beutel das bestimmende Los. Aller Lärm wich der allgemeinsten lautlosen Spannung im entscheidenden Momente. Stumme Resignation des Getroffenen, wenn das Los „Asker!“ (Soldat) zum Dienste für den Sultan rief, freudiger, von hundert Kehlen wiederholter Aufschrei, wenn das Wort „haleb!“ (frei) aus dem Munde des Kadi ertönte. Hier wurde es mir zum erstenmale klar, mit wie wenig Begeisterung der Moslim den Kriegsdienst unter des Propheten grünem Banner antritt. Heute, wo auch der Echt- und Rechtgläubige im Gegensatze zu früher ganz wie der Rajah alle Steuern an den Staat zu leisten hat, trifft der Verlust eines jungen Mannes das ohnedies nur spärlich mit Kindern gesegnete Haus des Moslims weit fühlbarer, als zuvor. Wenn es mit dem einmaligen Nizamdienst in der regulären Truppe noch abgethan wäre! Allein die alljährlichen Landwehrübungen zur Zeit der Feldarbeit und noch schlimmer die fortwährenden, immer häufigeren Einberufungen aus Anlass von Revolutionen bald im heissen Asien, bald in den europäischen Provinzen, auf den Schneefeldern des Balkans, Albaniens und Bosniens oder im steinigen Montenegro und Serbien!

Die Losung bot fortwährend die wechselndsten Bilder, die köstlichsten Zwischenfälle für den Pinsel eines Genz, Schönn oder Isabey, und hätte mich noch länger gefesselt. Auf meinem Programm stand jedoch der Besuch der Monumente der bulgarischen Caren und so wandte ich, abermals begleitet von meinem unermüdet gefälligen Cicerone Prof. Šiškov, der zu ihnen führenden Felsbrücke meine Schritte zu.

Wir besuchten die „Kavak-Baba-Tekesi“-Moschee mit den Resten der h. 40 Märtyrerkirche von Car Asen und der Säule von Omortag Chan, die h. Peter und Paul Metropolie, die h. Mutter Gotteskirche, die Krönungskirche Sv. Dimitri der Aseniden u. s. w. Jede dieser Bauten hat ihre besondere, theilweise historisch begründete oder traditionelle Geschichte und gab mir willkommenen Anlass zur Fortsetzung meiner kunsthistorischen Studien über die kirchlichen Monumente der altbulgarischen Carenepoche. Ich gedenke sie in einem geschlossenen Capitel des III. Bandes, erläutert durch viele von mir an Ort und Stelle aufgenommene Grundrisse u. s. w. zu erläutern. Dort werde ich auch von den Bauten auf dem Trepeviberge zu Tirnovo, von der „lateinischen Kirche“ zu Nikopolis von den schönen byzantinischen Denkmalen zu Mesembria am Pontus sprechen und es versuchen, ihnen die gebührende Stelle in der Kunstgeschichte des europäischen Ostens anzuweisen.

Mein nächster archäologischer Ausflug zu Tirnovo war dem NNO. von der Stadt gelegenen Arnaut Köi (bulg. Arbanasi) gewidmet, das allgemein als eine sehr alte Ansiedlung betrachtet wird. Es zählte (1871) 122 bulgarische neben 38 türkischen Häusern, also etwa 1400 Seelen. Seine prächtigen Gärten, eine alterthümliche Kirche, sowie ein benachbartes Frauenkloster machen es zum Lieblingsausflug der Tirnovoer, welche überdies mit den dortigen als Patricier geltenden Einwohnern vielfach durch verwandtschaftliche Bande befreundet sind. Eine sehr gut angelegte neue Strasse klimmt zu dem hoch auf der Terrasse gelegenen $^3/_4$ St. fernen Dorfe auf dem linken Jantraufer allmälig empor. Sie ist schutzlos dem Sonnenbrand ausgesetzt, doch entschädigt die Romantik der sich immer mehr verengenden, hier und da mit Quellbrunnen und Lauboasen geschmückten und überall von horizontalen, röthlich gefärbten Kalkbändern durchzogenen Steilschlucht reichlich für die Mühen des Weges.

Durch Wein- und Obstculturen gelangten wir, das türkische öde Viertel zur Seite lassend, an die niedere, von Aussen ganz unscheinbare Kirche. Gräber aller Formen mit und ohne Blumenschmuck und einzelne prächtige Bäume verbergen sie beinahe dem Auge. Selten sah ich ein mystischeres Gebäude. Es ist eine Art oberirdische Catakombe, aus deren düsterem Hauptraume man in sechs andere, noch niedrigere, fensterlose, nur durch bescheidene Lämpchen erhellte Capellen tritt, welche wahrscheinlich von den zu Arbanas wohnenden reichen macedo-vlachischen Familien allmälig der Hauptkirche angefügt worden sind. Das Ganze, sowohl Bau als Ausstattung, gewähren nur geringes kunsthistorisches Interesse. Wenige Fresken erheben sich über die gewohnten schablonenhaften Bilder orientalischer Dorfkirchen, interessant erschien mir nur eine mit fremdartiger Schrift gezierte metallene Schüssel des sonst unbedeutenden kleinen Reliquariums. Da ihre Copie mich zu lange aufgehalten hätte, versprach mir der Dorfpope sie am nächsten Morgen nach Tirnovo zu bringen; doch weder ihn noch Schüssel sah ich jemals wieder. Vielleicht löset ein später Arbanas besuchender Alterthumsfreund ihr Geheimniss.

Als Stifterin der frommen Baute und Gründerin der ursprünglich griechischen Colonie wurde mir von Pope und Einwohnern allgemein eine byzantinische, an Car Šišman (?) vermählte Prinzessin genannt. Der Kirche mittelmässiger Bautechnik nach zu urtheilen, dürfte sie aber der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts angehören. Dafür spricht auch eine andere Tradition, nach welcher Arbanas erst vor 400 Jahren von griechisch sprechenden Walachen aus dem Epirus gegründet wurde, die von hier aus einen schwungvollen Viehhandel nach der Donau betrieben. Früher um 1793 befand sich zu Arbanas ein Kloster, in dem jener vielgeprüfte Patriot Stojko kurze Zeit weilte, welcher sich später, als Bischof Sofronije von Vraca, durch sein Martyrium für die nationale Sache auszeichnete

und 1806 im Exil zu Bukarest das erste gedruckte Buch in neubulgarischer Sprache herausgab. Heute ist von dieser Lavra nichts mehr zu sehen.

Die schönen Häuser der walachischen Kaufleute zu Arbanas hatte ich bereits früher rühmen gehört. Wirklich erheben sich dieselben weit über den hier landesüblichen Maassstab für Privatbauten und erinnern in vielen Stücken an die Castelli Ober-Italiens. Gleich das einstige Haus Brankovan's, in dem die gleichnamige berühmte walachische Bojarenfamilie wohnte und welches dessen Tochter testamentarisch der Commune schenkte, ist ein einstöckiger, stattlicher Bau mit starken Gewölben und zahlreichen Gelassen. In diesen Räumen suchte der verjagte letzte griechische Bischof von Tirnovo seine ungeberdige Herde und seinen Kummer zu vergessen. Andere, der Grösse nach palastartige, im Innern mit zierlichen Holzschnitzereien, Decken, Kaminen in Stucco u. s. w. decorirte Bauten, tragen die Namen der Bojaren und Patrizier: Trandafil Cantakuzen, Bratiano, Gjordaki Filipescu. In welchen Beziehungen diese Namen zu den Trägern der gleichnamigen einflussreichen Familien Rumäniens stehen, wird noch aufzuhellen sein. Allmälig ist ihr Besitz zu Arbanas in bulgarische Hände übergegangen. Gjorgje Hadži Ilija's und Atanas Ruzović's schöne Häuser sind als Typen soliden orientalischen Luxus sehenswerth und mit Vergnügen erinnere ich mich der erquickenden Rast, zu welcher uns diese Herren in liebenswürdigster Weise einluden.

Auf einem viel kürzeren aber abschüssigen Kletterwege ging es des Abends zurück zur Carenstadt. Einen Augenblick sprachen wir in dem unfern von Arbanas am Hange liegenden kleinen Frauenkloster Sv. Nikola vor, dessen würdige Matronen, als gute Bekaunte Šiškov's, uns gastfreundlich bewirtheten. Von dem jungen weiblichen Inhalte dieser namentlich durch kunstvolle Handarbeiten berühmten Clausur bekamen wir jedoch nichts zu sehen. Nur lauter melodischer Gesang aus frischen jugendlichen Kehlen tönte zu uns herüber aus dem Kirchlein, welches die Nonnen zum Abendgebet versammelte. Unter einem 90 Jahre alten Vorstand leben hier 30 Frauen nach Cönobitenregel der Arbeit und Entsagung. Das Gärtchen des von der Tirnovoer Welt viel besuchten Klosters conservirt einen Stein mit heidnischem Figurenschmuck in toleranter Weise. Im Abenddunkel erkannte ich wohl dessen römische Herkunft, doch das Detail vermochte ich nicht zu unterscheiden.

Ich bin mit der Erzählung des Gesehenen und Erlebten in der einstigen Carenstadt zu Ende. Die Tage flossen rasch in Arbeit, die Abende im Han „Bella Bona“ in anregender Unterhaltung hin, denn während meines Dortseins bildete er das Stelldichein der Occidentalen Tirnovo's. Nunmehr war der Tag an dem ich mich beritten machen sollte erschienen und die wenigen Mussestunden, welche mich von meinem Ausfluge nach Rahovica's Tatterfall trennten,

wurden dem Besuche der „Fabrika" im nahen Marinopol gewidmet. Dort in der Mitte unzähliger kleiner Raki-Brennereien fand ich in einem grossartigen, von Herrn Karagiozoglu begründeten Etablissement eine Seidenfilatur, Mehlkunstmühle und Spiritus-Raffinerie durch Dampf und aus der Jantra abgeleitete Wasserkraft getrieben.

Trotz der ziemlich rationellen Einrichtung der letztgenannten Fabrikszweige konnten sie doch aus verschiedenen Ursachen nur schwer die Concurrenz mit der importirten Waare bestehen. Um so besser ging es mit der Seidenfilatur, ich traf sie in voller Arbeit. Allerdings wird sie von einigen tüchtigen Italienern und Schweizern im Pachte betrieben. Die empfangenen Aufklärungen hier und auf meinen weiteren Reisen liessen mich erkennen, welche wichtige Einnahmsquelle die Seidenzucht für die bulgarische Landbevölkerung bildet, ich werde dafür sprechende Daten in dem der bulgarischen Industrie gewidmeten Capitel des III. Bandes bringen.

Während wir die selbst nach europäischem Maassstabe bedeutende Fabrika Karagiozoglu's besichtigten und erneuert die Leistungen einfacher bulgarischer Werkmeister bewunderten, welche die Bauten und einige sinnreiche Apparate hergestellt hatten, war der zur Fahrt nach Rahovica gemiethete Širketwagen vorgefahren. Bereits thronte Prof. Šiškov auf einem aus Heu und Teppichen improvisirten Sitze und so wenig Raum noch vorhanden, nahm ich doch H. Bianchi's Entschluss, uns dahin zu begleiten, freudigst auf; denn Herr Bianchi, der Leiter der Seidenfilatur, war nicht nur ein ausgezeichneter Gesellschafter, sondern auch ein tüchtiger Pferdekenner. Durch vielfältige Ausflüge ins Innere des Landes kannte er überdies alle Welt und speciell zu Rahovica besass er gute Freunde.

Vor der Abfahrt mussten wir noch einen schnell improvisirten Imbiss im Wohnstübchen des heiteren Sohnes der Schweizerberge acceptiren. Wie der Deutsche, wo es nur immer angeht, sein Fässchen Bier sich in den Keller zu schaffen weiss, so der Italiener würzige Salami und Parmesankäse in die Küche. Draussen brannte die Sonne mit allen Gluthen und doppelt schmeckte das echt italienische Frühstück im kühlen Raume. Als Tafelmusik klangen die frohen Lieder der bulgarischen Arbeiterinnen zu uns herüber, es wurde eine Flasche Rothwein geleert, dabei von Occident und Orient geplaudert und als die Sonne sich etwas gesenkt hatte, ging es in heiterster Stimmung durch riesige Leichenhöfe am rechten Jantraufer die kahlen, grellbeleuchteten Kalkberge in Tirnovo's Osten hinan, auf der nach Osmanpazar führenden Strasse.

Nachdem wir die Höhe erklommen, bot sich uns ein prächtiger Blick auf die Wiege der Šišmaniden und östlich breitete sich die weite fruchtbare, viel undulirte Hochebene aus, welche die vom Balkan herabkommenden östlichen Quellarme der Jantra durchfliessen. Links der Strasse, erhob sich aber bald das

Terrain und als wir aus einem schattigen jungen Laubwäldchen heraustraten, machte uns Prof. Šiškov auf das von der Höhe herabblickende Kloster „Sv. Petar“ aufmerksam. Es war das vierte Kloster in unmittelbarster Nähe Tirnovo's und ein fünftes „Sv. Četirici“ (40 Märtyrer) bei Merdan lag dicht neben diesem. Wahrlich die bulgarischen Care und Grossen waren hinter jenen Serbiens in frommer Pietät nicht zurückgestanden! Bald bogen wir links von der grossen Strasse, nach Leskovica ab. Der Weg dahin war elend, umsomehr überraschte mich der grosse wohlhabende, ausschliesslich von Bulgaren bewohnte Flecken, der an Grösse und Wohlhabenheit das nahe G. Rahovica übertrifft. Wir übersetzten den niederen Rücken, welcher beide Orte trennt, und hielten am Abend spät vor dem Hause eines bulgarischen Geschäftsfreundes Signor Bianchi's, der uns seine lieben Gäste nannte.

Schon am frühsten Morgen ächzten bereits die ungeschlachten Bauernkarren über die getrockneten Morastfurchen des Ortes und lauter Lärm verkündete den Anbruch des Bazartages. Unsere Fenster gingen auf die Hauptverkehrsstrasse und diese bot das bunteste Durcheinander. Christen, Türken, Zigeuner, zerrissen und gut gekleidet, immer aber pittoresk aussehend, Landleute, Bettler, Popen und Derwische, Kinder und Weiber, darunter Karavanen von Lastpferden und Gethier aller Art drängten sich um und zwischen die grossen Buden, welche den oft nicht gerade wohlriechendsten Theil ihrer Vorräthe auf der Strasse ausgelegt hatten. Dort standen und lagen frisch abgezogene Häute, Theerfässer, Salzblöcke, Unschlitt, Paprika-, Zwiebel-, Obst-, Kürbiss-, Gurken-, Melonenhaufen u. s. w. wirr durcheinander; während die Innenräume Gegenstände für den Haushalt oder verführerischen Krimskram zum Putz und Anzug für Männer und Frauen bargen. Daneben und dazwischen schmorte und briet es in unzähligen kleinen Garküchen. Hammelfett mit Knoblauch gemengt, duftete in die Luft, und die wenig appetitlichen Köche, mit einer Hand sich oft schnäuzend oder nach den sie beunruhigenden Insekten fahndend, während die zweite den Braten eifrig drehte, priesen schreiend den Wohlgeschmack ihrer Gerichte an.

Wir drängten uns durch alle diese und andere durch Farbe und Originalität malerischen Scenen, welche noch ihres Genz harren, nach der Richtung des Rahovicer Tatterfalls. Er bot ein wo möglich noch sinnverwirrenderes Schauspiel. Auf einem von Baracken umschlossenen, nicht allzugrossen Platze tummelten sich etwa 150—200 Pferde von den merkwürdigst aufgeputztesten Gestalten geführt und geritten. Was besagen aber letztere Ausdrücke der occidentalen Sportsprache gegenüber den allerlei Künsten, in welchen die Verkäufer ihre vierbeinige Waare producirten. Eigentlich kennen der türkische Reiter und sein Pferd nur 4 Gangarten: den ruhigen Schritt (jeschkin), den rascheren (kara jeschkin), einen eigenthümlichen beschleunigten Pass (rahvan) und den Galopp (link), der bei

grösster Eile in „ventre à terre“ übergebt. Auf dem „Bazarplatze“ herrschte ein derartiges Durcheinanderjagen von Reitern und Pferden, ein solches Rufen, Schreien, Lachen, Fluchen, Feilschen, dass es Mühe kostete, das Einzelne in dem wirren Knäul zu erfassen.

Der grösste Theil der aus dem Rusica-Gebiet und benachbarten Tozluk zum Verkaufe gebrachten Pferde zählte 5—8 Jahre, es waren aber auch jüngere da und auch solche, welchen, ganz wie bei uns, durch allerlei künstliche Mittel für diesen Tag ein jugendlicheres Temperament angezaubert worden war. Besonders verstehen sich die Zigeuner trefflich auf alle diese Rosskammkünste, wie sie auch wegen ihres aufgeweckten Wesens als Verkäufer (telal) sehr beliebt sind. Sie putzen sich gewöhnlich für den „pazar“ (Markt) noch ganz besonders heraus. Das carmoisinrothe goldbenähte Leibchen, der rothe Gürtelshawl stechen gut von dem blendendweissen Hemde ab, dieses wieder von der braunen Hautfarbe und dem pechschwarzen Haare, welches das oft schöne Gesichtsoval flatternd umrahmt. Der bunte palmengemusterte Turban mit fliegenden Enden sitzt coquett auf dem lebhaft sich bewegenden ausdrucksvollen Kopfe, aus dem die blitzenden Augen nach allen Seiten nach leichtgläubigen Käufern spähend auslugen.

Ich gedachte zwei Reitpferde und ein Lastpferd (Sexana) zu kaufen und Signor Bianchi hatte sich desshalb hinter einen geriebenen Unterhändler gesteckt. Kaum war jedoch die Absicht, welche uns auf den Pazar geführt, von den Herren Rosskämmen erkannt worden, so sahen wir uns auch bald direct von blumenreichsten, aber nichts destoweniger zudringlichen Anträgen bestürmt. Erheiternd wirkten die Lobsprüche, mit welchen ganz niederträchtige Gäule uns angerühmt wurden. Ihre Fehler wurden zu Vorzügen gestempelt und oft mussten wir in ein herzliches Lachen ausbrechen, in das die Händler dann selbst mit einstimmten. Freilich die Verkäufer der besseren Thiere liessen sich aufsuchen. Endlich waren die Pacte geschlossen, die üblichen Verkaufsscheine gelöset, dem türkischen Marktbeamten die Ankaufssteuer mit 15 Piastern pro Pferd bezahlt. Unter zahlreichen Segenswünschen wurde ich somit glücklicher Besitzer dreier ausgezeichneter Thiere, die sich bis zum letzten Augenblicke meiner Reise, ungeachtet der grossen Zumuthungen, welche an sie auf manchmal zehnstündigen Märschen und auf 2000 Meter ansteigenden Balkanpassagen gestellt wurden, ganz ausgezeichnet bewährten.

Ich dankte herzlich den Herren, welche mir durch ihre Sach- und Localkenntnisse zu dem trefflichen Kaufe verholfen hatten, und fühlte mich einer grossen Sorge ledig. Einen englischen Sattel hatte ich bereits in Rusčuk erworben, einen zweiten trat mir Herr Gavronjski ab, ein „semer“ (Packsattel) für das Lastpferd war in Tirnovo leicht zu finden. Nunmehr beritten konnte ich mein Routier, ganz unabhängig von jeglicher Beamten-, Zaptié- und Čorbadilaune, wohin ich wollte,

dirigiren, ein beruhigendes Gefühl! Wohl hat der Reisende, falls er im Besitze eines Fermans, wie er mir durch die freundliche Bemühung der k. u. k. Botschaft zu Theil wurde, oder in Folge eines Pascha-Bujuruldu's, zweifellosen Anspruch auf die Herbeistellung von Pferden gegen die landesübliche tägliche Vergütung. So verführerisch dies klingt und so verhältnissmässig bescheiden auch die Taxe, möchte ich aber hier doch jedem Reisenden, falls er längere Zeit im Innern zu weilen gedenkt, zur Nachahmung meines Beispieles rathen. Es ist wahr, die Erhaltung und Pflege der Pferde bereitet oft manche Sorge und beim Verkaufe büsst man oft die Hälfte des Preises ein. Dies alles verschwindet aber gegenüber den Verdriesslichkeiten, den oft grossen Zeitverlusten und Qualen, welche der stete Wechsel der Thiere herbeiführt.

Leider hatte ich meine Reitsättel zu Tirnovo gelassen und musste meine Pferde ledig dahin senden. Sie schlugen den kürzeren und romantischeren Steilweg über Arbanas ein. Ich sah mich aber zur wiederholten Fahrt in dem federnlosen „Širket"-Wagen, auf der holperigen Vicinalstrasse über Leskovica verurtheilt. Ich gehe über diesen schönen Flecken und seine römischen Reste hinweg; denn erst gelegentlich meines zweiten Besuches dieser Jantragegend (1872) lernte ich sie näher kennen. Im III. Bande wird von ihnen die Sprache sein.

Längeren Halt machten wir nur am Fusse der hübschbewaldeten, von mir mit 117 Metern gemessenen Höhe, welche das bereits erwähnte Kloster Sv. Petar trägt. Auf steilem Pfade stiegen wir zu ihm hinauf. Prof. Šiškov kannte die Mönche; dies verhalf uns zu einer physischen Erquickung. Geistig war aber hier wenig zu holen. Nicht einmal über das Alter des bescheidenen, architektonisch wenig interessanten Kirchleins konnten wir etwas Bestimmtes erfahren, man wusste nur, dass die antiken Säulenfragmente im Klosterhofe, vom nahen Nikup herrühren.

War unser Aufstieg nach der hochgelegenen Stätte des Apostels, welcher die Himmelsschlüssel bewahrt, archäologisch leider resultatlos, so erwies sich der erhoffte Ausblick von der schattigen Veranda des Mönchskonaks doch äusserst lohnend. Sehr gut vermochte ich von hier den Jantralauf zu croquiren, der den älteren Karten widersprechend mit weit ausgreifendem Bogen tief gegen W. ins Land schneidet. Noch Dr. Heinrich Barth copirte auf Treu und Glauben diesen groben Fehler der russischen Karte. Einer der Mönche nannte mir mehrere auf unseren Karten fehlende Orte, welche auf dieser hier vom Flusse gebildeten Zunge lagen und die ich 1872 nebst vielen anderen daselbst auch constatirte.

Das „Širket" bereitete uns auf der Heimfahrt noch schändliche Qualen; doch ohne besonderen Zwischenfall landeten meine arg mitgenommenen Knochen im Bella Bona-Han, wo ich mich durch erquickende Nachtruhe für den Aufbruch am nächsten Morgen stärkte.

IV.

NACH NIKOPOLIS AD ISTROS UND ŠVIŠTOV.

Mein Reisegeleit. — Ibrahim Čauš. — Aufbruch nach Nikup. — Ein deutsches Landhaus. — Durchfurthung der Rusica. — Ruinenfeld von „Nikopolis ad Istros". — Dessen Umfang, Umwallung und Thore. — Sein Prätorium. — Gräberstätte, Sarcophag und Bad. — Decorative Reste. — Mein Vertrag mit türkischen Schätzesuchern. — Ausgegrabene griechische Inschrift. — Die Streitfrage über die Stelle von Nikopolis ad Istros entschieden. — Die alten Itinerarien und Münzen. — König Sigismund's und Bajazid's Nikopolis. Trajan's und Heraclius' Nikopolis. — Aeltere und neuere Historiker über deren einstige Stelle. — Aufhellung ihrer Widersprüche. — Kirchhoff's Lesung der Inschrift. — Enttäuschung der Schatzgräber. — Türkische Behörden und antiquarische Funde. — Münzen von Nikopolis. — War Trajan dessen Gründer? — Nikopolis' einstige Bedeutung. — Dessen Handels- und Heerstrassen. — Seine Prachtbauten. — Zerstörung durch Gothen und Hunnen. — Keine mittelalterliche Funde. — Abschied von der Trümmerstätte. — Prof. Brunn's jüngste Hypothese. — Enttragene Skulpturen und Inschriften zu Novo Nikup. — Römerstein zu Mekiš. — Topographisches. — Getreide-Karavane bei Tekir. — Frachtlohn in Bulgarien und im Occident. — Sumpffieberherde. — Janakči-Han zu Švištov. — Routier nach Gabrovo.

Die Pünktlichkeit, mit welcher am Morgen des 5. Juni das mir vom Mutessarif Haidar Bei zugesagte Reisegeleite an der Pforte des Bella Bona-Hans erschien, gereichte dem Mulasim seines Zaptiehcorps zu vollster Ehre. Ein martialischer „Tschausch" (Sergeant) und zwei Gensdarmen überbrachten mir die besten Glückwünsche von Seite der genannten Autoritäten. Da jedoch das Gebiet, welches ich zu durchziehen hatte, ziemlich sicher war, glaubte ich die beiden Zaptieh als eine nur nutzlose Vermehrung meiner Suite sofort entlassen zu können. Nur den Čauš Ibrahim behielt ich und er wusste durch eine gewisse Würde, sowie durch überlegenen Rath bei der Packung des Lastthieres, meinem Dragoman schon in der ersten Stunde verdienten Respect abzugewinnen. So wurde ich auch in dieser Beziehung gleich Anfangs vom Glücke begünstigt.

Der Beginn einer Reise zu Pferde ist immer etwas umständlich. Im letzten Augenblicke stellen sich stets kleine Uebelstände bei Pack- und Sattelzeug heraus und auch sonst Nothwendiges ist vergessen worden; der Witz des Orientalen in Aushilfsmitteln erprobt sich aber bei solchen Gelegenheiten. Alles was gegen-

wärtig greift rathend und helfend zu, doch geht darüber viel Zeit verloren. Immer noch früh für einen ersten Aufbruch um 8½ Uhr Morgens stand unsere kleine Karavane marschfertig da. Mir zur Seite, elegant im Sattel, Herr Ingenieur Gavronjski, der mich als angenehmer Reisebegleiter bis Rusčuk weiter in Schuld nahm, an der Tête Čauš Ibrahim, Dragoman Jakub Effendi und das Trainpferd schlossen rückwärts an.

Die abwechselnd in Thränen zerfliessende und gleich wieder heitere Hausfrau meines Hans, steckte mir zum Abschied einige Blumen zwischen das Hutband. Prof. Šiškov mit den Signori der Fabrika begleiteten uns bis vor das Weichbild der Carenstadt. „Auf Wiedersehen in 14 Tagen im Bella Boua-Han" lautete die Parole, und fröhlichen Muthes schlugen wir den Weg nach dem Jantra-Defilé gegen N. ein. Dahin führte zunächst der Beginn meines Routiers, welches ich mit einigen landes- und strassenkundigen Leuten zu Tirnovo nochmals reiflich berathen und mit Berücksichtigung sämmtlicher zu lösender Fragen für die ganze Reisedauer in West-Bulgarien festgestellt hatte. Nichts vermochte mich in der Folge daran zu rütteln; abgesehen von geringfügigen Abänderungen führte ich es beharrlich beinahe auf Tag und Stunde durch, wobei mich allerdings der herrliche, wenn auch heisse Sommer des J. 1871 ausserordentlich begünstigte.

Die erste Tour meines Routiers lautete: Von Tirnovo durch die römische Nicopolitana nach Švištov, sodann von der Donau südlich über Selvi, die Industriestadt Gabrovo, durch das Jantra-Quellgebiet und über den Šipka-Balkan in das Rosenbecken von Kazanlik, endlich von dort über den Travna-Balkan und Drenovo zurück zum Ausgangspunkte Tirnovo.

So viele antike Reste ich in und bei Tirnovo gesehen, hörte ich stets behaupten, dass sie von einem grossen Ruinenfelde bei Nikup an der Rusica herrührten, leicht begreiflich also, dass ich vor Ungeduld brannte, mich so rasch als möglich durch den Augenschein von der Wahrheit jener phantastischen Schilderungen zu überzeugen. Unser Weg dahin führte durch die bereits (S. 37) skizzirte Klosterschlucht. Mit der rasch eilenden Jantra gleichen Schritt zu halten, war uns freilich unmöglich, doch liessen wir uns auch nicht trotz der stechenden Sonne von den einladend herabblickenden Klöstern zu behaglicher Siesta gefangen nehmen. Unmöglich konnten wir aber ohne kurzen Halt an der Consul Scheu'schen Campagna vorüberziehen, in der ein hieher verschlagener deutscher Schuster Pförtner-Dienste versah. Wir bewunderten die niedliche Anlage, wo so vieles in Häuschen und Garten an die ferne Heimath mahnte, freuten uns der Nettigkeit im kleinen Haushalte, der Schönheit dreier kleiner Blondköpfe und bedauerten andrerseits den Verfall des reizend gelegenen Gütchens, dessen Instandhaltung bedeutender Mittel bedurft hätte. Es war jedenfalls ein romantischer Gedanke, unter den heutigen, wenig Sicherheit und Comfort bietenden Verhältnissen in

dieser Gegend zur Villeggiatur sich anzusiedeln! Consul Scheu hat seitdem seine Wohnung in lichteren Höhen für immer bezogen. Was mag aus dem netten Häuschen mit hohem Maste, von dem uns die niederländische Flagge zum Abschied grüsste, geworden sein?

Auf unserem 17 Kilometer langen Wege bis zur Rusica passirten wir keine Ortschaft. Die bereits geschilderten buntfarbigen Hane von Samovoden waren die letzten menschlichen Stätten und doch ladet die humusreiche Terrasse, über welche wir in nordwestlicher Richtung hinzogen, zur Ansiedlung ein. Da bedürfte es keiner Rodungen, denn die von den Tirnovoer Bergen gegen N. sich vorschiebenden niederen Kalkrücken sind hier nur schwach bewaldet und gehen allmälig in eine fruchtbare, wenig undulirte Hochebene über, welche die Rusica in beinahe streng horizontaler Linie W. — O. durchschneidet. Wir passirten ihre hier etwa 35 Meter breite Furth, während eine leider allzu rasch vorübergehende Brise die grünen Fluthen leicht bewegte. An einigen unerwartet tiefen Stellen fand sich Gelegenheit, die Verlässlichkeit meiner Pferde zu erproben, und alle, namentlich das Trainpferd, hielten sich trefflich. „Effendim!“ meinte der Verkäufer eines der Thiere, „nicht nur über Berge und Wasser, nein selbst durch Feuer wird Euch mein Pferd sicher tragen.“ Nun, letzteres hätte noch gefehlt. Ich war vollauf zufrieden, dass sich der erste Theil der Verheissung des würdigen Osmanli bewährte.

Der Steilrand des linken Rusicaufers erhebt sich bis zu 10 Meter Höhe. Wir erstiegen ihn, ritten durch niederes Laubholz, das die Aussicht hinderte, andrerseits uns aber gegen die sengenden Strahlen der dem Zenith zueilenden Sonne wohlthuend schützte. Aus dem Buschwerk heraustretend, stiessen wir auf vereinzelte distelbewachsene Mauer- und Schutthaufen und bereits nach einem Ritte von wenigen Minuten standen wir auf dem ersehnten Ruinenfelde „Eski Nikup“ genannt, dessen Ausdehnung uns geradezu überraschte.

Noch nie war ich auf meinen vielen Kreuz- und Querzügen auf einstigem römischen Boden den Resten einer gleich riesigen Ansiedlung begegnet; für ihren einstigen hohen Glanz sprachen die allenthalben zerstreuten architektonischen Fragmente, auf die wir bei fortgesetzter Wanderung stiessen. Nachdem ich mich in dem unabsehbaren Trümmerhaufen etwas zurecht gefunden, versuchte ich einen allgemeinen Umriss der ehemaligen Stadt-Ausdehnung zu gewinnen. Da aber auf dem weiten Plane keine menschliche Ansiedlung zu entdecken war und wir voraussichtlich hier oder in dem nahen Jeni Nikup (Neu-Nikup) übernachten mussten, beschloss ich, das Trainpferd mit dem Dragoman dahin zu senden, um es seiner Bürde zu entlasten und einige Vorkehrungen für unsere Unterkunft zu treffen.

Begleitet von Ibrahim Čauš umritt ich mit H. Gavronjski zunächst die einstige

Circumvallationslinie der Ruinenstätte. Wir fanden, dass sie mehr als 1 Stunde im Umfange hatte. Am deutlichsten waren die Mauern im Norden, Süden und Westen zu erkennen. Nach meinen Wahrnehmungen musste sich die grösste Ausdehnung der Stadt von O. gegen W. erstreckt haben. Die Strassen strichen in regelmässigen Parallelzügen und waren von Längenstrassen rechtwinkelig durchschnitten. Trotz des sie deckenden Schuttes wurde ihre einstige Richtung durch lange Busch- und Distelstreifen gekennzeichnet, und öfters war sogar die Area einzelner Hauptgebäude leicht erkennbar.

Bei unserem Ritte durch die wellenförmigen Mulden von Osten gegen Westen, erschienen im Nordosten des umfangreichen Weichbildes untrügliche Spuren eines grossen Platzes, der, seinen zahlreichen architektonischen Prachtresten nach zu urtheilen, das Forum der Stadt einst gebildet haben mochte. Es wird noch später von demselben die Sprache sein.

Wir zogen weiter und erblickten rechts und links, an der nördlichen und südlichen Umwallung die mächtigen Pylone zweier Thore, welche miteinander correspondirend eine breite Strasse einst abgeschlossen hatten. An der westlichen Wallfronte überraschten uns aber die Reste eines dritten grossen Thores, dessen Pfeiler und Anbauten mächtig in die Luft ragten. Die grossartigen Verhältnisse der Pfeiler traten trotz der sie beeinträchtigenden hohen Schuttmasse imponirend hervor. Die Wölbung lag aber unter Trümmern begraben und von der ganzen einstigen Decorirung des Portals war keine Spur zu entdecken. Nur an der nach innen gerichteten Thorfronte waren die Ansätze des Schlussbogens deutlich zu erkennen und ebenso die anschliessenden Mauern eines kleinen vorliegenden Hofes, des „Propugnaculum", in dem sich das Aussenthor befunden haben musste.

Die bedeutende Stärke dieser Befestigungsreste und andere Momente lassen mich vermuthen, dass hier im Westen der Stadt ihre einstige Burg, das „Praetorium", gestanden haben dürfte. Ich hoffe darin nicht zu irren. Dieser westliche Theil entspricht nämlich vollkommen den Bedingungen, welche die Römer bei der Anlage ihrer befestigten Plätze leiteten. Er dominirt durch seine erhöhte Lage ganz bedeutend das östlichere Territorium, wird südlich durch den Fluss gedeckt und erhält durch seinen steileren Absturz gegen W. ein weiteres strategisches Moment, was alles zusammen dessen stärkere Befestigung entschieden haben mochte. Schwierig erscheint es, ohne vorhergehende Blosslegung der gründlich zerstörten Mauern, schon gegenwärtig zu bestimmen, wie weit der Umfang des militärischen, wie weit jener des bürgerlichen Weichbildes sich erstreckt habe, und ebensowenig möchte ich ohne die erwähnte Vorbedingung zu entscheiden wagen, ob die bereits gedachten Nord- und Südthore in den Bereich der Hauptburg einst gehörten und vielleicht die Porta principalis dextra und P. p. sinistra der Via principalis gebildet hatten? Wäre dem so, dann würde dem grossen

dritten Westthore die Rolle der Porta decumana zugefallen und die Porta praetoria in östlicher verlängerter Linie von ihr zu suchen sein.

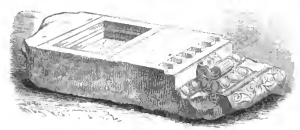
Dieser Anordnung der Via praetoria und Via principalis, der beiden durch vier Thore geschlossenen Hauptstrassen, widerspricht aber, vorausgesetzt, dass bei der Anlage der fraglichen Befestigung die Principien altrömischer Castellbauten strenge festgehalten worden waren, und die Beschaffenheit des Terrains gestattete dies allerdings, die örtliche Lage des Westthores; denn weitere Gegengründe hier nicht in Betracht gezogen und angenommen, die Frontalseite wäre wirklich nach Osten gerichtet gewesen, so hätte ihre Porta praetoria sowohl, als auch die mit ihr correspondirende Porta decumana genau auf die Mitte der Via principalis, d. i. der durch das Nord- und Südthor abgeschlossenen Hauptstrasse zu stehen kommen müssen. Dies ist jedoch nicht der Fall. Ja, die Lage des hier entscheidenden Westthores weicht sogar sehr bedentend vom Mittelpunkte der Mauerfronte nach Norden ab!

Unter Erörterung dieser Fragen, deren letzte Entscheidung einer späteren Zeit vorbehalten bleibt, gelangten wir durch das Westthor hinaus vor den einstigen Stadtfrieden und befanden uns auf der Gräberstätte, die ein riesiger Sarcophag auf niederer Anhöhe majestätisch beherrschte.

Wie allerorts, hatte sich auch hier die Habsucht der Barbaren die Stätte der Pietät zum Opfer ausersehen. Ich weiss wohl nicht, ob auch der merkwürdige, im Zickzack durch Deckel und Kiste gehende scharfe Spalt des durch seine Grösse auffallenden Sarcophags auf Rechnung wandernder alter oder jüngerer Horden oder eines zufälligen Blitzstrahles zu stellen sei? Jedenfalls war hier rings umher das Löss-Erdreich durchwühlt, ja theilweise ausgehoben worden, monumentale Trümmer lagen zerstreut in der Nähe und eine tiefe Grube scheint sogar aus jüngster Zeit herzurühren, was nicht auffallend, da die Lust an Schatzgräberei noch heute sowohl bei Türk' wie Christ, bei hochgestellten Beamten, wie Bauern, im Schwunge ist (I. Bd. S. 80). Auch auf dem Rückwege, den wir in entgegengesetzter östlicher Richtung einschlugen, stiessen wir innerhalb der Stadtmauern unausgesetzt auf architektonische Ruinen. Nahe bei dem zuletzt erwähnten Portal, gelangten wir auf die Reste eines 22 Schritte langen Baues, welcher am meisten vom Schutte befreit, theilweise mit Aussenmauern von beträchtlicher Höhe sich erhalten hat. Der Breite nach erscheint sein Sonterrain von zahlreichen parallelen, schmalen, kanalartigen Wölbungen durchzogen, von welchen eine von Beutelustigen gewaltsam durchbrochen worden war. In der aus riesigen Steinplatten hergestellten inneren Verkleidung der Ostwand zeigten sich, in Mannshöhe vom Boden, zahlreiche kleine Oeffnungen in horizontaler Linie und in ziemlich kleinen Abständen, durch welche einst wahrscheinlich metallene Röhren liefen. Das Ganze machte seiner Anlage nach den Eindruck eines Bades, dessen schöne

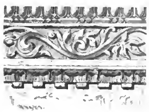
Verhältnisse durch eine äusserst prächtige Decoration gehoben wurde, auch hier kann aber nur eine eingehende Untersuchung Gewissheit geben. Ich copirte eine sehr reichverzierte Deckplatte nebst einem Friesstücke, als Typus der gesammten Ornamentik, wie sie die Tempel und Paläste der verschollenen Ruinenstadt einst schmückte.

Während ich mit diesen Skizzen beschäftigt war, signalisirte H. Gavronjski, der sich auf einem nahen, mit Disteln übersäeten Schutthügel als Ausluger postirt



Ornamentirte Deckplatte von Nikup.

hatte, das Nahen unseres Begleiters Ibrahim mit mehreren Moslims. Wir hatten nämlich südwestlich vom Sarcophage ein türkisches Tschiftlik entdeckt, und glücklich hatte sich der Čauš seiner Mission entledigt, aus demselben einige Leute mit Grabwerkzeugen und Wassereimern herbeizuschaffen. Mehrere herkulische Gestalten, darunter der junge Eigenthümer des Tschiftliks in scharlachrother, goldbetresster Jacke, begrüssten uns, nicht ohne misstrauische Blicke auf mein Hantieren zu werfen.



Fries von Nikup.

Wie waren die Leute für unsere Zwecke zu gewinnen? Bereits vor ihrem Erscheinen hatte ich mit H. Gavronjski einen „geheimen Plan“ entworfen, der von glänzendem Erfolg gekrönt wurde. Wir machten den Türken den Vorschlag, uns bei der Freilegung eines grossen Steins behülflich zu sein, welcher in alter „Genevlischrift“, allem Anschein nach, wichtige Andeutungen enthalte und sollten diese zur Hebung irgend eines Schatzes führen, so wollten wir als „dostler“ (Freunde) den Fund mit ihnen ehrlich theilen. Die würdigen Moslims, welche im Interesse der Wissenschaft auch nicht einen Spatenstich geführt hätten, stimmten dem Vertrage unter verschiedenen „Inschallah“ zu und mit sichtlicher Hast und Spannung folgten sie uns zum Platze, dessen ich bereits früher als des muthmaasslichen bürgerlichen Forums der Römer-Colonie erwähnte.

Ziemlich in der Mitte des von architektonischen Bruchstücken, Säulen, Deckplatten, Friesstücken u. s. w. umsäumten Terrains, hatte ich, als ich dieses, nach Inschriften und gestempelten Ziegeln suchend, durchstreifte, die Carniskante eines aus dem Boden mehrere Zoll hervorragenden Steines entdeckt, welcher dicht neben der Profilirung die ersten Buchstaben einer vielzeiligen Inschrift erkennen liess. Diesen Stein aus seinen mehr als tausendjährigen Banden zu befreien, war nun die Aufgabe, an die sich unter meiner Anleitung unsere moslim'schen Bundesgenossen eifrig machten. Es war ein hartes Stück Arbeit, zu der sich die hölzernen Schaufeln und primitiven Beile wenig eigneten. Ich wich nicht von der Stelle, da ich eine Beschädigung der allmälig mehr hervortretenden Inschrift befürchtete. Die Sonne brannte erbarmungslos auf die armen Schatzgräber nieder, sie wischten den Schweiss von den kahlrasirten Schädeln, die Aussicht auf Gewinn belebte aber ihren Eifer. Endlich, nach einer langen Stunde und unzähligen „Weh! Wuh!“, mit welchen der Türke jegliche Kraftanstrengung begleitet, lag die vierzehnzeilige Inschrift durch vieles Wasseraufgiessen ziemlich rein da. Doch zeigte sich ein Uebelstand. Die letzten Buchstaben der senkrecht stehenden Zeilen liessen sich trotz alles Bemühens von der anliegenden Erde nicht gänzlich befreien, noch war der fest im Boden wurzelnde kolossale Stein von seiner Stelle zu bewegen. Dies erschwerte seine Copie unendlich und auch ein Abklatsch erschien nicht leicht von ihm zu nehmen. So machte ich mich, buchstäblich auf dem Bauche liegend, daran, Zeile auf Zeile zu copiren.

Ein historisch eminent werthvoller Fund belohnte meine Ausdauer. In den letzten beiden Zeilen der Inschrift war der Name der Stadt deutlich zu lesen, deren „heiligster Senat und erhabenes Volk“ den Votivstein im J. 203 der „Julia Domna“ zu Ehren hatte aufstellen lassen. Jeder Zweifel war weiter ausgeschlossen, wir standen auf den Ruinen jenes „ΝΙΚΟΠΟΛΙΤΩΝ ΠΡΟϹ ΙϹΤΡΩ“, das Kaiser Trajan, nach Jornandes Mittheilung, zum Andenken seiner Siege über die Sarmaten gegründet hatte und welches durchaus nicht mit dem gleichfalls von diesem Kaiser am Nestus (Kara su) erbauten Nikopolis verwechselt werden darf.

Ueber die muthmaassliche Lage weniger Städte der Römerzeit ist so viel geschrieben und gestritten worden, als über jene von „Nikopolis ad Istros“. Denn zur Verwunderung unserer Historiker war von diesem Nikopolis an der Donau, entlang dem Strome, in den Itinerarien keine Spur zu finden. Man wusste es nicht zu deuten: wie von jenen römischen kartographischen Quellen, welche viel unwichtigere Punkte aufwiesen, eine so bedeutende Stadt gänzlich übersehen werden konnte; ferner wesshalb die alten Schriftsteller dieses Nikopolis „am Ister“, wenn sie es erwähnten, von der Donau weit weg an den Jatrus (Jantra) in die Nähe des Haemus (Balkan) verlegten, und endlich, dass selbst die Tab. Peut., eine der authentischesten Quellen für altrömische Topographie, zwar ein Nikopolistro,

aber dieses gleichfalls nicht am Ister, sondern im Innern am Flusse Jntrus zeigte.

Diese auffälligen Widersprüche waren schwer mit dem Namen des fraglichen „Nikopolis ad Istros“ zu vereinigen, und doch konnte an der richtigen Ueberlieferung desselben nicht gezweifelt werden, da, abgesehen von den alten Schriftstellern, auch an verschiedensten Stellen aufgefundene Münzen ihn deutlich trugen.

Ausser dem geographisch-archäologischen Interesse, das sich an diese Stadt Kaiser Trajan's knüpft, war es aber auch noch ein zweites, uns näher liegendes Moment, das stets von Neuem die Frage wegen der einstigen Lage des alten Nikopolis in den Vorgrund drängte. Bekanntlich war König Sigismund von Ungarn mit seinem erlesenen Heere, sammt den alliirten deutschen, französischen und walachischen Hilfsvölkern, durch Sultan Bajazid im J. 1396 in Bulgarien aufs Haupt geschlagen und durch diese Schlacht der Osmanen Herrschaft in Europa befestigt worden. Trotzdem nun dieses folgenschwere Ereigniss in die letzten Jahrhunderte fällt, gelang es den Historikern nicht, sich über den Schauplatz desselben zu vereinigen. Der Widersprüche der deutschen und französischen Augenzengen wegen, welche über die Schlacht berichteten, schwankt man zur Stunde noch bezüglich ihres Schauplatzes, zwischen dem Nikopolis Trajan's und jenem des Heraclius, zwischen Sistov und einem fictiven „Schiltav“.

Sehen wir vorläufig von den Forschern ab, welche sich mit der Klarstellung des hochinteressanten Schlachtfeldes beschäftigten — ich werde im VIII. Cap. auf diese Versuche zurückkommen — und folgen hier zunächst den Bemühungen jener, welche die Bestimmung des Trajan'schen „Nikopolis ad Istros“ anstrebten, so finden wir, dass die älteren Historiker dabei einen weit ungetrübteren Blick zeigten, als manch neuere, obschon auch den ersteren zwei Hauptbedingungen zur Lösung der Frage, nämlich: auf dem Terrain gewonnene archäologische Unterlagen und gute topographische Karten, vollkommen mangelten.

Dass Kaiser Trajan's „Nikopolis ad Istros“ nicht in dem heute noch blühenden Nikopolis an der Donau gesucht werden darf, darüber waren sowohl ältere als neuere Forscher so ziemlich einig; denn man wusste, dass jenes an der Donau, erst durch Kaiser Heraclius etwa im J. 629, zur Erinnerung seines Sieges über die Perser, gegründet worden war. So wenig man aber auch am Ausgange des vorigen Jahrhunderts das Land nördlich vom Balkan besser als heute kannte, musste sich doch irgendwie schon damals die Kunde von Ruinenstätten bei einem Dorfe Nikup an der Jantra verbreitet haben. Der ausgezeichnete Pariser Akademiker D'Anville (geb. 1697, † 1782), dessen bahnbrechender Arbeiten auf dem Gebiete der historischen Geographie ich bereits in meinem „Serbien“ oft dankbar gedachte, suchte schon als der erste Forscher das fragliche „Nicopolis ad Istros“ an der Jantra, nordwestlich von Tirnovo, bei einem Dorfe Nicup. Aus D'Anville's

Karte ging dieser Ortsname in alle späteren und auch in Mannert's Karte (1812) über. Mannert wollte jedoch Trajan's Nikopolis lieber in der alten Carenstadt oder in einem südwestlichen Punkte von dieser angesetzt wissen, da ihm die Ruinen bei Nikup nur als eine „Behauptung" D'Anville's erschienen.*) Auch andere namhafte Forscher, wie Hammer**) und Ami Boué folgten der Ansicht D'Anville's. Boué***) äusserte: „Nikopolis super ou ad Haemum, le Nikopi actuel sur la Jantra", konnte jedoch keine Aufhellungen über die Ruinenstätte geben, da er sie nicht besucht hatte.

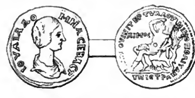
Der hervorragendste neuere Historiker, welcher das Trajan'sche Nikopolis nicht im Innern, sondern verführt durch dessen Beinamen „ad Istros" an der Donau suchte, war Prof. Albert Forbiger†). Er behauptete: „Das von Trajan zum Andenken seines Sieges über die Dacier gegründete Nikopolis (Ammian I, 1) war unstreitig jenes an der Donau, von welchem die alten Münzen mit der Bezeichnung Νικοπολιτῶν πρὸς Ἴστρῳ herrühren, und wenn Jornandes dieses N. an den Fluss Jatrus versetzt, so ist dies wohl nur ein Irrtum und eine Verwechselung, die sich auch aus der Tab. Pent. nachweisen lässt, wo N. an der Donau ganz fehlt, dagegen aber an der Stelle von N. am Jatrus ein Nikopolistrum erscheint. Dies Nikopolistrum ist unstreitig eine Contraction von N. ad Istrum!" — Wer von beiden, ob der alte Jornandes oder der neue Forbiger im Rechte, brauche ich nicht zu betonen. Aber merkwürdig muss die Argumentation des deutschen Professors genannt werden! Er führt nämlich die Peut. Tafel für sich an. Ich möchte aber glauben, dass gerade diese ihn auf das Irrige seiner Behauptung hätte leiten müssen. Denn, dass gerade die Tafel, wie überhaupt kein römisches Itinerarium, ein Nikopolis an der Donau verzeichnete, dass die Tafel ihr „Nikopolistro" ganz an die gleiche Stelle, wie Jornandes, nämlich an den „Jatrus" (Jantra) setzte, dass auch Ptolemaeus von einem Nikopolis am „Haemus" sprach, und endlich, dass diese letztere Bezeichnung selbst auf vielen Münzen erscheint, dies Alles hätte Forbiger einem D'Anville und Mannert gegenüber zu grösserer Vorsicht mahnen und seine apodiktische Entscheidung der Frage hindern sollen.

Hatten nun Forbiger u. A. der Pent. Tafel und anderen römischen Quellen zu wenig vertraut und mit Berufung auf die Münzen von Nikopolis mit dem vieldeutigen „ad Istros" diese Trajan'sche Siegesstadt direct an den Donaustrom verlegt, so beging Mannert den entgegengesetzten Fehler. Wie ich bereits erwähnte, war dieser hochverdiente Geograph durch seine unübertroffene strenge Kritik der alten Quellen zur Ueberzeugung gelangt, dass Trajan's Nikopolis nur im Innern

*) Geographie d. Griech. u. Röm. VII. 140.
**) Gesch. d. Osman. Reiches S. 610.
***) La Turquie d'Europe IV. 390.
†) Handb. d. Geogr. III. 1096.

Bulgariens und zwar an der Jantra gesucht werden dürfe, und desshalb setzte er es, obschon nicht am ganz richtigen Orte, an diesen Fluss. Gleichzeitig meinte er aber: „Es giebt mehrere Münzen von dieser Stadt, welche sie an den Ister stellen. Da aber an diesem Fluss kein Nikopolis lag, so wird es wahrscheinlich, dass Verfälscher, das neuere Nikopolis mit dem älteren am Jantra-Flusse verwechselnd, eben dadurch ihren Betrug verrathen."

Hier ging Mannert zu weit. Nein, die 400 verschiedenen Medaillen, welche Mionnet's Verzeichniss*) von der autonomen Stadt Nikopolis ad Istros aufweiset — und diese ansehnliche Zahl wurde seit dessen Publication durch viele unbekannt gebliebene vermehrt — sind eben so unzweifelhaft echt, wie die alten Quellen im Rechte waren, „Nikopolis ad Istros" am „Jatrus" und nahe am „Haemus" aufzuführen. Die eben erwähnte Inschrift, welche ich auf dem Ruinenfelde zu Stari Nikup auszugraben so glücklich war, schneidet hoffentlich jede Discussion hierüber für die Folge ab. Sie entscheidet den vieljährigen Streit, denn sie beweiset unwiderleglich, dass die Umschrift „ΠΡΟΣ ΙΣΤΡΩ" auf den Münzen von Nikopolis nicht wörtlich zu nehmen war, sondern dass die Stadt ihren Beinamen vom Grenzflusse Ister der Eparchie (Provinz) „Nikopolitana" erhielt, deren Hauptstadt sie zweifellos gewesen war. Die 14 zeilige hochwichtige Inschrift**), welche ich zu Nikopolis ausgegraben, rührt aus dem J. 203 her. Der Name Kaiser Geta's, Bruder des Caracalla, wurde offenbar nach dessen Tode ausgekratzt. Die Widmung ist an Julia Domna***), Gemahlin des Kaisers Septimius Severus, Mutter Caracalla's und des durch diesen gemordeten Kaisers Geta, gerichtet. Sie lautet nach H. Prof. Kirchhoff's Lesung: „Mit gutem Glücke! Die Julia Domna die göttliche und Mutter des Lagers des Kaisers Septimius Severus Pertinax Augustus Pius Parthicus Britannicus Arabicus Adiabenicus des Pontifex maximus tribunicia potest. zum II. Imperator im XI. Jahr. Consul zum III. Vater des Vaterlands Gemahlin und des Imperator Caesar M. Aurel. Anton. (fehlt Kaiser Geta's, Bruder des Caracalla's, Name) Mutter unter dem Proconsulat in dieser Provinz des G. (?) Ovinius Tertullus Legat des



Aimos-Medaille von Nikopolis ad Istros.

*) Descriptions de Médailles antiques grecques et romaines. Paris. 1806. 1822.

**) Sie wird im griechischen Texte mit allen andern von mir in Bulgarien aufgefundenen am Schlusse des III. Bandes erscheinen.

***) Unter den von der Stadt N. mit dem Bilde der Julia Domna geschlagenen Medaillen wurden 14 durch Mionnet, 1 durch Du Mersan publicirt. Das kais. Münzcabinet zu Wien besitzt 5 von diesen, unter 153 Medaillen, welche von N. herrühren. Auch Mionnet, gleich den meisten Münzenbeschreibern, hält übrigens Nikopolis ad Istros mit dem heutigen Nikopolis an der Donau für identisch!

Augustus Proprätor der heiligste Senat und das erhabene Volk von Ulpia Nikopolis am Istros hat sie aufgestellt."

Die braven Moslims, welche durch ihre mühevolle Arbeit die Copie der Inschrift ermöglicht hatten, theilten voll Erwartung unsere Freude über den glücklichen Fund, denn sie dachten, dass der Stein den Ort näher bezeichne, wo die „genevli" ihre Schätze einst verborgen hatten. Ihre Enttäuschung äusserte sich aber ganz unverhohlen, als wir keine Miene zu weiteren Nachgrabungen machten und andrerseits auch dem Steine keine besondere Bedeutung beilegten, oder ihn ihrer Obsorge empfahlen.

Hätten wir dies gethan, so wäre er sicher bald darauf ihrer Beutegier zum Opfer gefallen. Wir unterliessen es absichtlich, um ihn möglicherweise vor dem Loose so vieler anderer classischen Inschriften zu bewahren. Die habgierigen Bewohner des Orients lassen es sich nun einmal nicht nehmen, an geheimnissvoll eingeschlossene Schätze in alten Votivsteinen, Gräbern, Statuen u. s. w., zum grossen Schaden für die Archaeologen, zu glauben.

Hatte doch der Klephtenführer Ulysses das bis 1821 erhalten gebliebene altgriechische Meisterwerk eines riesigen Löwen aus weissem Marmor, von den Thebanern ihren gegen Philipp II. gefallenen Landsleuten zu Ehren in Daulis (Davlis) errichtet, desshalb mit Pulver in Stücke gesprengt, weil er wähnte, der Löwenleib müsste geheime Schätze bergen. Auch Dr. Sepp's „Briefe aus der Levante" erzählen drastische Beispiele in dieser Richtung. Ob die von mir ausgegrabene Inschrift gleich traurigem Schicksale entgehen wird? Leider zeigt die Pforten-Regierung nur für solche Reste der Vorzeit lebhafteres Interesse, welche gleich Schliemann's Entdeckungen auch zugleich materiellen Werth besitzen. Sicher hätte der Mutessarif von Tirnovo, dem ich Mittheilung von dem Funde machte, den Stein dahin bringen lassen, falls er einigen Gewinn für ihn oder den Fiscus versprochen hätte; so zweifle ich aber, ob er die Inschrift, um ihres idealen Werthes willen, vor Beschädigung geborgen hat, wie er dies versprach.

Wir fragten den Besitzer des Čiftliks, ob auf dem Ruinenfelde wohl häufig Münzen, Schmucksachen u. s. w. gefunden werden. Er gab dies zu, erklärte jedoch „grösstentheils von Bulgaren, die hier Steine für deren kirchliche Neubauten holen." Ihm selbst wäre aber das Kismet (Geschick) leider nie günstig gewesen. Er hätte stets nur bakar (Kupfer) gefunden. Dabei zog er ein Lederbeutelchen aus seinem Gürtel und zeigte uns einige Münzen. Neben Medaillen von anderen Städten, befanden sich darunter auch einige von Nikopolis ad Istros. So eine sehr schön erhaltene, mit dem lorbeergeschmückten Bildniss des Septimius Severus (℞: der Ister, mit der linken Hand auf eine Urne sich stützend, aus welcher Wasser fliesst*), dann eine zweite auf Julia Domna (℞: eine Venus),

*) Vergl. Eckhel I. 58. No. 15. Es giebt noch andere Medaillen von Nikopolis mit dem Bilde

eine dritte, namentlich interessante, zeigte den lorbeerbekränzten Kopf Kaiser Trajan's mit der Umschrift: AYT. K. NЄP. TPAIANOC. C., (ꝶ. den Kaiser mit der Siegesgöttin neben einer Trophäe, an deren Fuss zwei Gefangene sitzen). Es war vermuthlich die älteste Medaille, welche die mit dem autonomen Münzrecht ausgestattete Colonie ihrem Gründer oder Erweiterer zu Ehren geschlagen hatte.

Nach meiner Ansicht nämlich ist es wohl sehr die Frage, ob nicht bereits vor Kaiser Trajan auf diesem günstig situirten Punkte eine militärische Niederlassung bestanden habe. Auch diese, gleich zahlreichen anderen Detailfragen, erwartet von umfassenden Ausgrabungen ihre Lösung.

Für die hohe Handels- und Verkehrs-Bedeutung der alten Siegesstadt spricht nächst der anffallend grossen Münzenzahl, welche sie in Umlauf gesetzt, auch das umfangreiche Netz von Strassen, das in derselben zusammenlief. Nach der Tab. Peut. gelangte man von Nikopolis über Melta zum 68 Millien entfernten Oescus an der Donau, eine zweite Strasse führte mit 130 Mill. nach Marcianopolis und weiter nach Odessus am Pontus, eine dritte über den Balkan nach dem von Sotra 37 Mill. fernen Philippopolis und eine vierte, wie man mit Gewissheit annehmen darf, über den niederen Balkanpass bei Gabrovo (Gallus?) in das Becken des Tonzus nach Hadrianopolis, stellte die directe Landverbindung mit Byzantium her. Nach alledem war Nikopolis nicht nur eine feste, sondern auch eine reiche Handelsstadt, welche griechische Cultur und Kunst, weit entfernt vom Reichscentrum, zu nicht gewöhnlicher Entfaltung brachte.

Ungeachtet die Barbaren gründlich mit der Pracht unserer Siegesstadt aufgeräumt und Türken wie Bulgaren die monumentalen Ueberbleibsel nach Möglichkeit verschleppt hatten, stiessen wir auf unserem Wege in südwestlicher Richtung neuerdings auf unzählige kunstvoll in Marmor sculptirte Werkstücke einstiger Paläste, auf Säulenstämme und attische Basen von Tempeln und öffentlichen Gebäuden. Dürfte man aus den bekannten letzten Medaillen von Nikopolis, auf Kaiser Gordianus*) einen Schluss ziehen, so müsste es bereits im J. 203 n. Chr., aus welchem die von mir aufgefundene Inschrift unter dem Proconsul L. Ovinius Tertullus**) herrührt, das Münzrecht verloren haben. Es wird dies wahrscheinlich, weil bereits zu jener Zeit sein Glanz durch die Einfälle der Gothen und Hunnen gelitten haben mochte.

Nach dem Zusammenbruche des Hunnenreiches soll die Provinz Nikopolitana einen Gothenstamm, „Kleinere Gothen“, auch „Moeso-Gothen“ genannt, aufge-

des Isters z. B. auf Macrinus mit beigefügtem Schiffe, auf Diadumenianus, Gordianus etc. Der meisten Medaillen Reversseiten zeigen die Figuren Jupiter's, Hercules, Mercur, Bachus, Fortuna, Ceres mit symbolischen Emblemen des Ueberflusses von Getreide, Obst, Wein, Wildpret, Wald u. s. w.

*) Weder bei Mionnet u. A., noch in der reichen Sammlung des k. k. Münz-Cabinets zu Wien findet sich eine Medaille von N. jünger als auf Kaiser Gordianus.

**) Borghesi opere II. S. 224. Mommsen Corp. inscr. lat. III.

nommen haben, in deren Mitte Bischof Ulfila wirkte.*) Procopius**) versichert, dass Nikopolis durch Kaiser Justinian wieder erneuert worden sei; doch seine frühere Blüthe mochte es kaum mehr erlangt haben. Es wird mindestens in den Kämpfen zwischen Bulgaren- und Byzantinern nicht genannt. Auch was ich von Bauresten sah, trug ausschliesslich antiken Charakter. Vergebens suchte ich nach gestempelten Ziegelsteinen; aber ebensowenig stiess ich auf irgendwelche Spuren aus christlicher Zeit. Ich denke, umfassendere Nachgrabungen werden es zur Gewissheit erheben, dass hier keine mittelalterliche Niederlassung gestanden habe. Im nahen Jeni Nikup (Neu-Nikup), wo ich nach Traditionen in dieser Richtung forschte, wusste man nur, dass zu Ende des Jahrh. ein Dorf sich nahe der Ruinenstätte befunden habe, dessen Bewohner aber wegen Bedrängung (?) geflüchtet und das nahe Jeni Nikup gegründet hätten.

Durch leicht erklärliches Sinnen über irdische Grösse tief bewegt, nahm ich auf dem Punkte des hochgelegenen Sarcophags, bei dem ich einige schöne Säulencapitäle blosslegen liess, eine Skizze vom Trümmerfelde der „Siegesstadt". Nur auffliegende Störche störten die ringsum herrschende Grabesstille des weiten Planes, auf den die scheidende Sonne, ein anderes Bild des Auf- und Niederganges aller Dinge im weiten Weltenraume, versöhnend ihre letzten Strahlen warf.

Als wären die Traditionen des Zeitraums von Kaiser Trajan bis zur Feier des tausendjährigen römischen Reiches nicht vollkommen genügend, um den Ruinen von Nikopolis unser Interesse zu sichern, glaubte Herr Prof. Philipp Brunn zu Odessa neuestens auch die folgenreiche Vernichtung des Sigismund'schen Heeres durch Bajazid „den Blitz" an dieselben knüpfen zu müssen. Wie total unbegründet diese Behauptung, hoffe ich im IX. Capitel zu zeigen.

Wir trennten uns von den sehr enttäuschten moslimschen Schatzgräbern mit vielem Dank und reichlichem Bakschisch. Der hereinbrechende Abend hüllte die gegen Osten in sanften Linien verlaufenden Berge von Osmanpazar in tiefes Violett-Blaugrau und die höchste Spitze des Gabrovo-Balkans, welche ich mit S. W. gepeilt, war kaum mehr erkennbar. Das fortschreitende Dunkel zwang mich auf unserem Weiterritt gegen Jeni Nikup (N. 20 W.) ein alterthümliches Gebäude am Wege unbesichtigt zu lassen. Im Dorfe hatte mein Dragoman aber ein treffliches Nachtquartier und Abendessen vorbereitet, was dem ersten Reisetage einen glücklichen Abschluss gab.

Nach der Aussage des Čiftlikbesitzers erwartete ich zu Jeni-Nikup einzelne dahin verschleppte antike Reste zu finden. In Wahrheit begegnet man ihnen im Dorfe aber auf jedem Schritte und giebt es dort beinahe keinen Hofraum, der nicht eine Menge Ziegel, Marmorplatten, Säulen u. s. w. enthielte. Aehnlich wie

*) Mannert. VII Bd. S. 142.
**) Procopius, De Aedificii.





RUINENSTÄTTE VON NIKOPOLIS AN DER RUSICA.

das serbische Kostolac sich als Erbe des alten Viminacium's betrachtet, ebenso Novo- oder Jeni-Nikup gegenüber dem alten Nikopolis*). Sarcophage werden da als Brunnen benutzt, die Hausfluren mit grossen römischen Deckziegeln gepflastert, Grabkreuze aus antiken Votivsteinen gemeisselt und mit Alterthümern wird — die Eingebornen wollen es natürlich nicht zugeben — ein schwunghafter Handel getrieben. Ungern sahen sie unseren Besuch und alle unsere antike Dinge streifenden Fragen wurden ausweichend beantwortet.

Auf einer am nächsten Morgen unternommenen Durchstreifung des rein bulgarischen Ortes, fanden wir am grossen Dorfbrunnen ein Friesstück mit Stierköpfen, deren Hörner Laubgewinde verbanden, mit dem Bruchtheil einer Inschrift „aus dem eigenen" . . ., eine andere guterhaltene von zehn Zeilen, dann eine attische Säulenbasis von 67 Centimeter Durchmesser und ein jonisches Capitäl mit zierlichen Voluten sah ich zwischen unzähligen antiken Bruchstücken im Hause Hadži Marko's. Die griechische neunzeilige Inschrift lautet nach Kirchhoff's Lesung: „Mit gutem Glücke! Der Mutter der Götter Aquilinus Sohn des Publius hat aufgestellt den Altar und den Tisch seines Gelübdes wegen." Mehrere stark verstümmelte Votivsteine traf ich in anderen Gehöften. Auch in den Mauern der kleinen Kirche stecken viele eingemauerte Fragmente und auf dem angrenzenden Friedhofe trafen wir verschiedene Säulen-Capitäle zwischen den Gräbern, auf welchen keramische Gefässe und Lampen, wieder ein Anklang an heidnisch-classische Sitte, nur selten fehlten.

Einem schwachen Wasserfaden folgend, erreichten wir über das türkische Bederli in $1^1/_2$ St. das türkisch-bulgarische Mekiš, wo aus W. von G. Lipnica ein stärkeres Rinnsal herabkömmt und zur Jantra fliesst. Hart bei dessen primitiver Brücke fand ich einen Votivstein. Sein Frontispice zeigte einen lebendig bewegten Reiter, der neben einem Baume ein wildes Thier zu erlegen sucht. Die lateinische stark verstümmelte Inschrift**) sagt: „Den Todtengöttern. Der Minicia (Zahl der Lebensjahre fehlt) und dem C. Minicius (das Uebrige ist unleserlich).

Wir zogen weiter über die hier sehr monotone Hochebene. Rechts, links und vor uns gab es zahlreiche Orte zu recognosciren und kleine Wasseradern einzutragen. Die wenigsten Dörfer erwiesen sich rein von Türken oder Bulgaren bewohnt, die meisten hatten eine gemischte Bevölkerung und oft, wie in Akčajar und G. Studena, traten Tataren und Tscherkessen hinzu. Wo letzteres der Fall, waren deren in langen Reihen hinlaufende Ansiedlungen schon durch grosse Armseligkeit, Schmutz und Verfall zu erkennen. Die kriegerischen Tugenden der Kaukasushelden in allen Ehren — wie musste jeder hier reisende Russe sein Land glücklich preisen, dieses arbeitsscheue Gesindel los zu sein!

*) Geographische Bemerkungen zu Schiltberger's Reisen. Sitzber. d. k. bayer. Ak. d. W. 1869. II.
**) Mommsen, Corp. insc. lat. III.

Kurz vor Tekir stiessen wir auf eine prächtige Baumoase, in deren Schatten eine Wagenkaravane lagerte. Die Zugthiere, Ochsen und Büffel, weideten zerstreut umher und suchten sich auf gut Glück ihr Abendfutter. Die Fuhrleute, kräftige Bulgaren, hockten nahe bei der Tränke um ein lustiges Feuer oder glotzten von ihren Wagen herab unseren fremdartigen Zug an. Wir ruhten gleichfalls hier ein wenig und erfuhren, dass die Leute vorjähriges Getreide führten. Jeder mit 4 Thieren bespannte Wagen hatte 400 Okka = 10 deutschen Zoll-Centnern geladen, wofür sie von Tirnovo bis Švištov 1 Napoleon erhielten. So bescheiden dieser Frachtlohn für 4 Tage Wegs, auf bei schlechtem Wetter unergründlichen Strassen, zeigt er doch besser als jede Phrase, wie dringend die Türkei den Ausbau ihrer Bahnen beschleunigen müsste, will sie künftig mit den anderen Agriculturländern an der Donau auf dem europäischen Markte concurriren. Auf unseren Bahnen würde die Fracht von 10 Centnern Getreide auf 12 Meilen nur beiläufig 2.5 Mark gegenüber 16 Mark betragen. Leider zieht man aber in den Bureaus der Pforte bei Eisenbahnprojecten stets mehr das strategische als das national-ökonomische Moment in Erwägung; sonst hätte die Linie Švištov-Tirnovo, für welche der mich begleitende Ingenieur Gavronjski schon im J. 1870 eine leicht auszuführende Trace entworfen hatte, längst verwirklicht werden müssen. Ja, wäre Mithad noch länger Gouverneur der Donauprovinz geblieben!

Das von Türken und Bulgaren bewohnte nette Dorf Tekir wird von Letzteren Carovec genannt, ein Name, welcher mit irgend einer Tradition aus der altbulgarischen Carenzeit, vielleicht mit der Stiftung seines Klosters zusammenhängt. Ich liess es links liegen, da wir Švištov vor dem Einbruche der Nacht erreichen wollten. Hart vor seinem Weichbilde gelangten wir an riesige, mit quakendem Gethier bevölkerte Tümpel, welche, durch mehrtägigen Regen angeschwollen, die nahe Strasse verschlungen hatten. Es sind wahre Fieber- und Choleraherde, wann hat aber die Beseitigung solcher den Herren Sanitäts-Beamten des türkischen Regiments die kleinste Sorge bereitet? Das abscheulich duftende Hinderniss zwang uns, den Weg über die aufgeweichte Lösslehne zu nehmen, was nicht minder unangenehm wurde, da unsere Pferde bei jedem Schritte ausglitten.

Endlich erschienen die ersten Häuser des Gornje Mahale von Švištov, aus welch hochgelegener Vorstadt wir auf abschüssigem Pflaster abwärts zum „Dolna Mahale" gelangten. Dort, im grössten Han der grossen Handelsstadt fanden unsere Pferde jedenfalls eine bessere Unterkunft als wir selbst, obschon uns dessen mittlerweile verstorbener Eigenthümer Janakči sein eigenes Stübchen abgetreten hatte. Da ich für diesmal nur einen 24stündigen Aufenthalt zu Švištov projectirte, lehnte ich die Gastfreundschaft einiger Notabeln, an welche ich von Wien aus warm empfohlen war, dankend ab. Ich gedachte nur vom Kasa-

vorstand mir einige nothwendige Daten zu erbitten, meine Reise-Ausrüstung zu completiren und Erkundigungen über die von Švištov ausgehenden Strassenläufe einzuziehen. Ich wollte nämlich nicht den directen Weg, sondern eine mehr westliche Richtung nach Gabrovo einschlagen, um die Wasserscheide zwischen der Jantra und Osma genau bestimmen zu können.

V.

UEBER SELVI UND GABROVO AUF DEN ŠIBKA-BALKAN.

(II. Balkan-Passage.)

Misstrauen gegen die torkische Pust. — Das moslim'sche Mussafirlik und der christliche Hao. — Statistische Enquête zu Carovec. — Kampf uod Ende der Legion Hadži Dimitri's. — Salpetergewinnung zu Ovča Mogila. — Hoher Tumulus. — Abend io einem Törken- nnd Bulgarendurf. — Osma Gradište. — Archäologisches vom Čatal Tepe. — Römerreste. — Alte Strasse. — Thal von Vrbovka. — Römisches Relief. — Ein Bulgarenhuf. — Rusicathal. — Intermezzo. — Nachtlager an Sūčūndol. 18 Seelen io cioem Hause. — Schwiegermütter. — Aotikes Dianabild. — Tracbt. — Eioe Braut. — Durch die Rusica bei Bara. — Pittoreske Landschaft. — Verlassene Strasse. — Karšovo als Orientirungspunkt. — Abstieg nach Selvi. — Dessen Brücke. — Einwohnerzabl. — Neue Kirche. — Preise moderoer Schnitz- und Bildwerke. — Altes Kirchlein. — Neue Schule. — Bilduogstrieb jnoger Bulgaren — Kreisamt jetzt ood einst. — Römischer Votivstein. — Antike Stadt. — Nach Serbegli. — Späte Obstreife. — Weilerdörfer. — Organisation der Kolibi. — Charakter der Vorregion des Balkans. — Han zu Gabrovo. — Zerstöruog 1798. — Mahale, Kirchen und Schulen. — Scheig-Fabrikation. — Frauenkloster Blagoveštenije. — Dessen Organisation. — Gabrovo's Industrie. — Kein Türke! — Balkanpotsch und Denunciation 1871. — Merkwürdiger Postadži. — Sperruog der Schulen. — Meine Eoqoête. — Gabrovo's Rivalität mit Travna beim Strassenbao. — Abdul Medjit's und Sultan Machmud's Strassen. — Barth's Lisis Köi. — Čoban-Brücke. — Mineraltherme. — Ein Orden für eine Brücke. — Seleno drvo's Holzindustrie. — Unwetter. — Kloster Sv. Sokol. — Ein Pascha, sein Protektor. — Kirche und merkwürdige Fresken. — Mysteriöse Höhlen. — Nach dem Marko Kraliigrad bair. — Hajduk Paoajot Hitov. — Weite Aossicht. — Geographisches. — Wichtigkeit des Šibka-Passes. — Strassenzüge. — Sage von Marko Kraljević. — Erster Blick auf das thracische Schiras.

In allen Städten an der unteren Donau empfängt und sendet man Briefe, Geld, Paquete u. s. w. durch die Postboote der Oesterr. Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Dies gilt eben sowohl von Privaten als Behörden, von Heimischen als Fremden. Wo sich diese oder eine andere sichere Gelegenheit darbietet, schenkt selbst der Moslim der keinen Verlass gewährenden türkischen Post selten Vertrauen. Ich musste leider persönlich es erfahren, wie gerechtfertigt ihr schlimmer Ruf ist, und stimme aus objectivster Ueberzeugung mit jenen, welche sich gegen

die Aufhebung der österreichischen tractatmässig bestehenden Postlinien erklären. Der äusserst gefällige österreichische Dampfschiffahrts-Agent zu Švištov nahm meine abzusendende Correspondenz in Empfang und versprach mir die Uebermittlung der einlaufenden Briefe an bestimmte Orte und Personen im Innern. Nachdem dieser wichtige Punkt geordnet war, verabschiedete ich mich von Herrn Ingenieur Gavronjski, übergab ihm Empfehlungen für meine Rusčuker Bekannten, liess sodann die Pferde nach der Balkanrichtung wenden und hielt in einer Stunde am Han zu Carovec.

Ich möchte hier einen für den Reisenden hochwichtigen Punkt weiter ausführen, welchen ich bereits bei Bela flüchtig streifte. Ich meine das Unterkommen auf Reisen, abseits der wenigen Hauptrouten im illyrischen Dreieck; sowie auf die charakteristischen Unterschiede zwischen den Mussafirliks der türkischen und den Hanen der christlichen Ortschaften. Das türkische „Mussafirlik“ (Haus für Gäste) wurzelt im schönen Korangebote der Gastfreundschaft gegen alle Menschen. In keinem nur etwas bedeutenderen moslim'schen Dorfe fehlt ein bescheidenes Häuschen, mit stets offen gehaltenem Raume für durchziehende Pilger, welche bei Sonnenuntergang dort ausruhen, im Winter an der Feuerstelle sich wärmen, Café nehmen und ohne Bezahlung durch drei Tage auf den ausgebreiteten Rohrmatten ihr Lager aufschlagen können. Das „Gästehaus“ wird von der Gemeinde erbaut und erhalten, was bei seiner spärlichen Einrichtung und den frugalen Mahlen allerdings nicht sehr kostspielig ist.

Auf diese wohlthätige Einrichtung der Mussafirlik kann der Fremde also in moslim'schen Orten immer, und selbst in später Nacht rechnen, sobald ihm deren Auffindung gelingt. Dies ist jedoch, z. B. in Dörfern mit zerstreuten Gehöften, nicht immer leicht, da nach Sonnenuntergang selten Jemand auf seinen Ruf erscheint, um ihm Ciceronedienste zu leisten. Reiset man mit mehreren Pferden, so tritt oft der andere Uebelstand ein, dass im Mussafirlik nur ein gemeinsamer Raum für Personen und Pferde, manchmal aber eine Unterkunft für letztere überhaupt mangelt. Nehmen wir jedoch an, dass alle diese Uebelstände nicht vorhanden und Menschen und Thiere glücklich ihr Obdach im Mussafirlik gefunden haben, so bedarf der Reisende doch Nahrung für sich und Futter für seine müden Pferde. Obschon er auf Wein und Rakie von vorneherein verzichten lernt, bedarf es in vielen Fällen noch sehr umständlicher Unterhandlungen mit dem Orts-Muchtar und Consorten, welche meistens erst mit dem Hinweis auf ansehnliches Bakschisch zur Hebung aller Schwierigkeiten führen.

Neben den Mussafirliks der Communen giebt es gewöhnlich in den grösseren, an der Strasse liegenden Orten, auch solche, welche in besseren Tagen von frommen, wohlhabenden Gläubigen gestiftet wurden und von deren Nachkommen erhalten werden. Sind die unumgänglich nothwendigen formalen Vorstellungen

vorüber, so wird hier der Reisende mit einem gewissen Comfort an Waschbecken, Teppichen, Bettzeug — Bettstellen giebt es nirgends — dann mit häufiger Credenzung von Café geehrt. Er darf auch auf ein anständiges Mahl rechnen, zu dem sich der Hausherr und dessen Söhne gewöhnlich einladen und dessen Reste der Begleitung bescheert werden. Das Bakschisch beim Abschiede wird nur selten abgelehnt und wird nach dem Genossenen bemessen.

Ganz anders gestaltet sich das Unterkommen in den christlichen Ortschaften. Zieht man es nicht vor, von seinen amtlichen Empfehlungen Gebrauch zu machen und in einem der wohlhabenderen Bauerngehöfte sich durch den Zaptie als officiellen Gast einführen zu lassen, was dieser gewöhnlich ohne viele Formalitäten besorgt, so findet man selbst im kleinsten Christendorfe einen von speculativen Bulgaren, Zinzaren oder Griechen gehaltenen Han. Oft bietet dieser allerdings noch geringeren Comfort, als das moslim'sche Mussafirlik; doch gewährt er den grossen Vortheil raschen Processes. Enthoben alles Parlamentirens reitet man in den Hofraum, der Wirth ruft sein „Dobro došle“ (Glückliche Ankunft), hilft dem Gaste aus dem Bügel, reicht ihm sofort ein Glas Wein und sorgt mit seinen Burschen für ihn, dessen Leute und Thiere.

Der Han eines Bulgarendorfes vereinigt gewöhnlich Alles, was der Dörfler bei uns an verschiedenen Orten suchen muss. Freilich bedarf der Bulgare nicht viel. Der mit dem Wirthslocale engverbundene Ladenraum birgt nur die allerbescheidensten Waarenvorräthe und jedes höher fliegende Verlangen kann nur in der fernen Stadt bei einem gelegentlichen Holz- oder Cerealienverkaufe befriedigt werden. Diese Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen sichert dem bulgarischen Dorfhan zu jeder Tageszeit eine gewisse Frequenz. Einige Zecher, Gäste oder Käufer sind immer da zu finden. Nur selten ist man allein. Im Gegentheil wird man oft von Neugierigen über das „Woher“, „Wohin“ und den Zweck der Reise mit Fragen belästigt. Dies giebt aber wieder erwünschte Gelegenheit, solche zu stellen. Manchmal zöge man es aber doch vor, in Ruhe gelassen zu werden, dann erfordert das Isoliren, will man nicht als Sonderling gelten, eine Routine, welche man erst allmälig erwirbt. Der Bulgare ist sehr neugierig und in jedem Fremden, der nicht als Kaufmann sich gerirt, wittert er einen „Consol“, der geheim grosse Dinge vorzubereiten kommt.

Beginnt man es nun aber gar, wie beispielsweise ich im Han zu Carovec, und sendet durch seinen officiellen Reisebegleiter, einen sehr stattlichen Zaptie-Čauš, der die einfachsten Anordnungen mit einem gewissen Accent in Scene zu setzen liebt, nicht nur um den moslim'schen und christlichen Geistlichen, sondern gleichzeitig um den türkischen Gemeinde-Muchtar und bulgarischen Orts-Čorbaši, dann darf man sicher sein, durch solchen Ausserordentliches ankündenden Schritt, in kürzester Frist, Alles, was Beine im Dorfe besitzt, dem Hane zuströmen zu

sehen. Han und Mussafirlik bilden nämlich beide eine Art Forum, das Jedem zugänglich, in dem alle privaten und öffentlichen Geschäfte berathen und abgeschlossen werden. Die herbei befohlenen Autoritäten waren nicht so rasch aufzutreiben, schneller wuchs die Zahl der Neugierigen aber an, die, je weniger sie das Kommende zu errathen vermochten, sich umsomehr zuwinkten und zuflüsterten. Der Handži hatte vollauf zu thun, die Frager mit Achselzucken, bog znaje (Gott weiss es), Raki und saurem Rothwein abzukühlen.

Endlich waren die berufenen Würdenträger erschienen und rückwärts vom Han bildeten sie mit mir und Ibrahim Čauš das Centrum eines hockenden und stehenden Auditoriums, dessen oft versuchtes lästiges Naherücken eine zeitweilige Mahnung des Sergeants abwehrte. Hatte früher schon mein Gebahren mit den Barometern einiges Aufsehen erregt, so erreichte nun Aller Spannung den Höhepunkt, als ich aus der zu Švištov erlangten Bevölkerungs-Tabelle des Kreises, zuerst die Ziffern der moslim'schen und christlichen Häuser, dann aber jene der männlichen Steuerholden (nufus) des Dorfes durch an Hodža, Pope, Muchtar, Čorbaši und Andere gerichtete Kreuz- und Querfragen zu controlliren begann.

Dieses von mir hier und an vielen anderen Orten zur Berichtigung der officiellen Register eingeschlagene Verfahren, setzte meine Ausdauer auf schwere Proben, da die guten Leute von statistischen Zwecken keine Ahnung besassen, weil fiscalische Zwecke witternd, nur answeichend antworteten und nur nach vielem Erklären zu wahrheitstreuen Angaben sich entschlossen. Die erheblich von den officiellen abweichenden Daten, welche ich zu Carovec erhielt, enthüllten mir sofort die geringe Vertrauenswürdigkeit türkischer Staats-Statistik. Der III. Band wird das derselben gewidmete ausführliche Capitel enthalten.

Von Carovec gedachte ich dem Wege zu folgen, welchen die junghulgarische Legion während des Insurrectionsversuches im Frühling 1867 eingeschlagen hatte. Bei der alten Römerschanze zu Vardin bei Švištov, war sie, gedeckt durch die dortige Donauinsel, vom jenseitigen walachischen Ufer gelandet. Das türkische Wachpiquet wurde sogleich niedergemacht und bei Carovec entfaltete ihr Führer Filip Totju das althulgarische Banner mit dem Löwen. Bei den feurigen kriegerischen Serben wäre der Erfolg kaum ausgeblieben, der alle Verhältnisse kühl überlegende Bulgare blieb ruhig. Im I. Bande schilderte ich bereits (S. 28) Beginn und Verlauf dieses unglücklichen Putsches.

Sein trauriges Ende entmuthigte jedoch nur kurz die jungbulgarischen Heisssporne, welche von Bukarest aus des Vaterlandes Befreiung anstrebten. Die Emigration entbehrte jedes richtigen Maasses für die Actionslust und Fähigkeit der grossen Masse in der Heimath. Schon im nächsten Sommer 1868 landete erneuert bei Švištov eine wohl ausgerüstete 150 Mann starke Insurgenten-Cohorte, geführt von Hadži Dimitri. Abermals zog das Löwenbanner mit dem Kreuz über

die Hügel von Carovec. Doch auch diesmal herrschte mit der Begeisterung der jugendlichen Legionäre stark contrastirende Ruhe auf der bulgarischen Donauterrasse. Keine Hand rührte sich, kein Gewehr vermehrte die Reihen, deren Wahlspruch: Sloboda ili Smrt! (Freiheit oder Tod!). Wohl aber regte sich die erschreckte moslim'sche Bevölkerung und die rasch benachrichtigte türkische Autorität, das tollkühne Beginnen blutig zu rächen.

Wie unglücklich auch dieser besser gemeinte, als inscenirte Putsch geendet, welches Unheil er durch Midhat's strenges Gericht über Bulgarien und namentlich über Švištov's Jugend brachte, erzählte ich gleichfalls im Capitel „Zur Geschichte der Bulgaren" des I. Bandes. Eine in Bulgarien geheim verbreitete Lithographie verewigt das traurige Schicksal der Legion am Waldgehänge zu Panu voinov. Da stehen Hadži Dimitri und sein Adjutant Štefan Karadža, die Kreuzesfahne hoch haltend, die bedrängten Kampfgenossen durch ihre Todesverachtung aufrichtend, Nizams und Tscherkessen stürmen von allen Seiten an, die Legion feuert eine volle Salve auf deren dichte Massen, hier fällt ein Jusbaši, dort ein Tscherkessenhäuptling, andere ersetzen sie aber und das bulgarische Häuflein schmilzt unter den unausgesetzten Angriffen zusammen. Von keiner Seite wird ihm Succurs, während die Reihen der Gegner durch neue Zuzüge sich stets verstärken. Fort und fort in harter Fühlung mit seinen Verfolgern erreichte es, die Rusica im Rückzuge überschreitend, todesmüde und erschöpft, doch bis zum letzten Manne kämpfend, die Engthäler der Jantra bei Gabrovo, welche dessen Grabstätte werden sollten! Wer will den Bulgaren noch weiter den Vorwurf der Feigheit nach solchen Beweisen opfermuthigen Todes entgegenschleudern?

Drei Jahre waren seitdem ins Land gegangen, die Erinnerung an das Heldenthum der Legion blieb aber bei Jung und Alt, bei Christ und Türk in heller Erinnerung lebendig. Wo ich im J. 1871 deren Trace folgte, hörte ich rühmend von ihr sprechen, von den Moslims offen, von den Christen aber nur in vertraulicher Stunde, wenn der mich begleitende Čauš sich entfernt hatte. Auf ihren Führern lastet aber, trotz der rühmlichen Haltung, nach meiner Ansicht der schwere Vorwurf mangelnder Voraussicht. Schon die Wahl des Insurrections-Terrains war in jeder Richtung verfehlt. Nicht allein, dass die Hochebene, über welche wir von Carovec aus hinzogen, als überall offenes Land nur wenig zum Guerillakampf sich eignet, fand ich die Dörfer ausschliesslich oder gemengt von moslimschen Leuten bewohnt!

An einem dünnen Wasserfaden näherten wir uns durch einen tiefen Einschnitt allmälig dem Osem und 4 Meilen von Švištov ferne, wurde ich bei Ovča Mogila (Schafhügel) zum erstenmale des „Čatal Tepe" (getheilten Berges) ansichtig, dessen Silhouette das Umland nach allen Richtungen beherrscht. In dem

von Bulgaren, Türken und Tataren bewohnten Ovča Mogila erregten hohe Wälle meine Aufmerksamkeit. Sie erwiesen sich als künstlich aufgeschüttete Lössmassen, welche zur Salpeterbereitung im Laufe von Jahrzehnten allmälig ausgelaugt worden waren. Nach der Versicherung der Arbeiter wird hier und im kaum 1 St. fernen Batak „seit Menschengedenken" Salpeter bereitet. Zwischen den ausgelaugten Erdwällen stiess ich auf eine elende, aus Baumästen und Stroh errichtete Hütte, aus welcher heisse Dämpfe drangen. Ich traf hier in Mitte einer Menge sinnreicher, aber sehr primitiver Vorrichtungen, einen Bulgaren, Vladi Volo aus Kaloica, der 20 Jahre lang zum „Gjoryjev den" regelmässig mit einem Genossen nach Ovča Mogila kommt. Dieser hilft ihm beim Graben und ersten Aufbereiten der salpeterhaltigen Erde. Sie wird zuerst in Bottiche von bedeutendem Umfange geschüttet und durch von Aussen eingeleitetes Wasser in einen dünnen Brei verwandelt. Die gewonnene Lauge wird sodann in einem flachen riesigen Kupferkessel mittelst starker, unter demselben angebrachter Feuerung abgedampft. Das Resultat der sechsmonatlichen Campagne, welche am Demetriustag abläuft, wird in die sultanliche Pulverfabrik bei Rasgrad abgeliefert. Es werden in Ovča Mogila durchschnittlich 150 Okka Salpeter (gorčcle), also 3½ Zollcentner gewonnen. Die genügsamen Producenten erhalten 6 Piaster pro Okka, wonach für jeden der beiden von Früh bis Nacht fleissigen Arbeiter ein Gewinn von 90 Mark (für 6 Monate!) resultirt, mit dem sie sehr zufrieden in ihre Heimath zurückkehren, um im nächsten Frühjahre ihr altgewohntes chemisches Laboratorium wieder zu beziehen. Müsste es bei solcher Billigkeit der Arbeitskraft nicht lohnend sein, die reichen Naturschätze Bulgariens, anstatt sie auszuführen, an Ort und Stelle zu verwerthen?

Nächst der Salpeterfabrikation interessirte mich Ovča Mogila's im J. 1864 erbautes Kirchlein. Es macht mit seiner dreibogigen, offenen Vorhalle ganz den Eindruck eines italienischen Baues und doch ist sein Architekt nie über die heimathlichen Berge gekommen. Meine Umfrage im Orte nach Resten aus alter Zeit blieb vergebens; doch dürften meine Nachfolger vielleicht mehr vom Glücke begünstigt sein. Antike Gefäss-Scherben, welche beim Ausheben der salpeterhaltigen Erde in Menge gefunden werden, rechtfertigen wenigstens diese Vermuthung. Ovča Mogila liegt in 96 M. Seehöhe. Weiterziehend, stiess ich hart vor Varena auf einen isolirten, sehr hohen Tumulus. Er schien im Durchschnitte, wahrscheinlich von Schatzgräbern, durchwühlt worden zu sein, wobei die unregelmässigen Werksteine der Grabkammern allenthalben durcheinandergeworfen und deren Inhalt wahrscheinlich verstreuet wurde. Mir bot die Spitze einen höchst willkommenen Orientirungspunkt über das nächste Gebiet des Osem, dessen hellaufglänzendes Wasserband und von Tümpeln erfülltes Weideland, das rothe Licht des scheidenden Sonnenballs prächtig färbte.

Die rasch eintretende empfindliche Abendkühle mahnte zum „Konakmachen“ und Abstieg nach dem nahen Dorfe. Obwohl die Dämmerung kaum eingebrochen war, herrschte bereits Todesstille im Orte; denn ausschliesslich Moslims bewohnten ihn. Auf wiederholten Anruf kam endlich ein gutmüthiger alter Türke herbei, der uns nach dem Mussafirlik wies. Sein einziges Gemach hatte leider nur drei Wände und es entbehrte überdies jeder Umzäunung. Die Aussicht, gewissermassen auf der Strasse zu schlafen, war nicht ganz nach meinem Geschmacke, wir ritten also nach dem nur ½ St. fernen Osma Gradište. Hier tönten uns heller Sang und Sviralaklänge entgegen. Die bulgarische Dorfjugend ergötzte sich an dem prächtigen Sommerabende mit Horatanz und anderen Spielen. Da war Alles voll Leben und Freude. Unsere Ankunft brachte vielleicht erwünschte Pause. Alt und Jung eilte herbei, uns freundlich zu begrüssen, einige Bursche übernahmen es, uns nach dem Ortshan zu geleiten, und bald waren wir ziemlich gut für die Nacht geborgen. Osma Gradište besitzt eine Moschee mit Minaret, doch weder eine Kirche noch Schule, ungeachtet hier gleich viel oder eigentlich mehr Bulgaren als Moslims wohnen. Der Ort zählt 60 bulgarische, 50 türkische und 6 tscherkessische Häuser.

Am nächsten Morgen zog ich weiter dem nördlichen Hange des Trojan-Balkans zu. Mein nächstes Ziel war sein nördlichster Ausläufer, das ganz isolirte, vom Volke treffend „getheilter Hügel“ benannte Ćatal Tepe, das ich bereits am Vortage erblickt hatte. Wir hielten an seinem Fusse, wo die W.O. nehmende, von Pleven über Butva nach Tirnovo führende Strasse vorüberzieht. Das Tepe ist in dessen höherer Parthie vollkommen baumlos und bildet mit seinen nackten Kalkschroffen, in Mitte der fruchtbaren, gut bestellten Ebene zu dieser einen melancholischen Contrast. Dem triangulirenden Ingenieur wird das Tepe einst unschätzbare Dienste leisten und auch für die Archäologen bewahrt es noch manches Geheimniss. Hier oder doch sehr nahe muss jedenfalls eine antike Ansiedlung gestanden haben. An seinem südöstlichen Hange lagen unter Bäumen die kolossalen Werkstücke eines, durch ihre Profile als römisch gekennzeichneten Monumentalbaues zerstreut umher. Viele andere mochten in dem fetten Humusboden stecken und die meisten zu fernen Bauten längst verschleppt worden sein. Künftigen en détail arbeitenden Archäologen empfehle ich diese Stätte ganz besonders zu Nachforschungen; denn ich vermuthe, dass hier jener römische Strassenzug der Peut. Tafel vorüberging, welcher von Oescus (Gigen an der Donau) nach dem Provinzcentrum Nikopolis ad Istrum (Stari Nikup an der Rusica) führte.

Beim Ćatal Tepe kreuzen sich noch heute mehrere Wege. Einer geht südwestlich nach dem berüchtigten Tscherkessen-Raubneste Esais. Ich liess ihn zur Rechten und überstieg den niederen Sattel, welcher nach Vrbovka führt. Die sein Thal umrandenden Höhen mögen bei hellem Sonnenschein einen freund-

lieben Anblick gewähren. Das Firmament war jedoch umwölkt und düstere Tinten lagen auf den frisch gezogenen Ackerfurchen, auch die Wiesen trugen die gleichen Farben und weithin war keine Seele zu entdecken. Einige isolirte, ihre langen Hebebäume, gleich Ausrufungszeichen, melancholisch in die Luft streckende Brunnen, stimmten das Bild auch nicht eben freundlicher, und hart am Wege kam als Zeichen irdischer Vergänglichkeit der verwitterte Votivstein einer Römerin hinzu, welche ihr trauernder Gemahl die „(p)udentissim(ae c)onju(gi)" als schamhafteste Gattin rühmte. Ihr Name ist ebenso unentzifferbar, wie ihre Züge leider unkenntlich für die Nachwelt, und auch die Opferscenen en relief im Frontispice des Steines haben im Laufe mehr als eines Jahrtausends stark gelitten.

Das nach meiner Messung 247 M. hoch gelegene Vrhovka musste eine der grössten Tscherkessen-Colonien aufnehmen. Sie zählt 270 neben 120 türkischen Häusern und 70 bulgarischen Gehöften. Letztere sind wohl stark bevölkert, trotzdem bildet hier und beinahe in allen Dörfern der Umgebung das moslim'sche Element die Majorität. Es schien mir, als litte auch der sonst sehr redselige christliche Čorbaši (Ortsvorstand) von Vrhovka unter diesem Eindrucke. Ueber das schlimme Schicksal der Bulgarenlegion (1868) äusserte er sich nur vorsichtig und einen kleinen Excurs in dieser Richtung schloss er zur Beseitigung jedes Zweifels an seiner Treue für den Sultan mit einem „Žive naše Car!"

Viel freier, ja würdevoll war das Benehmen der Frauen. Mein türkischer Sergeant fühlte sich ein wenig gedrückt durch dasselbe und kehrte seine liebenswürdigste Seite hervor, um uns einen guten Mittags-Imbiss zu erschmeicheln. Es gewährte mir Vergnügen, von der luftigen hohen Veranda aus die 4 Frauen des Hauses in ihrem bienenartigen Treiben zu verfolgen. Die Fütterung des Geflügels, das Hantiren am Herde und Versorgen der Kinder, Brotbereiten und hundert andere Dinge wurden mit grösster Flinkheit durch und zwischeneinander besorgt. Auf dem Hofe lebten in zwei Häusern ein Starešina mit seiner alten Mutter (Baba) und Frau, mit zwei jung verheiratheten Söhnen, deren Frauen und 3 Kindern, zusammen 10 Seelen, eine Zahl, die sich gewiss schon heute auf 16 vermehrte und bei der grossen Fruchtbarkeit bulgarischer Frauen noch weiter vergrössern wird.

Die Häuser Vrhovka's, sowie aller Orte der Umgebung sind solid gebaut und mit dünnen Kalkplatten gedeckt, welche bei dem 3 St. fernen Diskot und Lipnica gebrochen werden. Das Haus des Starešina bestand aus einem über dem Vorrathskeller für Wein, Oel, Fett u. s. w. erbauten hohen Geschoss, zu welchem man auf Stufen mittelst einer Veranda gelangt und das zwei durch einen Feuerraum getrennte Räume in der Breite enthält. Von diesen dient einer als Prachtund Fremdenzimmer und wird ganz besonders rein gehalten.

Die grosse Sterblichkeit in Vrhovka's Tscherkessen-Colonie dehnte seinen mos-

lim'schen Leichenacker sehr aus. Einen freundlicheren Eindruck machten die rebenbepflanzten Anhöhen von Dimče, von welchen wir den ersten Blick in das anmuthig schöne Thal der mittleren Rusica warfen. Seine fernsten Punkte erschienen von der Sonne hell beleuchtet, so dass ich die Lage von Pavlikan, Diskot, Umur-Bei Köi, Lisčar, Murat-Bei Köi auf dem linken, und Mihalca, Hodnica, Jalar, Musina, sowie Višograd auf dem rechten Flussufer in Karte bringen konnte. Die meisten Orte wurden durch ihre hellleuchtenden Minarete gekennzeichnet und der vielgeschlängelte Rusicalauf war leicht durch den auf ihn gelagerten Sonnenglanz zu verfolgen. Bald näherten wir uns dem Defilé, aus dessen Bergen er der Ebene zueilte.

Schwarzes Gewölk, das seit frühem Morgen über uns bedrohlich hing, setzte sich hier plötzlich von einem heftigen Windstoss getrieben in Bewegung. Unter rasch erfolgenden Detonationen begann sich ein furchtbares Gewitter zu entladen und nirgends war ein schützendes Obdach zu erblicken. Es blieb uns nichts übrig, als zu eilen und auch das arme Trainpferd that das Seine, um mit uns Schritt zu halten. Das Wetter tobte noch ungeschwächt fort, als wir glücklicherweise die ersten Häuser Süčündol's erreichten. Ohne jedes Besinnen öffnete Ibrahim Čauš das Pfahlthor des ersten uns nächsten, nicht ahnend, dass er ein Wetter anderer Art über uns heraufbeschwöre. Eine halbblinde, unverhofft überraschte, unverhüllte Alte, welche in Abwesenheit der auf dem Felde beschäftigten Männer und Frauen das Haus hütete, schleuderte uns tausend Verwünschungen als Gruss entgegen. Ibrahim kümmerte sich aber wenig um dieselbe und suchte vor Allem unsere Pferde unter schützendes Dach zu bringen. Erst als das Unwetter sich gesänftigt, stiegen wir, von dem mittlerweile herbeigekommenen Subaši des Dorfes geleitet, zum christlichen Dorf-Mahale empor. Um meines arg mitgenommenen Lastpferdes willen, machte ich hier allerdings gegen mein Programm, aber zur grossen Freude meiner Leute, bereits um 5 Uhr Konak.

Die unfreiwillige Musse zu Süčündol, das ich auch Sügündol, Üčündol und Suhundol nennen hörte, benützte ich zur Niederschreibung der auf dem Wege empfangenen Eindrücke und zur Aufnahme des Seeleninventars des Hauses, dessen Starešina mir bereitwilligst ein ganz nettes Stübchen eingeräumt hatte. Das war nun ein echtes und rechtes Bulgarenhaus, eine einzige grosse Familie von 18 Köpfen. Ihr Oberhaupt stand bereits im Greisenalter, seine Gefährtin zählte der Jahre nicht viel weniger, und beide hatten deshalb die Starešinawürde ihrem ältesten mit Kindern reich gesegneten Sohne übertragen, welcher selbst bereits Grossvater war; doch blieb der Titel „Starešina“ bei dem natürlichen Oberhaupte der Familie.

Ihr Stammbaum ergab folgendes Resultat:

1 Stareschina | 2 dessen Frau

3 ältester Sohn | 4 dess. Frau	11 jüngerer Sohn | 12 dess. Frau	† 16 Schwiegertochter
5 ältester Sohn | 6 dess. Frau	13 Sohn	17 Sohn
7 Sohn	14 Sohn	18 Tochter
8 Tochter (Braut)	15 Tochter	
9 Sohn		
10 Tochter		

Wir sehen also in dem gemeinsamen Familiengehöft 4 Generationen friedlich neben einander wohnen, und ich zweifle nicht, dass sich seit meiner Conscription (1871) deren Seelenzahl um einige Köpfe vermehrt hat. Auffallen dürfte es, dass die verwittwete Schwiegertochter nicht zu ihren Eltern zurückgekehrt, sondern mit ihren Kindern gleich hetheiligt an dem Einkommen des Hauses erscheint. Ueberhaupt werden die von England his Australien, sowohl in Afrika als Amerika im Schwunge gehenden Sprichwörter, welche insgesammt die Furcht vor der „Schwiegermutter" illustriren, bei den Südslaven zu Schanden. Wenn der Albanese sagt: „Die Schwiegermutter nahe der Thür ist wie der Mantel beim Dornbusch", so fand ich bei den Bulgaren sehr oft Gelegenheit, das Gegentheil zu sehen und zu hören; womit nicht gesagt sein soll, dass der häusliche Friede nicht manchmal durch gewisse Rivalitäten zwischen den Frauen gestört wird. Der Stareschina lässt aber tief wurzelnden Streit selten aufkommen. Strenge regiert er im gemeinsamen Gehöft, das gewöhnlich einen bedeutenden Umfang einnimmt. In meinem Gastquartier zu Sučündol zählte ich 4 Wohnhäuser, alle so ziemlich nach dem Plane des zu Vrhovka geschilderten (S. 81) erbaut, dann zahlreiche Koliba's (Fruchtspeicher), Viehhürden, kleine Ställe u. s. w. Von einem Punkte liess sich der ausgedehnte Hof nicht übersehen. Meine Illustration zeigt nur die nebeneinander gruppirten Häuschen, in welchen die verheiratheten Paare ihren gesonderten Haushalt neben dem Allen gemeinsamen Stammhause führen.

Hell und warm, wie nur ein schöner Junimorgen nach reinigendem Gewitter es spenden kann, umspannte das tiefblaue Aetherzelt unseren gastfreundlichen Hof. Alt und Jung im Sonntagsstaat war bereits seit dem ersten Hahnenruf in Bewegung. Auf dem weiten Hofraum gab es Lust und Freude. Vor meiner Thürschwelle tummelte sich die jüngste Generation voll Neugierde. Die Männer unterhielt es, dass ich das Gehöfte und sie dazu abconterfeite. Sie brachten mir einige Münzen und ein schlecht conservirtes antikes Relief, welches eine jagende Diana mit Hirschen darstellte. Ich tauschte es für einige kleine Silberschmucksachen ein und diese lenkten bald die stets etwas scheueren Frauen herbei. Da kamen sie, die bulgarischen Evastöchter, in ihrer Mitte die bräutlich geschmückte

Enkelin des Starešina, welche sich eben auf den Weg zu ihren künftigen Verwandten mit einem beladenen Eselchen begab. Durch allerlei Fragen hielt ich sie so lange fest, bis ich ihren merkwürdigen bräutlichen Kopfputz skizzirt hatte. Sie sollte ihn bald mit dem weissen, nach rückwärts hängenden langen Kopftuch der Frauen vertauschen, das mit dem blendend weissen Hemde ganz hübsch von



Bulgarisches Gehöft zu Sučündol.

dem ärmellosen Leibchen und blauen Rocke absticht. Die blaue Farbe ist auch im Costume der Männer des Rusicagebietes vorherrschend.

Mein Aufenthalt zu Sučündol bestärkte nicht wenig meine gute Meinung von der Bildsamkeit des bulgarischen Bauernstandes. Einer der jüngeren Hofgenossen zeigte uns den Weg durch den würzige Lüfte ausathmenden Laubwald, welcher

von den mit nackten Kalkzinnen gekrönten, höhlenreichen Höhen des linken Rusicaufers herabzieht. Tief unten am Flusse lagen Feld- und Obstculturen. Unser Ritt glich einer sonntäglichen Parthie im fernen Harze. Der schöne Wald erstreckt sich gegen NW. bis Kramolin.

Bei Bara macht die Rusica in 149 M. Seehöhe ihre westlichste Krümmung, dort ging es über einen weiten sumpfigen Wiesenplan und dann durch die Fuhrt des stark angeschwollenen Flusses. Für das Trainpferd war die Passage nicht ohne Gefahr. Ein vom Dorfe uns entgegenschwimmender junger Zigeuner brachte es glücklicherweise heil ans Land. Wir selbst hatten, trotz aller angewendeter Vorsicht, ein unfreiwilliges Halbbad genommen, und sprachen im Mussafirlik des netten Türkendorfes ein, um uns an dessen gastlicher Feuerstelle zu trocknen. Ein fahrender türkischer Rosskamm kochte sich dort eben seinen „Kawé", wir fragten uns gegenseitig über das Woher und Wohin, bald schloss er sein Herz auf und schimpfte weidlich über des Sultans Beamte, über die hohen Steuern, unter welchen der Geschäftsgang vollkommen darniederliege.


Diana-Relief von Sučundol.

Der bis Bara höchst anmuthige Charakter des mittleren Rusicathales änderte sich, sobald wir dessen nordöstlichere Höhen erklommen hatten. Eine Fülle romantischer Bilder erschloss sich, das Fluss-Defilé wurde schmäler, die Hänge wurden steiler und zuletzt wuchsen die Wände, über deren plattig lichte Kalkschichten kleine Wasserfälle rieselten, zu prachtvoller Gebirgsschlucht von nahezu alpinem Charakter zusammen, durch welche die Rusica gegen zahllose in die Tiefe gestürzte Felsen schäumend hinschoss. Vor einigen Jahren noch führte an ihrem linken Ufer eine uralte Fahrstrasse nach Selvi. Nun ist sie grossentheils verschüttet und Niemand denkt daran, sie wieder herzustellen. Wie einst in Montenegro kletterte ich über nackt am Tage liegende, treppenartige Kalkplatten bald auf-, bald abwärts. Hier und da sandten einzelne Querschluchten dünne Wasserfaden der Rusica zu. Die an ihren Mündungen liegenden, oft verfallenen kleinen Mühlwerke boten beinahe ebenso viele reizende Motive für den Landschafter.

Ungern sagte ich der genussreichen Scenerie Lebewohl. Unser Pfad lenkte nach 1 St. im Zickzack SO. nach dem, tiefe Schluchten und schöne Weidesporne bergenden Hochplateau von Kuršovo ab, dessen reiche Heerden allerorts die prächtigste Staffage bildeten. Das wohlhabende, 110 türk. und 40 bulg. Häuser zählende Dorf liegt 394 M. hoch in reizendster Lage. Die Minarete seiner beiden Moscheen blicken hinab in das breite Thal von Selvi, und über der tief unten erscheinenden Kreisstadt erblickt man die schneeigen Gipfel des Balkans von

Gabrovo. Besonders entzückend ist die Aussicht von Kuršovo's Friedhof, ich darf ihn hier als künftigen trefflichen Triangulirungspunkt empfehlen.

Der Abend hielt nicht, was der Morgen versprochen. Das Thermometer sank fortwährend und beim steil geböschten Abstieg zur Stadt überfiel uns heimtückisch dichtströmender Regen. Mit etwas gekühltem Enthusiasmus erreichten wir die Rusicabrücke. In Selvi's „Jeni Ivanču Stančiogluhan" stellte jedoch eine Tasse vorzüglichen Mokka's das Gleichgewicht meiner guten Reiselaune bald wieder her.

Die Kreisstadt Selvi (bulg. Sevlijevo) zählt 551 türk. und 668 bulg. Häuser, nach officieller Quelle, doch glaube ich, dass letztere Ziffer zu niedrig angesetzt ist. In letzter Zeit machte Selvi lobenswerthe Anstrengungen, um ein europäischeres Ansehen zu gewinnen. Ausser seiner schönen Lage und Handelsthätigkeit sind es namentlich zwei Neubauten, welche ihm einen gewissen Ruf im Lande verschafft haben. Seine Rusicabrücke kann sich wohl nicht dem auf S. 32 geschilderten grossen Werke zu Bela an die Seite stellen, doch spricht schon der alleinige Umstand für ihre Solidität, dass sie wie nur wenige andere den verheerenden Hochwassern des J. 1871 Trotz geboten hat. Die Spannweite ihrer 7 vom Ufer nach der Mitte sich erhöhenden Bogen, dann ihre Pfeiler und Widerlager zeigen treffliche Verhältnisse, nur die in türkischer Weise von den Brückenköpfen ansteigende 6 M. breite Bahn ist nach unseren Begriffen zu steil und zu schmal, jedoch für die dortigen Verkehrsverhältnisse mag sie immerhin genügen. Auch dieser Bau aus Bruchsteinen wurde im Auftrage Mithad Pascha's von einem bulgarischen Meister sehr sorgfältig ausgeführt.

Im hohen Grade originell ist Selvi's am Dimitrov-Tag 1870 geweihte neue Kirche. Ferne von strengem Stylgesetze vereinigt sie byzantinische und occidentale Elemente zu wirkungsvollem Effekt. Ihre Construction zeigt ein längliches Rechteck, mit Chorabside und kleiner Kuppel, ihre Stirnfaçade eine Vorhalle mit drei weitgeöffneten Bogen, welche das der Länge nach dreigetheilte Stockwerk tragen.

Seine mittlere, durch ein flachbogiges Gesims abgeschlossene Parthie theilte der Baumeister durch Säulchen und Rundbogen in drei weitere Felder, deren Flächen Bildschmuck belebt. In der Mitte erscheint die h. Jungfrau mit dem Kinde, rechts der h. Josef, links die h. Ciril und Metodije, im Pendentif der h. Geist zwischen anbetenden geflügelten Seraphim auf blauem Grunde. Die beiden Fenster der Seitenfelder zieren sehr hübsch gearbeitete Gitter von Schmiedeeisen. Die Wirkung des Hauptfrieses wird durch vorspringende akroterienartige Rundziegel glücklich gehoben. Unter dem Mittelfelde verewigt eine Inschrift die Gründung des Baues, zu dem die Bauern der Umgebung von Gabrovo unentgeltlich den prächtigen Kalkstein herbeiführten.

Im Innern der buntdekorirten Kirche fallen constructiv ganz besonders die weni-

ger schön als kühn vorspringenden Emporen auf. Wahrhaft bewunderswerth unter den Details der Ausschmückung sind einige „Marangos" (Schnitzwerke) an der Ikonostasis. Zunächst die Arbeiten des berühmten Pop Constantin zu Travna, an der Krönungsthüre hat sich aber auch Nikolo Matijev von Novoselo als ebenbürtiger Meister gezeigt. Er empfing 400 Piaster, also etwa 80 Mark für eine Arbeit, die bei uns wohl das Fünfzehnfache gekostet hätte. Bestechend gemalt sind die im byzantinischen Charakter stylisirt gehaltenen Bilder der Ikonostasis von Cani Zahariev von Travna, der für eine Maria mit besonders jungfräulichem Ausdrucke und ein Pendant, Jesus darstellend, 900 Piaster, also 180 Mark für jede Halbfigur erhielt. Stanislav von Samakov empfing sogar 200 Mark für ein Bild. Nach bulgarischen Begriffen repräsentiren diese bescheidenen Honorare ganz enorme Summen, und mein Cicerone pries die Freigebigkeit der „Bahudži-Esnaf", der ehrsamen Schuhmachergilde Selvi's ebenso enthusiastisch, wie die Amerikaner jene des berühmten Mäcens Peabody.

Verglichen mit dem alten, halb im Erdboden vertieften Kirchlein Selvi's vom Jahre 1834, zeigt der neue stolz sich erhebende Kirchenbau am deutlichsten die veränderte günstige Stellung, welche das christliche Element seit 4 Decennien in Bulgariens Städten errungen hat. Für den intellectuellen Fortschritt der bulgarischen Commune spricht andrerseits das hübsche Schulgebände, in dem 5 Lehrer Unterricht ertheilen. Es verräth den bildungsfreundlichen und zugleich praktischen Sinn des Bulgaren, der ohne religiöses Vorurtheil sich dahin wendet, wo er Kenntnisse zu erwerben hoffen darf. Er sucht zu diesem Zwecke gleich gern das türkische Staats-Lyceum zu Constantinopel, wie die Stipendien in Russland, Romanien, Serbien und Oesterreich auf oder er besucht auf eigene Kosten die Schulen Frankreichs, Belgiens u. s. w. Einer von Selvi's Lehrern, Dimitri Vitanov, wurde beispielsweise zuerst im „Protestant collège" zu Malta auf englische Kosten erzogen und ging dann zur weiteren Ausbildung, durch freundliche Vermittelung des russischen Consuls zu Varna, auf $1^1/_2$ Jahre nach Petersburg. Der junge Mann wusste Vieles, sprach englisch und russisch ganz vortrefflich und zeigte ein bescheidenes, man darf sagen, gentlemännisches Benehmen. Er war zu Selvi mein angenehmster Gesellschafter und ich verdanke ihm interessante Einblicke in türkisch-russisch-bulgarisches Erziehungswesen.

Selvi's türkischer Stadttheil bietet wenig anziehende Bilder. Sein Uhrthurm ist von abschreckender Hässlichkeit, die Rušidieschule und die Moscheen sind höchst ärmlich, seine Gassen verödet. Es lag etwas von dem allem Leben feindlichen Wesen der Steppen Asiens auf dem Ganzen und ich sehnte mich stets hinaus aus der dort herrschenden Grabesstille. Das neue Kreisamt ist wohl das einzige ziemlich nette Gebäude, sein Bau erschien Mithad dringend geboten; denn bis zu dessen Valithum amtirte Selvi's Kaimakam in einem verfallenen

Gebäude, das sich am besten mit einem schlechten Dorfstalle bei uns vergleichen lässt.

Als ich diesen „Eski Konak" besuchte, wurde mir ein römischer Stein gezeigt, dessen theilweise erhaltene Inschrift Mommson las: „Den Todtengöttern! Annius Verus (hat gelebt) Jahre XXXI. Aurelia Flavia dem theuersten Gatten gesetzt". Der Votivstein*) bietet, wie man sieht, kein besonderes Interesse. Wäre er auf dem Platze selbst gefunden worden, gäbe ihm dies allerdings eine gewisse Bedeutung, anfangs hiess es auch so, auf eingehendere Umfrage stellte es sich jedoch heraus, dass er aus Nikopolis ad Istrum (Cap. VI.) sich nach Selvi verirrt habe und in der Stadt selbst nichts von antiken Funden bekannt sei. Den römischen Strategen ist aber sicher die günstige strategische Lage Selvi's kaum entgangen und ich möchte annehmen, dass die Beweise dafür sich noch finden werden. Muthmaasslich dürfte das römische Castrum zur Beherrschung des Balkan-Strassenzuges auf dem Plateau gestanden haben, über dessen verfallenen Mauerresten der „Jeni-Konak" zur Rusica hinabblickt.

Am 14. Morgens durchritt ich die gegen S. von hohen Bergreihen begrenzte Ebene Selvi's im raschen Tempo. Auf beiden Seiten der Strasse prangte das Hügelland aber noch im schönen Rebenschmucke und erst bei dem 2 St. von Selvi fernen Dorfe Serbegli, welches ein bedeutender Zufluss der Rusica durchschneidet, verlor die Landschaft ihren heiteren Charakter. Die Leute klagten, dass ihre Früchte weit später als an der Donau reifen und wirklich traf ich einen wandernden Kirschenhändler aus der Umgebung von Svištov, welcher hier (Mitte Juni) mit seiner süssen Waare sehr gute Geschäfte machte.

Je höher wir stiegen, desto schwächer wurde auf der sonst trefflichen Fahrstrasse der Verkehr, desto seltener erschienen geschlossene Ortschaften und um so häufiger lösten sich die einzelnen Dorfgemeinden in zahlreiche kleine Weiler auf. Ich betrat den Kreis Gabrovo, wo Boden- und klimatische Verhältnisse den Ackerbau in zweite Linie drängen und die Viehzucht zum Haupterwerbe wird. Hart an der Strasse stiess ich neben einer gutgebauten Brücke auf einen neuen Han. Er trägt den Namen des rechts auf den Höhen sich ausbreitenden grossen Dorfes Garvan (Rabe), dessen 8 Weiler: Garvan, Nikolčovci, Jankovci, Cucomane, Girgine, Račovci, Vujovci und Čelovci nahezu 300 Häuser zählen. Ueber das gegenüberliegende Gebiet von Salaman, mit über 200 Häusern, fand ich im nächsten Strassenhan Gelegenheit, mich zu orientiren. Seine 7 Weiler lagen am Hange einer langgestreckten Berglehne, durch ein SO.—NW. fliessendes Bächlein von der Strasse getrennt, beinahe in militärischer Frontlinie auf Büchsenschussweite nebeneinander. Zunächst gelangte in Sicht der Hauptweiler Salaman mit 50 Häusern, hierauf der 7 Minuten entfernte erste Filialweiler Zlatovci (30 H.), sodann

*) Abgedruckt im Corp. inscr. lat. Vol. III.

das von diesem 15 Minuten ferne Milkovci (23), und nun stets 5 Minuten voneinander gelegen: Čevci (30 H.), Pečovci (20 H.), Mraori (25 H.), Popovci (30 H.).

Das von der Natur und durch die vorwaltende Viehzucht, Holzindustrie u. s. w. bedingte Weilersystem herrscht in der ganzen nördlichen, ausschliesslich von Bulgaren bewohnten centralen Zone des Balkans und zwar in den Bezirken und Kreisen: Teteven, Trojan, Sevlijevo, Gabrovo, Travna, Drenovo, Kilifar, Elena und Behrovo vor. Türkische Weilerdörfer giebt es im Balkan beinahe nur im Kreise Osmanpazar. Sie alle zählen selten weniger als 5, durchschnittlich aber 8 und manchmal sogar 10—12 Weiler, welche letztere in den unwirthlicheren Waldgebieten allerdings oft nur 5—20 Häuser zählen. Sämmtliche Weiler solcher Ortschaften unterstehen dem Corbaschi oder Muchtar des Baš-Mahale (Hauptweiler), das gewöhnlich, aber nicht immer dem Dorfe den Hauptnamen giebt. Diese Spaltung der Bergorte in unzählige Filialweiler verleiht dem Balkan bis in seine höchsten Theile allenthalben Leben, für den Reisenden jedoch, der nicht in jedes einzelne Thalgebiet (Dere) eindringen kann, ist es selbstverständlich nur möglich, die Lage des Dorfes, nicht aber jene der vielen Hunderte isolirter Weiler in Karte zu bringen. Dies bleibt künftigen Specialaufnahmen vorbehalten. Im Momente, wo der geehrte Leser mit mir die Hochgebirgsregion betritt, hielt ich diese allgemeinen Bemerkungen über die ausgedehnten Weilerdörfer für nothwendig, um ihn vor falschen Schlüssen über die Bevölkerungsdichtigkeit der nördlichen Hänge des Balkans zu bewahren; falls er dieselbe einzig nach den spärlichen Ortsnamen der Karte heurtheilen wollte.

Abermals erschien links an der Strasse ein kleiner Han, welcher zu dem ansehnlichen Dorfe Dumnik, mit den 9 Weilern: Gledaci, Prahali, Diveci, Gaitani, Dumnik, Rusevci, Raškowci, Kiovci und Genčovci, gehörte. Nach Ueberschreitung einer niederen Wasserscheide und nachdem sich das Defilé zwischen Kalkschieferwänden auf eine kurze Strecke thorartig verengt hatte, trat uns das Thal des Jantraflusses in ungeahnter Pracht entgegen. Nach abwärts begleiteten seinen Lauf mit jungem Laubwald bedecktes welliges Hügelland und wohlbestellte Culturflächen, gegen Süden zeigten sich aber am Hange hoher Berge die Thürme seiner blühendsten Industriestadt, des durch ganz Bulgarien berühmten Gabrovo. Landschaft, Fluss und Stadt, letztere von nahezu italienischem Charakter, umhüllte ein vom Spectrum der Abendsonne durchleuchteter feiner Regen, dabei war die Luft sehr milde. Dies und die stattlichen Gebäude, Kirchen, Brücken, dazu das bunte Treiben in den Strassen gewannen Gabrovo gleich beim Eintritt meine Sympathie. Dunkle Striche in diese Stimmung warf nur der traurige Han, in dem ich Quartier nehmen musste. Obschon mich die reizende Aussicht von seiner Veranda etwas versöhnte, hätte ich bei längerem Aufenthalte doch den schmutzigen Wänden des engen gefängnissartigen Raumes, in dem auch nicht eine Spur des

nothwendigsten Mobiliars, hingegen sehr viel überflüssiges Getbier zu erblicken war, den Rücken gekehrt.

Nach einem frugalen Abendbrot schläft man gut, dachte wahrscheinlich mein jovialer Wirth Kristo Nikolo, und es würde sich gewiss auch an mir bewährt haben, wenn nicht die zahllosen schwarzen miethefreien Bewohner seines Hôtels dieses richtige Princip und meine gute Anlage für gesunden Schlaf abscheulich durchquert hätten. So blickte ich verzweifelt durch die Auslugöcher meines Verliesses dem Aufgange des erlösenden Tagsgestirnes entgegen und als dieses über den „Seéen Kamen" seine ersten Strahlen ins Thal von Gabrovo sandte, liess ich meinen Quälgeistern das eitle Nachsehen und stieg zum hochgelegenen Campanile Sv. Jovan empor. Es ist dies ein Thurm von massig quadratischem Unterbau, der nach oben sich in ein mit Fenstern durchbrochenes Octogen auflöst und mein frühes Beginnen mit einer prächtigen Aussicht auf das Städtchen lohnte.

Meinem officiellen Begleiter hatten sich bald viele andere angeschlossen, darunter einige braune Söhne des 16 Häuser zählenden kleinen Zigeunerviertels hart neben dem Campanile. An Cicerone's fehlte es also nicht und bald vermochte ich mich so gut wie ein Erbgesessener in dem 1300 Häuser zählenden, nach Beué 640 Meter hoch liegenden Städtchen zu orientiren. Alles was wir erblickten, war eine Neuschöpfung und ging dem Alter nach nicht über den Beginn unseres Jahrhunderts zurück. Hussein Kapudan Pascha, welcher mit einer aus allen Provinzen des Sultans zusammengerafften Armee im J. 1798 zur Niederwerfung des rebellischen Pasvan Oglu Pascha von Vidin*) auszog, verbrannte auf seinem erfolglosen Zuge eine Menge blühender christlicher Städte und darunter auch Gabrovo. Seine wohlhabendsten Einwohner entflohen damals nach der Walachei und Russland (Moskau, Odessa u. a. O.), wo sie viele noch heute mit Ehren genannte Handelsfirmen begründeten.

Von Gabrovo's 5 Mahale, welche vier Brücken miteinander verbinden, ist das sogenannte Čumlek M. (Töpferviertel) das bedeutendste. Es bildet das Centrum der Stadt. Gleich dem nördlicheren Novo M. (Neues Viertel) liegen noch an der Jantra das von einem zweiten Uhrthurm überragte Sahač-, das Sredno- und Krè-Mahale. In der Mitte der Stadt, hart neben dem sauberen Kristo Nikolo-Han, dort wo der Fluss mit einem cascadenartigen Falle über die weissen dichten Kalksteinfelsen höchst malerisch mehr stürzt als fliesst, überspannt ihn, das Bild vervollständigend, eine alte Steinbrücke mit einem mächtigen und bedeutend kleineren Rund- und zwei Spitzbogen von verschiedenem Durchmesser. Sie ist 40 Schritte lang, 6 Meter breit, trägt eine verwischte bulgarische Inschrift und gilt als vor der Türkenherrschaft erbaut. Jenseits der Brücke auf dem linken Jantraufer liegt das ziemlich bedeutende Kreisamtsgebäude und etwas höher, die

*) I. Bd. S. 232.



BALKANSTADT GABROVO AN DER JANTRA.

Stadt dominirend, das einstöckige Kasernen-Gebäude mit zehn Fenstern Front, welches die kleine Garnison von etwa 100 Mann beherbergt.

Ausser Sv. Jovan besitzt Gabrovo im Sahač-M. noch eine der Sv. Troiea und im Čumlek-M. eine der Sv. Bogorodica geweihte Kirche. Dieser letztere, von dem oftgenannten Travnaer Baumeister Genčo im J. 1866 errichtete Neubau enthält sehr schöne Schnitzarbeiten aus Nussholz und ist für die Verhältnisse der Stadt nicht weniger grossartig als die neue Schule mit einer Fronte von 19 Fenstern. Gabrovo geniesst nicht mit Unrecht durch ganz Bulgarien des Rufes, sehr viel auf die Hebung der Intelligenz durch gute Lehranstalten zu verwenden. Bis zum J. 1835 gab es in ganz Donau-Bulgarien nur Schulen mit griechischer Unterrichtssprache. Die erste national-bulgarische Volksschule wurde durch die zu Odessa lebenden Gabrovoer Kaufleute Aprilov nnd Palauzov im Verein mit anderen Patrioten am 2. Jänner 1835 in Gabrovo feierlich eröffnet. Seitdem hat das bulgarische Schulwesen einen ausserordentlich raschen Aufschwung genommen und im J. 1871 zählten Gabrovo's 6 Knaben- und 2 Mädchenschulen beiläufig 1500 Schüler, worunter viele aus ziemlicher Entfernnng.

Im Sredno-M. liegt das Frauenkloster „Blagoveštenije". Ich hatte bereits früher von seiner Šeigfabrikation gehört nnd stieg zu demselben hinab, nachdem ich einen kleinen à la vue Plan Gabrovo's vollendet hatte. Mein Zaptié war vorausgeeilt, um meinen Besuch der „Hegumenka" anzumelden. Als ich den netten Vorgarten des Klosters betrat, überraschte es mich also nicht, von dessen Symantronmnsik empfangen zu werden. Es ist dies eine Artigkeit, welche solchen Fremden erwiesen wird, von welchen ein grösseres Bakschisch zu erhoffen steht oder welche man besonders ehren will. Weit mehr war ich erfreut, dass Frau Oberin Eufrosinija frei von aller Pruderie mich nicht nur in ihrem eigenen netten Prunk-Gemach empfing, sondern auch auf meinen Wunsch durch die Arbeitsräume und in einzelne Zellen der Nonnen führte. Die bulgarischen Frauenklöster sind, trotzdem die Sitte weit strenger als in jenen Rumäniens gewahrt wird, frei von der Ascetik und Abgeschlossenheit römisch-katholischer Klosterübung. Sie erscheinen als eine Art freiwilliger Vergesellschaftung jüngerer und älterer Personen, welche, frei von jeder allzuweit gehenden Einengung ihrer persönlichen Freiheit, ihr Leben getheilt zwischen Arbeit, Erholung und Gebet gemeinsam zu verleben wünschen und zwar ohne den Zusammenhang mit ihren Angehörigen, Freunden und der Aussenwelt gänzlich aufgeben zu müssen.

Ich darf voraussetzen, dass der geehrte Leser meine Ansichten über bulgarisches Klosterwesen genügend aus dem I. Bande kennt, wo ich dessen Schattenseiten für die Volksaufklärung auseinandersetzte. Kaum fürchte ich demnach missverstanden zu werden, wenn ich bekenne, dass ich mit dem Eindrucke, eine wahre Stätte des Friedens betreten zu haben, von dem kleinen Kloster schied.

Die anspruchslosen Wohngebäude, das mit unzähligen Gaben der Liebe geschmückte winzige Kirchlein lagen so lauschig einladend zwischen prächtigem Grün da, alle Räume waren so blank und nett gehalten, Blumen verschönten und ergänzten allerorts, was hie und da vielleicht fehlte, dass ich mich von diesem halb weltlichen, halb geistlichen Haushalte ganz anheimelnd berührt fühlte. Eine strenge Ordensregel fand ich nach keiner Richtung auftretend, Alles schien von dem Ermessen, der Einsicht der Oberin und einiger älteren Schwestern abzuhängen. Die Nonnen bewohnen bald allein, dann wieder zu mehreren kleinere und grössere Räume, empfangen ohne Zeugen Besuche ihrer Aeltern, Freunde u. s. w. Allen gemeinsam ist nur das Gebet und die Arbeit. Wie ich schon bemerkte, wird hier ganz vorzüglicher Šeig gewebt und zwar, wie mir Mutter Eufrosinija erzählte, jährlich an 1000 Aršin (Elle), zu welchen die Wolle im Kloster selbst gewaschen und gesponnen wird. Die industriellen Traditionen der Stadt werden also auch von ihren Nonnen in Ehren gehalten.

Gabrovo ist sowohl Fabriks- als Handelsstadt. Sein Schwerpunkt liegt aber jedenfalls nach ersterer Seite. Man könnte es eine einzige grosse Werkstätte nennen und darf sagen, die Stadt lebt vom Wasser, denn da ist kein Haus, in dem nicht irgend ein industrieller Zweig gepflegt und nicht grösstentheils mit Wasserkraft betrieben wird. Männer, Frauen, Kinder bis zum zartesten Alter findet man, wo man immer eintritt, beschäftigt, und wenn nichts anderes so wird doch gewiss „Šeig“ in jedem Hause producirt.

Vom Kloster in die Stadt zurückgekehrt, trieb ich mich viel im Bazar und dessen Nebengässchen herum. Wie in allen Städten des Orients sind auch zu Gabrovo grösstentheils Werkstätte und Verkaufsladen mit einander vereinigt. Die Trennung des en gros- und Detailhandels ist hier noch nicht gekannt, der Fabrikant ist zugleich Verkäufer. Ich trat an verschiedenen Orten ein, zuerst bei Gabrovo's berühmten nošovi-kovači (Messerschmiede). Es scheint, dass die schwungvoll betriebene Fabrikation vom kleinsten Messer für 3 Para bis zum theueren Jatagan sich aus der classischen Epoche hier traditionell erhalten hat. Schon Thucydides erzählt, „dass die Hilfsvölker der Berge im Heere des Citalces einzig mit Messern bewaffnet waren“ und der „Handschar“ ist ja noch heute die Lieblingswaffe des Montenegriners, Albanesen u. s. w. Gabrovo's Messer wandern weit in die illyrische Welt. Bei einigen Strugare (Drechsler), Gaitandži (Schnurmacher), Čumlekči (Töpfer), Bahudži (Schuster) vorsprechend, suchte ich über Erzeugung und Vertrieb ihrer Hauptartikel Auskünfte zu gewinnen. Allerdings manchmal nicht ohne Schwierigkeiten zu begegnen, erscheinen doch auch bei uns Fabrikanten und Kaufleute neugierigen Fragern und selbst der officiellen Statistik gegenüber sehr zugeknöpft.

Gabrovo war die erste bulgarische Stadt, in der ich keinen eingeborenen

Moslim erblickte. Im ganzen 20 Gemeinden zählenden Kreise bekennen sich nur der Kaimakam (Kreis-Vorstand), seine wenigen Beamten und die temporäre Garnison zum Islam. Im Medjlis sitzen hier nur Christen und diese wachen über ihr Selfgovernment so eifersüchtig, dass die Vertreter des Sultans sich kaum immer ganz wohl zwischen ihnen fühlen. Die Stadt befand sich eben in nicht geringer Aufregung, als ich sie besuchte. Die Revolutionsriecherei ging damals wieder bei den Türken stark im Schwunge und die kleine Garnison war deshalb kurz zuvor durch Redifs verstärkt worden. Beinahe alle bulgarischen Balkanputsche hatten in dem freiheitlich gesinnten Gabrovo stets einen besonderen Stützpunkt gefunden. So Panajot Hitov's Bewegung im J. 1862 und 67, doch diesmal war es nur blinder Lärm, hervorgerufen durch einen harmlosen, durch gemeine Denunciation vergrösserten Vorfall, welcher trotzdem aber in seinen Folgen die städtische Jugend schwer traf. Ursache und Verlauf der Affaire sind für das türkische Regiment, speciell für türkische Postzustände höchst charakteristisch.

Zur Hebung des Verkehrs errichtete die türkische Regierung zu Gabrovo wie in den meisten Kreisstädten vor einigen Jahren Postämter, gewiss ein anerkennenswerther Fortschritt, würde er nicht durch den kleinen Umstand illusorisch gemacht, dass der fungirende Beamte überall, nur nicht auf seinem Bureau zu treffen ist, und selbst auf wiederholte Klagen scheinen die Postadži nicht gewillt, ihren Kef etwas zu kürzen. Ein in occidentalen Ansichten erzogener Lehrer Gabrovo's, welcher meinte, der Postbeamte sei des Publikums wegen da und Pünktlichkeit sei die erste Pflicht eines solchen, machte dem Postadži, als er ihn eines Tages wiederholt im Amte vergeblich gesucht und endlich in einer „Kavana“ (Café) des „dolce farniente“ pflegend traf, bittere Vorwürfe über dessen Nachlässigkeit, ja er vermass sich, durch den Widerspruch und Hohn des Beamten gereizt, zur Aeusserung gegen dessen Treiben die Publicität der Zeitungen anrufen zu wollen. Diese Drohung, welcher andere Collegen des jungen Lehrers secundirten, schlug nun den Boden im Geduldfässchen des Postadži aus. Er brachte sofort den Kaimakam zur Ansicht, dass in ihm die hohe Würde der Regierung verletzt worden sei, dass die Lehrer Gabrovo's der Jungbulgarenpartei angehören, Hochverrath planen und dies streng gerügt werden müsste. Die wirkliche oder geheuchelte Aengstlichkeit des telegraphisch benachrichtigten Pascha's von Tirnovo, welcher sich auf billige Weise wahrscheinlich zu Stambul in den Geruch grosser Energie setzen wollte, befahl alsbald eine „strenge“ Untersuchung über den versuchten Aufstand, welche mit der Verhaftung der Lehrer, Sperrung der Schulen und dem Aufgebote der Redifs des Kreises von Kazanlik begann. Natürlich war alle diese Mühe fruchtlos. Der wirkliche Sachverhalt lag zu klar und von zu vielen Zeugen bestätigt vor, als dass er hätte gefälscht werden können. Die Lehrer wurden nach vieltägiger Haft frei, die Schulen geöffnet, ob jedoch die

einzige Ursache so vielen Unheils, der kefliebende Postadži seines Amtes entsetzt wurde, ist mir nicht bekannt geworden. Kaum ist es anzunehmen, und solch eclatanter Fälle ungeachtet, wundert sich die Pforte, dass die europäischen Mächte ihre vertragsmässigen Positionen in der Türkei, welche dem Verkehr doch mindestens auf einigen Hauptrouten Sicherheit gewähren, nicht vertrauensselig der türkischen Postverwaltung ausliefern wollen.

Man gewinnt Gabrovo rasch lieb. Besonders fällt die ausserordentliche Intelligenz und Rührigkeit seiner Bewohner auf, von welchen viele ein gutes Stück Welt gesehen haben. Unverdrossen schwärmte ich eifrig von Laden zu Laden, bald hier bald dort einzelne Objecte erwerbend, Notizen niederschreibend oder zeichnend, so die bunten Striche sammelnd, welche in dem der bulgarischen Industrie gewidmeten Capitel zum geschlossenen Bilde sich vereinigen sollen. Ich fand das Andenken Barth's und Lejean's noch zu Gabrovo bei Vielen lebendig, doch sie hatten sich wenig um dessen sociale und merkantile Verhältnisse gekümmert. Ich fragte um so Vieles — was wird er damit beginnen? flüsterte man sich zu. Oft erschwerte Misstrauen meine an und für sich nicht leichte Arbeit. Wenn ihre Resultate im III. Bande ans Licht treten werden, dürften die guten Gabrovoer finden, dass ich einzig das Ansehen ihrer mir lieb und achtungswerth gewordenen Stadt im Auslande verbreiten und kräftigen wollte.

Ein gefürchteter Concurrent Gabrovo's ist das benachbarte Balkanstädtchen Travna. Obwohl bedeutend kleiner als Gabrovo macht es diesem auf allen Gebieten und namentlich in der Gaitan-Industrie Concurrenz. Die beiden Communen standen miteinander zur Zeit meines Besuches auf gespanntem Fusse. Jede suchte die Regierung durch alle denkbaren Mittel zu überzeugen, dass die neu zu erbauende Balkan-Fahrpoststrasse (Tirnovo-Filippopel) den Weg durch ihr Weichbild nehmen müsse. Die beiden Städte bezahlten polnische Ingenieure, um durch Tracirungen die Regierung für ihre Wünsche zu gewinnen, wobei jede die kürzere und billigere Linie für sich in Anspruch nahm. In solchen Streiten giebt ein am richtigen Orte niedergelegtes Bakschisch in der Türkei stets den Ausschlag. Die reicheren Gabrovoer, mit welchen sich auch das in der Frage nahe betheiligte Sevlijevo alliirte, wussten ihre Kaimakams und den Mutessarif-Pascha von Tirnovo für ihre Wünsche freundlich zu stimmen und Travna unterlag. Sein bereits begonnener Strassenbau wurde unterbrochen — ohne dass aber deshalb jener von Gabrovo ausgeführt worden wäre.

Als ich zum mindesten am 16. Juni Mittags (1871) dem zukunftsreichen gewerbsthätigen Städtchen Adieu sagte, und den Weg gegen den Šibka-Balkan einschlug, bemerkte ich wohl einige Richtzeichen, sonst aber nichts, was auf dessen baldige Aufnahme gedeutet hätte. Auch mein Gefährte für diese Balkantour, der mich in liebenswürdigster Weise begleitende Ingenieur Snegorski zweifelte, dass

die von Gabrovo theuer erkaufte Begünstigung sobald verlebendigt werden dürfte, und doch wäre dies höchst wünschenswerth, nicht nur im Interesse der Stadt, sondern auch des Zwischenhandels von der Donau nach den transbalkanischen Gebieten.

Im nördlichen Weichbilde Gabrovo's, nahe seinem für den Industriebetrieb abgezweigten Canalnetze, passirte ich die fünfbogige Abdul Medjitbrücke, welche nach der angebrachten türkischen Votivtafel des verstorbenen Sultans Reise von Adrianopel nach Varna (1855) verewigen soll. Dies war eine gute Idee; sonst wäre wohl das Andenken an dieses spurlos vorübergegangene Ereigniss heute ziemlich verschwunden. Auch hier trifft der Satz zu: wenn zwei das Gleiche thun, ist es nicht dasselbe. Sultan Machmud und Sultan Abdul Medjit! Die Reise des Vaters, des grossen energischen Reformsultans lebt durch ihre Wirkungen in vielen interessanten Einzelzügen bei Christ und Türke fort, von der viel jüngeren Abdul Medjit's hörte ich kaum sprechen. Hart nebeneinander lagen, zum grössern Theile ins Erdreich eingesunken, die Reste der beiden Strassen, welche eigens zur Ueberschreitung des Balkans für die beiden Sultane erbaut worden waren. In echt türkischer Weise nur zum Schein, für wenige Stunden durch ein Massenaufgebot Tausender von Bauern aufgeworfen, brachten sie letzteren nicht den geringsten Gewinn für so viele Arbeit. Die für Sultan Machmud gebaute Strasse (1837) hatte nicht einmal bis 1855 gedauert, und ebenso ist die Abdul Medjitstrasse beinahe spurlos verschwunden. Der Strassenbau muss, wie bereits bemerkt, gänzlich erneuert werden, hoffentlich diesmal mit dauernderem Erfolge.

Mit welchem Train Sultane zu reisen pflegen, davon giebt Moltke eine sehr anschauliche Idee. „Du kannst Dir denken — äussert er in einem seiner Reisebriefe vom 5. Mai 1837 — was das für eine Wirthschaft ist; in Varna waren 600 Reit- und 200 Zugpferde versammelt. Die Wege sind eigens für diese Reise gebahnt worden, und das ist wenigstens ein Vortheil, der dem Lande bleiben wird (!). Das Gefolge des Grossherrn ist natürlich sehr zahlreich, keiner der Pascha's begleitet ihn, als nur die Gouverneure der Plätze, wo wir uns befinden. Aber ausser seinen Secretairs und Pagen hat er einen besonderen Beamten, der seine Pfeife, einen andern, der seinen Schirm trägt; der Wedel aus Straussfedern, der Feldstuhl, das goldene Wasserbecken, das Schreibzeug, jedes hat seinen besonderen Träger zu Pferde; diese Pferde machen aber wieder einen Seïs oder Reitknecht nöthig. So reisen wir zwar ganz en petit comité, aber doch mit 800 Pferden."

Ganz nahe der Stadt, hart bei der alten „Kaminski Köprü", nimmt die von SO. herabkommende Jantra die Kozerica auf, deren helle Quelladern vier seitlichen Parallel-Thälern (SW.—NO.) entfliessen. Unsere Strasse hielt sich dicht an ihrem munter dahin rauschenden, von starkem Regen geschwellten Rinnsal, dessen Ufer wir auf vier Brücken wechselten. Barth irrte, indem er dieses Ko-

zericaflüsschen mit der eigentlichen Jantra identisch hielt. Die Jantra fliesst östlicher von den Balkanhöhen herab und zwar bei dem gleichnamigen Dorfe Jantra vorüber, das ich zum erstenmale in Karte brachte. Ich fand überhaupt die Topographie dieses am häufigsten und von verschiedenen Reisenden überschrittenen Šibka-Balkanpasses nur höchst oberflächlich behandelt. Die meisten Thäler, an welchen die Strasse hart vorbeizieht, wie z. B. das Prizovski dol, das Turski dol u. s. w., dann ihre Wasseradern wurden ebensowenig wie die an ihnen liegenden grossen Ortschaften eingetragen. Barth's Routier zeigt beispielsweise nur ein Yekbelädje, das ihm seine türkische Begleitung aufband und das gar nicht, dann ein „Lisis-Köi", das als selbständiges Köi (Dorf) gar nicht existirt. Lizica (nicht Lisis-Köi) ist nur ein 20 Häuser zählender Weiler (Mahale) der grossen Ortschaft Paničarka im gleichnamigen „dol" (Thale), deren 9 Weiler: Lizica (20 Häuser), Nedovci (30), Lutak (10), Spaseto (6), Šišova (15), Paničarka (20), Tepleš (10), Deledžeci (20), Todorovci (30 H.), sich hoch in die Balkanschluchten hinaufziehen.

Wohl das pittoreskeste Bild des nördlichen Aufstiegs zum Šibka-Balkan bietet der Punkt, an dem sich die Paničarka und Kozerica vereinigen. Die steilen Wände von weissem dichtmassigen Kalkstein rücken hier von allen Seiten mit ihren schmalen Spornen zusammen. Eine Kalkbrennerei und die hübsch geschwungene „Čeban Köprü" (Hirtenbrücke) heben die Romantik der prächtigen Scenerie, der es auch zu keiner Zeit an passender belebender Staffage an Hirten, Caravanen, Viehheerden u. s. w. fehlt. Hier stiess ich auf eine Therme, deren Wasser lauwarm, schwefelig gleich faulen Eiern schmeckte und das von den Eingeborenen als sehr heilthätig gegen Fieber, Augenschmerzen u. s. w. aufgesucht wird. An der neuen Djade Ilijabrücke, an welche wir bald darauf kamen, erzählte mir Herr Snegorski ein hübsches Beispiel, wie Mithad Pascha den Ehrgeiz einzelner reicher Leute zu stacheln und für das allgemeine Wohl auszunützen verstand. Djade Ilija, den ich persönlich zu Gabrovo kennen lernte, galt als dessen vermögendster Mann, welcher gar sorgfältig Piaster zu Lira's häufte und diese dann eifersüchtig hütete. Als der sonst sparsame Ilija nun plötzlich der Commune erklärte: er wolle die sehr nothwendige Brücke über die Kozerica auf eigene Kosten bauen lassen, war man nicht wenig erstaunt. Tout comme chez nous, Mithad hatte ihn bei einem Besuche der Stadt mit Complimenten und der Aussicht auf den Medschidieorden dahin gebracht.

Bei der vierten und letzten Kozericabrücke gelangten wir an einen schlechten Strassenhan, wo eben eine Caravane hielt, die aus dem seitlichen Selenodervo dol herabgestiegen war. Die Leute steckten alle im braunen lodenartigen Tuchanzuge der bulgarischen Balkandži. Es waren kräftig gedrungene Gestalten, einzelne auch gross. Ihre Saumpferde trugen allerlei Holzwaaren, im Wege der Hausarbeit erzeugte Räder, Axtstiele, Messerhefte u. s. w. Die Holzindustrie ist

hier bis westlich gegen Novoselo am Vidimoflüsschen stark verbreitet. Von den ungemein aufgeweckten Gebirgssöhnen erhielt ich über ihren gleichfalls auf unseren Karten fehlenden Heimathsort Seleno dervo die Auskunft, dass er aus dem gleichnamigen Weiler mit 40 und drei anderen: Bajovci (50), Stomanevci (20) und Grk Mahale (8 Häusern) bestebt. Ich erwähne hier und auch weiter die Namen der Weiler im Balkan, so weit sie mir bekannt wurden, weil ich glaube, dass sie neben vielen von Personen abgeleiteten, auch mehrere vollkommen rein erhaltene bulgarische Ortsnamen aufweisen, die als nicht unwichtiges Material der vergleichenden slavischen Sprachforschung dienen können.

Die Ortschaft Seleno dervo (Grüner Baum) trägt mit Recht ihren Namen, sie liegt versteckt mitten zwischen dichtem Waldesgrün, Lärchen, Eichen, Buchen u. s. w. hüllen sie, so weit das Auge blickt, auf allen Bergen ein und kaum ist etwas von ihr zu entdecken. Da wo wir aufwärts stiegen, war aber Alles roth, die Strasse zog über den Červeni breg (Rother Berg) hinan. Sein rother Thon wechselte dann mit gelbbraunem Kalk, bis wir höher in die Region des Schiefers gelangten. Das eingebrochene Regenwetter erschwerte den Marsch, der Boden war aufgeweicht und die armen Pferde glitten bei jedem Schritte. Hier bedarf die Strassentrace einer bedeutenden Correctur; denn trotz grosser Umwege erreichten wir stellenweise nur steil ansteigend das erste, und nach Ueberwindung mehrerer Curven das zweite hochgelegene Blockhaus „Baš Bekleme“, welches den ausgezeichnetsten Orientirungs- und Peilungspunkt in der gesammten oberen Jantrabergregion bietet.

Missmuthig über den strömenden Regen und dichten schwarzen Wolkenschleier, der sich über Berge und Thäler gelegt, traten wir unter das schützende Karauldach. Es gehört wohl mit zur grossen Kunst des Reisens, keine Minute müssig zu verlieren, jede unabwendbare Störung des Programms ruhig als Schicksalsfügung hinzunehmen und mit raschem Blicke für seine Forschungen noch überdies möglichst auszubeuten. Der von Wind und Regen stossweise in den niederen Raum gedrängte Rauch schien die Nutzanwendung dieses Princips sehr in Frage zu stellen, und doch gelang es mir, meine durchaus unbeneidenswerthe Situation zur Orientirung über die nahen Balkanortschaften östlich der Strasse mit Hülfe der viel umher gekletterten Mannschaft auszunutzen.

Am eigentlichen Jantraquellbach liegen, wie ich erfuhr, nur die beiden Dörfer Jantra und Genčovci, deren zahlreichen Weilern alles Thal- und Bergland bis hoch zu den Balkanhöhen gehört. Jantra selbst zählt nach officiellen Daten 371 Häuser, und nach der Angabe der Karaulgensdarmen 10 Mahale, darunter: Jantra (50 H.), Jeni Mahale (60), Gazanice (30), Varčovci (20), Trepeskovci (15), Sraška (8), dann Šumovce, Negenšovce, Jolšovce und Barilovci mit unbekannter Häuserzahl. Genčovci zählt nach officieller Angabe 187 Häuser. Nach jener der Zaptie's muss

es aber deren mehr haben. Es besteht aus den 8 Weilern: Bučkicta (8), Krakovski (25), Ilivci (20), Teodorovci (20), Bogdančovci (16), Balaniti (20), Kostadinte (25), Jošovci (30) und Genčovci mit 40 Häusern.

Es war 5 Uhr geworden, doch immer wetterte es unausgesetzt fort, der Abend rückte heran und die Aussicht, meine kartographische Aufgabe auf dem hohen Kamme und zugleich das jenseits gelegene Nachtquartier Šibka noch am selben Tage zu erreichen, schwand immer mehr. Mein Bivouak in dem kleinen Beklemeh aufzuschlagen, war aber schon desshalb unmöglich, da es dort für die Pferde an jeglicher Unterkunft und Futter mangelte; meine geographischen Zwecke gänzlich im Stiche zu lassen und direct nach Šibka hinabzusteigen, ging auch nicht an. So wählte ich das Auskunftsmittel, nach dem tief unten in einem östlichen Seitenthale liegenden Kloster Sv. Sokol zu wandern und am nächsten Morgen nochmals meine Aufgabe auf der Passhöhe mit besserem Glücke zu versuchen. Ingenieur Snegorski schied hier, eine dringende Arbeit rief ihn nach Gabrovo zurück.

Oft sanken wir beim Abstiege bis weit über die Knöchel in den aufgeweichten röthlichen Waldboden. Der uns geleitende Karaulzaptie suchte eine Quellriese auf und nun marschirten wir mit dem Wasser um die Wette über dessen Schutthalde, unsere Pferde hinter uns ziehend, obwohl oft Barrikaden von gestürzten Bäumen uns hindernd in den Weg traten. Bei gutem Wetter wäre die Parthie durch den herrlichen Buchenwald gewiss höchst erquickend gewesen, in dieser Weise hätte sie aber selbst dem grössten Naturfex oder Botaniker wenig Reiz geboten. Endlich gelangten wir an eine Lichtung, kurz darauf kam Ackerland, das zu einem bald darauf erscheinenden Weiler gehörte, und nun war auch das Kloster nahe. Die Zapties schossen ihre Gewehre ab, worauf die Hunde hinter den hohen Klostermauern mit furchtbarem Geheul antworteten. Beschwichtigende Stimmen wehrten sie ab, das riesige Thor knarrte in den Angeln und mit einem durchaus nicht salonfähigen Aussehen, das mit dem ceremoniellen Empfang der Mönche lebhaft contrastirte, hielt ich meinen Einzug in die gastlichen Hallen.

Sobald ich mich nur des wassertriefenden Ueberzuges entledigt und meine Pferde gut versorgt sah, fühlte ich mich wieder wohler, die beginnende Aufhellung des Firmaments stellte meine gute Laune gänzlich her und nach üblicher Fermanvorzeigung, Vorstellung und Complimentwechsel mit Hegumen und Duhovniken, suchte ich das für türkische Verhältnisse ziemlich grossartige Kloster näher kennen zu lernen.

Der mich freundlich geleitende Vorstand Josif trägt zufällig den gleichen Namen mit jenem Gabrovoer Archimandriten, welcher das Sokolski Manastir im J. 1833 nach langem Verfalle aus den Ruinen zu Ehren der „Uspenije Bogorodica“ neu erbaute. Zu den ganz besonderen Gönnern des der Commune Jantra gehö-

rigen Klosters soll namentlich ein Galub Pascha von Tirnovo gehört haben. Er verlebte hier viele Tage der Musse in stiller Beschaulichkeit und suchte das reizend gelegene Kloster und dessen Mönche in jeder Weise zu begünstigen. Ich weiss nicht, wie weit diese merkwürdige Mittheilung des Hegumens richtig; jedenfalls aber erfreute sich das Kloster stets einer trefflichen Verwaltung, sonst wäre seine grosse Wohlhabenheit schwer zu erklären. Jene Wohngebäude, welche an seiner vom Sraškabache umflossenen Umfassungsmauer lehnen und die besseren Gemächer für Fremde enthalten, sind hübsch getäfelt und in orientalischer Weise sehr reich mit Teppichen, Estraden u. s. w. ausgestattet. Bescheidener Comfort und Reinlichkeit herrschten überall, und für das sonstige materielle Wohlsein ist durch reiche Heerden, einen trefflichen Geflügelhof, Fischteich, prächtigen Obst- und Gemüsegarten, sowie guten Keller vorgesorgt.

Im Osten des grossen, von den Klosterbaulichkeiten umschlossenen Vierecks, befindet sich innerhalb desselben ein viel tiefer liegendes kleineres, auf dessen Mitte der Ćentralbau des Klosterkirchleins sich erhebt. Mit offener dreibogiger Vorhalle, halbkreisförmigen Chor- und Seitenapsiden sammt bunten Fresken macht der kleine, von einer Kuppel überragte Bau einen sehr anmuthigen Eindruck, dessen Decoration, Bautechnik und Inneres nichts von der Ausstattung orientalischer Kirchen Abweichendes bietet. In der Vorhalle fielen mir nur zwei originelle Fresken auf, von welchen eine links den Gekreuzigten darstellt, nach dem seine Peiniger Pfeile abschiessen, während ein christlicher Reiter zum Troste herbeisprengt und die personificirte Gottheit aus Wolken ihm den Lorbeer und ein reiches Messkleid reicht. Noch tieferen Eindruck muss wohl das rechtsseitige Bild auf die Gläubigen machen, welches das Kirchlein darstellt, dessen Heilige auf einer an Wolken gelehnten Leiter aus den Händen des himmlischen Allvaters mit einem Kranze, wie es scheint, belohnt werden, und zwar zum sichtbaren Aerger gehörnter und geschwäuzter Teufel, welche sie vergebens mit langen Schürhaken in die qualmende Hölle zu zerren suchen.

Links von der Kirche befindet sich ein zweiter bedeutend kleinerer, höchst malerischer Capellenbau, gleichfalls mit offener Vorhalle, den man leicht für das reizende Werk eines italienischen Baumeisters halten könnte. Die mysteriöseste Parthie des Klosters bilden aber der südlichen Seitenfaçade der Hauptkirche gegenüber seine einstigen Eremitenwohnungen im schiefrigen Sandstein und dünnplattigen Mergel, namentlich aber dessen im Kerzenschein glitzernde Tropfsteinhöhle, in welcher jener fromme Mönch einst gehauset, der später das alte Sokolski-Kloster gründete.

Natürlich werden diese Höhlen und Fabeln den Kloster-Pilgern in richtiger Beleuchtung von den Mönchen gezeigt und erzählt. Das Kloster steht überall im Geruche grosser Wunderthätigkeit. Viele von den 3000 Pilgern, welche am

Sabortage aus Donau-Bulgarien und Thracien dahinwandern, verbringen eine Nacht in den Höhlen, in der sicheren Erwartung von allerlei Schmerzen geheilt zu werden.

Die Heilkräftigkeit des Klosters, welche sich übrigens auch an mir durch ein treffliches mit Forellen gewürztes Abendbrot und gutes Lager bewährte, suchte ich am nächsten Morgen durch ein auf das Ikon der Kirche niedergelegtes reichliches Bakschisch zu entgelten. Ich schied, nahm des Hegumens Gruss an den Pascha von Tirnovo mit und zog um 6 Uhr früh denselben Weg, den wir vor 12 Stunden herabgekommen waren, aufwärts durch den feuchten Wald, der nun mit seinem durch tausende Diamanttropfen geschmückten Astwerk, von der warmen Sonne durchleuchtet, belebt von den schönen Heerden des Klosters, durch Hirtenpfeifenklang und Vogelsang einen gar wunderprächtigen Eindruck machte.

In halber Höhe, nachdem wir beiläufig 300 Meter gestiegen, schlugen wir einen südlicheren Fusspfad ein. In fortwährendem Kampfe mit dem noch nassen, kalte Doucheregen uns zusendenden niederhängenden Gezweige, erreichten wir endlich die um 200 Meter höhere Passstrasse beim „Marko Kralski-grad bair", welcher bereits oberhalb des zweiten Baš-Beklemeh liegt und eine überraschend weite Fernsicht gegen Norden bietet. Die Karaul-Besatzung kam, sobald sie unserer ansichtig, zu uns herauf, so gab es der Cicerone genug und nach kurzer Orientirung vermochte ich meine Terrainaufnahme mit dem Höhenprofil zu beginnen. Während dieser Beschäftigung erzählte uns der alte Buljuk-Bascha eine Menge kriegerischer Abenteuer, die er zum Theil persönlich auf dieser Stelle mit erlebt hatte, und mit einer Art Verehrung gedachte er des „grossen bulgarischen Haiduken" Panajot Hitov, der hier im J. 1862 während der Belgrader Ereignisse den Türken viel zu schaffen gab (I. Bd. S. 27).

Jemehr ich in die Geheimnisse des weit vor mir sich ausbreitenden Terrains eindrang, desto klarer wurde mir die hohe Bedeutung des Šibka-Balkanpasses für den Verkehr und im Kriege. Indem ich auf der lebendigen Reliefkarte den zuvor en détail geschilderten Hauptweg entlang des Kozericabaches bis Gabrovo verfolgte, sah ich ihn dort deutlich in zwei Strassenzügen sich fortsetzen, von welchen der eine über Selvi, Lovec und Pleven beinahe in gerader Linie gegen die Donau und kleine Walachei führt; während die zweite über Drenovo und Tirnovo die directeste Verbindungslinie einerseits nach Rusčuk und Bukarest, dann über Osmanpazar und Eski-Džumaa nach Šumla bildet. Es kommt mir nicht zu, hier die Tragweite eines feindlichen, heute sehr denkbaren Vorstosses gegen die Central-Türkei in Erwägung zu ziehen, welcher die westliche walachische Tiefebene zu seiner Operationsbasis macht; erwähnen möchte ich nur, dass der leicht passirbare Šibkapass durch das vorherrschend christliche Westbulgarien über den Balkan in das Herz der Türkei, in das Maricabecken nach Filipopel

und Adrianopel führt und somit auch für den Handelsverkehr hohe Beachtung verdient. Die türkische Regierung war hisher anderer Ansicht. Wie der Leser gesehen, lässt die Strasse von Gabrovo nach dem Passe viel zu wünschen übrig; doch kann deren vom Bedürfniss geforderte Verbesserung kaum länger mehr verzögert werden.

Von meinem hohen Observatorium vermochte ich zunächst gegen Osten das Quellgebiet der Jantra, die Kurvina Planina, den hohen Bedek, die Jelov Čuka und den Debelerad, gegen Nordwesten den breiten Hochrücken der Kutelia Planina jenseits der Selvi-Gabrovostrasse, gegen Süden die Buzludža und Sv. Nikola Planina genau einzutragen; die letztere und zwei ihr vorliegende Höhen, zwischen welchen die Strasse nach der Passeinsattlung einbiegt, krönen Redouten von allerdings zweifelhaften Profilen.

Von dem nach meiner Messung 1207 M. hohen Marko Kralski-, Oazan- oder Uzunjokuš bair wird behauptet, dass der berühmteste südslavische Nationalheros Marko dort den Balkanpass gehütet habe. Reste einstiger Mauern begünstigen diese Tradition; doch an wie viele Steine wird nicht der Name des Kraljević, des von der Sage verherrlichten „Königssohnes“ geknüpft! Von seinem weit ins Donauland lugenden Schlosse stiegen wir über den aufgeweichten rothen Schieferthon und Mergel die zahmen Curven der durch Telegraphenstangen markirten Strasse aufwärts zur um etwa 200 Meter höheren Pass-Einsattlung, welche nach dem am Balkan-Südfusse gelegenen Šibka (Wilde Rose) genannt wird. Nach Boué beträgt ihre Seehöhe 1665 M., nach Barth 1444 M. Kaum hatten wir ihren schmalen scharfen Rücken erreicht, als vor uns das thracische Schiras, jenes viel gepriesene, in Wahrheit einzig prächtige Rosenbecken von Kazanlik, von den Bulgaren auch „Tulovsko polje“ genannt, wie durch Zauber vom Sonnenlichte übergossen, plötzlich auftauchte.

VI.

VOM ROSENTHAL KAZANLIK UEBER DEN TRAVNA-BALKAN NACH TIRNOVO.

(III. Balkan-Passage.)

Der Šibkapass. — Contrast zwischen Nord und Süd. — Staffage. — Abstieg nach Dorf Šibka. — Strasse. — Bulgarischer und türkischer Kef. — Moltke's Schilderung des Kazanlik Tekne. — Tumuli bei Hasköi. — Der Šišmanechügel. — Ausgrabungen. — Zur Tumuliforschung. — Römercastell. — Rosen-Cultus im Orient und Occident. — Thracischer Rosenölhandel. — Volkspolizei. — Beschreibung Kazanliks. — Sein Nonnenkloster. — Römerreste. — Thermen. — Fische. — Türken und Christen der Stadt. — Besuch in Papasoglo's Rosenölfabrik. — Jungbulgarenputsch 1875. — Wege nach Travna. — 9 Tepe. — Magliška-Defilé und Dorf. — Merkwürdige Harmonie zwischen Türken und Bulgaren. — Gründungssage von Kloster Magliš. — Mönchsindustrie. — Ueber den Pobak nach Selci. — Sommerliche Emigration. — Mächtiges Kohlenlager. — Ueber den Travna-Balkan. — Das Kohlenflötz. — Städtchen Travna. — 54 Weilernamen. — Čibukči-Mudir Hadži Mustafa. — Ein lustiger Abend. — Rosenölbereitung. — Eine Valevica und Tepavica. — Besuch beim bulgarischen Veit Stoss. — Takim-Fabrikation. — Bulgarische Industrie. — Kožohari. — Ziegenleder für Wiener Handschuhe. — Ziegenhaargewebe. — Neue Strasse über den Balkan. — Abschiedsfest im Freien. — Han Carova Livada. — Dreonovo, Kilifar und Debelec. — Empfang zu Tirnovo.

Der Pass von Šibka war die zweite der 17 Passagen, in welchen ich die durch $5^1/_2$ Längengrade O.W. sich hinziehende Balkankette überschritt. An Grossartigkeit der Scenerie und Romantik des Details wird dieser Passanstieg zweifellos von mehreren seiner Rivalen übertroffen, einmal auf seiner Scheide angelangt, lässt er sie aber alle weit hinter sich.

Meine Schilderung des im Kozericathales beginnenden Aufstiegs zur Šibka-Einsattlung krankt gewiss nicht an schwärmerischer Uebertreibung, denn meist zwischen eintönigem Bergland, das an Mittel-Steiermark oder Thüringen erinnert, steigt man den etwa 900 M. betragenden Niveau-Unterschied von der Sedimentärzone Gabrovo's zur krystallinischen Region der Passhöhe zurück. Dort erregt zunächst die ausgedehnte Fernsicht gegen Norden das geographische Interesse

des Reisenden. Einige hundert Schritte weiter, beim Anblicke des jenseitigen südlichen Bildes, welches wie von einer Thurmspitze, 1000 Meter tief, sich unten in hellstem Glanze plötzlich enthüllt, wird es schwer, der Mahnung eines französischen Schriftstellers zu gedenken, der Reisende möge sich stets vor zu weit gehendem Enthusiasmus hüten. Mit einem Schlage, unsagbar überraschend, weil ganz unvermittelt, führt der Šibkapass den von Norden her aufsteigenden Wanderer in zwei verschiedene Welten, in zwei Gebiete mit vollkommen veränderter Landschaft, Vegetation und Bevölkerung.

Vom Šibkakamme gegen Norden sieht man eine Natur, welche dem Menschen den harten Kampf ums Dasein auferlegt, gegen Süden verwandelt sie sich aber in eine Zone reichsten Segens und malerischsten Reizes. Nach Norden zeigten Berge und Thäler überall eintönig grünes Weideland, zwischen Eichen- und Buchenwäldern, in welchen es Mühe kostete, einen der versteckten, mit Kalkplatten gedeckten ärmlichen Weiler der bulgarischen Balkandži zu entdecken. Gegen Süden welch prächtiges Bild! In mächtiger Tiefe erscheint das riesige, seiner Schönheit wegen berühmte „Tekne von Kazanlik", eine von sanft gewellten Bergen gegen Südweststürme gesicherte Ebene, erfüllt von Rosengärten und gelben erntereifen Saatfeldern, zwischen welchen, von leuchtenden Wasserbändern durchzogen und von mächtigen Nussbaumgruppen beschattet, zahlreiche osmanische Ortschaften mit rothen Ziegeldächern und weissen Minareten einladend zum Besuche reizen.

Die Gegensätze auf der Šibkahöhe spotten aller Schilderung. Durch Zauber wähnt man sich aus Mittel-Europa nach Klein-Asien versetzt oder in ein „Dissolving views"-Panorama gerathen zu sein. Unwillkührlich zieht es den Reisenden auf eine der verwitterten Schieferbänke des Kammes nieder, um das traumhafte Bild in vollen Zügen zu geniessen. Ich that es, wie Viele vor mir, und ich gestehe, nur selten ging ich so ungerne daran, einem vollkommen harmonischen Totaleindrucke zu entsagen, über die einzelnen Theile eines farbenreichen Mosaiks mir Rechenschaft zu geben, sie durch Zeichen und Linien in schematischer Abschrift zu fixiren, und doch musste es nothwendig geschehen! Ein köstlich zur Landschaft passender, in zottige Felle gehüllter, panartiger Hirte, dessen Ziegen das Gestrüppe hart am Wege oft in gewagtesten Stellungen benagten, kam mir bei meinem Beginnen erwünscht entgegen. Er liess sich auf meinen Anruf dicht neben mir nieder und nannte die nächst gelegenen Orte. Von den Quarzitbänken unterhalb des Sv. Nikolaberges herabkommend, gesellte sich ein zweiter in Šibka heimischer Cicerone hinzu. Er trieb einen Esel vor sich her, an dessen Rücken etwa zehn junge Eichenstämme hingen, deren frischbelaubte Kronen nun pfauenschweifartig am Boden nachschleppten, was höchst komisch aussah. Aus der Tiefe ertönte plötzlich das Geläute einer Saumpferdekaravane. Bald erschien ihre

Spitze, machte auf der nächsten grünen Matte Halt und nun vermochte ich mit Hilfe ihrer das Tekne genau kennenden Kiradžis Position, Nationalität und die oft doppelsprachigen Namen der Ortschaften erst recht zu controlliren.

Meine Arbeit war gethan. Ich vertheilte eine ziemliche Quantität „Tütün" (Tabak) und mehrere Bešlik (Fünfpiasterstücke) als Bakschisch, um die guten Leute für ihren Zeitverlust zu entschädigen, kaufte dem jugendlichen Pan seine mit Metall zierlich ausgelegte Flöte ab und stieg, zuerst in Serpentinen, dann aber in einer wenig gewundenen steil abfallenden Linie auf sehr abschüssiger Trace abwärts. Verwitterte, graugrüne, gebogene und steil aufgerichtete Phyllitblöcke wechsellagerten mit chloritischen und Kalkthonschiefern, dann folgte Hornblende-Phyllit. Während man von Gabrovo für den nördlichen Aufstieg zum etwa 600 M. höheren Kamme $4^1/_2$ St. Ritt rechnet, dauert der Abstieg von diesem nach dem beiläufig 700 M. tiefer gelegenen Dorfe Šibka am Südfusse höchstens 1 Stunde.

Die Strasse ist für Wagen schwer passirbar. Leicht liesse sich ihre Trace durch zweckmässige Correcturen bedeutend verbessern, an eine Aufforstung des Spornes, über welchen sie hart neben baumreichen tiefeingeschnittenen Schluchten läuft, ist wohl aber trotz der neuen Constantinopler Forstbehörde nicht sobald zu denken und doch erscheint sie in hohem Grade geboten; denn ihre höheren Parthien sind starken, den Karavanen im Winter gefährlichen Stürmen ausgesetzt. Uns brachte ein leichter Ostwind ersehnte Labung im sengenden Sonnenbrande. Endlich gelangten wir über eine letzte Zone plattenförmiger Sandsteine an das erste Haus und — für mich ein Gegenstand vieljähriger Sehnsucht — an den ersten Rosengarten Šibka's. Die vom Windhauche leicht bewegten, unter der würzig duftenden Last sich heugenden Rosensträuche und die schneeigen starren Gipfel des Kalofer-Balkans im tiefblauen Aether des reinen Junitages boten einen herrlichen Contrast!

Šibka ist ein grosses Dorf mit 800 bulgarischen Häusern, 2 Kirchen, einem neuen einstöckigen Schulhause und drei Lehrern. Sein nördlicher Theil zieht sich vom Fusse des Balkans in 518 M. Seehöhe*) tief in eine waldige Schlucht hinein. Südlich breiten sich die weiten Rosenculturen aus, welchen es seinen grossen Wohlstand dankt. Es produzirt 40—45 Kilogramm Rosenöl, also den zwanzigsten Theil der Gesammtproduction des Tekne von Kazanlik. Seine Bewohner sind aber auch sonst noch gewerbefleissig. In den offenen Läden sah ich Messerschmiede, Drechsler u. s. w. Im Han fand ich die Frauen emsig am Webstuhle feines Linnen fertigend.

Der behäbige Handži verfügte nur das Nothwendigste für die Pferde. Alles übrige überliess er dem weiblichen Familientheile. Während ich oben auf der

*) Nach Boué 571 M., was mit meiner Messung in Anbetracht des theilweise höheren Dorfniveaus so ziemlich stimmt.

kühlen Veranda mein frugales Mahl verzehrte, beobachtete ich mit Vergnügen, wie mein Hausherr auf seiner schattigen Ruhebank, den Čibuk stets in der rechten Hand, sich bemühte, für seine Beine die bequemste Keflage zu finden. Endlich traf er's. Auf den linken Arm gelehnt, den linken Fuss unter das rechte Bein geschlagen; die Augen halb geschlossen, Rauchwolken in die Luft blasend, mochte er wohl irgend ein Gewinn bringendes Geschäft überlegen. Seine Stellung würde jedoch einem Genremaler durchaus nicht sonderlich gefallen haben. Nur der Türke vereint das Raffinement des Kefs mit wirklicher Noblesse, dem Bulgaren lässt er schlecht an, sein hervorstechendster Charakterzug bildet ja eben das Gegentheil beschaulicher Ruhe — die Arbeitsamkeit. Desshalb hat der Türke, so weit er es vermochte, stets die rauhe Nordseite des Balkans gemieden. Kaum steigt man aber dessen südlichen Rand hinab, stösst man allenthalben auf moslim'sche Dörfer, wo der wunderbare Boden die geringste Anstrengung reichlich lohnt, und kaum giebt es unter den vielen schönen Thalweitungen Thraciens eine, die sich mit jener von Kazanlik messen könnte. Darf man sich da wundern, dass die islamitischen Eroberer die eingeborene slavische Bevölkerung hier nahezu verdrängten? Kaum lässt sich die mit allen Naturzaubern geschmückte Ebene trefflicher schildern, als Moltke es gethan. Seine Schilderung gleicht an plastischer Anschaulichkeit jener, welche Bismarck von Ungarns Pussten entwarf. Der Leser dankt es mir sicherlich, wenn ich dem „grossen Schweiger" das Wort abtrete, er wird bewundernd sehen, wie farbenprächtig er zu malen versteht, wenn er nur sprechen will.

„Schon von fern," schrieb Moltke am 21. Mai 1837, „entdeckten wir ein Wäldchen mit riesenhaften Nussbäumen und in dem Wäldchen erst das Städtchen Kazanlik. Selbst die Minarets vermögen nicht über die Berge von Laub und Zweigen hinaus zu schauen, unter welchen sie begraben liegen. Der Nussbaum ist gewiss einer der schönsten Bäume in der Welt; ich habe mehrere gefunden, die ihre Zweige wagerecht über einen Raum von 100 Fuss im Durchmesser ausbreiteten; das überaus frische Grün der breiten Blätter, das Dunkel unter ihrem gewölbten Dache und die schöne Vegetation rings um den Stamm, endlich das Rauschen der Bäche und Quellen, in deren Nähe sie sich halten, das Alles ist wunderschön und dabei sind sie die grossen Paläste, in denen wilde Tauben hausen. Von dem Wasserreichthum dieser Gegend kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Ich fand eine Quelle am Wege, die 9 Zoll stark senkrecht aus dem Kiesgrund empersprudelte und dann als kleiner Bach davoneilte. Wie in der Lombardei werden alle Gärten und Felder täglich aus dem Wasservorrath getränkt, welcher in Gräben und Rinnen dahinrauscht. Das ganze Thal ist ein Bild des gesegnetsten Wohlstandes und der reichsten Fruchtbarkeit, ein wahres gelobtes Land; die weiten Felder sind mit mannshohen wogenden Halmen, die

Wiesen mit zahllosen Schaaf- und Büffelheerden bedeckt. Dabei hängt der Himmel voll dicker Gewitterwolken, die sich um die Schneegipfel der Berge aufthürmen und die Fluren von Zeit zu Zeit begiessen; zwischendurch funkelt die glühende Sonne, um sie wieder zu erwärmen; die Luft ist von Wohlgerüchen erfüllt, und das ist hier nicht bildlich, wie gewöhnlich in Reisebeschreibungen, sondern ganz buchstäblich zu nehmen."

Was liesse sich dieser prächtigen Schilderung noch anfügen, vielleicht, dass die zauberhaften Reize des Kazanlik Tekne durch zahlreich über dasselbe ausgestreute Zeugen aus weit zurückliegender Vergangenheit auch culturgeschichtliches Interesse gewinnen.

Die ganze Ebene erscheint mit Tumuli, mit jenen Hügeln bedeckt, über deren Ursprung, Inhalt und Bestimmung in letzterer Zeit so viel geschrieben wurde. Wie zahlreiche Funde der an verschiedensten Punkten Europas geöffneten Tumuli ergeben, gehören sicher viele der prähistorischen Zeit an, andere sind aber erst von nachgewiesenen Völkern und speziell im illyrischen Dreieck von Römern, Byzantinern u. A. zu Grenzbestimmungen oder namentlich in den Ebenen als Auslugshügel aufgerichtet worden. Die Türken weisen sie beinahe ausnahmslos der Epoche ihrer grossen Heereszüge zu*) und behaupten, in manchen Fällen wohl nicht mit Unrecht, dass sie die Gebeine ihrer Gefallenen bergen.**) Aehnlich klingen die Ansichten der Bulgaren, welche überdies den durch Höhe besonders ausgezeichnetsten eigene Namen geben. Gleich hart am Wege von Šihka gegen Hasköi steht eine auffallende Tumuligruppe, deren höchster (der Šišmanec) vier niedrigere weit überragt. Einen Augenblick könnte man verführt sein, diese Grabhügel mit den Bulgaren in Beziehung zu setzen, da die Volks-Tradition den Namen „Šišmanec" vom Bulgarencar Šišman ableitet. In diesem speziellen Falle spricht die nur von wenigen Tumuli der Türkei übertroffene Höhe von über 15 M. dafür, dass dieser Hügel die Ruhestätte eines angesehenen Häuptlings deckt. Aus welcher Epoche?, darüber könnte nur dessen Eröffnung Aufschluss geben. Denn nur der Inhalt eines Tumulus, nicht aber seine zufällige Aussengestalt, Lage u. s. w. bietet dem Culturforscher die Möglichkeit zu Vergleichen und Schlüssen. Desshalb wird auch dieser Weg von den Fachmännern gewählt, und hier möchte ich mich gegen die neuesten Versuche aussprechen, welche mit grossem Zeit- und Geldaufwande die Tumuli nach allerlei Aeusserlichkeiten in schematische Tabellen bringen wollen. In diesen sollen nicht nur die zu Tage geförderten entscheidenden Funde aus dem Innern: Skelette, Bestattungsweise, Schmuck, Waffen u. s. w., sondern auch rein zufällige äusserliche Erscheinungen und zum Theil selbst solche verzeichnet werden, welche mit den Völkern, welche sie schufen, in gar keiner

*) I. Bd. S. 275.

**) V. v. Mitrovic, Reisebericht vom J. 1591.

Beziehung stehen, sondern erst weit später im Laufe der Jahrhunderte hinzutraten. Was soll ein solcher Vorgang bezwecken? was kann beispielsweise aus der genauen Messung von Höhe und Umfang der einzelnen Tumuli für die Wissenschaft resultiren? was bei der Einregistrirung: ob sie auf Hügeln oder in Niederungen stehen, was namentlich dabei, ob sie „bewaldet, bewachsen, nackt oder beackert" sind? Ebensogut könnte der Epigraphiker auf die Idee verfallen, die griechischen oder römischen Votivsteine nach ihrer Breite, Grösse und Zeilenzahl zu verzeichnen, der Kunsthistoriker könnte es versuchen, unsere Kirchthürme nach Höhe und Durchmesser in Klassen einzuschachteln, der Botaniker könnte unsere Bäume, der Ethnograph unsere Kirchhöfe, je nachdem sie auf Hügeln oder in Niederungen stehen, in „Höhen-" und „Thaleichen" u. s. w., in „Höhen-" und „Niederungen-Kirchhöfe" und ihre einzelnen Grabsteine nach ihrem Umfange in verschiedene Species eintheilen. Wenn ich dem jüngsten Vorschlage eines Forschers gemäss hier verzeichne, dass drei Hügel der „Šišman-Tumuli" nackt und zwei einige etwa dreissigjährige Bäume tragen: was hat diese Constatirung mit den Tumulimenschen zu schaffen, welchen Aufschluss kann die Culturgeschichte aus derartigen Daten ziehen? Ist dies nicht nutzloseste Zeit-, Druck- und Papierverschwendung?

Da ich nun einmal von den Tumuli des Kazanlik-Tekne spreche, will ich hier erwähnen, dass ich in Flussniederungen und auf Hochebenen, über welche natürliche Communicationslinien führten, durchschnittlich auf eine Wegstunde 8—10 Tumuli zählte. Ausser der erwähnten Šišman-Gruppe mit 5, giebt es bei Kazanlik 4, südlich der Stadt, an der Gürlo-Köprüssi 7 und bei Magliš 11 Tumuli. Also 27 dicht nebeneinander und doch dürften noch viele andere mir unbekannt gebliebene durch das Tekne verstreut sein. Einige dieser Grabhügel wurden geöffnet.*) Von glaubwürdiger Seite theilte man mir zu Kazanlik mit, dass in denselben, z. B. in dem $1/4$ St. von Šibka entfernten „Jasenovac", den ein Ingenieur regelrecht aufschloss, grösstentheils kistenförmige Gräber aus Ziegeln oder Steinplatten, dann mehr oder minder erhaltene Skelette in hockender Lage gefunden wurden. Manchmal lagen neben letzteren eiserne Pfeilspitzen, keramische Scherben u. s. w. Sehr viel fabelte man von einem Funde bei Rahmanli im Kasa von Filipopel. Dort soll ein hoher Tumulus eine beschriebene (?) Marmorplatte, unter dieser ein riesiges Skelett mit goldenem Helmschmuck, Panzer, Ring, zwei Oelgefässe, Pfeilspitzen und eine Lampe enthalten haben. Trotz vielfacher Verbürgung klang mir die ganze Mittheilung etwas romantisch! Der französische Consul Champoison, welcher nahe bei Filipopel gleichfalls einen Tumulus öffnete, war weniger vom Glücke begünstigt. Seine Ausbeute, Helme, Lanzenspitzen u. s. w., bestand nur aus unedlem Metall.

*) Mittheil. d. Anthropologischen Ges. II. Bd. S. 137. Wien 1872.

Auf halbem Wege nach Kazanlik, in dem zwischen Rosengärten und Nussbaumwäldchen versteckten, malerisch schönen, ausschliesslich von Osmanli bewohnten Hasköi erfuhr ich, dass auf der Höhe des nahen Karni- oder Osečenobreg die Ruinen eines römischen Castrums stehen sollen; ich bemerke dies namentlich für Reisende, welche später hier ausschliesslich archäologische Zwecke verfolgen werden. Von Šibka bis Hasköi rechnet man 1 St. Eine weitere führt fortwährend zwischen einzelnen Nussbaumständen mit oft wunderbaren Kronen in das bei den Parfumeuren der europäischen Hauptstädte berühmte Kazanlik.

Mit uns zogen kleine Karavanen in die Stadt. Jedes ihrer zahllosen Grauthiere trug an beiden Seiten des Semers (Packsattel) riesige Körbe geschnallt, deren Inhalt die Atmosphäre mit lieblichem Dufte erfüllte. Muntere Dorfschönen in blendend weissen Hemden und kleidsamen buntwollenen Vor- und Rückschürzen bildeten das Geleite des originellen, beinahe festlichen Zuges, denn alle waren mit Rosen geschmückt, auch die Stäbe waren mit der köstlichen Blume umwunden, welche die Mythe der Griechen, ja nahezu aller Völker verherrlicht und deren Wiege ausgezeichnete Orientkenner weit an den Gestaden des Indus vermuthen.*)

Der Cultus der „Königin der Blumen“ wurde wohl niemals so schwungvoll als gegenwärtig in Holland betrieben. Ungeheuere Summen werden demselben in Holland geopfert; unzählige Arten, alle in Blatt und Farbe verschieden und spezielle Namen führend, bilden den Stolz der holländischen Rosenzüchter, wandern von dort nach dem englischen Kreideland, bis an die Neva und nach den Gestaden des Bosporus, in die Gärten des Sultans und seiner Grossen; denn selbst auf diesem Gebiete empfängt nunmehr der Orient mit Zinsen zurück, was er einst in besseren Tagen dem Occident geliehen.

Am Tigris und Euphrat war die Rose bereits zu Herodot's Zeit allgemein verbreitet, und die Babylonier huldigten ihr, indem sie mit metallenen oder in Holz sculptirten Abbildern der Lieblingsblume ihre Stäbe schmückten. Sie zählten wohl auch zu den Ersten, welche den köstlichsten Bestandtheil der Zellen des Blüthenblattes, das herrlich duftende Oel, durch einen Griechen und Römern unbekannt gebliebenen Prozess schon frühzeitig zu extrahiren wussten. Das Rosenöl bildet noch heute den beliebtesten Parfumerie-Artikel im südlichen Asien. Zu Ghazimpur am Ganges wird es in grossen Quantitäten erzeugt; aber es steht hoch im Preise und der Unbemittelte muss sich mit dem billigeren Rosenwasser begnügen. Das indische Rosenöl beherrscht den orientalischen Markt, ja gelangt selbst nach Persien, dessen vielbesungene „Flur Schiras“ wohl Rosenwasser, aber nicht das kostbare ätherische Oel erzeugt. Auch die einst berühmte Rosenöl-Produktion Egyptens ist im Sinken begriffen, Srinagars Fluren sind beinahe auf-

*) Kremer, Semitische Culturentlehnungen, Ausland 1875.

gegeben, auch jene von Medinet-Fajum sind vernachlässiget, sie decken kaum mehr den Bedarf im Lande des Khedive.

Was also in Indien, Persien und Egypten an Rosenöl und Rosenwasser produzirt wird, genügt nur für das Bedürfniss des Orients. Die grossen, von europäischen und namentlich englischen Parfumeuren verbrauchten Quantitäten dieses kostbaren Stoffes werden aber nahezu ausschliesslich in den pittoresken Gefilden an der thracischen Seite des Central-Balkans gewonnen. Dort, in dem ziemlich zusammenhängenden Komplexe der mit Rosenculturen besäeten Distrikte Čirpan, Giopca, Karadšah-Dagh, Kojun-Tepe, Eski-, Jeni-Saara und Pazardšik liegt ihr Mittel- und Hauptpunkt Kazanlik, das noch seines Dichters wartet. Selbst Moltke, den „Schweiger", versetzte der Anblick des „Kazanlik Tekne" in Enthusiasmus. Er nannte es „das Kaschemir Europas, das türkische Güllistan, das Land der Rosen".

„Diese Blume wird hier nicht wie bei uns," schreibt Moltke, „in Töpfen und Gärten, sondern auf Feldern und in Furchen wie die Kartoffel gebaut. Nun lässt sich wirklich nichts Anmuthigeres denken, als solch ein Rosenacker; wenn ein Dekorationsmaler dergleichen malen wollte, so würde man ihn der Uebertreibung anklagen. Millionen, ja viele Millionen von Centifolien sind über den lichtgrünen Teppich der Rosenfelder ausgestreut, und doch ist vielleicht jetzt erst der vierte Theil der Knospen aufgebrochen. Nach dem Koran entstanden die Rosen erst während der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten, und zwar die weissen aus seinen Schweisstropfen, die gelben aus denen seines Thieres, die rothen aus denen des Gabriel, und man kommt in Kazanlik auf die Vermuthung, dass wenigstens für den Erzengel jene Fahrt sehr angreifend gewesen sein muss."

Wie wunderprächtig das Thal von Kazanlik ist, dafür spricht schon, dass von den 123 thracischen Orten, welche die Rosenölproduktion als Hausindustrie treiben, 42 ihm angehören und dass von 1650 Kilogramm, die durchschnittlich jährlich im „europäischen Güllistan" gewonnen werden, 850 etwa, also mehr als die Hälfte auf dieses entfallen. Diese Ziffern steigen und fallen natürlich je nach der buchstäblich von „Wind und Wetter" abhängigen Rosenernte. Die thracische Rosenölproduktion betrug beispielsweise in dem allerdings ausserordentlich günstigen Jahre 1866 nahe an 3000 Kilogramm und sank im Jahre 1872 durch Frost und Hagel auf 800 Kilogramm. Welch riesiges Terrain aber die Rosencultur beansprucht, geht daraus hervor, dass durchschnittlich 3200 Kilogramm Rosen erst 1 Kilogramm Oel geben.

Die thracische Rose (Rosa damascena, sempervirens und moschata) mit ungefüllten, leichtrothen Blüthen gedeiht am besten auf sandigen, der Sonne ausgesetzten Hängen. Die Pflanzung erfolgt im Frühling und Herbst, die Ernte im Mai bis Anfangs Juni. Der bäuerliche Rosenzüchter ist auch grösstentheils Oel-

produzent, es giebt jedoch bereits solche, welche ihre Ernte in natura an die grösseren Destillationen der Stadt, unter welchen die Firma „Brüder Papasoglu" die berühmteste, abliefern. Sie erhalten je nach dem Ausfall der Qualität pro Okka = $2^1/_4$ Wiener Pfund 30—60 Para = $7^1/_2$—15 Neukreuzer.

Die an den Abhängen des Balkans wachsende Rose ist um 50% ölhaltiger als jene in der Ebene, sie giebt auch das stärkere Oel, ist theurer und mehr gesucht.

Die Rosenölproduktion ist zweifach besteuert. Im Mai wird die Rosenernte von Regierungsorganen abgeschätzt und mit den anderen Naturalsteuern von deren Pächtern zum Durchschnitts-Verkaufspreis des Jahres im Betrage von $12^1/_2$% der anzuhoffenden Ernte in Geld eingehoben. Das Oel selbst ist mit einer besonderen zweiten Steuer belastet, und diese war vor zehn Jahren so übermässig hoch, dass der gesammte blühende Industriezweig ernstlich bedroht erschien und die Bauern an Stelle der Rosen Mais u. s. w. pflanzten. Zu jener Zeit nahmen die türkischen Zollämter noch überdies 50 Para = $12^1/_2$ Neukreuzer pro Muskal Ausfuhrtaxe. Gegenwärtig erhebt die Regierung ausser dem Zehent, an djumruk nur 5 Para pro Muskal ($1^1/_4$ Neukreuzer pro Medical) Ausfuhrzoll. Der Preis von 123 Muskal = 1 Wiener Pfund Rosenöl bester Qualität betrug an Ort und Stelle in den letzten Jahren durchschnittlich 185—200 fl. ö. W. Die Versendung des Rosenöls erfolgt in runden, hermetisch verlötheten Blechflaschen à 500 Muskal, welche in dichtes, trefflich schützendes „Kečetuch" (bulg. plos) eingenäht werden.

Das nach Europa in den Handel gelangende Rosenöl wird durch Mengung der Oele aus den Blüthen der Ebene und jenen der Berglagen auf 12—13° R. hergerichtet. Nur durch langjährige Erfahrungen lässt sich ächtes von gefälschtem Rosenöl unterscheiden. Kenner unterscheiden es nicht allein am Geruche, sondern auch am Aussehen der Masse. Nach der Meinung der Eingeborenen wird zur Fälschung Geraniumöl verwendet, nach wissenschaftlichen Untersuchungen ausgezeichneter englischer Chemiker ist es aber ausschliesslich das aus Andropogon- und Cymbopogon-Gräsern erzeugte „Idrisöl", welches dem Rosenöl beigemengt wird. Die Moralität des Verkäufers gewährt die einzige Garantie für die Reinheit des kostbaren Rosenöls und neben der bereits genannten Firma, welche sich neuestens mit Manoglu & Sohn vereinigte und eine Filiale in Leipzig führt, können wir hier noch weiter als renommirte Häuser Ihmsen & Co., dann Holstein & Co. zu Constantinopel nennen. Ueber die Pflanzung der Rose, sowie über die Gewinnung des Rosenöls werde ich manche neue, gleichfalls zu Kazanlik gesammelte Daten im volkswirthschaftlichen Capitel des III. Bandes mittheilen.

Der Ruf, dass ich auf dem Wege „Alles aufschreibe", war mir vorausgegangen. Wie in Serbien, übt auch in Bulgarien das Volk selbst die beste Polizei. Im hohen Grade misstrauisch sucht es jede fremdartige Erscheinung bis zur Wurzel



ROSENERNTE BEI KAZANLIK.

zu ergründen. Kaum war ich im Han Mikalaki vom Pferde gestiegen, als sich die Nachricht meiner Ankunft rasch durch die Čaršia verbreitete, und bevor ich noch Zeit fand, meine Empfehlungen abzugeben, fanden sich die Lehrer des Städtchens ein, welche ihre Dienste mir freundlich anboten, dabei aber durch viele nach ihrer Meinung sehr diplomatisch gestellte Fragen mich ermüdeten. Ich suchte das Meeting dadurch abzukürzen, dass ich mich sofort anschickte, einen Orientirungsgang durch das Städtchen zu machen.

Kazanlik trägt den Stempel einer echt moslim'schen Niederlassung. Von dem nahen nordöstlich gelegenen „Tülbe bair" geniesst man einen lohnenden Blick auf die in einen mächtigen natürlichen Baumpark stellenweise eingehüllte minaretreiche Stadt. Sie wurde vor 270 Jahren beiläufig, nahe dem Einflusse des vom Balkan herabfliessenden prächtig klaren Kečiderebachs in die Tundža begründet, und gelangte, Dank ihrer centralen Lage, in diesem kurzen Zeitraume zu bedeutender Blüthe. Zwei Strassenzüge verbinden sie mit dem grossen Maricabecken. Das eine führt nahe der Stadt über die Tundža mittelst der „Gürle-Köprüsi" über die westlichen Höhen des mit dem Balkan parallel streichenden „Karadžadags" nach Filipopel, der zweite über die sechsbogige Tundžabrücke bei G. Čanakči und die östlichen Höhen des „Karadžadag" nach dem getreidereichen Eski-Zara. Der ganze Verkehr zwischen der Donau und den genannten handelsthätigen Gebieten bewegt sich nothwendigerweise auf der einzig für Wagen praktikabeln Balkanstrasse über Gabrovo und Šibka nach Kazanlik und dies sichert demselben seine grosse Bedeutung.

Nach den mir gewordenen Daten zählt die Stadt heute 2500 bulgarische, 1500 türkische, 30 jüdische und 50 Zigeunerhäuser. Die christlichen mit 6, die übrigen Häuser mit 4 Seelen durchschnittlich berechnet, ergiebt in runder Zahl 21,000 Einwohner.*) Unter den 15 Mahale ist das Türkmen-Mahale der älteste Stadttheil und die Wiege Kazanliks. Um dieses gruppiren sich das Kula-M. mit dem Glockenthurm, das Kalpak-M., nach den hier wohnenden Mützenmachern genannt, das Jeni-M. (Neue M.), das Malka-M. (Kleine M.), das Ker-, Turski-, Ašiklar-, Džami-, Kebir-, Musela-, Tabah-, Siralan-, Evreiski- (Hebräer) und Cingane- (Zigeuner) Mahalesi. Die Türken haben 16 Moscheen und wohnen in den östlicheren weitgestreckten, von grossen Nussbaum- und Kastaniengärten durchwachsenen Quartieren, die Bulgaren in den westlicheren Mahale von mehr europäischem Aussehen. Ich will hier zur Statistik des christlichen Kazanliks anführen, dass es 4 Kirchen, 1 Nonnenkloster, 1 Hauptschule mit 6 Lehrern, 1 Mädchenschule und 4 Normalschulen, zusammen mit 700 Knaben, 200 Mädchen und 13 Lehrern zählt, und dass während des Sommers sich eine Filiale der Amerikanisch-pro-

*) Ueber diese bei Poyet, Hahn und Hochstetter differirenden Zahlen werde ich im statistischen Capitel des III. Bandes Aufschlüsse geben.

testantischen Mission zu Eski-Zara mit geringem Erfolg hier bemüht, der Orthodoxie und dem Judaismus Concurrenz zu machen!

Das südliche Ende des städtischen Weichbildes charakterisiren unzählige niedrige Hane, etwas weiter in der Richtung der Tundža gelangten wir an das Frauenkloster, dessen Bau 1860 begonnen wurde. Wie so viele andere religiöse Institute hat Russland auch dieses nicht allein durch ansehnliche Geldbeträge, sondern auch durch eine in Moskau gefertigte Ikonostasis, dann Kirchenbilder u. s. w. unterstützt. Die freundliche Oberin Kapetolina führte mich persönlich in die der „Sv. Bogorodica vedenije“ geweihte Kirche, deren leider nicht sehr solid construirte Kuppel durch elementare Einflüsse kurz zuvor eingestürzt war, auch die Mauern zeigten bedenkliche Risse und neuerdings schickten sich die eben so frommen als weltklugen Schwestern Anfica und Kata an, nach Russland, Serbien, Syrmien u. s. w. gewiss nicht vergeblich um Hülfe zu pilgern. In einem der niederen Gebäude, welche den grossen Klosterhof umsäumen, erwarteten mich bei der Rückkehr 12 jugendliche Nonnen, welche mit Dulčas, Kafé u. s. w. aufwarteten und auf meinen Wunsch einige fertige Arbeiten herbeibrachten, unter welchen ich mehrere hübsch gemusterte Strümpfe u. s. w. zum Dank für den liebenswürdigen Empfang ankaufte. Beim Abschiede machte mir Mutter Kapetolina Vorwürfe, wesshalb ich nicht im Fremdenhause des Klosters Quartier genommen. Auf meine Einwendungen entgegnete sie, dass man es mit der Clausur hier nicht so strenge nehme, wesshalb die gute Sitte jedoch nicht litte. (!) Noch mehr als zu Gabrovo dachte ich „ländlich, sittlich!“ und schied.

Gerne hätte ich meine Excursion durch die einladenden Nussbaum- und Kastanienwäldchen weiter über die Tundža ausgedehnt, um jenseits der „Gürle-Köprüsi“ (von Barth unrichtig Gahleh-K. genannt), die den Dženevlern zugeschriebene Castellruine zu besichtigen. Der Abend war jedoch zu weit vorgeschritten und nöthigte zur Umkehr. Was ich hier von den Resten einer alten Strasse erzählen hörte, bestärkt mich anzunehmen, dass dieser Punkt für die Feststellung des römischen Strassenzuges der Tabula Peutingeriana, von Philippopolis über den Balkan gegen Nicopolistro (das heutige Nikup an der Rusica S. 64), höchst wichtig sei, und hoffentlich werden künftige archäologische Forschungen die hier einst gestandene römische Mansion klar stellen.

Auch einige der heissen Mineralbäder, an welchen die Umgebung Kazanliks so reich ist, dürften bei genauer Nachforschung manch römische Spuren aufweisen. $^3/_4$ St. südlich der Stadt liegt eine Thermalquelle, welche deren Namen trägt. Eine andere 3 St. südöstlich befindet sich zu Asenica, ein drittes grosses Bad mit drei 36—38° R. heissen Quellen und neuem Badehause liegt 3 St. östlich der Stadt, und ein viertes, das „Karagöitli-Banja“ von gleicher Stärke ($2^1/_2$ St. von Kazanlik) wird namentlich wegen seiner reizenden Lage an der Tundža zwischen

hohen Platanen und prächtigen Aussicht auf die höchsten Balkanparthien, von den Städtern gerne aufgesucht.

Wenige Stunden westlich von Kazanlik entfliesst die Tundža der höchsten Parthie des gesammten Balkanzuges und schon bald unterhalb der Stadt strömt sie in ansehnlicher Breite, schiffbar wird sie jedoch auch bis zu ihrer Mündung in die Marica bei Adrianopel nicht, ungeachtet ihr die südlichen Einschnitte des Balkans auf ihrem langen Laufe bis Jamboli zahllose Wasser zusenden. Ich werde später noch ausführlicher von diesem interessanten Flusse sprechen. Von seiner ichthyologischen Seite lernte ich ihn aber schon zu Kazanlik kennen. Gelegenheit dazu bot mir ein mit reichem Fange gleichfalls den Rückweg zur Stadt nehmender Fischer, der uns ausgezeichnet schmeckenden „Tundža-Karabaluk" (Schwarzfisch) und „Alabaluk", eine köstliche roth punktirte Forellenart aus dem nahen Kečiderebache in den Han brachte, was am Abend ein prächtiges Fischessen gab.

Am nächsten Morgen nahm ich zuerst Barometerlesungen vor, welche Kazanliks Seehöhe mit 339 Meter*) ergaben. Sodann schlenderte ich durch die türkischen Stadttheile, ohne auch nur ein monumentaleres Gebäude zu entdecken. In allem und jedem, in den Strassen wie im Konak des Kaimakams und im Telegraphenamte empfand ich, dass in diesem Vilajet der Geist Mithad-Pascha's nie gewaltet habe. Auch hier traf ich wohl den echten Osmanli bieder und liebenswürdig; sonst aber indolent und um Jahrhunderte hinter dem Occident zurück; den Christen andrerseits auf seinem Posten, stets mit dem Gesichte ebenso gegen Westen, wie den Osmanli gegen Osten gewendet — immer wachsam, schlau, auf den Vortheil bedacht, die europäischen Staatshändel verfolgend und Alles von der Zukunft erwartend. Die Contraste wurden mir in ihrer Grellheit klar, als kurz nach meinem Besuche des Kaimakamliks, wo ich die türkischen Honoratioren Kazanliks vereinigt fand, sich dessen bulgarische Notabeln bei mir zur Bewillkommnung melden liessen. Aber nicht nur zwischen Moslims und Christen, sondern selbst zwischen dem bulgarischen Städter dies- und jenseits des Balkans herrschen weite Bildungsabstände, die bereits im äusserlichen Auftreten sich äussern. Ich vergass einen Augenblick, im Oriente zu sein. Mehrere der Herren kannten Leipzig ebenso gut wie Paris, sprachen das Französische, als wären sie dort geboren, verstanden und beantworteten meine vielfältigen, die verschiedensten Gebiete streifenden Fragen mit vollster Klarheit. Ich musste die interessante Conversation leider abbrechen, da ich noch die Fabrikation des Rosenöls, welcher Kazanlik

*) Ich weiss nicht, wie ich diese Ziffer mit anderen vorausgegangenen Messungen vereinigen soll. Boué giebt Kazanliks Höhe mit 536 Meter. Diese Angabe ist zuverlässig unrichtig: aber auch v. Hochstetter's Messung mit 442 M. widerspricht seiner früheren am Bekleme-Han bei Lidža (nördlicher Fuss des Karadža-Dag) mit 377 M., wonach dieses Bekleme 65 M. tiefer als Kazanlik in der niederen Tundžaebene liegen würde!

seinen Weltruf dankt, kennen zu lernen gedachte. Diesem Wunsche kam Herr Dimitri Papasoglu Borču, Chef der ersten Rosenölfirma des Landes, durch die freundlichste Einladung in sein Haus entgegen.

Nachdem ich der Gemahlin des Fabrikanten mein Compliment für das mir bei der üblichen Begrüssung angebotene köstliche Rosen-Dulčas (Compot) dargebracht, traten wir in den zur „Fabrika" abgegrenzten Raum des schönen Gartens, wo unter einem leichten Sparrendache und von Bäumen überschattet 7 in einer Reihe aufgestellte Oefen mit 14 Apparaten zur Gewinnung des kostbaren Oels thätig waren. Alle Stadien des Destillations-Prozesses wurden vor mir durchgemacht und neben seiner Einfachheit bewunderte ich die Flinkheit der Frauen, welche beinahe ausschliesslich hier beschäftigt erschienen. Ich skizzirte die Apparate und notirte viele zum Theil wenig gekannte Daten. Im Ganzen wurde auch in dieser „grössten Rosenölfabrik Kazanliks" das auch auf den Dörfern übliche Destillations-Verfahren — wie es die Illustration auf Seite 123 zeigt — nur in ausgedehnterem Maassstab und in geordneterer Weise betrieben.

Schwer trennte ich mich von dem paradiesischen Thale, in das der bis hierher verzweigte, missglückte Jungbulgarenputsch im J. 1875 grosses Unheil bringen sollte. Ich werde von diesem traurigen Ereigniss im III. Bande noch sprechen und verlasse hier das „Thal der Rosen", dessen landschaftliche Eindrücke unauslöschlich in meiner Erinnerung fortleben werden. Mein Routier steuerte nunmehr wieder gegen Norden, dem Balkan von Travna und dem gleichnamigen Industriestädtchen zu, von dessen ausgezeichneten Meistern ich bereits so viel gehört und gesehen hatte. Zwei Wege führen von Kazanlik dahin, wovon der eine: über den Tülbe bair $^1/_4$ St., Güzovo (türk. Izova) $^3/_4$, Selica $1^1/_4$, Balkanpasshöhe 2 und Travna 3 St. etwas kürzer als jener über Kloster Magliš ist, den ich seiner östlicheren Lage wegen für meine topographischen Zwecke vorzog. Ein Lehrer und ein junger Kaufmann machten sich das Sonntagsvergnügen, mich bis Magliš zu begleiten. Nachdem wir das krystallklare Wasser des Kečidere gekreuzt hatten, versperrte uns bald einer der vielen vom Balkanhauptzuge abgerutschten und aus dem fruchtbaren alluvialen Vorland aufragenden Hügel von Granit und granitischem Gneiss für längere Zeit die Aussicht gegen Westen. Als der Blick durch die eruptive Dislocationsfurche wieder frei wurde, entzückten wunderbar prächtige Baumgruppen und Rosengärten das Auge. Heiter scherzendes Bauernvolk in wahrer Sonntags-Stimmung zogen, ihre beladenen Grauthiere vor sich hertreibend, in langen Trupps zur Stadt. Auffallend contrastirte der ausserordentlich kleine Rindviehschlag mit den riesigen Stämmen und Kronen der Nussbäume, in deren Schatten die Heerden vor der sengenden Sonne flüchteten. Es war, als wenn Vegetation und Fauna zwei verschiedenen Schöpfungsaltern angehörten. Weiter kamen wir vorüber an 9 Tepe, von welchen einige

abgegraben und durchwühlt erschienen, an malerischen Ziehbrunnen, an Weingärten, sowie grösstentheils abgeernteten Rosenculturen und bald darauf traten wir in eine groteske Schlucht des Balkans, mit kühnen Felsparthien, der in tosenden Caskaden ein Waldbach, die „Magliška rjeka" enteilt, so genannt nach dem grossen Dorfe, dessen erste Häuser wir sofort nach einer Krümmung des Defilés gegen N., überragt von einem Minaret, erblickten. Mehr noch als durch seine romantische Lage wurde mir Magliš interessant durch das seltene freundschaftliche Verhältniss zwischen dessen Moslims und Christen. Schon äusserlich tritt es hervor, denn sie wohnen nicht in getrennten Mahale's. Die Häuser beider Confessionen sind, wie ich es in keinem anderen Dorfe wieder gesehen, bunt gemengt, was eine grössere Annäherung herbeiführt und eine hermetische Absperrung der türkischen Frauen unmöglich macht. Wirklich verkehren diese mit ihren Nachbarn in der ungezwungensten Weise, treten, den Jakmasch nur nachlässig übergeschlagen, Feuer oder sonstige kleine Dienste erbittend, bei Nachbarin Mara oder Kata ein, ohne Rücksicht, ob Männer im Hause. Nur wenige „Hanum" des Dorfes dürften das sonst sorgfältig gehütete Gesichtsmysterium bewahrt haben. Ich dachte anfangs, die Ursache dieser seltenen Toleranz liege darin, dass hier vielleicht Pomaci (Bulgaren moslim'schen Bekenntnisses) wohnen; doch nein, es sind echte und rechte Türken, welche mindestens scheinbar jeglicher Korans- und Haremstradition den Rücken gewendet haben.

Wäre der Fall nicht ein vereinzelter oder doch höchst seltener, in welch veränderten Linien würde sich die orientalische Frage umschreiben, z. B. in Bosnien, Altserbien u. s. w., wo Moslims und Christen sich geradezu feindselig gegenüberstehen. Aber selbst in Bulgarien, wo dies bis 1876 nicht so markirt der Fall war, suchte der Türke thunlichst dem durch den Hat-i-Humaijun gewährleisteten neuen, paritätischen Verhältnisse ein Schnippchen zu schlagen. Naturalleistungen, deren das türkische Regiment in Menge heischt, sucht er so viel als möglich seinem christlichen Bruder zuzuwälzen; allerdings nicht nur ihm allein, denn wohnen Tataren oder Zigeuner in seinem Dorfe, dann gewiss auch diesen. Nur den jüngsten Einwanderern, den unfügsamen Tscherkessen gegenüber, fällt es dem Türken schwer, das angestammte Herrschafts-Privilegium seiner Race geltend zu machen. Da kommt es dann oft zu unangenehmen Auseinandersetzungen und blutigem Kugelwechsel.

Magliš ist ein sehr wohlhabendes Dorf. Durch dessen günstige Lage am Ausgange des Balkandefilé's nimmt es an den Segnungen der Ebene und Berge Theil. Seine weitläufigen Rosenculturen liefern durchschnittlich 28 Kilogramm stärksten Gebirgsöls, es besitzt aber auch ausgezeichnete Felder und auf den hohen Jaila's im Balkan züchtet es ansehnliche Heerden, welche tüchtigen Gewinn bringen. Bereits zählt es 400 bulgarische und 100 türkische Häuser, und für den aufge-

weckten Geist der Bevölkerung spricht ausser den bereits berührten socialen Verhältnissen die Thatsache, dass die Bulgaren hier neben einer Kirche zwei Schulen errichteten und zwei Lehrer mit je 3500 und 1000 P. (neben freier Wohnung) bezahlen. Um diese und andere Ausgaben leichter bestreiten zu können, hat die bulgarische Commune das verfallene alte Kloster in einer nahen Westschlucht des Defilé's restaurirt. Es ist dies kein vereinzelter Fall. Viele durch die türkische Eroberung verwüstete Klöster verdanken derartigen Motiven ihre Wiedergeburt. Der Name und die Gründung des Klosters Magliš wurzeln der Tradition nach in einem historischen Ereignisse. Nahe bei Kazanlik kämpften Bulgaren und Türken; das Schlachtenglück war auf Seite der Moslims und bereits drohte den Christen vollständige Vernichtung, als sich zwischen die streitenden Heere ein dichter Nebel lagerte, der den Bulgaren gestattete, sich in die tiefe Balkanschlucht zurückzuziehen, wo sie zum Andenken an ihre Rettung durch göttliche Fügung das Kloster begründeten, das den Namen „magliš" (Nebel) erhielt. Dorf und Manastir heissen richtig also „Magliš". Magalis, Moghlas, Muflus oder Michlis unserer Karten sind Verballhornungen dieses Namens.

Soll eine restaurirte klösterliche Heilstätte die Anlagekosten und erkleckliche Revenuen dazu abwerfen, so bedarf es zum Beginne des Engagements geschickter Mönche, oder doch mindestens eines witzigen Hegumenos, welcher das Kloster durch allerlei Historien und Wundermittel in Ruf zu bringen und das Publikum anzuziehen versteht. Den Magliš̌ern war dies durch einige Zeit geglückt. Der Hegumen Krisantymos war ein höchst intelligenter Mann, eine Art Alchymist, der selbst Photographie trieb und durch sein gewinnendes Wesen das neue Klosterkirchlein und dessen grosse Gastgebäude nicht nur am Sabortage des h. Nikola, sondern während des ganzen Jahres zum Ziele vieler Seelenheil oder Vergnügen suchender Pilger gestaltete. Auch als Sommerfrische wurde es von den Kazanlikern aufgesucht, was natürlich das Zinserträgniss sehr steigerte. Der spekulative Krizantime verwerthete aber, ähnlich manch occidentalen Verwaltungsräthen, sein Talent bald nicht so sehr für die guten Čorbaschi-Actionaire von Magliš als für seine eigene Tasche, und diese war, wie man mir erzählte, sehr tief. Im J. 1871 führte dies zum Bruche zwischen Commune und Hegumenos, ein anderer war noch nicht ernannt und ich traf das Kloster unter Curatel des Dorfkmeten von dem erstaunlich ignoranten Duhovnik Dimitri verwaltet. Letzterem glichen die vier anderen Mönche, welche mit ihm „arbeiteten", wie ein Ei dem anderen. Sie waren sämmtlich „prost" (gemein) im stärksten Sinne des Wortes. Ueber die Geschichte des Klosters wussten sie wenig, die Frage nach alten Handschriften verstanden sie gar nicht, hingegen rühmten sie, dass des Klosters Bienenstöcke 300 Oka feinsten Rosenhonigs und 30 Oka Wachs producirten, und dass die von den Mönchen verfertigten Bildschnitzwerke, Strümpfe

und auf besonderen Maschinen gestrickten Handschuhe (s. die Illustration) sehr gesucht seien.

Als wir am nächsten Morgen den Pobak hinanstiegen, zeigte sich uns erst recht die reizende Lage des Klosters, das tief unten auf blumenreicher Thalweitung, geschützt von den hohen Bergen des Magliška-Defilé's im Miniaturformat



Mönchs - Industrie zu Magliš.

dalag. Der plötzliche Wegabbug über eingesprengte Quarzitlager und gigantische Gneissfelsen, welche unseren Reitpfad auf kaum 2 Meter einengten, entzog uns leider zu rasch das Bild friedlichster Idylle. Nun klimmten wir SW. aufwärts, durch eine Mulde mit schönem Eichenwald, der uns zum Südhange des Pobaks begleitete, wo in 900 Meter Seehöhe, also etwa 500 M. über Kazanlik uns ein entzückender Ausblick auf dessen von der Balkankette, von Karadžadag und Sredna Gora umrahmtes Tekne überraschte. Den Vordergrund bildeten steil aufgerichtete isolirte Glimmergneissblöcke, gleich stehen gebliebenen Säulen eines

antiken gigantischen Peristyliums im Boden festgewurzelt. Hier warf ich den letzten Blick auf das Eden von Kazanlik, das ich kaum mehr wiedersehen dürfte. Eine Wegkrümmung gegen N., welche uns jeden weiteren Rückblick entzog, brachte uns oberhalb einer stark abschüssigen Steilschlucht vom Pobak auf die Dobrina Mogila. Diesen beschwerlichen Umweg diktirt die Unzugänglichkeit des Magliška-Defilé's. Erst später senkten wir uns abwärts zu dessen sanfteren Hängen und endlich zum Bache selbst, den wir im schönen Thale von Selci durchfuhrteten.

Selci mit seinen 35 strohgedeckten zerstreuten Häusern erinnert an die ärmlichen Hirtenniederlassungen, wie man sie nur an der Südseite des West-Balkans sieht, überdies erschien es ganz verödet. Vergebens schossen meine Zapties ihre Gewehre ab, Niemand antwortete. Endlich schlich ein bleiches junges Weib herbei mit einem wenige Tage zählenden Sprössling im Arme und erklärte, dass alle Insassen nach dem fernen Rumänien gewandert wären, um dort als Schnitter ein Stück Baargeld zu verdienen, die wenigen zurückgebliebenen Männer seien aber bei den Heerden oder im Walde mit Holzfällen beschäftigt. Die arme Frau schläferte ihren Säugling ein und brachte uns sodann etwas Milch und Brot, Wein oder Käse waren nicht vorhanden; für unsere Pferde hatten die stets findigen Zapties irgendwo etwas Heu aufgestöbert. Es war ein frugaler Mittag; nur ein Schluck Raki aus der Feldflasche würzte es, nach kurzer Siesta trat ich trotzdem guten Muthes meine dritte Passage der Balkankette an.

Auf dem linken Bachufer, da wo der Aufstieg beginnt, traf der englische Geologe Arthur Leuox 1866 ein Kohlenlager*), das Hochstetter auf seinem Ausfluge (1870) von Kazanlik in dieses Thal, als ein Schwarzkohlenflötz von 1 Fuss Mächtigkeit in 680 Meter Seehöhe, zwischen braunen, glimmerigen und bituminösen Schieferthonen, die mit 10—15° flach gegen Nord einfallen, in seiner trefflichen anschaulichen Weise schilderte. Die kohlenführende Formation lagert unmittelbar auf verwittertem hornsteinreichem Gneissgranit auf und die Kohle selbst ist eine anthracitartige stark glänzende Gruskohle (bulgarisch: Kameni-vagliste), was nach Hochstetter's Ansicht desshalb von Bedeutung, weil es die erste bekannt gewordene ältere Kohlenformation am südlichen Abhange des Balkans und überhaupt die erste wirklich nachgewiesene Schwarzkohle im Gebiete der europäischen Türkei sei. Er meint andrerseits: „Es muss weiteren Nachforschungen in diesen noch ganz unbekannten Regionen des Balkans überlassen bleiben, festzustellen, welche Verbreitung und Ausdehnung diese Kohlenformation hat und wo die abbauwürdigen Flötze an günstiger gelegenen Lokalitäten, an deren Vorhandensein ich keinen Augenblick zweifle, vorkommen." Weder Leuox, noch Hochstetter erfuhren, dass sie es bei Selci nur mit den mageren südlichen Ausbissen jenes

*) Rapport sur la Géologie d'une Partie de la Roumélie etc. Londres 1867.

grossen nordbalkanischen Kohlenlagers von Travna zu thun hatten, dessen $5^1/_2$ Meilen lange Erstreckung OW. ich auf meiner Passage des Elena-Balkans (1872) festzustellen in der Lage war.

Unser Aufstieg am Westfusse des Dubniks gewährte sehr hübsche Einblicke in die felsigen und waldreichen Balkanschluchten, deren zahlreichen tiefen Einschnitten die drei Hauptquellen der „Magliška rjeka“ entfliessen. Zweifellos ist die Felsenge zwischen dem Kupen und Dubnik durch ihre thorartigen Pylone von lichtgrauem dolomitischen Kalk wohl die wildromantischste aller. Von den im N. amphitheatralisch aufsteigenden Bergen erscheint der Kupen als der bedeutendste. Sein „Prabačkagipfel“ überragt die 1356 M. hohe Granitkuppe des südlicheren Demir-Hisar und ebenso die südwestlichere „Düdükće-Planina“. Ich brachte sie sämmtlich in Karte. Der Bedek, die höchste aller Kuppen zwischen dem Šibka- und Travna-Balkan, war jedoch vom Einschnitt bei Selci nicht sichtbar.

Wir hatten 23° C. im Schatten, und schon meiner Pferde wegen war ich es zufrieden, dass unser Weg stellenweise durch Buchenwald führte. Hier und da hatten ihm die armen Bauern von Selci einige Feldculturen abgewonnen, aus welchen vom Pfluge sorgfältig gemiedene, phantastisch aussehende, riesige Baumruinen mit verkohltem Geäste melancholisch uns anstarrten. Bald darauf kamen wir an Abstürze mit steil anstehenden Felsen, graue Thonschiefer, welche mit Sandsteinen wechsellagerten und etwas höher an prächtige Quellen in lustiggrünen Laub-Gehölzen, an deren Saume Erdbeeren mit Vergissmeinnicht, Stiefmütterchen und anderen Kindern der heimischen mitteleuropäischen Flora um die Wette wuchsen und in deren Gezweige der schmetternde Gesang des „Bülbül“ (Nachtigall) den monotonen Kukuksschrei übertönte.

Immer höher stiegen wir aufwärts in sanften Curven, bei fortwährendem Wechsel der Formationen und Landschaftseindrücke, bis wir nach zweistündigem Marsche an eine ausgedehnte Lichtung mit prächtigstem Graswuchs, an die „Topuriška poljana“ gelangten, welche unmittelbar vor der dicht bewaldeten, nur wenig höheren Passeinsattlung liegt.

Die hier herrschende wunderbare Ruhe lud zu kurzem Halt ein, den ich, im Schatten einer majestätischen isolirten Buche gelagert, zu einer Höhenmessung benützte, die bedauerlicherweise vielleicht durch einen Fehler der Basisstation missglückte. Nach meiner Schätzung dürfte jedoch der Travna-Balkanpass, den wir bald darauf im dichten Walde überschritten, jedenfalls niedriger als jener von Šibka sich erweisen.

Beim Abstieg war uns für volle 2 Stunden jede Aussicht benommen. Der prächtige Wald auf der nördlichen Seite dieses Balkanstockes schien endlos. In beträchtlicher Tiefe erst gewann ich freieren Ausblick gegen N. und einen Rückblick auf die Berge, zwischen welchen wir herabgeklettert waren. Von O. gegen

W. traten der Buzovec, Viza, Krestac, die M. und G. Stolišta, dann die Blgarka Pl., alle bis zur Höhe reich mit Laubholz bewachsen, in Sicht. Nahe den Kolibi von Mrozeci bogen wir westlich von der Strasse ab, um das am Tage liegende mächtige Kohlenflötz von Travna zu besichtigen. Ich nahm einige Proben aus den schwarzen Diamantengruben, welche die anwohnenden Bulgaren „Uglen" und „Bonuf Kopak" nennen. Sie haben eine Geschichte, geeignet merkwürdige Lichter auf die türkische Paschawirthschaft zu werfen. Im national-ökonomischen Capitel des III. Bandes werde ich einige Daten über diese ungehobenen Schätze mittheilen, welche in der Industrie-Entwicklung und im Verkehrswesen Bulgariens eine grosse Rolle einst spielen dürften.

Schwere Wetterwolken umdüsterten von W. her den Horizont und trieben uns zu vermehrter Eile an. Der Weg bis Travna bot wenig Interessantes. Wir stiegen weiter den zahmen Kovačkasporn abwärts, auf dem östlich die Kolibi: Krestovci, Dragnovci, Bresnici (30 H.), Čnkali (28 H.) und westlich, durch einen kleinen Wasserlauf getrennt, die Weiler von Radevci liegen. Weiter ging es am Rinnsal der allmälig durch Zuflüsse sich verbreiternden Selska rjeka zwischen grauglimmerigen dünn und dick geschichteten Gaulthängen (Sandstein), welcher bis Drenovo die konstituirende Formation bildet. Beim ziemlich gut eingerichteten Cauov Han überschritten wir den Bach zum zweiten Male und wiederholt noch bei Bojovci (7 H.) und Dimiov Han (10 H.), bis wir endlich an das schmucke Städtchen gelangten, welches er durchfliesst und das ihm von hier ab seinen Namen Travna giebt.

Das Thal von Travna (758 M.) eignet sich durch seine offene Lage trefflich zu einem kleinen Administrations- und Approvisionirungs-Centrum für die Bewohner der umliegenden Berge. Der gleichnamige Bezirk gehört zum Kasa Gabrovo und zählt ausser dem Städtchen die 5 grösseren Gemeinden:

Selska rjeka:	387	Häuser,	Hauptort	Jenčovci,
Belica:	229	„	„	Oruški Han,
Diskol:	314	„	„	Raikovci,
Crni Vrch:	384	„	„	Skurciti,
Bahrig:	321	„	„	Bahrig.

Jede dieser 5 Gemeinden zählt, wie ich bereits auf S. 89 ausführte, viele Kolibi, alle zusammen 54 Weiler. Aus den gleichfalls auf S. 97 entwickelten Gründen gebe ich ihre Namen in der Fussnote.*) Im Durchschnitte entfallen 38 Häuser auf jedes einzelne Kolibi und in allen wird neben etwas Ackerbau

*) Oestlich der Travnanska liegen die 35 Kolibi: Vlacatili, Kleška, Goranovci, Orvovci, Cipirane, Raikovci, Diskol-Kamen, Olane, Mrezeci, Stancov Han, Gludnici, Daskari, Palikari, Dimovci, Boičovci, Kisovci, Uruški Han, Milovci, Džurovci, Bahrig, Krestovec, Kara-Damianovci, Rujovci, Okoli, Draganovci, Bresnici, Čakale, Radevci, Nekovci, Jovčov Han, Kovačica, Bojovci, Dimiov Han, Popopci

und Viehzucht (namentlich Schafe und Ziegen) auch starke Hausindustrie getrieben.

Es giebt (einschliesslich Travna) etwa: 100 Kovači, die bloss Hufeisen, 40 Bradvari, welche Aexte, Sicheln u. s. w., 12 Nožari, die nur Messer und 30 Bačovari, welche Fässer, Bottiche u. s. w. erzeugen. In den gut assortirten Gewölben Travna's fand ich aber auch sehr hübsche Proben einer höheren Kunstindustrie, welche selbst in Wien, wo ich im J. 1873 einige Proben derselben im k. k. Museum für Kunst und Industrie ausstellte, nicht geringes Aufsehen erregten.

Schon die Decke meines Zimmers in dem hübschen Hause Pop Nikolo's, in dem ich durch die freundliche Fürsorge des Herrn Kančo Cesarov die beste Aufnahme fand, zeigte, dass ich mich hier im bulgarischen Nürnberg — in der Stadt der trefflichen Holzschnitzer und Bildnissmaler befand, deren Werke weit und breit, dies- und jenseits des Balkans berühmt und mit Vorliebe zur Ausstattung vornehmerer Häuser und Kirchen gesucht werden. Die Ikonostasis, der Stuhl des Vladika, die zum Chore führende Stiege und andere Bestandtheile der neuen Kirche des Städtchens (es besitzt noch einige ältere), machten mich begierig, den Künstler persönlich in seiner Werkstatt aufzusuchen. Dieses Vorhaben musste ich jedoch auf das Programm des nächsten Tages setzen, da Meister Pop im Popski Kolibi, in einem kleinen östlichen Weiler Travna's wohnte.

Der Abschluss des Tages, an dem ich bereits so viele Eindrücke empfangen, gestaltete sich noch unerwartet heiter. Ich besuchte den Mudir (Bezirkshauptmann) Hadži Mustafa, einen äusserst originellen türkischen Garçon, und fand ihn auf dem Čardak seines kleinen Häuschens, den warmen Juniabend — das Thermometer zeigte gegen 8 Uhr 18° R. — im Freien geniessend. Dass die hölzerne Treppe, welche zu seinem Balkon führte, in ebenso wackelig fraglichem Zustande sich befand, wie dieser selbst, störte den noch jungen heiteren Türken so wenig in seinem Kef, als Windspiel und Kätzchen, zwei allerliebste Thiere, die ihn unausgesetzt beschäftigten. Hier hatte ich leibhaftig einen jener vielen türkischen Functionaire vor mir, welcher seine Čibukdschi-Laufbahn allem Anschein nach erst seit allerkürzester Zeit mit seinem gegenwärtigen Amte vertauscht hatte. Und bei alledem, trotz der grössten Unbildung, welche Zuversicht im Benehmen gegenüber dem Europäer, welches angeborene oder seinen ehemaligen Herren als „Pfeifenbesorger" abgesehene diplomatisirende Hinweggleiten über beiklige Fragen, über das Kohlenwerk und dessen Zukunft, über den unterbrochenen Strassenbau u. s. w.!

Freilich seinen Regierten gegenüber konnte Hadži Mustafa sein eigenstes

und Kizici. Westlich der Travnanska liegen die 19 Weiler: Stojovci, Pungovci, Kršovci, Dečovo Han, Jojovci, Marenci, Radkovci, Jenčovci, Guglovci, Kašenci, Bangevci, Radanci, Voinici, Todorenci, Stainovci, Hitrovci, Koičovci, Bizovci und Skurciti.

Wesen auf die Dauer um so weniger verbergen, als er sich ihnen öfter als zuträglich, ja beinahe täglich in jenem Zustande zeigte, wie er sonst nur im Lande des Haschisch, des glückselig ewigen Rausches heimisch ist. Auch hier wie in allen Balkanbezirken, wo der türkische Beamte in der ausschliesslich bulgarischen Bevölkerung auf isolirtem Posten sich befindet, liegt das Regiment in den Händen der gewählten Čorbaschi des christlichen Medjlis und der Mudir ist nur ihr Instrument. Im Umgange der mich begleitenden Travnaer Honoratioren mit Hadži Mustafa Effendi lag aber noch etwas mehr als Cordialität und leicht erklärliches Selbstgefühl, der Ton streifte nahezu an Verachtung, denn der Mudir hatte, abgesehen von manch anderen Schwächen, sich zum allgemeinen Lustigmacher des Städtchens bei vielen Anlässen erniedrigt.

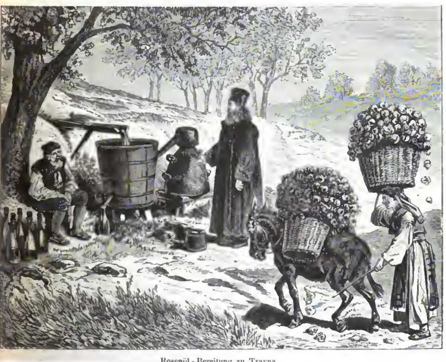
„Ali! gel, gel!“ (Ali! komme, komme!) rief Hadži Mustafa mit pfeifender Stimme. Auf dieses Gebot erschien ein unsauberer verwitterter Zigeuner, dessen Costume einer zerfetzten Kriegsfahne glich, mit dem unbeschreiblichen, im Tone zugleich Anmeldung und Frage verbindenden „Effendim!“. „Ali“, heischte der Gebieter, „bringe Kafe!“, dann gleich darauf „Ali persevenk“ (hier unübersetzbare Titulatur), „bringe Raki“, und wieder „Ali, Köpek“ (Hund) „Was haben wir für die Effendi's zum Essen?“ und so ging es noch eine Weile in lieblicher Abwechselung fort; denn Ali war ausser Windspiel und Katze das ganze verfügbare lebendige Inventar Hadži Mustafa's, der seinen Bekjarstand (Junggesellenthum) in einer Manier glossirte, welche die gewagtesten Spässe Paul de Kock's an Realität hinter sich liess.

Hadži Mustafa gedachte den Abend zu einem monumentalen für mich zu gestalten. Ali Köpek! rief er mit bereits durch übermässigen Rakiconsum heiserer Stimme, Ali gel, gel! hole die Musika! und die „Musika“ erschien drei Mann hoch mit Violine, Guitarre und Flöte ausgerüstet. Es war das berühmte wandernde travniotische Terzett, das von einer längeren Kunstreise in den thracischen Städten zum kurzen Besuche ihrer zurückgelassenen Familien nach Hause gekehrt war.

Hei, hei! der Mudir klatschte in die Hände, die Künstler hockten mit unterschlungenen Beinen auf einen mit Stroh gefüllten Divan nieder, erhielten Kafe und Raki, und nun hörte ich zum ersten Male bulgarische Lieder mit Instrumentalbegleitung. Manche Arie klang ziemlich originell, meist war es aber der von den Türken aus Asien importirte semitisch-arabische, näselnd recitirende, melancholische Liederton, welcher durch seine Monotonie das occidentale Ohr in hohem Grade langweilt. Der Mudir und die Herren Čorbaschi fanden aber sichtlich das Gegentheil. Es war auch Wein herbeigeschafft worden und nun steigerte sich ihre Laune so bedenklich, dass ich es nicht gerathen hielt, die letzten Ausbrüche derselben abzuwarten! —

In Gesellschaft des Herrn Kaučo Cesarov trat ich am nächsten Morgen meine

Wanderung nach dem Popski Kolibi an; wir gingen jedoch nicht direkt dahin. Mit kleinem Umwege führte mich Herr Cesarov nach einer anmuthigen Lehne, an deren schattigem Hange ich zu meinem nicht geringen Erstaunen einen Geistlichen in bester Harmonie mit einem alten Türken bei der Destillation von Rosenöl beschäftigt fand. Es war eine Scene, wie sie nicht leicht freundlicher gedacht werden kann. Eben hatte des Popen Töchterlein prächtig duftendes Rosen-



Rosenöl - Bereitung zu Travna.

material in Körben für den bereits geheizten Kessel herbeigebracht, dessen Rohr durch einen Kühlbottich lief. Ein munter plätschernder Quell füllte ihn fortwährend mit frischem Wasser, daneben standen Flaschen, in welche der Türke die abgeschöpfte fette wohlriechende Essenz durch einen Trichter mit kaum sichtbarer Oeffnung träufeln liess. Ich konnte es mir nicht versagen, den primitiven, genau so wie in Kazanlik betriebenen, hier aber in malerischster Weise sich darstellenden Prozess mit einigen Strichen zu skizziren. Während dieser Arbeit erfuhr ich, dass

Travna der einzige Ort am Nordhange des Balkans sei, welcher Rosenöl erzeugt, und dass Pop Stefan die Destillation für dessen drei Rosenpflanzer besorge, welche zusammen $1^1/_4 - 1^1/_2$ Kilogramm Oel in den Handel bringen. Der freundliche Pope verehrte mir ein kleines Fläschchen „za spomenj“ (zur Erinnerung) und wir zogen weiter.

Regelmässiges Pochen und Hämmern am Ausgang eines luftigen Wäldchens kündigte laut an, dass wir uns dem gewerbefleissigen Popski Kolibi näherten. Seine wenigen Bewohner hatten sich das vorüberfliessende Wasser so tributair als möglich gemacht. Hier musste es eine „vodenica“ (Mühle) treiben, an anderer Stelle wurde es durch eine Ableitung zur Bearbeitung von Häuten gezwungen, welche der von 6 Meter Höhe herabstürzende mächtige Wasserstrahl in einer rotirenden riesigen Holzschale an allen Stellen gleichmässig durchweichte. Diese sinnreiche, von den einfachen Gebirgssöhnen ersonnene Vorrichtung heisst „Valevica“. Hart daneben sah ich ein anderes, weit complizirteres Wasserwerk aus grösseren und kleineren, senkrechten und horizontalen Triebrädern, deren Zahnwerk zwei colossale Hämmer von Eichenholz in Bewegung setzte, welche die ihnen aus einer kleinen über dem Bache erbauten Hütte unterschobene Wolle kräftig durchwalkten. Es war eine „Tepavica“ (Wollwaschwerk), welche eben Ziegenhaar für die Travnaer Weber zurecht machte.

So viel ich auch in Serbien gereist, hatte ich doch nie dort Gelegenheit, solch deutlich ausgesprochenes Talent für Maschinenbau und Industriebetrieb zu beobachten. Dort musste Alles durch Unterweisung erst künstlich geschaffen werden; wer war aber hier der Lehrmeister gewesen? Der Türke gewiss nicht. Wir sehen hier die Aeusserung angeborener seltener glücklicher Begabung, die unter günstigen Anregungen von Aussen zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, und weil es vor mir nie ausgesprochen wurde, kann ich es nicht oft genug wiederholen, dass wir in den Bulgaren das künftige Industrievolk der Türkei zu erblicken haben.

Das Häuschen „Pop Constantins von Travna“ schloss ein Stück Idylle ein. Ich trat in eine jener Werkstätten, wie sie August Hagen in „Norika“, den „Nürnbergischen Novellen aus alter Zeit“*) so meisterhaft nachgeschildert hat. Schon im Hofraume sah ich ausgezeichnet schöne Stämme alten Nussholzes und mehrere vorgearbeitete Eichenblöcke. Meister Pop, der bulgarische Veit Stoss, war jedoch ausser dem Hause und wir trafen nur zwei jugendliche Gesellen, welche gemeinschaftlich an einem Ikonostasis-Bildrahmen schnitzten, es waren die aufgeweckten Söhne des berühmten Bildners. An Fremdenbesuch gewöhnt, zeigten sie uns mit grösster Unbefangenheit einige begonnene Arbeiten für Kirchendecoration, welche fern von Schematismus in allen Details, im Blumen- und Blatt-

*) Leipzig, J. J. Weber. 4. Auflage 1872.

werk unmittelbarste Naturanschauung verriethen. Während wir uns so unterhielten, öffnete sich die Thüre und Meister Pop hiess uns mit herzlichem „dobro došle" willkommen. Pop Constantin war ein Mann von etwa 50 Jahren und grosser Mannesschönheit. Schwarzes Haar mit einem Anflug von Grau umrahmte in Locken nach Popenart das schöne Oval, aus dem hinter starken Brauen zwei kluge dunkle Augen blitzten. Die kräftig gebogene Nase und der starke, nicht allzu lange Bart verliehen dem Kopfe einen Ausdruck von Energie, dem das ganze Wesen des geistlichen Künstlers entsprach.

Zunächst mussten wir ein Gläschen Nussbranntwein leeren, welchen der Pope selbst angesetzt, dann erst liess er sich herbei, von seinen Arbeiten und Entwürfen zu sprechen. „Wer war Euer Meister, habt Ihr viel in fremden Landen gewandert und wo nahmt Ihr die Vorbilder für Euere Arbeiten her?" Dies waren die Fragen, welche seit langer Zeit, nachdem ich Pop's Werke in verschiedenen Städten gesehen, mir auf den Lippen brannten. Der Pope griff nach einem dicken Papierbündel, welches verstaubt in einem Winkel der Stube lehnte, und entrollte nun Blatt auf Blatt alte Pergamente und Papierstreifen verschiedenster Breite und Länge, auf welchen in dicken Contourlinien Ornamente, Obst-, Blumen- und Blattgewinde, Thierfiguren u. s. w. für die verschiedensten Zwecke gezeichnet waren. „Seht Herr, diese Blätter rühren noch von meinem Vater her, und diese hier, Ihr werdet bald den abweichenden Styl erkennen, sind meine Erfindung, und da sind bereits auch einige von der Hand meines Sohnes dort, der wahrscheinlich einst Besseres als ich selbst schaffen wird," fügte der Pop bescheiden hinzu. Ich vermochte nur geringe Unterschiede in den Arbeiten zu erkennen und sah hier ein verkörpertes Bild wirksamer Traditionen, wie ich es allerdings theoretisch längst vorausgesetzt hatte. (I. Bd. S. 283.) „Verzeiht, woher aber erhielt Euer Vater die erste Anleitung?" frug ich weiter. „So viel ich weiss, in einem fernen Kloster, vielleicht war's ein griechisches oder ein russisches. In Russland schätzt man seit lange solche Arbeit, und seht, diese Stuhllehne hier ist für einen reichen Mann in Odessa bestimmt. Ja, manche Arbeit von mir ist dorthin gewandert. Man bezahlt dort viel besser als bei uns, wo ich für einen schönen Vladikathron kaum 800—1000 Groschen (160—200 Mark) erhalte, und doch kostet er, abgesehen von dem schönen theueren Holze, manchen Monat Arbeit!"

Der Pope erzählte weiter, ein jüngerer Sohn studire auf Kosten des Cars in Russland, und dass er Hoffnung hege, durch Vermittlung des Rusčuker Consulats wohl noch einen zweiten dahin zu bringen! „Seht Herr, obschon unser Travna der Geburtsort manch tüchtigen bulgarischen Mannes, z. B. des bekannten Peter Sapunov, des Mitbegründers unserer jungen Nationalliteratur, sind unsere Schulen doch arm an tüchtigen Lehrern, in Constantinopel findet man nicht viel bessere und so müssen wir unsere Kinder in die Fremde senden. Könntet Ihr, Herr,

vielleicht einen meiner Söhne mit nach Wien nehmen? Gerne vertraute ich ihn Euch an, Grosses könnte da aus ihm werden!"

„Das geht jetzt nicht so leicht, als Ihr meint, lieber Pop, aber ich will Eueres Anliegens noch gedenken!"

Unter wechselnden Gesprächen war eine Stunde rasch entschwunden. Mit einem herzlichen „s'bogom" und mit einigen angeknuften kleinen Schnitzwerken beladen, schied ich von dem wackeren Meister. Auf dem Rückwege nach Travna dachte ich aber darüber nach, wie ich meine Pop Constantin gegebene halbe Zusage verwirklichen könnte. Jahre gingen darüber hin. Gegenwärtig befinden sich aber 16 junge Bulgaren in Wien, welche, Dank dem „Orientalischen Museum", hoffentlich die reichen Wissensschätze des Occidents in ihre nach Bildung lechzende Heimath verpflanzen werden.

Gerne hätte ich auch die Kirchenbildnissmaler von Travna kennen gelernt. Leider waren alle gleich seinen Baumeistern und 12 Holzschnitzern in fernen bulgarischen Städten oder auf grösseren Dörfern zerstreut, wo die Sucht nach neuen kirchlichen Prachtbauten ihnen vollauf Beschäftigung und lohnenden Verdienst giebt.

Mein nächster Besuch galt nun dem berühmten Posamentiermeister Ivanču Stojef „Gaitandži", von dessen Kunst mir bereits Haidar Pascha zu Tirnovo erzählt hatte. Ich traf ihn im Auftrag Haidar's beschäftigt, ein kostbares, mit Gold durchwirktes „takim" (Sattelzeug) zu vollenden, dessen Hauptbestandtheil karmoisinrothe Seide bildete und das in seiner Vollständigkeit einen prächtigen Effekt hervorbringen musste. Das vollendete „bašlik" (Kopfstück) mit reichen Troddeln und Verschnürungen gab einen guten Begriff von der Wirkung der noch unfertigen Zaum-, Brust- und Hinterschirrung, aus welchen vier Stücken jedes takim besteht. Die ordinären aus rother Wolle, deren Ivanču im Jahre durchschnittlich bis zu 120 fertigt, kommen gewöhnlich auf 100, bessere auf 200—1000, die reichsten aber auf 6000 Piaster und darüber zu stehen.

Auch Dimitri Cano Donin ist als Verfertiger von Pferdezäumen berühmt, dann giebt es aber viele gaitandži, welche bloss einfache blaue und rothe Schnüre zu 80—100 Para pro Lik für den Export arbeiten. Die Vorrichtungen, deren sich Meister Ivanču bei seinen kostbaren Flechtarbeiten bedient, sowie ihn selbst lernt der Leser aus der Illustration kennen, neben ihm findet er aber dessen Verwandte und Töchter, welche bei mancher Vorarbeit sich nützlich machen, denn die Frau ist bei den meisten Gewerben in Bulgarien die beste und geschickteste Gehülfin des Mannes.

Schon im frühesten Alter beginnt das Bulgarenmädchen seine Eltern und später den Mann im Kampf ums Dasein zu unterstützen. Travna's berühmte scharlachrothe Decken mit gehöhten Arabesken auf flachem Grunde werden aus-

schliesslich von seinen und des nahen Želtes Frauen gearbeitet. Selbst das Spinnen und Färben des weichen Baumwollengarns mit Kermes wird von ihnen besorgt. Unfern der Kirche kamen wir an einem Laden vorüber, in dem ein auf dem Estrich hockendes, kaum zehnjähriges Mädchen mittelst Schütze und Kamm auf dem denkbar einfachsten Apparat rothwollene Kniebänder wirkte, deren es in einem Tage 10 Paar, im Werthe von 300 Para = 6 Mark anfertigte. Eine



Posamentierer-Werkstatt zu Travna.

bessere Sorte wird mit $3^1/_2$ Piastern pro Paar, die feinsten von Seide aber nach dem Dramgewichte mit 12—20 Piastern bezahlt.

Von öffentlichem Leben ist in Travna nicht viel zu bemerken. Nur an Markttagen wird es in den Strassen lebendiger. Allerorts sieht oder hört man aber mehr oder minder geräuschvolle Zeichen ausserordentlicher Betriebsamkeit. Noch an manchem Orte fesselte mich die Einfachheit der Instrumente, mit welchen oft die trefflichsten Leistungen erzielt werden. Die Töpferei fand ich allerdings hier

weniger gut vertreten; ausserordentlich tüchtig sind jedoch Travna's Kožohari (türkisch: Kürkdži, Gerber), welche Tausende der Hunderttausende Lamm- und Ziegenfelle zubereiten, die aus dem Balkan nach Tirnovo und von dort durch Vermittlung der Kommissionäre nach Wien wandern, wo wohl manche feine Dame kaum vermuthet, dass ihr zierlicher Handschuh von Ziegenleder dem fernen Balkan entstamme, und noch weniger, wie originell und einfach die Vorrichtung (s. die Illustration XIV. Cap.), auf welcher das behaarte Fell seinen Hauptprozess besteht, der es später salonfähig macht.

Ich darf Travna nicht verlassen, ohne auch seiner berühmten Weber zu gedenken, welche aus Ziegenhaar die durch ganz Bulgarien gesuchten pokrivka (Pferdedecken), von grauer Farbe mit weiss-braun-schwarzen Streifen anfertigen. Sie sind gewöhnlich 3 Arschin lang, $2^1/_2$ A. breit und kosten am Orte 38 Piaster. Ein Weber mit drei Knaben bringt täglich ein Stück fertig; freilich arbeiten sie mit Unterbrechung von 3 Stunden für die verschiedenen Mahlzeiten von 4 Uhr früh bis 8 Uhr Abends. Was würden unsere Fabrikarbeiter zu solcher Arbeitsdauer bei so kärglichem Verdienste sagen? Aus demselben gestreiften Stoffe werden für die Pferdeausrüstung: Disagi (Pferdesäcke) und popreg-kolani (Gurten), dann auch postilka (ordinäre Teppiche) erzeugt. Sie sind für den Export sehr gesucht. Auf den Rath Ibrahim's versorgte ich mich hier mit verschiedenen Kolani, disagi und pokrivka, deren Güte sich später trefflich erprobte.

Noch traten wir bei Travna's erstem Kaufmanne Todor. J. Bozdžiš ein, in dessen gut assortirtem Laden ich verschiedene kleine Einkäufe zur Vervollständigung meiner Reiseausrüstung machte.

In Anwesenheit mehrerer Kaufleute wurde hier nun der grosse Einfluss erörtert, den der projektirte Strassenbau über den Balkan nach Sagra und Kazanlik auf Travna's Entwickelung nehmen könnte. Die Nahie Travna hatte sich anheischig gemacht, den Bau auf eigene Kosten zu führen und wiederholt in Tirnovo dargelegt, dass die Route von dort über Travna die kürzere, bequemere sei, dass sie bei einer Steigung von $5^1/_2 : 100$ nur 17 Kilometer, jene über Gabrovo zur Kammhöhe aber 20 Kilometer, bei einer Steigung von $13 : 100$ betragen würde. Auch die Wichtigkeit des nahen Kohlenwerkes wurde betont, dies Alles fruchtete aber nichts gegenüber den klingenden Gründen der reicheren Gabrovoer und Selvier, welche ein Interesse daran hatten, die rührigen Travnioten nicht neben sich aufkommen zu lassen und Haidar Pascha zu gewinnen wussten (S. 94). Noch war die Angelegenheit nicht definitiv entschieden und die Notabeln von Travna bestürmten mich, meinen Einfluss in Rusčuk zu Gunsten der Stadt einzusetzen. Ich versprach es, ermahnte jedoch die Herren, zunächst selbst ihr gutes Recht zu verfechten.

Ueber alle diese Besuche und Verhandlungen war der Abend hereingebrochen.

Die guten Travnioten, hoch erfreut über das warme Interesse, welches ich für ihre industriellen Bestrebungen gezeigt, liessen es sich nicht nehmen, mir ihre Erkenntlichkeit durch ein rasch improvisirtes nächtliches Fest zu bezeugen.

Mit Herrn Cesarov waren Hadži Mustafa Effendi und die übrigen Honoratioren erschienen, um mich zum Festplatz zu geleiten. Die Musiker und mehrere Laternenträger warteten vor meinem Hause. Hei, hei! schrie der lustige Mudir, klatschte in die Hände, und das Terzett vom Vorabend, zu dem sich noch ein Tambourin gesellt hatte, stimmte einen türkischen Marsch an. Die voranschreitenden Zapties öffneten uns durch das herbeigeströmte Publicum eine Gasse und eingehüllt in einen Knäuel fröhlicher Menschen gelangten wir hinaus auf einen freien Wiesenplan, wo zwischen hohen Baumgruppen beim Scheine grosser Feuer die jungen Leute bei Gaida- und Sviralmusik in Mitte zahlreich gelagerter Gruppen sich am Horatanz bereits vergnügten. Hurrah! Živio! und Živili! schrie es uns aus hundert frischen Kehlen entgegen und überall eiferte man, Wein, Raki und andere Erfrischungen uns anzubieten. Der Bulgare ist im Vergnügen ebenso ausdauernd wie bei der Arbeit. Derartige ländliche Feste währen bis spät in die Nacht. Ich gedachte aber am nächsten Morgen zeitig über Drenovo nach Tirnovo aufzubrechen und sagte dem lebendigen Treiben, das dem Genremaler einen köstlichen Vorwurf geboten hätte, und auch dem Mudir, sowie all den Herren, welche sich um mich bemüht hatten, bald Adieu; denn wenn irgendwo, muss man auf derartigen geistig und physisch anstrengenden Reisen mit Zeit und Kräften wucherisch kargen, will man befähigt bleiben, sein in Aussicht genommenes Programm in allen Richtungen glücklich durchzuführen.

Die grosse Fahrstrasse von Travna nach Drenovo läuft im Thale und bietet wenig geographische Aufschlüsse, während der Reitweg den Travnabach verlässt und, an dessen westlichen Höhen sanft ansteigend, oft Blicke auf die Seitenthäler und Kolibi gestattet, welche in diesen Senkungen der Gaultformation liegen. Sie gleichen sich wie ein Heuschober dem andern, kaum dass abwechselnd zwischen den blockhausartigen Hütten ein mit dünnen Sandsteinplatten oder Ziegeln gedecktes Häuschen heraus sticht. Wir durchritten Hitevci, liessen Koičovci, Bizovci, bei dem die erste der im östlichen Bulgarien häufigen Windmühlen erschien, ferner Skurciti links, Voiniei rechts, ebenso den in drei Hüttengruppen aufgelösten Weiler Kumani und gelangten stets NNO. haltend nach dem hochgelegenen grösseren Bučukovski. Ausser seinem Kirchlein, Schulhaus und den malerisch schönen Gehöften verriethen auch grössere Heerden dessen Wohlstand.

Ueber üppige Grasmatten stiegen wir in einigen Curven hinab zur „Carova Livada" (kaiserliche Wiese) und ein kurzes pittoreskes Defilé brachte uns über die Travnanskabrücke nach dem isolirten gleichnamigen Han. Hier biegt von der Tirnovo-Gabrovostrasse der unvollendete Strassenzweig nach Travna ab und

die Reisenden nach beiden Richtungen pflegen kurze Rast im Carova Livada-Han zu halten. Wir thaten das Gleiche und trafen auf mehrere Balkandži, welche im kleinen Laden des Handschi eben ihren Luxusbedarf, Kaffee, Zucker, Putzsachen, Zündhölzchen u. s. w. gegen einfache Holzarbeiten eintauschten.

An Dolni Dragoiče vorüber, erreichten wir bald darauf am rechten Travnanska-Ufer den Punkt, wo sie die aus SSW. zwischen rebenbepflanzten Kalkhöhen herauskommende Drenovska aufnimmt. Wir durchfuhrteten ihr klares Wasser, in dem Drenovo's Nachwuchs, gleich kleinen Flussgöttern, lustig splitternackt umherplätscherte und betraten das Weichbild des freundlichen Städtchens, dessen 512 Häuser beinahe ausschliesslich mit 0,07 Meter starken grossen Schieferplatten gedeckt sind. Zur Drenovoer Nahie gehören ausser dem grossen Dorfe Katrandži (163 H.) noch 20 aber grösstentheils sehr unansehnliche Orte von durchschnittlich 20—50 Häusern. Gleich Travna versieht auch Drenovo den nahen Umkreis mit dem nothwendigen Waarenbedarf und vermittelt theilweise den Verkauf seiner Producte. Seiner commerzialen Entwickelung steht jedoch die grosse Nähe der Hauptstadt entgegen und desshalb sind dessen Einwohner, unter welchen sich 20 türkische Familien erhalten haben, mehr Landwirthe, Hanf-, Weinbauer und Seidenzüchter als Kaufleute.

Nach kurzer Rast im Vlko Han (746 Meter Seehöhe), setzte ich um 3 Uhr Nachmittags bei 25° C. meinen Ritt gegen Tirnovo fort. Die Strasse wurde überraschend gut. Anfänglich lief sie NNO. auf dem linken hohen Ufer der Drenovska parallel mit ihrem Bette. Bald überschritten wir sie aber auf dreibogiger Strombrücke, nahe bei dem hochgelegenen westlichen Zaja, wo sie, der Jantra zufliessend, streng N. in das Thal von Katrandži eintritt. Dort begleiten sie schroffe, nackt zu Tage tretende Kalkfelsen, doch verstehen die angesiedelten Kolibi das freundlichere Hügelland für Obst- und Weinbau trefflich auszunutzen.

Nachdem wir gleich darauf einen kleinen Zufluss der Drenovska auf fester Brücke gekreuzt hatten, blieben wir nun von ihrem Rinnsal fortan durch einen Höhenzug getrennt, an dessen Osthang eine bedeutende Curve am Han Ganèovci vorbeiführt, der zum nahen gleichnamigen Dorfe gehört. Wieder überschritten wir zwei überbrückte Adern der Drenovska und hatten nun die Wasserscheide erreicht, welche mir den trefflichsten Orientirungspunkt für das bisher ganz falsch dargestellte, vielverästelte prächtige Thal von Kilifar bot. Die Minarete der tief unten in blauduftiger Ferne liegenden Stadt waren mit dem Fernglas deutlich zu erkennen. Tschausch Ibrahim wusste viel von ihren landschaftlichen Reizen, von Pflaumen- und Maulbeerpflanzungen, von Raki- und Seidenproduction zu erzählen, welchen das über 300 Häuser zählende Kilifar seine grosse Wohlhabenheit dankt. Es ist nebenbei bemerkt das einzige Städtchen auf dem gesammten Terrain nördlich des Balkans, das ich nicht persönlich kennen lernte.

Es blieb stets ausserhalb meines Routiers, obwohl ich noch wiederholt (1872 und 1874) in dessen Nähe kam.

Am Hange eines stellenweise untröstlich entholzten Bergrückens senkten wir uns auf steil tracirten Serpentinen abwärts zur Kilifarska. Kurz vor ihrer Vereinigung mit der Drenovska kreuzten wir sie auf schöner sechsbogiger Steinbrücke. Hier entwickelte sich ein reges Verkehrsleben. Es stimmte vollkommen zum plötzlich wechselnden Charakter der Landschaft; denn überall traten in den mit blüthenreichen Mimosen bedeckten Gründen neben Eichen prächtige, zum reichen hochgelegenen Debelec gehörende Obst- und Weinculturen auf, das mit seinen buntgetünchten einstöckigen Häusern und ansehnlicher Kirche ganz den Eindruck eines Städtchens macht. Auch hier ist das türkische Element neben dem bulgarischen verschwindend klein. Es giebt hier nur 28 moslim'sche (mit 8 Zigeunerhäusern) neben 230 christlichen Häusern. Trotzdem drückt, aus der Ferne gesehen, das hohe weisse Minaret seiner Moschee dem Orte einen hervorstechend türkischen Stempel auf; während die Majorität bisher eines Kirchthurms entbehren musste. Das nahe zur Jantra sanft verflachende Sandstein-Plateau von Debelec ist trefflich angebaut. Durch einen seiner tiefen Einschnitte gelangten wir, dem zur Jantra eilenden Wässerchen folgend, in die einst seebedeckte, von ihr durchzogene Ebene hinaus. Ein grosser, für Tirnovo bestimmter Viehtrieb, der sich mit einem von dort kommenden, schwer befrachteten Zuge von Büffelkarren kreuzte, nagelte uns lange an der schmalen Ozun-Tschan-Köprüsi fest.

Es dunkelte schon, als wir das in der Dämmerung unheimliche, romantisch enge Jantra-Felddefilé durchritten. Zu Marinopol und im nahen türkischen Militärlager herrschte bereits Ruhe, nur der Ruf der Schildwachen ertönte, an den häuserbesäeten Hängen der alten Carenstadt blinkten aber zahlreiche Lichter und im „Bella Bona-Hnn“ herrschte noch Leben, als wir dort, allerdings spät Nachts, aber immerhin an dem in meinem Progrmmm vorbestimmten Tage, am 21. Juni eintrafen. — „Glückliche Ankunft, schön Herr, Ihr habt pünktlich Wort gehalten und sollet ein gutes Abendbrot bekommen!“ rief mir die erfreute Hanbesitzerin zum Grusse entgegen.

VII.

UEBER SEVLIJEVO UND LOVEC NACH SVIŠTOV.

Zaptie-Wechsel. — Berühmtheit des Dikilitaš. — Jantrafahrt bei Čolak. — Begcastell zu Ledenik. — Türkendorf Kistambul. — Seidenzucht zu Musina. — Bevölkerung eines Gehöfts. — Römische Ruinen. — Reliefs und Inschriften. — Antike Reste zu Jalar. — Slavejkov und der Dikilitaš. — Frauentracht. — Han Malkoču. — Im Ivančuhan za Selvi. — Brunnen an der Süüt-Atschiwand. — Zu Körmenče. — Rusica-Defilé. — Ein Nachtlager. — Plateau von Lovec. — Dessen Ponte de Rialto. — Neue Brücke. — Dzambas Hadži-Han. — Türkisches Beschneidungsfest. — Hadži Chalfa und Boue über Lovec. — Die fictive Stadt Uivardže. — Antike Reste zu Lovec. — Castell. — Byzantinische Kreuze. — Türkische Eroberung. — Lovec's Plan. — Specielles Inventar einer echt türkischen Stadt. — Gewerbsthätigkeit. — Ein moderner Kaimakam. — Jungbulgarische Intelligenz. — Kirchen. — Der Vladika. — Petrovfest. — Route nach Svištov. — Torf. — Ungastliches Dorf. — Rückgewanderte Bulgaren. — Tscherkessen. — Bulgarenі. — Osem- und Čatal Tepe. — Wandernde Balkandži. — Cultivirung der Donauterrasse. — Mithad's Versuch. — An der Donau. — Bender-Tepesi. — Grosser See. — Fischerviertel zu Svištov. — Gate Stande. — Svištov's Name und Römerstätte. — Staklen. — Inschriften bei Mommsen. — Svištover Friede und dessen Folgen. — Türken, Oesterreicher und Russen. — Zerstörung der Stadt. — Einfluss der Dampfschifffahrt. — Svištov's Lage, Handel, Kirchen, Mahale, Čaka, neue Kirchen, Schulen und Wohnhäuser. — Eine protestantische Hochzeit. — Mr. Long's Wirksamkeit. — Das Casino. — Bildungslust. — Familiensinn im Geschäfte. — Der Kreischef. — Der Mönch vom Kloster Sv. Bogorodica.

Unter den vielen Zaptie's, welche auf meiner mehrmonatlichen Reise mir officiell zugewiesen wurden, gab es wenige, die sich nicht musterhaft benommen hätten. Ibrahim Tschausch war mir auf der geschilderten Tour ein treuer Begleiter gewesen, desshalb hielt ich es für eine angenehme Pflicht, ihm nach unserer Ankunft meinen Dank durch einige Schmuck-Geschenke für dessen Frau und Kinder, sowie durch ein reichliches Bakschisch für ihn selbst zu bezeugen. Rasch hatten wir uns an einander gewöhnt und gerne hätte ich ihn auch weiter an meiner Seite gesehen. Ein zweites Mal jedoch sich von Weib und Kindern zu trennen, konnte ich dem wackern Manne nicht zumuthen. Auch reichte Ibrahim's Localkenntniss nicht über den Westen seines Kaza's hinaus. Es erübrigte mir demnach nichts, als das Gensdarmerie-Commando um einen ortskundigen Geleitsreiter für die neu anzutretende Reisetour zu ersuchen. Glücklicherweise

erhielt ich einen sehr wohl orientirten Zaptie, der bereits in Tirnovo bei meinen Studien mich begleitet und dessen Gewandtheit ich erprobt hatte.

Bevor ich die interessante Carenstadt verliess, verabschiedete ich mich bei Haidar Bei. Wiederholt band mir der Mutessarif den Besuch des „Dikilitaš“, am Wege nach Selvi, auf die Seele. „Effendi müssen ihn sehen und uns endlich darüber aufklären, von welchem Volke er aufgerichtet wurde. Alt, sehr alt ist er zuversichtlich!“ und hierin stimmten einige anwesende Herren des Medjlis, sowohl Moslims als Christen, überein; denn was die Cheopspyramide und die Kolosse von Karnak für den ägyptischen Fellah, die von drei Männern kaum zu umspannenden Säulen von Persepolis für die Anwohner des vielgelobten Schiras und die sculpturreichen Pfeiler zu Uxmal für den Mexicaner, dies alles zusammengenommen bedeutet der Dikilitaš (Einzelstein) den Bewohnern des danubischen Centralbulgariens.

Bereits zu Selvi, in dessen Nähe der Dikilitaš steht, hatte man mir erklärt, dass er jedenfalls noch vor den Genevli (Genuesen) entstanden sein müsste, und falls ich es unterliesse, ihn zu besuchen, hätte ich das merkwürdigste Alterthum des Landes nicht gesehen. Wenn man weiss, dass man im illyrischen Dreieck mit dem Ausdruck „Genevli“ gewöhnlich alles Alte (Ruinen, Münzen u. s. w.) bezeichnet, dessen Ursprung ausser jeder menschlichen Aufzeichnung und Erinnerung liegt, so musste mir selbstverständlich die Klassificirung des Dikilitaš unter „vorgenuesisch“ eine nicht geringe Meinung von dessen Alter beibringen. Meine Neugierde war rege gemacht und der Ausflug zum Dikilitaš beschlossen.

Von Tirnovo führt eine durch landschaftliche Reize ausgezeichnete Route über Kajidžik und Ledenik zur Kreisstadt Selvi. Ich wollte aber zunächst den Jantralauf bei Šemši kennen lernen und nahm meinen Weg durch ihr pittoreskes Engthor, südöstlich von Tirnovo. Ein mehrtägiges Unwetter im Balkan hatte den Fluss stark angeschwellt. Tosend schossen seine braungefärbten Wasser dahin und nur schwer gelang es unsern erschreckten Pferden, durch seine Fuhrt bei Čolak Mahalesi's prächtigem Defilé, wo die Jantra zwischen thonigen Grünsandsteinfelsen fliesst, zu dringen. An diesem Punkte verliessen wir ihr mit voller Sommerpracht geschmücktes Thal und stiegen über die etwa $2^{1}/_{2}$ M. breite Wasserscheide zur Rusica hinab.

Am Wege lag das schöne Bulgarendorf Ledenik, überragt von dem einst stolzen Zwingcastell eines türkischen Begs in Ruinen. Weiter auf sanfter Erhebung, umgeben von saftigem Wiesenland liegt das nette Türkendorf Kistambul. Tiefste Stille herrschte im Orte, selbst das sonst unvermeidliche Hundegebell fehlte. Der Fremde vermeidet am liebsten türkische Niederlassungen; denn selten gieht es dort ein Kaffeehaus oder einen Han, das Einsprechen in ein Privathaus ist aber immer mit langweiligen Vorverhandlungen verknüpft. Wir trachteten

also, durch die erste Gasse ins Freie zu gelangen, und stiessen in den Feldern auf einen biedern Osmanli, welcher mit fünf weiblichen Wesen seine Ernte einheimste. Letztere griffen bei unserer Annäherung rasch nach den Kopftüchern, verhüllten sich und wandten uns in hockender Stellung den Rücken zu, während der Mann auf den ersten Anruf herbeikam und bereitwilligst über den kürzesten Weg zum Dikilitaš Auskunft ertheilte.

Wir ritten durch üppige Getreidefelder und gelangten dann an eine kleine Anhöhe, die mit dünnen, horizontal geschichteten, nackt zu Tage lagernden Kalkplatten übersäet war, welche unsern Aufstieg nicht wenig erschwerten. Ein dichter blauer Gentianenflor bot am Fusse der Höhe malerischen Contrast zur hellen, grell beleuchteten, weissen, foraminiferenreichen Kalkmasse. Noch prächtiger gestaltete sich die Fernsicht gegen Norden in das fruchtbare Rusicathal mit sanftem Charakter und gegen Süden auf die majestätisch aufragenden Umrisse des Centralbalkans, dessen höchste Spitzen schneeigweiss vom reinblauen Junifirmament sich abhoben. Der Ausblick war prächtig. Ich grüsste die hohen Bekannten, welche ich kurz zuvor bei der Ueberschreitung des Šibkapasses in grösserer Nähe kennen gelernt, und stieg nach kurzer, zur Einzeichnung topographischer Daten benutzter Rast nach Musina hinab, dessen aufleuchtenden hellen Dächern und rauchenden Schornsteinen wir um so freudiger zustrebten, als die Sonne im Zenith stand und unbarmherzig niederbrannte. Unsere Cavalcade brachte die grossen Schaf- und Hornviehheerden des Dorfes auf dem weiten Wiesenplan, den wir zu durchreiten hatten, in einige Verwirrung. Die Büffel nahmen eben ihr Bad. Aus einer tiefen, künstlich angelegten Wasserpfütze glotzten mehrere dieser bekanntlich sehr stetigen Thiere mit ihren antediluvianischen Köpfen empor, während die Hirten andere, nicht tief genug tauchende mittels Schaufeln reichlich mit Wasser übergossen.

Musina hat eine anmuthige Lage. Es liegt auf einem mit Eichengestrüpp — Wald kann man nicht sagen — bedeckten, sanft zur Rusica verlaufenden Hochplateau, das zahlreiche Wasseradern durchschneiden. Das Dorf ist hübsch gebaut, die Häuser massiv, mit dünnen Kalkplatten, welche sich reichlich in der Umgegend vorfinden, gedeckt, und schöne Maulbeerpflanzungen sagten uns, dass hier Seidenzucht als sehr einträglicher Nebenzweig, wie in den meisten Orten dieses Theils von Bulgarien, getrieben wird. In dem Gehöft, das uns gastfreundlich zur Mittagsrast aufnahm, waren die Frauen eben mit dem Sortiren der Cocons beschäftigt. Sie berechneten, dass sie 10 Okka (nahezu 25 Zollpfund) gewonnen hatten, was eine Einnahme von 8 Thalern verhiess. Das Aufziehen der Raupen, Abnehmen, Sortiren und selbst der Verkauf der Cocons und Samen ist Sache der bulgarischen Frauen.

Für die Dichtigkeit der Bevölkerung südslavischer Gehöfte will ich hier an-

führen, dass in dem Hause, in dem wir unsern „Kef“ hielten, 16 Seelen, nämlich ein altes Ehepaar mit einer unverheiratheten Tochter, dann mit 3 verheiratheten Söhnen, deren Frauen und 7 Enkeln lebten. Der Statistiker darf auf jedes bulgarische Haus hier kühn 10 Köpfe rechnen, um eine annähernd richtige Gesammtziffer zu erhalten. Die Erkundigungen, welche ich allerorts über diesen wichtigen Punkt einzog, wurden mir auch von dem uns besuchenden, sehr intelligenten Kmet von Musina bestätigt. Ihm verdankt das wohlhabende Dorf sein neues Schulhaus, in dem ein in Russland erzogener Bulgare unterrichtet.

Der Ortsrichter suchte uns auf schmalen Pfaden durch wohlthuend schattige Laubwäldchen zum ersehnten Ziel, zum Dikilitaš, zu geleiten. Auf dem Wege gab er uns allerhand phantastisch klingende Erzählungen über merkwürdige Funde von Riesenskeleten u. s. w. zum besten. Endlich, beim Verlassen des letzten Gehölzes, wurde uns der überraschende Anblick einer riesigen Säule, welche zwischen entfernten Tumuli freistehend auf der sanft gewellten, mit vereinzelten Baumgruppen bewachsenen uncultivirten Hochebene auftauchte.

Was wir gesehen, erwies sich, näher gekommen, nicht als Säule, sondern als kühn aufstrebender, nahezu quadratischer Pfeiler von etwa 10 Meter Höhe, welcher auf 4 Meter hohem Piedestal stolz in die Luft ragte. Dicht neben ihm stand ein ähnliches zweites Piedestal, dessen Pfeiler herabgestürzt und aufgelöst in die einzelnen Steinwürfel, mit merkwürdiger Regelmässigkeit sich in horizontaler Linie staffelförmig in das Erdreich eingebohrt hatte. Dies war jedoch nicht alles. Nahe dem Dikilitaš lagen in einer leichten Vertiefung im buntesten Chaos durcheinandergeworfen, von Disteln und Schlingpflanzen überwuchert, die Reste eines grossen monumentalen Prachtbaues. Ich fand sculptirte Friese, Deckplatten von 1,26 Meter Breite, 2,53 M. Länge mit ornamentirten quadratischen Füllungen, dann reichprofilirte Simse, Pilaster, Säulen, zwei reliefgeschmückte Frontispize, endlich unter vielen zierlichen Werkstücken drei riesige Platten mit Figuren und zum Theil noch lesbaren Inschriften, wie die beigegebenen Abbildungen dies alles viel besser als jede weitläufige Beschreibung zeigen.

Man hatte also nicht zu viel vom Dikilitaš gefabelt. Ich fand jedenfalls mehr, als ich nach den gewöhnlich phantastischen Uebertreibungen erwartete. Leider wird der „Einzelstein“ nicht mehr lange als Wahrzeichen einer stolzen geschichtlichen Vorgangenheit dieses Bodens unter der römischen Weltherrschaft dastehen. Die obersten 1,26 M. breiten, 1,58 M. dicken und 0,70 M. hohen Werkstücke haben sich im Laufe der 16 oder 17 Jahrhunderte bedenklich gelockert. Einzelne sind von ihrer luftigen Höhe bereits herabgestürzt, und die noch emporragenden zwölf werden den rastlosen Einwirkungen des Wetters nur kurz mehr widerstehen können. Zusammenhang und Bestimmung dieser beiden hohen Pfeiler, welche nach meiner Ansicht einem Viaduct angehört haben mochten, können erst



Der Dikilitaš bei Jalar.







ANTIKE RESTE AM DIKILITAŠ.

bei einstiger umfassender und planmässiger Blosslegung des nächsten Terrains festgestellt werden.

Die 1,26 M. langen Bruchstücke griechischer Inschriften inmitten der architektonischen Trümmer, die ich auffand, besagen nach einer Entzifferung Prof. Mommsen's zu Berlin, dem ich sie mittheilte: „Der Senat (?) und der Priester ...“ dann „und des Vaters und der Mutter“, können also über den Zweck der zerstörten Monumentalbaute nur geringen Aufschluss geben. Alle Embleme und figuralischen Sculpturen sind der Verherrlichung der Jagd gewidmet; ein Relief des Frontispiz, welches einen Reiter mit Hund auf der Eberjagd darstellt, ist sehr lebendig in der Gruppirung, wenngleich etwas schematisch ausgeführt, ein zweites füllt ein Schild mit horizontalem Jagdspeer und einen dritten Stein schmückt ein Jäger mit der Beute in der rechten Hand, begleitet von seinem Hunde. Die Gesimse zeigen Glieder mit Akanthusblatt, Eierstab und Zahnschnitt, die Facetten der Deckplatten Herzblatt, Weintraube u. s. w. Das Material zu den Pfeilern und dem Monumentalbau des Dikilitaš besteht aus hartem Jantrastein, welcher der Verwitterung ausserordentlichen Widerstand leistet.

Schon eine flüchtige Untersuchung überzeugte mich, dass der Boden an vielen Stellen durchwühlt worden war. Trotzdem mögen aber noch weit mehr antike Schätze unter der Erde verborgen als zutage liegen. Auch die benachbarten Tumuli hatten Beutelustige angelockt. Zwei waren vor etwa sechs Jahren von Ali Bey, dem früheren Mutessarif zu Tirnovo, eröffnet worden. Nach Führung eines Schachts stiess man auf eine aus Steinplatten gebildete Grabkammer, welche Knochen, einen Ring mit Schlüssel, ferner eine Lampe und keramische Scherben enthielt. Leider war der interessante Fund in alle Winde zerstreut worden. Während meiner zeitraubenden Aufzeichnungen war unvermerkt der Abend eingebrochen. Die Rusica und die sanft profilirte jenseitige Hochebene erglänzten bereits in duftigsten violetten Tinten und wir mussten daran denken, unsern Konak zu erreichen, den wir für diese Nacht in dem benachbarten Jalar angesetzt hatten. Mit dem Verschwinden des Sonnenballs übte die baumlose weite Ebene, über welche wir zwischen den Tumuli hinzogen, einen traurigen Eindruck, den erst der frohe Sonntagslärm in unserem Nachtbivouak verscheuchte.

Kurz vor diesem war ich auf einen in ziemlich langer Strecke von den Bauern bloss gelegten Wasserleitungscanal gestossen und am nächsten Morgen fand ich westlich bei Jalar neben dem türkischen einen römischen Friedhof, dessen verwitterte und zertrümmerte Sarcophage, Grabsteine und reichornamentirte Fragmente eines Bogens von 1,58 Durchmesser für die grosse Ausdehnung der hierortigen Römercolonie sprachen, welche zuverlässig zur Dikilitašbaute und zum jenseitigen Nicopolis ad Istros in naher Beziehung gestanden hatten.

Hier möchte ich einer ganz unrichtigen Darstellung des bulgarischen Schrift-

stellers Slavejkov gedenken, welche sich auf den „Dikilitaš" bezieht und die leider mehrere gelehrte Historiker zu irrigen Schlüssen führte. Letztere culminirten darin, dass die folgenreiche Schlacht von Nikopolis (1396) nicht an der Donau, sondern an der Rusica geschlagen wurde. Im IX. Capitel werde ich das Irrige dieser Behauptung erörtern, hier begnüge ich mich, gestützt auf meine auf dem Terrain gewonnenen Grundlagen, Herrn Slavejkov gegenüber auf das bestimmteste zu erklären, dass seine dem russischen Staatsrath Palauzov gegebenen Daten*) über den Dikilitaš vollkommen falsch sind. Ich bedauere sagen zu müssen: Der Dikilitaš steht nicht, wie Herr Slavejkov mittheilte, auf dem linken, sondern auf dem rechten Rusicaufer — nicht an ihrem Zusammenfluss mit der Jantra, sondern 4 Meilen entfernt von diesem — nicht nordöstlich von Nikup, sondern südwestlich davon — der Dikilitaš ist auch kein türkisches Siegesdenkmal, sondern der stehen gebliebene Pfeiler eines römischen Baues — endlich ist es falsch, dass auf seiner Stätte keine Spur von Inschriften sich vorfindet, denn meine erwähnten Funde (s. die Illustration) zeigen das Gegentheil! —

Herrn Slavejkov's unrichtige topographische Angaben mussten umsomehr das Urtheil Palauzov's, des Odessaer Professors Braun u. A. beirren, als er in slavischen Kreisen allgemein als bester Kenner seines Vaterlandes Bulgarien galt und zudem sehr nahe beim Dikilitaš, im Städtchen Gabrovo wohnte. Nicht immer folgt aber der Verdunkelung einer Thatsache so rasch ihre Aufhellung als eben in diesem speciellen Falle und er birgt eine ernste Mahnung für den Historiker, nicht allzu apodictische Schlüsse auf Grundlage einer einzigen „gleichzeitigen" Quelle aufzubauen!

Jalur, das eine lohnende archäologische Ausbeute versprach, schon nach wenigen Stunden verlassen zu müssen, wurde mir sehr schwer. Künftige Specialforscher werden dort zuversichtlich ihre Rechnung finden und somit sei es ihnen ganz besonders empfohlen. Wieder stiegen wir die Höhen des Dorfes Musina hinan, diesmal südwestlich auf wenig begangenem Wege und im fortwährenden Kampfe mit dem uns hart zusetzenden dichten Gezweige, das wir im Gänsemarsche durchbrechen mussten. Von Jalar's 79 M. hohen Bachuferrand, auf dem ein Wäldchen hinzog, betrug der Niveauunterschied über 300 M. Dicht unter uns erblickten wir jenseits die durch den Telegraph gekennzeichnete Hauptstrasse, welche nach Selvi führt und das hochgelegene ferne Malkoču aus dunklen Waldstreifen heraustretend, welche mit den grell beleuchteten Abstürzen des Šihka-Balkans contrastirten. Nach kurzer Rast verliessen wir den hübschen Aussichtspunkt und gelangten weiter ziehend in das grosse Bulgarendorf Novoselo, das bereits dem Kasa Selvi angehört.

Die Frauen des Hofes, in dem wir Mittagsruhe hielten, hatten den weissen,

*) Sitzungsberichte der k. bairischen Akademie der Wissenschaften zu München. 1869. II. Bd. S. 274.

tellerartigen Kopfputz der Umgebung Tirnovo's mit einem weit kleidsameren dem Kreise Selvi eigenthümlichen vertauscht. Er besteht aus einem reichgeblumten Tuche, das lang herab auf den Rücken fällt und mit einem Blumenkranz zugleich am Scheitel befestiget wird. Die Kinder tragen hier buntgestickte Käppchen, von welchen blaue Fäden quastenartig nach rückwärts fallen.

Die schöne Hochebene, welche wir gegen W. bis zum Malkoču durchschnitten, gehört sicher zu den obstreichsten, bestcultivirtesten Landschaften und ihre Strasse zu den vorzüglichsten Donau-Bulgariens.

Der von einem türkischen Selvier gehaltene isolirte Han Malkoču bildet einen angenehmen Rastpunkt. Man findet hier immer einige Gäste, denn ganz nahe münden die von Pleven und Svištow kommenden Vicinal-Strassen in die grosse nach Sevlijevo und Tirnovo führende Chaussée. Trotzdem ist diese nur wenig belebt, der Verkehr beschränkt sich grösstentheils auf einige Reiter und Fussgänger. Nur selten begegneten wir einer Lastthierkaravane, noch seltener einem Wagen. Bald nachdem wir mit einem Bug der Strasse nach SW. eine niedere Wasserscheide überschritten hatten, senkten wir uns auf mehreren ganz unnöthig ausgeweiteten zeitraubenden Curven durch ein Defilé von wenig heiterem Charakter und vorüber an einem Blockhause zur Rusica. Einen Theil der unheimlichen Landschaftsstimmung riefen die Schatten eines über uns wegziehenden Gewitters hervor, bei sonnigem Wetter mag sich der locale Eindruck sogar in das Gegentheil verkehren, denn stellenweise erschien das Terrain links unter Cultur gesetzt und von den rechtsseitigen Hängen zieht unausgesetzt dichter Laubwald zur Strasse herab. Bei dem ausschliesslich moslim'schen Dorfe Bogatovo, dessen bulgarischer Name „gesegneter Ort“ bedeutet, ging der Charakter des stets mehr sich verbreiternden Thales in den freundlichen der Ebene von Selvi über, in die es ganz unbemerkt hinausführt. Abermals ritten wir über die neue siebenbogige Rusicabrücke und wenige Minuten darauf über das schauderhafte Steinpflaster der Stadt zu dem mir bekannten „Ivančuhan“.

Während meiner kurzen Abwesenheit hatte sich der intelligente Handži mit einem Tischler alliirt und als ich jetzt zum zweiten Male in Ivančus gastliche Hallen eintritt, kündigte er mir sofort mit grosser Genugthuung an, dass er nun Alles „à la franca“ eingerichtet habe. Wirklich fand ich das früher kahle Zimmerchen mit dem nothwendigsten Mobiliar ausgestattet. Wohl waren die Tischfüsse viel zu hoch, der Stuhlsitz zu niedrig ausgefallen, doch auf so primitivem Boden sieht man über derartige Kleinigkeiten hinweg. Selbst ein kleiner Spiegel und eingerahmte Lithographien zierten die weissen Mauern, auch ein Rechen zum Aufhängen der Kleider war vorhanden — welcher Fortschritt! gerne lobte ich Ivanču so viel ich konnte. Die Temperatur in dem kleinen Raume war jedoch unausstehlich, das Thermometer zeigte (26. Juni Abends) noch 22° R.; ich flüch-

tete auf den Balcon, der in 213 M. Seehöhe die entzückendste Aussicht nach dem schneeigen Balkanzuge von Šibka bis Kalofer gewährte.

Der Balcon mit seinem prächtig gemusterten Gitter von Schmiedeeisen gereichte seinem Tirnovoer Meister zu hoher Ehre und bildete den schmucksten Theil des kleinen Neubaues in europäischem Style, welchen der speculative Ivanču Saćioglu seinem sonst echt türkisch halb verfallenen Han angefügt hatte. Wie zufrieden könnte der Reisende sein, fände er stets im illyrischen Dreiecke solche Unterkunft, wären Essen und Wein immer so trefflich wie im Han zu Selvi! Der Prophet hat wohl den Weingenuss, aber nicht den der Weintraube verboten. Die moslim'schen Bewohner der Stadt pflanzen sie mit Vorliebe, da sie sonst wenig zu produziren verstehen. Die östliche nächste Umgebung der bereits geschilderten Stadt (S. 86) gleicht einem einzigen grossen Weingarten.

Zwischen rebenbewachsenen Hängen zieht auch westlich von Selvi die Strasse gegen Lovec hin, welche ich am 27. Juni Nachmittags einschlug, um auf einem Abstecher von der grossen Route zunächst den Punkt des Rusicaeintrittes in das bereits früher skizzirte Defilé von Bare (S. 85) festzustellen. Auf dem rechten Flussufer nördlich der Stadt sah ich die steilabstürzende Höhe von Kuršovo, genannt „Sütt Atschi", vom Wasser, wie durch Bildhauerhand mit kolossalen Arabesken-Runnen bedeckt. Selten sah ich ein überzeugenderes Beispiel der langsam wirkenden mächtigen Gewalt des Neptunismus als an diesem kahlen Hange. Kleinlich erschienen neben diesen unmessbaren Aeusserungen der nie ruhenden Naturkraft fünf Tumuli, welche vielfach bereits eingesunken links am Wege auftauchten, und noch ärmlicher das Brücklein, welches das kleine, von Akindžilar und Rahova herabkommende Wasser überspannt.

Nach etwa $1^1/_2$ St. ritten wir die nördliche Hochebene hinan, auf welcher das rein moslim'sche Körmeuče liegt. Seine Jugend empfing uns mit mehr lauten als schmeichelhaften Rufen. Einige am Dorfbrunnen beschäftigte „Kadunen" (Frauen) suchten jedoch durch ernste Zurechtweisungen Ruhe zu schaffen, indessen war auch mein Zaptie Mehmed Ibrahim mit dem Muchtar zurückgekehrt und sobald er über Zweck und Dauer meines Aufenthalts verständigt war, eilte er, uns nach dem Mussafirlik zu bringen. Ich überliess die Installation meinem Dragoman, nahm den Dorfzigeuner als Führer, den Zaptie als Sauvegarde gegen allenfallsige inquirirungslustige Fanatiker und schlug den Weg zur Rusica ein.

Anfänglich ging es auf steiniger Bahn, später aber auf prächtigem Waldpfade, welcher hochansteigend in 1 St. nach Gradište und weiter nach Serhia führt. Bald erreichten wir einen Punkt, der trefflichen Einblick in das Defilé gewährte. Die Stelle lag unfern jener, wo ich das Rusicathal am 10. Juni verlassen hatte (S. 85). So vermochte ich mit erwünschtester Sicherheit die nothwendigen Daten für diesen wichtigen Theil des Rusicalaufes hier zu vervollständigen. Das eigent-

liche Steildefilé beträgt höchstens 1 Meile von Körmenče bis Bare und einst dürfte es den Eisenbahn-Ingenieur kaum abhalten, seine Trace in dasselbe zu verlegen. Schon gegenwärtig erscheint aber die Herstellung der durch einige Felsabstürze unfahrbaren Strasse dringend geboten, denn das Defilé bildet die natürlichste Verbindungsstrasse vom Balkan über Selvi nach der Donau. Ja, wäre Mithad noch Vali des Vilajets! —

Als ich am Abend spät von meiner Fusspartbie zu Körmenče eintraf, warf ich mich im „Mehmed Mussafirlik" ermüdet auf mein Lager. Bei meiner Abgewöhnung alles Comforts berührte mich die absolute Leere in dem kleinen Raume ebensowenig, als die klaffenden Risse der Papierscheiben, welche der kalten Nachtluft freien Zutritt gestatteten. Selbst das unmittelbare Angrenzen des Pferdestalles störte mich nicht, schnell den Uebergang zum „Reich des Unbewussten" zu finden, Dank meinen osmanischen Wirthen, welche eine wahrhaft übertriebene Sorge für meine Diät bezeigt hatten. Mein lucullisches Abendbrot bestand aus einem röthlichen Absudwasser von Birnen, jener türkischen Lieblingssuppe, der ich jedoch regelmässig keinen Geschmack abgewinnen konnte, aus einigen aufgeschlagenen Eiern, etwas Topfenkäse, dickteigigem warmen Brot und Wasser. Die wackeren Körmenčer hatten nach ihrem Glauben wahrscheinlich das möglichste geleistet. Allah lohne es ihnen und ziehe dabei mein dem Muchtar beim Abschied mit blumenreicher Dankesphrase gereichtes Bakschisch nicht in Betracht.

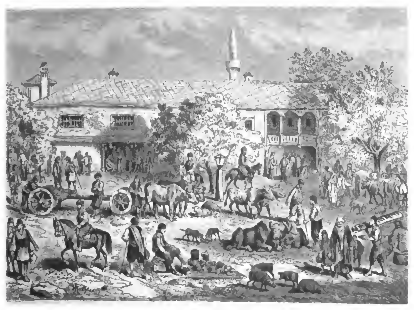
Mit der kaum ins Thal getretenen Frühsonne zogen wir O.W. auf der nach Lovec führenden Hauptstrasse weiter über die prächtige Hochebene. Sie bildet in jeder Beziehung landschaftlich sowie geologisch die westliche Fortsetzung des Balkan-Plateaus zwischen Tirnovo und Selvi, das ich kurz zuvor geschildert habe. In leicht gebogener Linie ersteigt man die Terrasse, überschreitet sodann die Ostriècevicka rjeka auf guter Brücke und gelangt hierauf in drei steilen Serpentinen an einem Han vorbei, zum höchsten 242 M. über Selvi und 192 M. über Lovec sich erhebenden Strassenpunkte. Auf dem Wege sieht man in die dicht bewaldeten Einschnitte von Ostrec, Bivel und in das fruchtbare Thal von Kereč Pavlikau hinab, während gegen N. die ausgedehnten Felder und Weiden von Brestovo, Kakrina und Preseka mit riesigen Ochsen- und Schafheerden auf den Wohlstand dieser hoch auf dem Plateau gelegenen Ortschaften schliessen lassen. Die Strasse ist im Allgemeinen trefflicher gebaut als tracirt, denn die genannten Dörfer bleiben alle ausser ihrem Bereiche entfernt liegen und während sechs voller Stunden erblickt der Reisende ausser dem erwähnten Wachthurm und Han keine menschliche Behausung.

Obschon meine Arbeiten öftere Aufenthalte herbeiführten, war es doch erst 3 Uhr N., als wir das breite Osemthal und gleich darauf mit einer Curve gegen S. die von ihm durchflossene Stadt Lovec erblickten. Wie bestechend farben-

prächtig und malerisch sind doch alle diese moslim'schen Städte aus der Ferne! Welch unangenehme Enttäuschungen warten wieder unser? fragt aber der erfahrene Orientkenner im ersten Moment der Ernüchterung, und diese erfolgt regelmässig, sobald er eine türkische Stadt betritt. Durch die östlichste Strateš-Vorstadt gelangten wir abwärts an eine jammervolle Brücke, welche das Mustafa- und Dolne Krai-Mahale mit dem linken Osemufer verbindet. Das schlechteste deutsche Dorf würde einer gleich hässlichen, wie gefährlichen Baute sich geschämt haben, die überdies als Bazar sich auch ähnlich dem „Ponte de Rialto" präsentirte. Mögen es mir Antonio da Ponte und Luigi Boldu, die grossen Meister der zauberhaften Lagunenstadt, verzeihen, wenn ich ihren kühnen Prachtbau und seine coquetten Läden auf einer Buchseite mit dem elenden Holzgerümpel der Lovecer „Osma-Köprüsü" nenne, dessen Knüppelbahn und Löcher für die Füsse meines Pferdes bald verhängnissvoll geworden wären. Die einzige Lichtseite dieser schauerlichen Brücke war der kühlende Schatten, welchen ihr wackelig überhängendes Bretterdach Passanten und Verkäufern im Sonnenbrand gewährte. Im J. 1874 ist die Brücke ihrer allzugrossen Baufälligkeit wegen endlich abgetragen worden und an ihrer Stelle erhebt sich eine von Meister Nikola aus Drenovo erbaute, mit 7 Pfeilern aus Sandstein vom nahen Orte Redeven. Ihr hölzerner Oberbau enthält auf beiden Seiten der Fahrbahn hundert kleine Läden, deren Miethertrăgniss nach einem Beschlusse des Gemeinderathes (biljadije) den türkisch-bulgarischen Schulen der Stadt gewidmet werden soll. Die Bulgaren klagen jedoch, dass die türkische Verwaltung schlecht wirthschafte und das Einkommen grossentheils zur Restauration verfallender Moscheen verwende.

Zu Tirnovo empfahl man mir im „Han Moca" abzusteigen, der von einer „Wittwe in besten Jahren" betrieben wird. Ein Blick in das Haus zeigte jedoch trotz schmeichelnder Zusprache der hübschen Wirthin so wenig Einladendes, dass ich sofort wieder aufsass und in dem mir durch meinen Zaptie empfohlenen „Dzambas-Hadži Han" Quartier nahm. Zufälligerweise war sein nach dem Hauptplatze gehendes Staatszimmer, ein ehemaliger Kaffeesalon, frei, und bald war er durch auf sein Ziegelpflaster gelegte Rohrmatten und einen herbeigeschafften Tisch sammt Sessel in ein so luxuriös ausgestattetes Gemach verwandelt, wie ich an nur wenigen Tagen meiner Balkanreisen eines solchen mich zu erfreuen hatte. Die Fenster boten zudem die allerbequemste Gelegenheit, das unter ihnen sich entfaltende polynationale Gewirre zu skizziren, von dem meine Illustration einen nur schwachen Begriff giebt. Einen Mangel zeigte jedoch der sonst reinliche, echt türkische Han, dass er ausser Kaffee keine Küche bot. Auch diesen Nachtheil behob aber mein Dragoman, indem er selbst die nothwendigen Proviant-Einkäufe besorgte und durch die nahe wohnende Hanum unseres Handieners Mehmed bereiten liess.

Der Leser ersieht aus dieser etwas detaillirteren Schilderung, dass die Installation des Reisenden in einer echttürkischen Stadt keine leichte ist. Dass Lovec aber zu diesen gehört, verkündete mir, abgesehen von seinem Gesammteindrucke, gleich in der ersten Stunde eine höchst pittoreske Procession, welche lärmend über den Platz zog. Drei vornehmere türkische Knaben waren am Tage meiner Ankunft in Mohamed's Gemeinde durch die übliche Beschneidung aufgenommen worden und zogen nunmehr in festlichem Pompe hoch zu Rosse, unter



Marktplatz zu Sevlijevo.

Vortragung grosser Fahnen, mit ohrengefährlicher Zigeunermusik und von ihren männlichen Verwandten zu Pferde und zu Fuss geleitet durch die Stadt. Das zusammenlaufende Volk ergötzte sich an dem bunten Schauspiel, das allerdings nur einen blassen Abglanz der prunkhaften Feste bildet, mit welchen die Beschneidung der sultanlichen Kinder (suri chatan) zu Constantinopel begangen wird.

Seit wann feiert aber der Moslim zu Lovec seine Feste? Ich erwähnte bereits, wie spärlich die Quellen für die Geschichte türkischer Städte fliessen.* Alles was ich aus Büchern über Lovec erfahren konnte, besteht in der fragmentarischen Mittheilung des alttürkischen Geographen Hadschi Chalfa, den v. Hammer über-

setzte: „Lovča am östlichen Rande eines Berges, von Feldern und Gärten umgeben — sagt Chalfa — wurde im J. 866 (der Hedschra) von Mahomed dem Eroberer eingenommen und liegt 12 Tagereisen von Constantinopel, der Fluss Osme geht mitten durch und ist mit einer grössern Brücke überbaut. Die herumliegenden Gerichtsbarkeiten sind: Pilavna (Pleven), Uivardsche*) und Rahova." Sonst schilderte nur noch Ami Boué Lovec (1840) in zwei Zeilen: „ville de 12 à 15,000 hab. y compris 300 familles chrétiennes, 8 à 9 mosquées à minarets." Nachdem diese mageren Worte Alles repräsentirten, was über das ehemals so berühmte und heute noch wichtige Lovec in Büchern zu finden war, so musste ich auch hier gewissermaassen dem Terrain selbst Befriedigenderes über die Vergangenheit abzuringen suchen.

Sieht man von den Tumuli im Bereiche von Lovec ab, so kann man die ersten sicheren Spuren einer älteren Ansiedlung daselbst aus der Römerzeit datiren. Vor einem Café sah ich auf offener Strasse im Pflaster des Dolne Krai gänzlichem Verderben preisgegeben einen arg verstümmelten Votivstein, der nach Mommsen's Entzifferung seiner von mir genommenen Copie aus der Consulatszeit des Maximus und Paternus, also 233 Jahre nach Chr. herrührt. Zwei andere Inschriftsteine befinden sich, die Schrift nach unten gekehrt, im Strassenpflaster des Gorni Krai's und vielleicht gelingt es meinen Nachfolgern sie aus ihren Banden zu befreien. An einem Bulgarenhause sah ich das linke Eckstück eines römischen Sarcophags eingemauert, welches einen geflügelten schlummernden Genius mit nach unten gehaltener verlöschender Fackel, auf einem Felsen sitzend, darstellt. Dieses Relief wurde während eines Mühlenbaues am Osem gefunden. Weit interessanter als diese fragmentarischen monumentalen Reste sind aber die Rudera des Römercastelles, welche ich auf dem heutigen „hisar hair" (Schlossberg) am rechten Osemufer traf. Ich erstieg sein Plateau durch enge Gässchen im Zickzack und fand auf der das Flussdefilé vollkommen beherrschenden Höhe viele Ziegel, Steinplatten und Säulenreste, die ich sogleich als römische erkannte. Die colossalen Mauern sind dem Anscheine nach durch Pulver gesprengt und allmählig wahrscheinlich zu den Neubauten der Stadt verwendet worden. Noch ist aber der Umfang des Castells leicht bestimmbar und dass es auch in byzantinisch-bulgarischer Zeit eine Rolle gespielt haben mag, dafür sprechen, von der Tradition abgesehen, auch zwei auf dem Plateau ausgegrabene alte Metallkreuze mit prachtvoller Patina, welche ich erwarb und Herrn V. Katzler, welcher die

*) Ich bemühte mich lange vergeblich den Namen dieses Bezirks zu eruiren. Endlich fand ich ihn auf Oberst von Scheda's Karte als türkische Benennung eines Städtchens „Višedrina" am Ogost, das aber dort in Wirklichkeit gar nicht existirt. Diese merkwürdige Thatsache bietet eine neue Illustration für den traurigen Zustand, in dem die Karte Bulgariens bis zur letzten Zeit herab sich befand.

figuralischen Illustrationen dieses Werkes so trefflich auf Holz übertrug, für dessen Antiquitätensammlung verehrte.

Nach dem obigen Citate Hadschi Chalfa's wurde Lovec im J. 1449, nach andern Quellen bereits gegen Ende des 14. Jahrh. von Sinan Pascha definitiv erobert. Zu jener Zeit befand sich nach der cursirenden Sage am nördlichen Ausgange des heutigen Mustapha Mahale ein Thor, wo gegenwärtig die Strateška-Česma sich befindet und noch Reste der alten Stadtbefestigung zu sehen sind. Die christlichen Vertheidiger, wird weiter erzählt, sollen lange hartnäckigen Widerstand geleistet haben und dies führte die türkischen Belagerer zu einer List, welche glücklich ihren Zweck erreichte. Sie jagten nächtlicher Weile eine grosse Widderheerde, an deren Hörnern brennende Fackeln befestigt waren, gegen das erwähnte Stadtthor am Strateš, die Bulgaren dachten an eine übernatürliche Erscheinung, öffneten die Thore und mit den Widdern drangen die stürmenden Feinde ein. Vergebens war der Bulgaren weitere Gegenwehr. Bis zu den Werken am südlichen Stadtende Dresteni zurückgedrängt, fielen sie dort unter den Streichen der türkischen Uebermacht. Diese Stelle heisst gegenwärtig noch „Šcitli" (geheiligte Stätte) und dort befindet sich neben dem christlichen auch ein türkischer Friedhof, der bei den jenseits wohnenden Moslims in hohem Ansehen steht, weil die gefallenen Glaubenskämpfer dort begraben liegen. Während des russisch-türkischen Krieges im J. 1810 wurde Lovec vom General Woronzoff besetzt und litt furchtbar durch epidemische Krankheiten. 1853 begnügten sich die Türken die alten Erdwerke von sehr zweifelhafter Stärke, welche bei dem Heranzuge der Russen im J. 1828—29 eiligst aufgeworfen wurden und namentlich jene auf dem „Baš Kulesi" und „Tabia-bair" ein wenig aufzufrischen.

Ich benutzte den trefflichen Aussichtspunkt auf dem Hisar-bair zur Anfertigung des Planes von Lovec, welcher den Leser besser als jede weitläufige Schilderung über die interessante Lage der Stadt, über ihre vier christlichen und sechs moslim'schen Viertel orientiren wird.

Die Bewohnerzahl des heutigen durchschnittlich 270 Meter hoch gelegenen Lovec (türk. Lovča) beträgt ungefähr etwas über 12,000 Seelen. Ich rechne nämlich in Ermanglung jeder officiellen Kopfzählung 1200 moslim'sche Häuser zu 5, 800 christliche zu 6 Seelen, an Militair, Gensdarmen, Fremden und Zuwachs seit letzter Häuserzählung 1200 Köpfe. Diese Daten stimmen mit den älteren Boué'schen nur in dem einen Punkte überein, dass noch heute die Moslims das vorherrschende Element der Stadt bilden und dem entspricht ihr auffallend orientalischer Charakter. Ich halte es nicht für überflüssig, hier en détail zu zeigen, aus welchen Faktoren ein ziemlich intakt gebliebenes türkisches Gemeinwesen sich zusammensetzt. Man wird staunend bemerken, wie eine Stadt von der

Grösse Göttingens, ohne jeden Arzt, ohne Advokaten, Buchdrucker, Künstler und andere Repräsentanten europäischen Culturlebens zu existiren weiss.

Nach den officiellen Aufzeichnuugen, welche mir der Kaimakam mittheilte, gab es zu Lovec 1870: 36 En gros-Magazine, 603 Verkaufsgewölbe (grösstentheils Schuster, Schneider, Riemer u. s. w. in Holzbuden des Bazars), 14 Hane, 33 Café's, 2 Bäder, 1 Uhrthurm, 20 Moscheen (worunter 15 mit Minarets, 4 Gebethäuser und 3 Medresseh), 1 moslim'sche Ruschidieh (kais. Normalschule) und 10 Mekteb (Elementarschulen), 3 Kirchen, 1 Bischofkonak, 1 christliche Normal-, 2 Elementar- und 2 Mädchenschulen, 1 Kreisamts-, 1 Telegraphen-Gebäude, 1 Zaptiekaserne, 1 Pulverthurm, 2 Brücken, 11 Brunnen, 5 Eisgruben, 1 Ambar (Staatsfruchtspeicher), 16 Mühlen, 23 Bäcker, 1 Schlachthaus, 5 Schaafställe, 46 Gerber, 12 Seifensieder, 2 Wachszieher, 8 Thonarbeiter, 1 Messerschmied u. s. w. Zusammen giebt dies sammt den Wohnhäusern u. s. w. die stattliche Zahl von über 3000 verschiedenen „Bauten“ — natürlich im türkischen Style!



Christliche Mahale:

1. Dolni Krai-M. 2. Harmane-M.
3. Gornji Krai-M. 4. Dresteni Krai-M.

Moslim'sche Mahale:

5. Mustafa-M. 6. Dikisan-M.
7. Abdurrahman-M. 8. Kiatib Veli-M
9. Čauš Mehemed-M. 10. Cigane- (Parcal-) M.

Auf allen meinen Streifzügen durch die Stadt stiess ich auf keine Gebäude — auch die neue christliche Kirche nicht ausgenommen — welche architektonisch sich über das Niveau des Gewöhnlichen erhoben hätten. Der Stempel des Festen, der Anlage für Jahrhunderte fehlt ihnen und auch hier, wie in allen echttürkischen Städten empfing ich den Eindruck, als könnte ein heftiger Orkan plötzlich das ganze malerisch bunte Gerümpel in die Lüfte tragen. Und doch mit welchem Stolze blickt der Türke auf die bescheidenste seiner Moscheen, auf die vom Loth oft bedeutend abweichenden Minarete, so lange sie nur mit ihrem spitzen, halbmondgekrönten Finger nach oben zeigen, was fände er noch heute an seiner wackeligen Osembrücke zu tadeln, hätte ein Hochwasser sie nicht halb zerstört! Fatumglaube und Unwissenheit helfen ihm glücklich über viele Dinge

hinweg, welche nach seiner Ansicht des Occidentalen Auge und Gefühl mit Unrecht beleidigen.

Um nicht gegen die Lovecer Moslims ungerecht zu erscheinen, will ich gern ihre auffallende Rührigkeit in einigen Gewerben rühmen. Ganz besonders tüchtig sind sie als Gerber, dann als saradži (Verfertiger von Bauernschuhen) und čohadži, welche mit Schnürwerk reich verzierte türkische Kleider fabriciren.



Moslimscher Töpfer zu Lovec.

Allerdings behauptet man, dass die muhamedanischen Lovecer sich grossentheils aus den nahen „Pomaci“-Dörfern rekrutiren, welche „bulgarische Moslims“ bewohnen. Ich werde von diesen im XI. Capitel sprechen.

Die „Kürkdži-Esnaf“ (Kürschner) ist die blühendste Zunft der Stadt, sie zählt 80 ausschliesslich christliche Meister, demnach doppelt so viele als nach der officiellen Angabe und unterhält einen starken Export an Rinder-, Kalb-, Ziegen- und Lammfellen durch Vermittlung ausländischer Agenten, welche periodisch das

Land bereisen, nach Oesterreich und Frankreich. Auch das Bäcker-, Seifensieder- und Schneiderhandwerk für Bauernanzüge betreiben einzig Bulgaren. Die Seidenzucht, welche früher eine grosse Bedeutung für den Kreis und die Stadt Lovec hatte, litt durch die Raupenkrankheit ebensosehr als der Weinbau, seit dieser auch an anderen Punkten des Landes nun stärker cultivirt wird. Im Ganzen scheint Lovec zu den blühenderen Städten des Tuna-Vilajets zu gehören, obschon von Seiten der stets wechselnden Kreisvorstände wenig oder gar nichts für dessen Gedeihen geschieht.

Auch der Kaimakam, den ich am nächsten Tage in dem von Mithad errichteten „Jeni-Konak" (neues Kreisamt) besuchte, war vollkommen „jeni" (neu) und leider auch „grün" im Verwaltungsgeschäfte. Es war ein junger, ausschliesslich türkisch sprechender, nett lakirter, treffliche Cigaretten drehender Effendi aus den Corridoren der Stambuler Bab-u-ali, welcher hier jene Studien praktisch verwerthen sollte, die er wahrscheinlich nie gemacht hatte. Trotzdem oder vielleicht eben deshalb, klagte er über das „Kismet" (Fatum), das ihn in dieses kalte, unwirthliche Land versetzt hätte, es friere ihn fortwährend — das Thermometer zeigte 18° C. im Schatten — und er hätte nur einen Wunsch, das unangenehme, grösstentheils von störrigen, mit ihren Bischöfen streitenden Bulgaren bewohnte Kaimakamlik mit einem anderen in „Anatoli" vertauschen zu können. Schon im menschenfreundlichen Interesse der von dem guten Effendi Regierten, wünschte ich ihm aufrichtig die baldigste Erfüllung seiner Sehnsucht und hiermit schied ich von dem „Jeni Kaimakam", über die localen Verhältnisse so klug wie zuvor.

Glücklicherweise fand ich im ersten Lehrer der bulgarischen Schule, Herrn Nikola P. Kovačef, dann in dessen Freunden, den Kaufleuten Miro Pablov, Manol Lazarov, Mito Pop Kostov, Macoganov und namentlich in Pop Kresto höchst intelligente Männer, die ebenso liebenswürdig wie unermüdet mich bei meinen Arbeiten begleiteten.

Zur Zeit der bulgarischen Könige müssen Lovec zahlreiche Kirchen geschmückt haben. Noch heute giebt es viele Plätze mit alten Mauern und Gräbern, welche man „čerkovište" nennt. Auch ihre Namen haben sich erhalten. Sie waren der Sv. Paraskeva, dem Sv. Gjorgje, Nikola, Haralampi u. s. w. geweiht. Heute zählt Lovec nur drei Kirchen und alle tragen den Stempel der jüngsten Zeit. Zunächst besuchten wir die neueste im Harmani-Viertel gelegene und Sveta Troica geweihte Kirche, dann jenseits der Brücke die Sv. Nedelja des Gornji Krai's, in der ich buntbemalte Capitäle von einem neueren Baukünstler traf, die, obgleich styllos, doch eine gewisse Originalität der Erfindung zeigten. Zu Sv. Bogorodica im Dolni Krai sah ich eine prachtvoll geschnitzte Kanzel, das schöne Werk des bereits oft gerühmten Meisters Pop von Travna (S. 124).

Als ich mit meinen Begleitern die nahen Räumlichkeiten der dreiklassigen

Normalschule betrat, scholl mir ein melodisches Willkommenlied entgegen. Sowohl Knaben als Mädchen bewiesen in einer unerwarteten Prüfung, dass Herr Kovačev mit seinen Hilfslehrern Georgi Kirkov und Hadži Jovanov von Sopot recht tüchtig gearbeitet hatte.

Die bischöfliche Residenz ist architektonisch ganz unbedeutend. Ich lernte den Vladika Hilarion nicht persönlich kennen, da er eben der bulgarischen Nationalsynode zu Constantinopel präsidirte. Obschon ein geborener Bulgare, wurde er doch von sämmtlichen Fortschrittsmännern der Stadt als ein mächtiges Hinderniss für die raschere Entwicklung der Volksbildung bezeichnet. Er regierte ganz im Geiste der fanariotischen Bischöfe, als deren Zögling er ergraut war. Auch ihm wurden grosse Willkührlichkeiten bei Heirathen und Scheidungen zur Last gelegt, auch er wurde als gewinnsüchtig geschildert, doch noch schlimmer, er lag fortwährend, gleich dem verjagten griechischen Clerus, mit den Lehrern und den liberaler gesinnten Geistlichen z. B. mit Pop Kresto im Kampfe. Es kam manchmal vor, dass Professor Kovačev nach dem Bischof die Kanzel bestieg und das Volk über dessen wirkliches Interesse aufklärte, worauf Vladika Hilarion damit antwortete, dass er durch seine Landpopen Adressen bei den Bauern in Umlauf setzte, welche dem Bischof ihre vollste Ergebenheit und Zufriedenheit mit dessen Regiment aussprachen.

Man sieht, der grosse, im Herzen Europa's zum Ausbruch gelangte Culturkampf zwischen Schule und Kirche hat hier an der Peripherie unseres Welttheils, am Fusse des Balkans, seinen flammenden Wiederschein gefunden. So schwach auch hier der Wissenschaft Licht, nimmer will es sich mit der nur bei voller Finsterniss strahlenden Mitra friedlich vertragen. Im Gedankenaustausche mit dem kleinen Lovecer intelligenten Kreise eröffneten sich mir neuerdings Einblicke in die oft hyperradicalen Anschauungen und Strebungen der Jungbulgaren. Sie waren mir interessant, wenn ich auch oft grössere Klarheit und ruhiges Abwägen vermisste. Es geht eben mit jungen aufstrebenden Nationen wie mit neuem Moste im engen Fasse — beide drohen die hemmende Hülle zu sprengen.

Ich sollte mit einer freundlichen Erinnerung von Lovec scheiden. „Sie verweilen morgen noch bei uns — meinte verbindlich Professor Kovačev — dann feiern wir ein Doppelfest, dem heil. Petrov und Ihnen zu Ehren. Sie sind von Meister Abadži Penču, in dessen Haus ein heiteres Jugendfest begangen wird, freundlichst geladen und gestatten uns Ihre ernsten Studien durch einige heitere Stunden zu kürzen." Ich ging nie einer Gelegenheit aus dem Wege, meine Kenntniss bulgarischen Volkslebens zu bereichern und sagte zu.

Bereits im I. Bande (S. 64) erzählte ich, wie zu Lovec am Sonnenwendtage (24. Juni) die Mädchen früh Morgens an den rasch fliessenden Osem ziehen, die Abends zuvor gewundenen Kränze zugleich in den Fluss werfen und wie der

allen voraus schwimmende Kranz die Eignerin verpflichtet, ihren Gespielinnen ein Festgelage mit Musik und Tanz am „Petrov den“ zu geben. Der Zufall machte mich nun zum Zeugen des fröhlichen Festes. Der 29. Juni wurde ein Tag heiteren Geniessens, eine Nachfeier des Erwachens der Natur zu neuem Schaffen, gefeiert von ihren prächtigsten Geschöpfen, von einem Kreise blühender Mädchen in ungebundener Lustigkeit.

Am nächsten Tage kam Herr Kovačev mich zu holen. Vielstimmiger Gesang, Svirala- und Tambourintöne liessen uns das Festhaus nicht verfehlen. Wir traten in einen mässig grossen, mit Guirlanden geschmückten Raum, dessen prächtigste Zier aber die ungezwungen auf niedrigen Sitzkissen und Teppichen malerisch lagernden frischen Mädchengestalten bildeten. Ich erblickte nur wenig regelmässig schöne Gesichter, doch die Augen waren durchgehends dunkel und vielleicht erhöhte die Erregung und Freude ihren Ausdruck. Da war nichts von jener Verlegenheit und falschen Coquetterie zu erblicken, wie sie leider im Occident den Mädchen schon im jüngsten Alter eigen. Gleich einem Chor von Nachtigallen schmetterten sie ihre Lieder zu Ehren des Frühlings hinaus, einige der elastischen Gestalten traten abwechselnd zum Horareigen zusammen und dazwischen tönten Wechselgesänge. Nur schwer trennte ich mich von dem prächtigen Bilde, denn wahrlich Freund Kovačev hatte Recht, es war geeignet, die oft bitteren Widerwärtigkeiten des Reisens auf türkischem Boden ein wenig vergessen zu lassen.

Die nordöstliche Route von Lovec nach Svištov, welche ich am Nachmittag desselben Tages noch einschlug, zählt wohl, von den erlangten geographisch-ethnographischen Resultaten abgesehen, zu den monotonsten meiner Reisen durch Bulgarien. Ausserhalb der Stadt, wo die Redifs des Kreises im Sommer ihr Uebungslager nahe am Osem aufzuschlagen pflegen, treten die Höhen gegen NW. zurück und die Strasse bleibt gleich ferne von ihnen, wie von dem das rechte Osemufer besäumenden reichbewaldeten Gebirgszuge. Bereits nach einstündigem Ritte befand ich mich auf der niederen, vom Timok bis zum Pontus streichenden, durch unbedeutende Erhebungen undulirten Terrasse, deren dunkles Alluvium wohl der ergiebigste Acker- und Weideboden bedeckte, dessen landschaftliche Physiognomie aber auf weite Strecken durch den mangelnden Wald jeglichen Reizes entbehrt.

Nur in den tieferen Einschnitten des Terrains vermochten sich vereinzelte Baumgruppen zu erhalten. Getränkt von zur Regenzeit anschwellenden kleinen Wasseradern, beschatten diese frischen Oasen, gewöhnlich hart an der Strasse, einen Brunnen und gewähren den Heerden und ihren Hirten im heissen Sonnenbrande einen erwünschten Zufluchtsort. Wahrscheinlich desshalb entgingen sie auch dem Vandalismus der Anwohner, welche, da frühere Generationen den Wald vernichteten und eine unvernünftige Regierung ihnen die Ausbeutung

der nahen Steinkohlenlager versagt, hier bereits zum Torf greifen müssen, um sich das nöthige Feuerungsmaterial zu verschaffen. Mit dem Walde scheint auch die Vogelwelt hier ausgestorben zu sein. Ausser heiseren Dohlen durchschnitten nur Aase witternde Geier, seltener kreisende Adler die Luft.

Stark strömender Regen zwang mich zu Drenovo, einem von Moslims und Bulgaren bewohnten Dorfe, frühzeitig Konak zu machen. Die Unterbringung meiner Pferde verursachte heftigen Streit zwischen den beiden Ortshälften, wie immer in ähnlichen Fällen siegte auch hier die herrschende Race und die Sorge für Fourage u. s. w. fiel den Bulgaren zu. Die Familie, welcher ich vom Čorbaschi zugewiesen wurde, empfing mich mit unverhohlenem Widerwillen, und besonders waren es die Frauen, welche keifend und tobend über die unverhoffte Einquartierung sich nicht beruhigen wollten. Ich griff zu einem probaten Mittel, schenkte den Kindern einige Piaster, erlegte das Geld für Gerste u. s. w. zum voraus und der Friede stellte sich allmälig her. Nicht so leicht oder richtiger gar nicht wollte es mir aber gelingen, die Mosquitos und andere schwarze Quälgeister zu bannen, die vereint mit dem Heulen der Hofhunde allen Schlaf von meinem Lager scheuchten. Selbst die gelobten Kräuter aus dem Lande des „Königs aller Könige“ versagten ihre Wirkung und da auch von Aussen abscheulicher Torfbrandgeruch in den kleinen Raum durch dessen zerrissene Papierscheiben drang, liess ich in aller Morgenfrühe satteln und empfahl mich mit stillen Verwünschungen dem ungastlichen Dorfe auf „Nimmerwiedersehen“.

Im scharfen Trabe erreichte ich in 1 St. das benachbarte Vučitren, wo ich in einem gastfreundlichen Bauerngehöfte mit frisch gemelkener Büffelmilch mich ein wenig restaurirte. Hier stiess ich auf nach der Krim 1861 emigrirte und dann wieder zurückgewanderte Bulgaren, welche, da sie ihre verlassenen Häuser von den an ihrer Stelle angesiedelten Tataren besetzt fanden, nun troglodytenartige Erdhütten bewohnen, wie solche meine Abbildung im I. Bande am Lom zeigt. Der Niveau-Unterschied zwischen Vučitren und Lovec beträgt nach meiner Messung 77 Meter, $2^1/_2$ Meilen weiter, bei dem in einem trockenen Einschnitte der Terrasse gelegenen Neredince (auch Radenica genannt) aber bereits 179 M. Dieses Dorf hat wie die meisten Orte des Nikopoler Kaza, z. B. das nahe Vina, eine aus Bulgaren, Türken, Tataren und Tscherkessen bunt zusammengewürfelte Bevölkerung. Die Helden des Kaukasus treten hier überhaupt häufiger auf, leider aber nicht zu höherer Gesittung, Sicherheit und Freude ihrer friedlichen Nachbarn. Viele tscherkessische Gräber erheben sich hart neben jenen aus der grossen Völkerwanderung, und so leicht wie die hier begrabenen Tumulimenschen dem gegenwärtigen, werden höchst wahrscheinlich dem künftigen Culturforscher die Söhne des Kaukasus wiegen.

Nachdem unser Weg zwischen Neredince und Vina in die durch Mithad von

Svištov nach Pleven angelegte Strasse gemündet, übersetzten wir bei Bulgareni auf ziemlich solider Brücke den in grossem Bogen von W. kommenden Osem Angesichts einer stark bemannten Karaula und zahlreicher Grabhügel, welche von allen höheren Punkten in das breite, von reichem agricolen Leben erfüllte Flussthal herabblickten. Auch frischeres Grün und Laubholz erquickten hier wieder das Auge und der Anstieg zur Terrasse gewährte einen hübschen Blick gegen SO., wo zwei Meilen ferne des „Čatal Tepe" duftige Umrisse auftauchten. Oben, in einer zum Lagern geschaffenen grünen Mulde trafen wir etwa 80 Bulgaren beider Geschlechter, welche alljährlich zur Erntezeit ihre zu Hause überflüssigen, flinken, muskulösen Arme aus den höchsten Balkanthälern in die walachische Ebene tragen und, nachdem sie auf den ausgedehnten Bojarengütern einiges Baargeld erworben, dann wieder zurückkehren. Diese wandernden Balkandži gehen den Gastwirthen nichts zu verdienen. Sie reisen in grösseren Trupps zu Fusse, schleppen den nothwendigen Proviant: Mehl, Butter u. s. w. auf Packpferden mit, rasten an bestimmten Orten und, erlaubt es das Wetter nur einigermassen, am liebsten im Freien. Die lagernden Gruppen bereiteten eben in metallenen Kesseln ihre magere Čorba (Brotsuppe mit etwas Fett) und der Schall ihrer lustigen Wechselgesänge begleitete uns noch lange.

Mannigfache Ursachen trugen früher dazu bei, dass die Ackerbau treibende Bevölkerung sich von der Ebene in die Bergregion zurückzog. Wie viel braches Land hatte ich nur an diesem einzigen Tage von Lovec bis Bulgareni hart am Wege gesehen! Die Verhältnisse veränderten sich seit den letzten Jahren bedeutend zum Bessern; könnte die überschüssige Volkskraft, welche einst vor dem Terrorismus der herrschenden Race ins Bergesdunkel flüchtete, nicht zur Cultivirung der verödeten Donauterrasse herangezogen werden? Ein türkischer Vilajet-Gouverneur hat leider wenig Zeit, an derlei Dinge zu denken. Nur Mithad regte auch in dieser Richtung Versuche an und am nächsten Morgen stiess ich zu Buzurluk, 1 Meile unterhalb Stišarov, auf einen scheinbar geglückten.

Stišarov (türk. Istišar) ist ein wohlhabendes Dorf von nahe 100 bulgarischen und 16 tatarischen Gehöften mit grosser Kirche und kleiner Moschee. Ich übernachtete daselbst und besuchte noch Abends bei 20° C. im Schatten die unter Zelten sommernden Zigeuner, welche hier die salpeterhaltige Erde mit dem gleichen Process, wie ich ihn S. 79 geschildert, auslaugen. In der Fortsetzung des von einem dünnen Faden berieselten Einschnittes durchschneidet die Strasse die erwähnte neue Balkandži-Ansiedlung Buzurluk. An der eigenthümlichen blauen Frauentracht, an dem merkwürdig elastischen Schritt der von und zum Wasser eilenden Mädchen erkannte ich sofort die „Balkandži", ein Name, mit welchem die Bulgaren des Balkans von jenen der danubischen und thracischen Ebene unterschieden werden. Der Ort heisst auch nach dem Kaimakam, welcher die Emigration aus

dem Balkan von Elena 1868 hierher leitete, „Mühlit Bei Köi". Die guten Leute lobten den trefflichen Tausch, den prächtig lohuenden Boden, nur an die „dicke" Luft und an das Trinkwasser gewöhnten sie sich schwer, es war freilich mit den krystallreinen Balkanquellen nicht zu vergleichen.

Wir gingen auf das rechte Ufer des Bächleins über. Kurz darauf kündigten riesige Schwärme von Wasservögeln, welche über unseren Köpfen hinzogen, die Nähe der Donau an. Ein breiter, in flüssiges Gold getauchter Streif flimmerte plötzlich vor uns auf, das Auge war von dem grellen Lichte geblendet, welches den uns vom Strome trennenden Alluviumstreif hellgelb färbte und den fernen Thurm der katholischen Kirche zu Belina einem Pharus ähnlich in Sicht treten liess. Ziemlich dicht am Ufer bogen wir um das „Bender Tepesi", auf dessen Spitze ein römischer Thurm des einstigen Reichslimes gestanden haben mochte, und gelangten um 7 Uhr an das „Gornje Oreše Beklemeh", dessen gastfreundliche bulgarische Wächter uns trefflichen Kaffee kredenzten. Trotz der 19° C. im Schatten fesselte uns der Anblick des mächtigen, lange entbehrten Strombildes. Die Aussicht aber, noch einige Stunden in gesteigerter Mittagsgluth allen Krümmungen des steilgeböschten schattenlosen Ufers wahllos bis Svištov folgen zu müssen, wäre wohl geeignet gewesen zu verstimmen, hätte mir nicht andrerseits die Hoffnung gewinkt, dort endlich die sehnsüchtig erwarteten, lang entbehrten Nachrichten aus der Heimath zu finden.

Der grosse fischreiche See von Svištov, welcher vom eigentlichen Donaubette nur durch eine grösstentheils überfluthete schmale Barre getrennt wird, verleiht bei seinem südlichsten Punkte dem Stromspiegel eine nahezu unabsehbare Breite. Vom zweiten Dolna Oreše Beklemeh schräg hinüber gegen Cimnica gesehen, beträgt dieselbe mindestens 1¼ Meile und die am rumänischen Ufer fahrenden Dampfer verrathen sich nur bei starkem Rauch. Unser Weg führte grösstentheils hart am See, stellenweise, wo er ausgetreten, auch durch das Wasser und erst später, näher zur Stadt, zwischen höher gelegenen Obst- und Weingärten auf vereinzelten, zum See vorspringenden Nasen. Im Gegensatz zur lautlos auf dem Wasser lagernden Ruhe, welche nur verscheuchte Störche, niederstossende Fischreiher, beutelustige Pelikane oder auffliegende Entenschwärme unterbrachen, herrschte auf dem Lande reges Leben. Ueberall ertönte Gesang der in den „Carova niva" hantirenden Städter, hier und da wurde mir prächtiges Obst angeboten und der ausserordentlich kalte Quell der „Elezova češma" erquickte uns.

Erst am östlichsten Seerande, wo er in das eigentliche Donaubett übergeht, wurde ich der Silhouette Svištovs plötzlich ansichtig, bald erreichten wir das „Kekene Mahale", wo grossentheils walachische Fischer wohnen, und weiter das „Ribari M.", wo unter wenig aromatischen Düften die nächtliche Seeausbeute, riesige Störe, Karpfen, Hausen, dann sabie (Sähelfische) in höchst unappetitlicher

Weise ausgeschlachtet wurden. Riesige Quantitäten getrockneter Waare finden sich hier zeitweise für den Export und als Vorrath für die Fastenzeit aufgespeichert. Manches gutgemeinte „dobro došle" tönte mir schon an der Skela entgegen, die Grüsse mehrten sich auf dem Wege zur „Agentia". Dort erwartete mich ein ziemlich wuchtiges Paquet mit Briefen und Zeitungen. Nun war ich nach dreiwöchentlicher Entbehrung durch dieses medium wieder glücklich bei den Lieben, in Europa, mitten im Getriebe der Welt und das bescheidene Stübchen im „Janakev Han" schwamm für mich eine Stunde lang im goldigsten, fröhlichsten Lichte — trotzdem es in Svištov lag.

Svištov, bei den neubulgarischen Schriftstellern auch Svježtov, im Occident bekannter als „Sistow", gilt als eine der wohlhabendsten Handelsstädte der unteren Donau. Es ist schwer nachzuweisen, woher der Name abzuleiten ist. Auf älteren Karten erscheint er bereits in seiner heutigen bulgarischen Form. Die ältesten Stadtreste liegen westlich vom gegenwärtigen Weichbilde in den Pišman's Weingärten des sogenannten „Staklen". Dort stösst man noch auf unzweifelhaft antike Mauern. Nach Vergleichung der verschiedenen alten Itinerarien sind es zweifellos jene der römischen Colonie Novae. Nach Mannert gehörte diese zu den frühesten Anlagen der Römer, schon Ptolemaeus kennt sie, das Itiner. Ant. macht sie zum Sitz des Generalstabes der ersten Ital. Legion, die Not. Imp. bestätigt es und erwähnt sie ausdrücklich als Garnison eines Theiles der V. Cohorte dieser Legion. Marcellinus nennt sie „Novensis Moesiae civitas". Auch die Byzantiner Hierocles und Procopius erwähnen sie, Justinian dürfte also das von den Barbaren zerstörte Novae restaurirt haben. Bei dessen wichtiger Lage ist es kaum zu bezweifeln und wahrscheinlich rührt die erste Befestigung auf der Čuka aus dieser Epoche her, Spuren römischer Werke habe ich mindestens dort nicht gefunden.

Auch Kiepert's Karte „Dacia" in Mommsen's Corp. inscr. Lat. setzt Novae an Staklen's Stelle an. Letzteres erscheint aber als Dorf angegeben, was auf einem Irrthum beruht, denn es befindet sich dort keine Niederlassung, sondern nur ein Complex von Weingärten, der Stadt Svištov angehörend und eine Ruinenstätte, welcher wir bereits eine Menge römischer Inschriften verdanken. Wir finden im III. Bande des Mommsen'schen Werkes die Nr. 749, 750, 756, 757, 758, 759, welche sämmtlich von Staklen oder aus dessen Umgebung herrühren. Zwei dieser Inschriftsteine wanderten nach Bukarest, zwei andere sah ich im Hofe der grossen bulgarischen Schule.

Die Türkenkriege hatten das einst bedeutende Svištov zum elenden Dorfe herabgebracht. Seit dem XVI. Jahrh. rückte es von den „Staklen" stets mehr östlich vor und gelangte allmälig auf seiner heutigen Stelle zu erneuter Blüthe. Als Oesterreich nach seinem siegreichen Feldzuge, durch die Allianz Preussens

mit der Pforte (1790), sowie durch Englands und Hollands Eifersucht gedrängt, auf dem Reichenbacher Congresse Frieden mit der Türkei und zwar auf Grundlage des status quo vor dem Kriege schloss, wählte man Svištov zum Orte der letzten Unterhandlungen, und nachdem sich dieselben durch kleinliche Intriguen lange hingeschleppt, kam hier am 4. August das Friedensinstrument von „Sistow" zu Stande, auf dem die heutigen Grenzen zwischen Oesterreich und der Türkei beruhen. Gebrochenen Herzens unterzeichnete Kaiser Joseph dasselbe und lieferte mit Ausnahme des wieder errungenen Alt-Orsova die durch Laudon und Coburg gemachten serbisch-walachischen Eroberungen dem Sultan aus.

Anders Katharina von Russland, welche die fremden Vermittlungsvorschläge zurückwies, den Kampf allein fortsetzte, dem Halbmond nach eigenem Ermessen den Frieden unter harten Bedingungen zu Jassy (1792) auferlegte und die Dniestergrenze sich errang. Von da ab datirt der stabile Gegensatz in Oesterreichs und Russlands Orientpolitik, den Fürst Metternich förmlich zu einem unanfechtbaren Glaubenssatz des Wiener Ballhausplatzes gestaltete! — Vergebens bemühte ich mich, das Gebäude ausfindig zu machen, in dem Oesterreich jenes Instrument unterzeichnete, welches dessen Stellung zum „Erbfeind" in die des wohlwollendsten Freundes bis zu den letzten Tagen herab veränderte. Russland hatte aber bald darauf wieder seinen Kampf gegen die Türkei aufgenommen, überschwemmte die Donauländer mit seinen Heeren und diese verwüsteten wiederholt sämmtliche Donaustädte. Im J. 1810 wurde Svištov durch General Saint Priest in Brand gesteckt. Seine Bevölkerung flüchtete nach den nächsten Dörfern und auf das walachische Ufer.

Wäre Svištov's geographische Lage nicht eine so ausserordentlich günstige für den Handel, so würde es nach den wiederholt über dasselbe hereingebrochenen Zerstörungen, z. B. 1797 durch des rebellischen Pasvan Oglu's Krdschalien u. s. w., wohl nur mehr in den geschichtlichen Annalen zu finden sein. Es kehrten jedoch immer viele der alten Einwohner zur verlassenen Stätte zurück, frische Zuzüge aus dem Innern traten hinzu und schon um 1820 begann Svištov sich wieder von dem ihm durch Saint Priest versetzten harten Schlage zu erholen. Der türkisch-russische Krieg (1828—29) brachte wohl neue Prüfungen für die aus der Asche kaum erstandene Stadt. Neuerdings erfolgte ein Exodus nach dem jenseitigen Cimnica und das heutige walachische Städtchen Alexandria wurde damals von Svištover Flüchtlingen bevölkert. Doch die kurz darauf dem unteren Donaugebiete frisch pulsirendes Leben vermittelnde österreichische Dampfschifffahrt brachte Svištov eine neue Epoche, bald war es einer der wichtigsten Stapelpunkte für das mittlere Donau-Bulgarien, Thracien und Macedonien.

Von der Donau aus gesehen, gewährt Svištov einen sehr freundlichen Anblick. Die Stadt lehnt sich und steigt theilweise amphitheatralisch auf an den

mit Obst- und Weingärten bedeckten Höhen des „Kad-bair“ und erhielt früher durch die nunmehr zerbröckelnden Ruinen des mittelalterlichen Schlosses der „Čukahöhe“ einen malerischen Abschluss. Unten am Donauufer dehnt sich eine langgestreckte Zeile hübscher einstöckiger Gebäude und Magazine aus, welche meist erst nach dem letzten bedeutenden Brande im Juni 1870, während dessen ich zufällig an der Stadt vorüberfuhr, im europäischen Style aufgebaut wurden. Hier herrscht reger Verkehr im Sommer und namentlich zur Zeit des Cerealien-exports beleben unzählige Büffelwagen- und Pferde-Caravanen, Schiffsvolk, ladende Schleppschiffe, Remorqueure, Karlaschen u. s. w. die Lände. Die „Agentia“ bildet dann den Mittelpunkt eines ausserordentlich bunten Treibens, an dem der Fremde sich gerne ergötzt.

Da ich die Handelsverhältnisse „Donau-Bulgariens“ im dritten Bande specieller behandeln werde, darf ich mich hier darauf beschränken zu erwähnen, dass die Einnahmen des Svištover Zollamtes sich durchschnittlich in den letzten Jahren auf $1^1/_2$ Millionen Piaster beliefen, wovon $^1/_3$ auf den Import, $^2/_3$ aber auf den Export entfallen. Die Stadt ging übrigens von 1873—76 bedeutend in ihrem Wohlstande zurück, denn die Haupteinnahmsquelle der bulgarischen Stadt- und Landbevölkerung, die früher schwunghaft betriebene Viehzucht, wurde durch das ihr zum Zwecke der Tscherkessen-Ansiedlung entzogene Weideland ansehnlich reduzirt. Auch litt der Feldbau in den letzten Jahren durch die mangelnde Aussaat, und es stand zu befürchten, dass durch die verkehrten Maassregeln des türkischen Regiments auch der gesegnete Boden Bulgariens dem traurigen Schicksal seiner anatolischen Provinzen anheimfallen könnte! Nicht wenig wurde auch Svištov's raschere Entwicklung durch die Folgen der grossen Bank- und Handelskrisis empfindlich beeinflusst, unter welcher der aller Hilfsquellen bare Osten Europa's gleichfalls stark litt. Da es dort an Creditinstituten jeder Art fehlt, ist seitdem die rege Baulust zu Svištov wieder eingeschlummert.

In der höher gelegenen Čuka befindet sich eine dem h. Demetrius geweihte Kirche. Sie erscheint unbedeutend gegenüber dem grossen Neubau, welchen die Svištover Gemeinde im Dolna Mahale ausführte, obwohl dort die geräumigen, nun verlassenen Sv. Peter- und Prorok Ilija-Kirchen bestanden und auch das Srednja Mahale seine Kirche „Sv. Preobraženije“ besass. Die im J. 1867 vollendete kostspielige grosse Kirche ist constructiv ebenso unorganisch und in decorativer Beziehung gleich styllos wie die Mehrzahl aller modernen Bauten in diesen Ländern, Constantinopel nicht ausgeschlossen. Wohl überrascht der kühne imposante Kuppelbau, doch mangelt ihm die Solidität und ich möchte ihm kein allzu hohes Alter voraussagen; auch die weit vorspringende Frauenempore erscheint jeder Stütze entbehrend, wie angeklebt, die Fensteröffnungen sind rund, oval, quadratisch mit

gradem Sturze oder gar flachen Spitzbogen abgeschlossen, anderer Stylsünden nicht zu gedenken. Auch die Bilder der Ikenostasis von dem in München gebildeten Svištever Maler Pavlevič erheben sich nicht über Alltagsarbeit. Die Kirche verschlang, abgesehen von Naturalspenden in Steinen, Ziegeln, Fuhren u. s. w., etwa 500,000 Piaster Baargeld; trotzdem erbaute man neuestens auch im Kraina-Mahale eine neue Kirche, zu welcher ein nach Bukarest emigrirter Svištover reicher Kaufmann, Namens Balaban, den Grundfond mit 1000 Dukaten testamentarisch stiftete. Durch Zinsen, andere freiwillige Spenden und eine Anleihe wurde das Capital vergrössert und der Neubau bereits vom Tirnovoer Metropoliten feierlich geweiht.

Svištov zählt gegenwärtig nahe an 2000 bulgarische, etwa 100 walachische, 1532 türkische und 160 Zigeunerhäuser. Diese 3620 Privathäuser, zu welchen noch viele Moscheen, 3 Kirchen und andere öffentliche Gebäude von wenig monumentalem Charakter hinzutreten, theilen sich in 6 Haupt-Mahale. Die Türken wohnen im „Tuna Mahalesi“ und „At Pazar“, die Bulgaren im „Dolna Mahale“, welches aus den Vierteln „Pop Miho“ und „Pop Georgi“ besteht, dann im „Sredna Mahale“ (Viertel „Pep Todor“ und „Greka Mahale“) und im „Kraina Mahale“, auch „Kenar“- oder „Harizan-Mahale“ genannt, die Walachen endlich im „Vlaška Mahale“, dem westlichsten Theile der Stadt.

Bis zum grossen Brande im J. 1810 existirte auf der Čuka, ein befestigter Stadttheil (Kaleh), an welchen sich Erinnerungen an jene durch Verfolgung zum Exodus nach Ungarn gezwungenen römisch-katholischen Bulgaren knüpfen. Der Tradition nach stand hier nämlich eine (dreischiffige?) lateinische Kirche mit drei Abtheilungen, für den Altar, für Männer und Frauen. Vor der hochgelegenen Kirche war eine Kanone aufgepflanzt, die zur Ramazanzeit den Moslims die heiss ersehnte Abendstunde verkündete. Hier befand sich auch der türkische Richtplatz für zum Tode verurtheilte „Rechtgläubige“, welche erdrosselt und in einem eigens dazu vorbereiteten Graben bestattet wurden. Vor 15 Jahren verwendete die Regierung die letzten Mauerreste der „lateinischen Čukakirche“ zum Aufbau der „Jeni Küschla“ (neuen Kaserne).

Auch für die Verbesserung des Svištover Schulwesens wurden die grössten Summen von Seite ausgewanderter Bulgaren gespendet, welche ihre Anhänglichkeit auch in der Ferne ihrer Vaterstadt bewahrten. Das jüngste grossartige Vermächtniss rührt beispielsweise von dem am 19. März 1870 zu Wien verstorbenen Realitätenbesitzer Todor Milanović her. Er testirte sein bedeutendes Gesammtvermögen, bestehend in etwa 800,000 Piastern Baargeld, Grundstücken, Häusern und einer Bibliothek, ausschliesslich für Schul- und Bildungszwecke der Svištover Gemeinde, während er — es ist dies bezeichnend für den nüchternen Sinn des Volkes — seinem religiösen Gefühle mit der Widmung eines „kleinen in Russland

unzukaufenden Evangeliums“ für die Svištover St. Eliaskirche genügte, wo er ein Milanović'sches Familien-Denkmal stiftete.

Svištov war eine der ersten bulgarischen Städte, wo die slavisch-nationale Sprache in die Schule eingeführt wurde. Schon um 1833 wurde seine griechische Lehranstalt in eine hellenisch-slavische verwandelt und 1836 wurde aus dem Vermächtniss des Kaufmanns Angelov die erste reinslavische Schule daselbst begründet. Gegenwärtig besitzt jedes der drei christlichen Mahale Svištov's 1 Knaben- und 1 Mädchen-Elementarschule mit 411 Knaben und 186 Mädchen (1874), dann im Srednja-Mahale eine höhere Schule, vorläufig aus 4 Classen bestehend, in welchen zusammen 13 Lehrer und 7 Lehrerinnen wirken. Allgemeine und bulgarische Geschichte, Grammatik, Physik, Botanik, Algebra, Geometrie, türkische und französische Sprache, Religionslehre, Philosophie und manch anderes wird an der höheren Schule vorgetragen. Sie wurde von 90 Schülern und 46 Schülerinnen besucht. Ich hatte am 2. Juli 1871 der feierlichen Jahres-Prüfung der letzteren angewohnt und war durch die Fortschritte und Intelligenz der Zöglinge in hohem Grade erfreut. Die Mütter folgten mit sichtbarer Theilnahme der Lösung arithmetischer Exempel, welche ihre Töchter auf der Tafel oder im Kopfe ausführten. Die Versammlung trug ein anmuthiges Gepräge durch die ausdrucksvollen schönen jugendlichen Mädchenköpfe. Alles hatte den besten Staat angelegt und neben europäischen Moden traten orientalische Reminiscenzen, namentlich im Kopfputze auf. Dasselbe Gemenge, den Kampf alter gegen importirte occidentale Sitte fand ich auch in der Ausstattung der Häuser besserer Familien, bei welchen ich Besuche machte. Oft traf ich bequeme niedrige Sitzbänke an den Wänden und Stühle vor einem Wiener Flügel. Spiegel kleiner Formate und schlechte Wiener „Möbelbilder“ in Goldrahmen zählen zum erlesensten Luxus, noch mehr aber Kleiderkasten und Schreibtische, da der Bulgare gleich dem Türken gewöhnlich nur einige in die Mauer vertiefte Schränke zum Aufbewahren seiner werthvolleren Habe benützt. Die meiste Sorgfalt wird dem kleinen Vorgarten des Hauses zugewendet, indem man die Rabatten mit Bachkieseln oder in sonstiger Weise umrandet und möglichst viele buntgefärbte, auf Stäbe gesteckte Glaskugeln in den Blumenhecken anbringt, zwischen welchen oft ein kleiner Springbrunnen oder metallener Wasserspeier munter plätschert. Einige Oleander-, Citronen- und Feigenbäume, dann alte Buchs- und Weinhecken fehlen selten und bilden die Freude des Eigners.

Am Mittag desselben Sonntags wurde mir das unerwartete Schauspiel einer methodistischen Trauung. Ein ehemaliger Schuhmacher Gavriel Iliev, über welchen „der Geist des Herrn unerwartet gekommen“, hatte als „Workman of the mission“ dem Methodistenthum etwa 10 früher orthodoxe Svištover Seelen zugeführt. Iliev besass etwas von Dickens' köstlich carrikirten englischen school-

masters und sein hehrer Apostelberuf hatte seinem ganzen Wesen ein höchst eigenthümlich quäkerisches Gepräge aufgedrückt. Er taufte und absolvirte, las die Bibel vor und sorgte auch sonst durch Tractätchen u. s. w. für das Heil seiner kleinen Neophytenschaar, doch die Spendung der heiligen Trauungsweihe lag ausserhalb seiner geistlichen Machtsphäre, um diese zu vollziehen, war eigens der durch ganz Bulgarien wohlbekannte Mr. Long von Constantinopel nach Svištov gekommen.

Ausser den in Festkleidern erschienenen Verwandten des zu trauenden Brautpaares hatten sich auch viele Neugierige im Hochzeitshause eingefunden. Die Braut trug einen Myrthenkranz im Haare und ihr bedeutend jüngerer Bräutigam erwartete trotzdem etwas ungeduldig den Beginn der Ceremonie, den Mr. Long, nachdem er sich mit mir über bulgarische Religions- und Bildungsverhältnisse unterhalten, in feierlich stimmender Weise mit der Vorlesung eines Psalms in bulgarischer Sprache und einer Anrede eröffnete, worauf die eigentliche Trauung folgte. Mr. Long bildete hierauf den Mittelpunkt der Männer, wie seine geistlich angehauchte Ehehälfte jenen der in ein zweites Gemach sich zurückziehenden Frauen.

Während des ganzen Actes, der durch die fremdartig salbungsvoll getragene Recitation der bulgarischen Gebete, trotz des fehlenden Kirchenpompes, des Weihrauchs, der Kerzen und Brautkronen, einen tiefen Eindruck auf die Versammlung zu üben schien, bewiesen die in grosser Majorität anwesenden orthodoxen Gäste die grösste Zurückhaltung und es war von Intoleranz keine Spur zu erblicken. Am Abend sollte Mr. Long ein zweites Paar trauen. Ich weiss nicht, ob das Erscheinen des wackern Apostels zu Svištov seiner Kirche viele Neophyten gewann, jedenfalls entwickelt aber dieser tüchtige Mann die erspriesslichste Thätigkeit, welche meiner Ansicht nach darin gipfelt, dass er seine genaue Kenntniss des Bulgarischen zur Herausgabe nützlicher Bücher für das bildungslustige Volk verwerthet. Den Gegensatz dieses wahrhaft evangelischen Eifers werden wir im nächsten Capitel in den Svištov benachbarten katholisch-jesuitischen vier Missionsdörfern kennen lernen.

Der Sitte gemäss hatte ich dem Brautpaare meine Glückwünsche und ein kleines Geschenk dargebracht und sollte nun neben Mr. Long den Ehrenplatz beim Festschmause einnehmen, die Toaste wuchsen jedoch bald allzu wild, die Köpfe erhitzten sich und wir hielten es beide für gerathen, nicht die höchstgehenden Wogen des Festes abzuwarten. Wir suchten die stilleren Räume des „Čitalište“ (Leseverein) auf, welcher eine Art Casino der Svištover und namentlich im Winter einen Punkt grösserer Geselligkeit bildet. Es liegen hier einige Zeitungen auf, auch eine kleine Bibliothek und Landkarten fehlen nicht. Ein ängstlicher türkischer Censor dürfte jedoch dort nicht seines Amtes walten. An der Wand hing

ein patriotisch-altbulgarisches Geschichtsbild und wie in der grossen Schule bemerkte ich neben dem Portrait des Sultans jenes des Kaisers Franz Joseph, was sich durch die intimen Handelsbeziehungen der Svištover mit Oesterreich erklärt. In keiner anderen Donaustadt als hier hörte ich auch so viel deutsch sprechen und fand ich bei den wohlhabenderen Familien solche Vorliebe der Jugend eine gründliche deutsche Erziehung angedeihen zu lassen.

Der Maassstab für Reichthum in den bulgarischen Städten ist ein verschiedener. Zu Svištov wird der reichste Mann auf 100,000 Mark geschätzt. Leute mit 40,000 Mark Capital erwerben leicht bei einigem Unternehmungsgeist ein hübsches Jahreseinkommen. Als gewöhnlicher Zinsfuss gelten 16 % pro Jahr. Oft verbindet sich türkisches Capital mit bulgarischem Fleiss zu gemeinsamer Unternehmung. So besitzt der reiche Türke Achmed mit einem Bulgaren zusammen einen Remorqueur auf der Donau, eine Kunstmühle und Brotbäckerei. Gewöhnlich aber arbeitet der Bulgare mit seinen Angehörigen.

In jedem der grösseren, oft überraschend reichhaltig ausgestatteten Magazine an der Skela darf man sicher sein, mindestens einen jüngeren Verwandten des Eigners zu finden. Diese Sitte, bloss nahe Verwandte, Neffen und Vettern im Geschäfte anzustellen, herrscht durch ganz Bulgarien. Die Firma Marinov gab mir hierfür ein neues Beispiel. Ich suchte deren grosses Waarenlager auf, denn ich musste für meinen Dragoman ein paar Reitsporen kaufen, die, nebenbei bemerkt, gleich allen Eisenwaaren des Landes dem Rheinland entstammten, und fand in dem jungen, deutsch sprechenden Commis Brečkov einen Vetter des Kaufherrn, während dessen Schwäger, die Herren Aneff in Wien, die Geschäfte der Firma in Wien vertreten. Ich empfing von Herrn Brečkov manch schätzenswerthen Wink für meine Weiterreise. Bevor ich diese antrat, wollte ich noch dem Kaimakam von Svištov meinen Besuch abstatten. Viel Interesse vermochte ich dem guten Manne, der vom niederen Zollbeamten zum Administrationschef des Svištover Kreises, wahrscheinlich auf dem üblichen Bakschischwege sich emporgeschwungen hatte, nicht abzugewinnen, doch muss ich die grosse Freundlichkeit anerkennen, mit der er einige von mir verlangte Daten durch seinen bulgarischen Pasapordži (Passbeamten) ausfertigen liess.

Der Nachmittag wurde zum Besuche des schon auf S. 72 erwähnten nahen Klosters Sv. Bogorodica benutzt. Es ist der Lieblingsausflug der Svištover Welt an Sonn- und Feiertagen und wird auch sonst als klimatischer Heilort von Fieber-Reconvalescenten, von Christ gleich Moslim, gerne aufgesucht. Sein höchst ignoranter, dabei aber sehr speculativer Duhovnik ist demgemäss mehr Wirth als Mönch, soweit es aber das Geschäft gestattet, betrachtete er die benachbarten Katholiken zu Beline gar nicht als Bulgaren und wie er mir gestand, empfindet er noch grössere Abneigung gegen Mr. Long und Alles, was sich Protestant nennt.





BULGARISCHER HORATANZ.

Doch sonst in anderen Punkten ist dieser alte Eiferer äusserst tolerant und zur Absolution für allenfallsige Verirrungen seiner Gäste beider Geschlechter geneigt, sobald dieselbe in baarer Münze bezahlt wird. Vormittags geht man zur Kirche, am Nachmittag verwandelt sich der grüne Rasen vor derselben in einen lustigen Lager- und Tanzplatz mit ländlichen Scenen à la Watteau. Klein und Gross zecht, spielt, singt und der heitere Horareigen der Landleute ergötzt Tänzer und Zuseher, bis der Spätabend zur Heimkehr gebieterisch auffordert!

VIII.

DURCH DEN PASSIONISTEN-SPRENGEL VON NIKOPOLI.

Messung auf dem Kad Bair zu Svištov. — Abstieg nach Oreše. — Dr. Pavlević' ärztliche Erfahrungen. — Römerstein. — Traurige Eindrücke im katholischen Dorfe Oreše. — Geschichte der vier Missionsorte. — Papst Gregor der XV. und die Bulgaren. — Geistliche Verwaltung. — Der Vicario Generale della Bulgaria. — Die Patres und ihre Gönner zu Wien. — „Non abbiamo scuola!“ — Riesige Immaculata-Kirche. — Schreiende Missbräuche. — Entnationalisirung der kath. Bulgaren. — Ideale römischer Volkserziehung. — Merkwürdige Nonnenzucht. — Conflicte im Missionsdorfe Belina. — Bischof Paoli und Vali Abdurrachman. — Oesterreichs Intervention. — Des Autors Ansicht über die Patres. — Rühmliche Stufe des ungarisch-bulg. Katholikensprengels. — Pfarrort Belina, das alte Mikro-Byzantium. — Nach Nikopoli. — Geologisches. — Kumpania-Han. — Pasapordži. — Handel. — Stadt und Festung. — Osem Kalesi. — Asemus. — Römerreste. — Interessante Inschrift. — Türkische Occupation. — Erster Zug König Sigmund's von Ungarn gegen Bajazid. — Die Historiker und die Schlacht von Nikopolis 1396. — Verlauf der Schlacht nach Aschbach. — Der bayerische Augenzeuge Schiltberg und dessen Ausleger. — Prof. Brunn's neueste Hypothese. — Feststellung von „Klein- und Gross-Nikopolis“. — Das angebliche Siegesmonument Bajazid's. — Das wirkliche Schlachtfeld von 1396. — Eine Illustration türkischen Regiments. — Verfallende Bahnlinie. — Mithad's projektirte Stadt am Osem. — Aberglaube und Zigeunertreiben zu Mahala. — Mückenschwärme. — Im Missionsdorfe zu Trenčevica. — „Hund Garibaldi“. — Pater Eugenio's Hoffnungen auf Oesterreichs Frömmigkeit. — Fahrt nach dem vierten kath. Pfarrdorf Lažin. — Kirche. — Putz der h. Anna. — Nonnencostüm. — Römerreste. — Strasse nach Pleven. — Enttäuschung zu Grivica. — Heitere Strassenstaffage.

Am 3. Julimorgen stieg ich bei 21° C. im Schatten jenen Svištov gegen S. dominirenden „Kad Bair“ hinan, den die oesterreichischen Mappeure gelegentlich der Aufnahme der Walachei trigonometrisch bestimmt hatten, um am Fusse seiner Triangulations-Pyramide eine vergleichende Messung vorzunehmen. Nach etwas unsicheren Aussagen sollte die Pyramide in Osman's Weingarten gestanden haben; trotz alles Suchens gelang es mir jedoch nicht eine Spur derselben aufzufinden. Ich nahm dort die Messung vor und sie ergab 198,7 Meter gegen das militairische Resultat von 214,2 M., welche Differenz vielleicht auf der Verschiedenheit der bestimmten Punkte beruht.

Das herrliche Landschaftsbild auf dem prächtigen Aussichtspunkte hätte mich zu andrer Zeit wohl länger gefesselt, doch mein Reiseprogramm gestattete nur ausnahmsweise die Musse ruhigen Genusses und bald ging es abwärts nach dem südwestlich von der Stadt gelegenen katholischen Missionsdorfe Oreše. Die Herren Šišmanov, ein geborener Oesterreicher († 1875) und Dr. Pavlević, der städtische Arzt, waren so freundlich mich dahin zu begleiten. Der Doktor verlor durch diesen Ausflug, wie er scherzend meinte, keinen Verlust in seiner Praxis und verkürzte uns den Weg durch Anekdoten, welche seinen stetigen Kampf mit Popen, Hodscha's, Baba's und allerlei Wahnglauben ergötzlich illustrirten. Wohl wurde sein Streben, rationellem ärztlichen Rathe in den früher ohne Doktor sich behelfenden Kreisen Eingang zu bahnen, auch dadurch erschwert, dass die Stadtapotheke für ihre Medicamente sich dreifach höhere Preise als in Oesterreich bezahlen liess.

Während unseres 1¼ M. langen Rittes boten mehrere Einschnitte mit Brunnen ersehnte Kühlung auf der schattenlosen Terrasse. Wir sassen öfters an solchen willkommenen Punkten ab, da die schlechten Miethgäule der Stadtherren mit meinen ausgeruhten trefflichen Pferden kaum Schritt zu halten vermochten. Es war bereits 10 Uhr, als wir das Pfarrhaus Oreše's erreichten, an dessen Westfaçade mir sofort ein in der Mitte geborstener, 0,88 M. breiter, 1 M. hoher, mit Kränzen und Stierköpfen gezierter römischer Votivstein auffiel. Ob er auf der vierten der Mauer zugewendeten Seite eine Inschrift trägt und auch seine Fundstelle konnte ich nicht erfahren.

Oreše zählt 6 tatarische, 30 türkische neben 70 römisch-katholisch-bulgarischen Häusern. Letztere unterscheiden sich jedoch gleich wenig wie die Culturen des Dorfes von jenen der nahen orthodoxen Ortschaften; während ich wohl nicht ohne Grund vermuthet hatte, dass der seit langen Jahren hier waltende Einfluss der römischen Missionäre schon im äusseren Anstrich ihrer Arbeitsstätte auftreten werde. Wie ich nur zu bald erfahren sollte, war dies ein grober Irrthum. Gleich wie die auf den ersten Blick stattlich erscheinende Ortskirche, bei näherer Betrachtung, sich als ein mühsam gestütztes, prätentiöses Bauwerk erwies, genau ebenso das Missionsgebäude, welches die Priester vom „Herzen Jesu" und des Passionisten-Ordens hier für die Dauer aufzurichten bestrebt waren.

Die vier Katholikendörfer Oreše, Belina, Lažin und Trenčevica, nahe bei Svištov, bilden durch ihr ausgeprägtes hierarchisches Regiment in Mitte der compakten orientalisch-christlichen Majorität eine höchst auffallende Erscheinung und deshalb lasse ich der Schilderung jener ganz merkwürdigen Zustände, welche ich in denselben traf, einen kurzen Abriss ihrer Geschichte vorausgehen.

Um 1650 lebten in und bei Nikopoli in 14 Orten Bekenner der Bogumilen-

secte, welche der durch die Intervention der Propaganda zum Bischof von Gross-Bulgarien ernannte Filip Stanislavov zum Katholicismus bekehrte. Schon sein Nachfolger vermochte aber diese „Paulikiani", welchen namentlich der Gregorianische Kalender widerstrebte, nicht vom Rücktritte zur Orthodoxie abzuhalten *), die S. 167 gedachte Episcopalkirche zu Nikopolis verfiel und nur die genannten vier Orte blieben der Union mit Rom bis heute treu. Seit längerer Zeit unterstehen sie dem Bisthum zu Bukarest. Wiederholte Brände verheerten die dortige bischöfliche Residenz, ein letzter, im Jahre 1846, zerstörte leider auch das bischöfliche Archiv und mit ihm die geschichtlichen Original-Urkunden der Nikopolitanischen Mission für Bulgarien. Letztere bildet aber bekanntlich einen Bestandtheil der „propaganda della fede", welche zu Rom vom Papste Gregor XV. im Jahre 1622 errichtet war zur Bekehrung jener „durch so viele und mancherlei himmlische Gaben einst berühmten Nationen des türkischen Reiches, die jetzt zum Blödsinn herabgesunken seien, die Natur der Thiere angenommen hätten und nur für den Teufel und seine Engel zur Vermehrung der Höllenbewohner sich erhielten und fortpflanzten". **)

Das Archiv der „Propaganda" dürfte demnach interessante Aufschlüsse zur Geschichte der Mission in Bulgarien enthalten.

Zur Vervollständigung dieser und der bereits im I. Bande S. 138 gegebenen historischen Daten über die Katholikenorte an der bulgarischen Donau will ich hier nach dem kärglichen Diarium im Pfarrhause zu Lažin noch anführen, dass seit dem Bestande der Mission 1745 — 1871 von Rom aus 6 Bischöfe und 39 Priester dahin entsendet wurden. Der erste Bischof war Monsignore Francisco Ferrari 1787, der gegenwärtige heisst M. Ignazio Paoli, welcher seit 1870 den im Jahre 1863 entsandten und als Erzbischof von Tyana (in part.) nach Constantinopel versetzten M. Antonio Pfluym ablöste. In jeder Pfarre sind zwei Geistliche, bisher ausschliesslich Italiener, thätig. Es herrscht das Princip die Missionäre nie zu wechseln. Sie bleiben bis zum Tode auf ihren Posten, werden sie altersschwach oder krank, so versieht der jüngere allein alle Geschäfte. Die vier Gemeinden stehen mit einander in einem geistlichen Verbande, dessen Ausdruck der vom Bischof aus den Missionären gewählte „Viccario generale della Bulgaria" bildet, welcher die Gesammtheit den Landesbehörden, sowie den k. und k. Consulaten gegenüber vertritt.

Erst die jüngst zu Tage getretene Entzweiung zwischen der Pfarrgemeinde Belina und ihren Geistlichen, welche die Intervention der Schutzmacht Oesterreich-Ungarn hervorrief, eröffnete durch einige in die Oeffentlichkeit gedrungene Nachrichten auch entfernteren Kreisen einen bescheidenen Einblick in die trau-

*) Geschichte der Bulgaren S. 464.

**) Dr. A. Pichler, Geschichte des Schisma S. 538.

rigen Zustände des römisch-katholischen Missionswesens in Bulgarien. Sie sagten den Nichteingeweihten Manches, doch nicht Alles! Es ist hier nicht der passende Ort, die Frage zu erörtern, durch wessen Mitwirkung die tiefen moralischen Schäden in den vier danubisch-katholischen Bulgarendörfern herbeigeführt und weshalb sie so lange mit dem Schleier barmherziger Duldung bedeckt wurden. Thatsache ist es, dass schon ein nur mehrtägiges Studium der Verhältnisse in den Missionsorten hinreichte, um mir das nahezu am Tage liegende verwerfliche Treiben der italienischen Geistlichen zu enthüllen. So verführerisch es nun erscheint, hier auf die zu Oreše, Belina u. s. w. in anschaulichster Plastik sich darstellenden, von jeglichem staatlichen Einflusse unbeirrten Ideale römisch-clerikaler Volkserziehung grelle Schlaglichter zu werfen, will ich mich doch darauf beschränken, sie nur durch objektive Erzählung des Geschehenen dem Leser näher zu führen.

Ein günstiger Zufall liess mich zu Oreše in dem der Kirche gegenüber gelegenen Pfarrhause die geistlichen Häupter sämmtlicher vier Missionsorte zur trimestriellen Conferenz versammelt finden; weil eben der Ortspfarrer P. Carlo Romano temporär die Stelle des „Viccario Generale della Bulgaria" bekleidete. Er führte den Vorsitz und neben ihm traf ich: P. Mariano di Gesu von Belina, P. Eugenio Maria Valente von Trenčevica und P. Candido Lanfredi von Lažin. Der Vicar und der mich begleitende Herr Šišmanović waren alte Bekannte, was meiner Vorstellung günstig zu Statten kam. Als die geistlichen Herren vernahmen, dass ich aus Oesterreich komme, bestürmten sie mich mit Erkundigungen nach ihren hohen Gönnern im Ministerium des Aeusseren und im erzbischöflichen Palaste, deren Namen ich nur theilweise kannte.

Insbesondere schien P. Eugenio sich vieler persönlicher Mäcene am Ballplatze rühmen zu dürfen, von welchen allerdings einige in den Ruhestand getreten waren. Trotzdem brach er in den ernst gemeinten Klageruf aus: „Früher zeigte man weit mehr Interesse in der Kaiserstadt für uns arme, unter die »barbari et infideli« exponirte Apostel des wahren Glaubens, jetzt regieren aber bei Euch die Ungläubigen (Anspielung auf den Grafen Beust 1871) und die Gelder fliessen spärlich. Was soll, was wird daraus werden! Austria non vuole lavore più per il Santo Dio!" Der mit italienischem Pathos polternde Redner wollte mit seinen Lamentationen nicht enden. So unterbrach ich selbst die mit zahlreichen Ausfällen auf den Liberalismus gewürzte Philippica, vorschützend die Conferenz der hochwürdigen Herren nicht länger stören zu wollen, und erbat mir vom Viccario seinen jungen, müssig zuhörenden Aushilfspriester Fra Nicolo del Carme vom Passionistenorden als Wegweiser zum Schulhause, von dem ich dann nochmals zum Abschied in's Pfarrhaus zurückzukehren versprach. Ich dachte nicht entfernt, dass mein Ansinnen P. Carlo in derartige Verlegenheit bringen könnte,

als es thatsächlich der Fall war. Nach einer kurzen aber peinlichen Pause stammelte er: „Signore, non abbiamo una scuola!"

Vermöchte selbst der schlimmste Gegner des Treibens der römischen Missionäre an der bulgarischen Donau es mit so sprechenden Worten zu verurtheilen, als es der „Viccario generale" selbst gethan? Ich hatte wahre Musterstätten europäischer Bildung in den vier, so vielfach von Aussen geförderten katholischen Dörfern zu finden gehofft und fand mich plötzlich in einen Pfuhl intellectuellster Verkommenheit gerathen! Und zu solchem Bildungswerk noch mehr Geld aus Oesterreich! War nicht vielmehr jeder Pfennig zu beklagen, der diesen Aposteln römischer Volksbeglückung seit Decennien zugeflossen war? „Signor, wir sind viel zu arm, um Schulen zu bauen, zu erhalten!" ergänzte P. Eugenio seinen würdigen Amtsbruder. „Also giebt es auch in Euerer Pfarre keine Schule?" — „Non, Signore!" — „Und in den Eueren, P. Mariano, P. Candido?" — „Non abbiamo scuola, Signore"! lautete auch die Antwort dieser Herren. Und dies Alles Angesichts der riesigen „Immaculata-Kirche", deren Bau ungeheuere Summen verschlungen hatte und den schreiendsten Gegensatz zu den armseligen Strohdächern des bedauernswerthen Pfarrdorfes bildete. — Ich schied von den hochwürdigen Herren mit dem stillen Wunsche, dass der heilige Geist sie bei ihren Berathungen gnädiger erleuchte als zuvor!

Seit jeher scheint das Streben der geistlichen Apostel in den katholischen Pfarren Bulgariens darauf gerichtet gewesen zu sein, durch geschickte Ausnützung des österreichischen Consularschutzes, die staatliche Autorität von ihren Gemeinden möglichst ferne zu halten, und sich auf diese Weise nicht nur der geistlichen, sondern auch der materiellen Gewalt über dieselben zu versichern. Der weltliche Gemeindevorstand übt nicht den geringsten Einfluss auf das Wohl und Wehe seines Dorfes, er wird überdies von den Patres gewählt und musste sich diesen ebenso sklavisch unterordnen wie das jüngste Kind des Dorfes. Gleich diesem küsst der „Čorbaschi" tief gebeugt den Saum des schwarzen Rockes, wenn er sich dem Priester nähert, gleiches thun Frauen und Mädchen und wäre es auch im Freien. Man wähnt sich in Paraguay oder in den brasilianischen Pampas.

Der Geistliche aus dem fernen Rom ist in Wahrheit ausschliesslicher Regent seines bulgarischen Missionsdorfes. Nichts geschieht ohne seinen Rath und dessen Zustimmung. In allen Angelegenheiten der Gemeinde und Familie fällt der „Domin" inappellable Machtsprüche, ganz im Gegensatze zu den orientalisch-bulgarischen Gemeinden, welche dem bezahlten Popen nicht den geringsten Einfluss auf deren weltliche Verwaltung gestatten. Um ihren Pfarrkindern jeglichen Vergleich in dieser Richtung abzuschneiden, suchten die römischen Fratres ihre Heerden von den benachbarten „schismatischen" Communen dadurch zu isoliren,

dass sie die letzteren mit dem türkischen Schimpfwort „Kara Gjauri" (Schwarze Heiden) tauften und sie auf der Stufenleiter der Völker schlimmer als die Moslims taxirten. Im Laufe eines Jahrhunderts gelang ihnen ihre Absicht so vollkommen, dass die Bewohner der vier Missionsorte auf die Frage nach ihrer Nationalität „As sam Pavliken!" antworten und sehr energisch dagegen protestiren für „Bulgaren" gehalten zu werden, „deren Umgang sie meiden müssten, um nicht den Qualen der Hölle zu verfallen!"

Dieses „einstige jüngste Gericht", welches die ehrwürdigen „Domini" bei jedem Anlasse mit der Erfindungskraft des Höllenbreughel'schen Pinsels oder unserer modernen Klinkowström's zu malen verstehen, bildet den ausschliesslichen Gegenstand alles Fühlens und Denkens der armen Missionsschafe. Um den jenseitigen strengen Strafen zu entgehen, ist der tägliche Kirchenbesuch, häufiges Beichten, Opfer aller Art, vor Allem aber stumme Unterwerfung unter den Machtspruch der geistlichen Regenten, einziges Mittel. Schon um 3½ Uhr Morgens ruft die Frühglocke zum Gebet und die gesammte Gemeinde pilgert zur Kirche, auch die Fratres erscheinen, während jedoch Nikola, Pavle, Mara u. s. w. auf's Feld müssen, um im Schweisse ihre Gaben an Sultan und Pfarrer zu verdienen, suchen Don Antonio, Carlo u. s. w. getrost ihr warmes Lager wieder auf!

Zu einer Zeit, als die orientalisch-bulgarischen Christengemeinden nur in halb unterirdischen Räumen ihre Andacht verrichten durften, gelang es bereits den Missionären, sich durch Oesterreichs Einfluss sultanliche Fermane zur Errichtung stolzer Kirchenbauten zu erwirken. Allmälig erhoben sich in Mitte der sonst ärmlichen vier Pfarrdörfer eben so viele für jenes Land riesige Kirchen mit hohen Thürmen, welche den Stolz der Geistlichen bildeten und den Neid der nahen bulgarisch-orientalischen Gemeinden erregten. Das Geld für diese Bauten kam zum kleinsten Theile aus Italien, zum grösseren aber vom österreichischen Kaiserhause, aus dem „Redemptoristenfonds" und von anderen frommen Stiftern aus Wien. Die Kirche „la Nativita della Madonna Santissima" zu Belina kostete über 80,000 Gulden, „Santa Anna" zu Lažin etwas weniger, Oreše's Kirche „della Maria Immaculata", welche 9000 Zechinen verschlang, ist dem Einsturz nahe, und die Kirche „San Michele" von Trenčevica liegt bereits in Trümmern. Der Gottesdienst wird dort in einem provisorisch gezimmerten Holzbau verrichtet.

Nicht Elementarereignisse verschuldeten den raschen Ruin der letztgenannten Kirchen, sondern der Unverstand der geistlichen Bauführer, welche italienische Baumeister beriefen, bei den Fundamenten kargten, für Oberbau und Decoration aber umsomehr verschwendeten. Namentlich wurde für bestechenden Kleiderpomp der lebensgrossen, aus Italien bezogenen Wachsfiguren der Heiligen viel gethan. Die h. Anna zu Lažin besitzt Werk- und Feiertags-Costume, welche einen ganzen Schrein füllen, darunter Kleider von schwerster Seide, um welche

manch occidentale Modedame sie beneiden könnte. Gleich pomphaft sind die Ornate der Geistlichen, welche grossentheils durch Vermittlung der österreichischen Consuln von Wien aus gespendet wurden. Hingegen fehlt es in den Kirchen an den einfachsten Sitzbänken für die Gläubigen und während des oft Stunden lang dauernden Gottesdienstes selbst im Winter liegen und knieen sie auf dem kalten Steinpflaster.

Unmittelbar neben den Kirchen erheben sich die namentlich zu Belina und Trenčevica stockhohen ansehnlichen, im Innern ganz comfortabel eingerichteten Pfarrhäuser und Wirthschaftsgebäude der Missionäre. Vergebens forscht man jedoch in diesen ansehnlichen Bauten nach dem bescheidensten, dem Unterricht gewidmeten Raume. Wären die geistlichen Herren nicht moralisch verpflichtet gewesen, mindestens einen kleinen Theil jener Hunderttausende von Gulden, welche ihnen im Laufe vieler Jahre aus Oesterreich und anderen Staaten zugeflossen sind, oder der Abgaben ihrer Pfarrkinder zur Erziehung derselben zu verwenden? Wer wollte es wagen mit Nein zu antworten? Es klingt vielleicht unwahrscheinlich, ist darum aber nichts desto weniger eine von mir erhärtete Thatsache, dass in allen vier katholisch-bulgarischen Pfarrdörfern, deren jedes 2 Geistliche nährt, weder Kinder noch Erwachsene des Schreibens oder Lesens im J. 1871 kundig waren! Alle Gebete wurden mechanisch ohne Buch recitirt. — Natürlich, über unwissende Heerden gestaltet sich das Herrschen leicht!

Hingegen zählt jedes Dorf 20—40 erwachsene Mädchen, welche sich durch eine nonnenartige Tracht auszeichnen, die ihre Zeit anstatt auf dem Felde ihrer Eltern — im Weingarten des Herrn zubringen, welche auch an Werktagen, wo in den orientalisch-bulgarischen Orten kein Familienglied feiert, stets in den allezeit offenen Kirchen oder in den Räumen des Pfarrhauses zu finden sind. Auf Anrathen der Geistlichen haben sie dem sündhaften Heirathen entsagt und dem Herrn sich verlobt. Einzelne, bei welchen sich der Glaube manchmal etwas zu auffallend äussert, werden aber rechtzeitig in das katholische Nonnenstift nach Bukarest gesendet!

Vor einigen Jahren versuchte ein junger römisch-katholischer Bulgare aus dem ungarischen Banat eine Schule in Belina zu begründen. Der Pfarrer bereitete diesem Beginnen grosse Schwierigkeiten, und als er nun auch die Bauern über ihre traurigen Verhältnisse aufzuklären begann, da wussten die Patres durch allerlei Intriguen beim österreichischen Consulate und den türkischen Autoritäten zu Rusčuk den Wolf bald aus ihrem Revier zu verscheuchen. Ein Stachel war jedoch zurückgeblieben, der im Stillen fortwirkte. Längst waren die jungen Männer der Missionsorte darüber erbittert, dass viele der hübschesten Mädchen durch den „Dienst der Kirche" dem Heirathen entzogen wurden. Auch viele einsichtsvollere Familienhäupter beklagten den Entgang einmal an Arbeit und auch

an Gewinn, da bei den Bulgaren wie bei allen Südslaven die heirathsfähigen Töchter nur gegen eine materielle Ablösung an die jungen Bewerber übergehen werden. So schleppte sich die unglückliche Lage bis 1873 hin, als ein unerwartetes Ereigniss an derselben rüttelte.

In demselben Dorfe Belina besteht neben der römisch-katholischen auch eine kleine orientalische Gemeinde, welche durch das im Jahre 1871 creirte Constantinopler bulgarische Exarchat dem Rusčuker Sprengel zugetheilt wurde. Als nun



Katholisch-bulgarische Nonnen zu Oreše.

der gleichfalls neu ernannte bulgarische Bischof seine Diöcese zum erstenmal bereiste, machte dessen humanes, culturfreundliches Auftreten im Contraste zu dem herrischen Benehmen der italienischen Patres auf die katholische Majorität des Dorfes tiefsten Eindruck. Die Aufklärung ist eben ein Medium, das allmählig oder durch irgend einen Zufall begünstigt, selbst über chinesische Mauern dringt und namentlich dann, wenn ihr verletzte moralische und materielle Interessen zu Hülfe kommen. Im Jahre 1872 gelangte der lange verhaltene Groll des intelligenteren Theiles in der katholischen Bulgarengemeinde Belina's endlich zum Ausbruch. Die Bauern kündeten den Fratres den Gehorsam, indem sie laut die Abstellung alter Missbräuche forderten. Als sie kein Gehör fanden, riefen sie die

Intervention der türkischen Behörden an. Diese traten jedoch anfänglich auf Seite des über „Bakschisch“ verfügenden Pfarrers und Dedo Neško der Hauptsprecher büsste sein Beginnen mit kurzer Haft im Hafus zu Svištov. Die hierdurch noch mehr erbitterten Opponenten wandten sich aber nunmehr mit ihren wohlbegründeten Klagen an den Vali nach Rusčuk und dieser intervenirte insofern zu Gunsten der Bittsteller, als er dem aus Bukarest zur Schlichtung der schlimmen Händel herbeigeeilten katholischen Bischof Msgr. Ignazio Paoli das erbetene Bujuruldi zur Reise nach Belina verweigerte. Der Vali führte zu seiner Rechtfertigung an, dass seines Wissens Msgr. Paoli bei der Pforte niemals die Anerkennung als römisch-katholischer Bischof nachgesucht habe und daher zur oberhirtlichen Jurisdiction auf sultanlichem Boden unberechtigt sei.

Erst dem angerufenen energischen Einschreiten des österreichisch-ungarischen Internuntius zu Constantinopel gelang es nach langen unerquicklichen Verhandlungen im Frühjahre 1874 die Vorwände des Rusčuker Vali Abdurrachman mit diesem selbst zu beseitigen und Paoli freie Bahn nach Belina zu öffnen. Die in ihrer Paschaexistenz bedrohten Geistlichen wussten bald den sonst humanen, der bulgarischen Sprache aber gänzlich unkundigen Msgr. Ignazio in ihrem Sinne zu beeinflussen, alle Klagen auf Umtriebe der „Schismatischen“ zurückzuführen und sich als Märtyrer für die h. römische Kirche zu geriren. Trotz aller Bemühungen des Bischofs beharrten jedoch die Bauern von Belina in ihrer Opposition und auch die drei anderen Gemeinden begannen schwierig zu werden. Aller Wünsche vereinten sich dahin: „Die für sie bestimmten Pfarrer sollten der bulgarischen Sprache mächtig sein, einen fixen Gehalt beziehen und zwar im Verhältnisse zu ihren wirklichen Bedürfnissen, die Gebarung des Kircheneinkommens solle einem gemischten Orts-Sovet (Rath) überantwortet werden und Mädchen, welche sich für den Nonnenstand entscheiden, mögen fortan nicht länger im Dorfe weilen, sondern in ein Kloster sich begeben.“

Diese, wie man zugeben wird, durchaus gerechten Wünsche wurden leider von Bischof und Pfarrern als unerfüllbar bezeichnet. Die unerquickliche Fehde dauerte fort und die erbitterten Bauern gaben ihr, trotz der angedrohten Excommunication, durch Verweigerung aller Abgaben in Geld oder Naturalien an die „Domini“ stärkern Ausdruck. Die türkische Regierung lehnte die ihr angesonnene Partheinahme für das unmoralische Treiben der ausländischen, ihrer Jurisdiction entzogenen Priester vollkommen ab. Die viel gequälten vier Katholikenorte drohten aber zur orthodoxen Kirche überzutreten, falls das Benehmen der Geistlichen sich nicht ändere. Dass sie sich dem bulgarischen Exarchate bereits unterworfen hätten, wie neuestens behauptet wurde, beruht jedoch auf falschen Gerüchten.

Und bei solch traurigen Verhältnissen glaubt man noch immer in gewissen Kreisen Oesterreichs und namentlich am Centralsitze der römischen Propaganda

zu Adrianopel die Hoffnung hegen zu dürfen, das Bulgarenvolk werde in den Schooss der Papstkirche zurückkehren! Ein jüngster Beweis dafür findet sich im Wiener „Vaterland" (1. April 1876), wo die Bulgaren, in einer ihre Leiden schildernden Correspondenz aus Adrianopel, mit der Aussicht auf dauernde politische Unabhängigkeit von der Pforte erneuert für Rom geködert worden. Es heisst dort: „Wir endigen mit dem, was uns die Geschichte lehrt. Die Türken sind eine Strafe Gottes wegen des im Oriente bestehenden Schisma; und diese Strafe ist eine gerechte. Mögen darum die unglücklichen Bulgaren und Griechen erwachen, mögen sie den schon lang dauernden und fanatischen Hass, den sie gegen ihre treulos verlassene Mutter, die katholische Kirche, im Herzen tragen, endlich einmal ablegen und sich wieder mit ihr vereinigen, und sogleich wird die Vorsehung Gottes Mittel und Wege finden, ihre Leiden zu enden. Wir haben gesagt, dass die Türken eine Strafe für das Schisma sind. Wir wiederholen diese Behauptung, obgleich man uns mit den von der unmittelbaren türkischen Macht befreiten Provinzen, z. B. Walachei, Serbien und Griechenland wahrscheinlich widerlegen möchte. Aber was gilt die politische Existenz der kleinen Herrschaften, welche nur der Gnade ihrer Nachbarn ihr armes Dasein zu verdanken haben?" — Diese Aussprüche bedürfen wahrlich keines Commentars!

Ob der wahre Katholicismus, sowie Oesterreich-Ungarn, welches als katholische Schutzmacht das Ansehen desselben zu stützen sich berufen fühlt, durch derartiges Vorgehen in der grossen orientalisch-bulgarischen Majorität an Sympathien gewinnen können, mag der Leser selbst beurtheilen. Ich selbst wünschte den am Pfarrhause zu Belina prangenden Schild mit dem kaiserlichen Doppelaar und der Umschrift: „Viccariato Cattolico in Belina, sotto la protezione di Sua Maesta I. R. Apost. d'Austria" für so lange entfernt zu sehen, bis das veränderte Betragen der ihn nach allen Richtungen als „Schild" ausnützenden geistlichen Herren aus Rom sich dieses hohen Schutzes als würdig erweist. Schwerlich ist jedoch von Seite der im altgewohnten Thun ergrauten Patres und ihrer auf gleichen Pfaden wandelnden Jünger eine Aenderung mehr zu erwarten! Neben den in Kirche und Schule eifrig fortschreitenden Bulgaren orthodoxer Confession, bilden aber die in unfruchtbarer Negation allem Fortschritte feindlichen Pfarrer der katholischen Missionsdörfer für diese eine wahre Geissel, welche die österreichische Schutzmacht zu radicalen zweckgemässen Schritten schleunigst veranlassen sollte. Noch giebt es genug wackere katholische Priester, welche die Seelsorge anders als die italienischen Römlinge aufzufassen und zu üben verstehen!

Man könnte aber vielleicht glauben, dass die hier wahrheitsgetreu geschilderten traurigen Zustände nicht den Geistlichen dieser vier bulgarisch-katholischen Gemeinden gänzlich zur Last gelegt werden dürfen; sondern dass mindestens ein Theil der Schuld auf letztere zurückfällt, indem sie gar nicht oder wenig bildungs-

lustig seien. Dem widerspricht aber ein Blick auf die überraschend hohe culturelle Entwicklung ihrer Religions- und Stammesgenossen im südlichen Ungarn. Als sogenannte „Paulikianer" waren sie etwa 4000 Familien stark über die kleine Walachei, um 1740 dort eingewandert und von der Kaiserin Maria Theresia als willkommene Ansiedler mit reichen Privilegien ausgestattet worden, welche ihnen nationale Schwurgerichte, ein Wappen u. s. w. verbrieften. Allmälig gründeten sie im Banate 13 Niederlassungen, von welchen Vinga die bedeutendste. Diese katholischen Bulgaren sind weit im Lande berühmt, nicht allein durch ihre Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe, in welchen sie mit den dortigen Deutschen wetteifern, dann durch ihre ausgezeichnete Acker-, Bienen- und Weinwirthschaft; sondern namentlich durch ihren Bildungstrieb. Unter 100 findet man kaum 3, die nicht lesen könnten. Sie halten ausserordentlich viel auf den regelmässigen Schulbesuch ihrer Kinder und selbst ein Waisenkind würde dem Vormund weggenommen, falls er es nachlässig zur Schule schickte. In den Comitats-Gefängnissen zählt desshalb auch ein Bulgare zur Seltenheit! Diese vollkommen zuverlässigen Daten zeigen aber in hellstem Lichte, was die römischen Priester aus Italien in den vier katholisch-bulgarischen Missionsorten bei Svištov verbrochen haben!

Nach dieser längeren Excursion auf die bisher mit einem Schleier bedeckte Terra „römischer" Volkserziehung im danubischen Balkangebiete nehme ich meinen unterbrochenen Routierfaden wieder auf. Die Herren aus Svištov, welche mich nach Oreše begleitet hatten, kehrten nach der Stadt zurück und bald hatte auch ich den Missionsort und seine „hochwürdige" Conferenz glücklich im Rücken. Mit einer Zeile der Empfehlung Don Mariano's für seinen Amtsbruder in Belina brach ich dahin auf. In Folge der Enttäuschung, welche ich von Oreše mitgenommen, hatte sich meiner eine höchst unerquickliche Stimmung bemächtigt. Meine Brust erweiterte sich erst wieder beim Anblicke des grossartig breiten Donauspiegels, der, als wir aus dem gegen N. sich öffnenden Risse des Orešebächleins heraustraten, plötzlich erschien. Am flachen Flussufer hinreitend, befanden wir uns bald auf der von Svištov nach Belina führenden Vicinalstrasse. Wir passirten den kleinen von Buzurluk zur Donau rinnenden Wasserlauf, dann eine Gruppe von 5 Tumuli, liessen das von Bulgaren und Tscherkessen bewohnte Djakovo links und erreichten nach dreistündigem Marsche auf dem fruchtbaren Alluviumstreifen, welcher in ansehnlicher Breite hier dem Fusse der hohen Lössterrasse vorlagert, Belina, dessen weisser Kirchthurm einen erwünschten Orientirungspunkt im Gewirre der vielgetheilten Strominseln für die Steuermänner der Donaudampfer bildet.

An einem Ziehbrunnen dicht beim Dorfe stiess ich auf eine Gruppe hochgeschürzter Frauen in buntgestickten, weitfaltigen Hemden mit wollenen Vor- und Rückschürzen und eigenthümlichem Chignon-Kopfputz. Mehr als das höchst pitto-

reske Costume verriethen ihre kleinen Füsse und eleganten Bewegungen ihre romanische Nationalität. Belina zählt zu den vielen buntsprachigen Dörfern Bulgariens. Ich verzeichnete 157 katholisch-bulgarische, 76 walachische, 12 türkische und 10 Zigeunerhäuser. Sein mit hohen Wänden von Rohrgeflecht umzäunter Pfarrhof überraschte mich durch die grosse Ausdehnung und Regelmässigkeit der Gebäude, noch mehr aber contrastirte mit der sonstigen Physiognomie des Dorfes die ausser allem Verhältniss zu diesem stehende grossartige Kirche im modern italienischen Renaissancestyle, von deren riesigen Baukosten ich bereits (S. 167) sprach. Mit fremdem Gelde lässt sich's gut bauen, dachten die Herren Patres vom Herzen Jesu. Aber die Zeiten, wo man allein mit stolzen, sinnberückenden Bauten, mit prächtig staffirten Wachspuppen, Heiligenbildern u. s. w. die Schäflein kirrt, scheinen selbst in Bulgarien dem Ende nahe. Don Gasparo „del Gesu bambino“, der während P. Mariano's Abwesenheit fungirende Cooperator, bemühte sich vergebens, die Pfarrkinder weit weg von mir zu halten. Trotzdem kamen mir wenig erbauliche Dinge zu Ohren. Ich merkte rasch, dass zwischen den geistlichen Herrschern und ihren Regierten nicht Alles richtig stehe, und ahnte, dass die straff gespannten Verhältnisse bald böse Stürme herbeiführen müssen. Dass sie bereits im nächsten Jahre hereinbrachen, dazu haben wohl die bereits S. 170 erwähnten äusseren Anlässe unläugbar nicht wenig beigetragen.

Nachdem ich die architektonisch prächtige Kirche in allen Theilen besichtigt hatte, wandte ich mich zu den im Dorfe reich vorhandenen Resten aus der classischen Epoche. Zahlreiche antike Steine sind in den Grundfesten und Mauern der Missionsbauten verschwunden. Im Pfarrhofe sah ich viele Marmor-Säulenschafte, Basen, verwischte Votivsteine u. s. w., am Donauufer einen beträchtlichen Theil des römischen Bollwerkes und seiner Uferschutzmauer mit vortrefflichem Cementgefüge. Bei niederem Wasserstande treten auch die Reste einer Wasserleitung und eines grossen Thores hervor; der Marmor-Torso eines Apolls, von dem ich im J. 1862 zu Vidin gehört, war leider nicht mehr aufzufinden. Nach der Ansicht der Patres hatte hier einst „Mikro-Byzantium“ gestanden, welche Behauptung jedoch der Bestätigung bedarf. Jedenfalls möchte ich Belina als ein sehr beachtenswerthes Terrain den Archäologen empfehlen.

Unser Weg nach Nikopoli führte hart am Donauufer gegen W. über drei kleine Wasseradern, an welchen südlich ebenso viele Orte in kurzen Abständen von einander liegen. Bei Belavoda (auch Turk-Belina genannt), einem hübschen Dorfe mit 30 bulgarischen und 45 tatarischen Gehöften, erstiegen wir die Terrasse. Der Zufall wollte, dass wir dicht an einem Hause hielten, in dem, wie herausdringende laute Wehklagen der Frauen verriethen, ein alter Bulgare in das Reich der Schatten hinübergewandert war. Mein Zaptie erblickte darin eine unheilvolle Vorbedeutung für unsere Weiterreise und war nicht zu beruhigen, bis

wir die Unglücksstätte mit einem kurzen Halte im tatarischen Mahale vertauschten. Dieses sah sehr freundlich aus und in seinem Čorbaschi lernte ich einen vortrefflichen, ziemlich gebildeten Mann kennen, der uns nicht nur in gastfreundlichster Weise mit einem Morgenimbiss (Milch, Honig, Brot u. s. w.) bewirthete, sondern in seinen besten Kleidern zu Pferde stieg, um persönlich den Weg uns nach dem 1 St. fernen Eremenli zu zeigen. Er streifte mit der charakteristischen Kantschupeitsche leicht sein Pferdchen und fort ging es über die Hochebene in raschem Trabe, den ich aber aus Rücksicht für unsere Thiere (bei 31° Cels. im Schatten) bald mässigen musste. Nächst einer zu Eremenli gehörenden Mühle verabschiedete ich mich von meinem höflichen Begleiter aus den Krimgefilden, dessen Benehmen meine längst gefasste gute Meinung von seinem Stamme noch mehr stärkte.

Während unseres Rittes war, so weit der Blick reichte, der prächtige Grasboden mit zerstreut weidenden Heerden bedeckt, Baumoasen erschienen aber selbst in den zur Donau ziehenden tiefen Einschnitten nur spärlich. Der Löss reicht ziemlich weit südwärts, etwa 6—8 Meilen in's Land hinein. In der nächsten Umgebung von Nikopoli besitzt er jedoch nur geringe Mächtigkeit, denn hier treten unmittelbar am Donaurande miocäne Tertiärschichten auf, bestehend aus sandigen Kalkbänken mit unterlagernden Letten und Mergeln, welche nach Fötterle's Bestimmung zahlreiche Steinkerne und Abdrücke von Cerithien, Cardien u. s. w. enthalten. Die Kalkbänke sind fest, brechen in grossen Blöcken auf die Schichtung ab, so dass sie nahezu senkrechte Felswände bilden, welche von dazwischen auftretenden sanfteren Lettenhängen scharf abstechen, wie man dies trefflich am Festungsplateau von Nikopoli beobachten kann. Die sandig-lettigen, guten Untergrund für eine üppige Vegetation bildenden Schichten sind der ungarisch-siebenbürgischen Pala sehr ähnlich, bergen viele Hydrat-Ausscheidungen von grüngelblich-opalartiger Kieselerde und verursachen, wo sie in grösserer Ausdehnung unter dem Kalke auftreten, weil durch Auswaschungen leicht löslich, oft bedeutende Depressionen des Terrains.

Auf der monotonen, weit gegen W. zum Osem sich erstreckenden Hochebene bildeten die oft sehr von der senkrechten Linie abweichenden buckeligen Telegraphenstangen, zugleich Lieblingssitze der Raubvögel, oft die einzige Abwechselung, bis wir nach einer weiteren Stunde gegen NW. abbogen und kurz vor der Stadt endlich eine mit Obstgärten besäumte Schlucht betraten. Heitere Staffagen in italienischer Weise belebten sie und das überhängende, unter der reifenden Früchte schwerer Last sich beugende Gezweige beschattete und kühlte uns wohlthuend bis zum Beginn des bulgarischen Viertels von Nikopoli, durch dessen endlose Čaršia wir an den neuen „Kumpania Han" gelangten.

Dieses weitläufige Karavanserai unterscheidet sich von kleineren landesüblichen Han's weder durch vermehrten Comfort, besseres Mobiliar, grössere Reinlichkeit

u. s. w., wohl aber durch das Associationsprinzip, durch die Vereinigung einer kleinen Räuberbande zur Ausbeutung der „Franken“, welche durch Geschäfte nach Nikopoli geführt werden. Es kostete viele Mühe, für das mir eingeräumte Staatszimmer einen wackeligen Tisch und zwei elende Strohsessel herbeizuschaffen, und der Chef der „Kumpania“ wunderte sich, dass ich von dem ekelhaft schmutzigen Bette keinen Gebrauch machte, sondern schlecht und recht mein eigenes vorzog. Dies Alles hatte jedoch auf die Werthbemessung des nicht Geleisteten keinen Einfluss und ohne mich der Verleumdung schuldig zu machen, stelle ich diesen „Kumpania Han“ als eine der abschreckendsten Hantypen an der unteren Donau hin.

Wie einst im alten Oesterreich wird man neuestens in der Türkei mit vielen unnützen Passformalitäten gequält. Die Stelle der von Mithad creirten „directeurs des passeports“ wird in den Donauhäfen, der nothwendigen Sprachkenntnisse wegen, gewöhnlich von Bulgaren, Armeniern, Griechen oder Juden bekleidet und meistens sind es angenehme, gebildete Leute. Ich war kaum abgestiegen, als sich auch der „Pasapordži“ von Nikopoli Herr S. Stavropulo schon ankündigte, um meine Papiere zu prüfen. Mein Ferman flösste ihm heilsamen Respekt ein und er stellte mir seine guten Dienste freundlich zur Verfügung.

Zunächst besuchte ich den Kaimakam, um mir das erforderliche Geleite zur Besichtigung des „Kaleh“ (Festung) und anderer archäologischer Reste der interessanten Stadt zu erbitten. In liebenswürdigster Weise begegnete der Kreischef meinem Wunsche. Er bedauerte dabei lebhaft, nicht persönlich meinen Cicerone machen zu können, da er zufällig am nächsten Tage die Stadt verlassen musste, in die er vor kaum zwei Jahren gekommen war. Er sollte in üblicher Weise einem Günstling des neuen Vali das Feld räumen.

Nikopoli liegt in einer langgedehnten Schlucht, welche gegen die Donau sich erweitert. Ich begann meine Wanderung mit dem Besuche des Donauviertels. Es besteht aus schlechten türkischen Häusern, bei welchen das Holz vorwiegt, aus Kaffeebuden, Fischerhütten u. s. w. Selbst das Mauth- und Dampfschifffahrtsbureau befinden sich in feuergefährlichen Baracken und die Schiffslände ist selbst vergleichsweise zu Svištov und Rusčuk höchst vernachlässigt. Die Todtenstille am Quai sticht auffallend von dem lebhaften Treiben am walachischen Ufer ab, wo an Turnu-Magurelli's Skela Hunderte von Wagen sich bewegen und zahlreiche Dampfer und Schlepper verschiedener Gesellschaften Frachten nehmen oder löschen. Die türkische Regierung kümmert sich aber nicht um das Aufblühen ihrer Handelsstädte und drückt auch zu Nikopoli den Verkehr mit unnützen fiscalischen Plackereien, so dass selbst dessen ausser allem Verhältniss zur Productions- und Entwicklungsfähigkeit Donau-Bulgariens stehender Handel einzig auf Rechnung seiner Kaufleute zu setzen ist.

Im Getreide- und Rohwaarenexport spielen namentlich spanisch-jüdische

Händler die erste Rolle. Ihr Viertel, nahe der verfallenen katholischen Kirche, enthält die nettesten Gebäude der Stadt. Beinahe sämmtlich einstöckig und im Innern europäisch ausgestattet, sprechen sie für den sprüchwörtlichen Fleiss und für den Werth, welchen diese durch spanischen Fanatismus hierher verschlagenen Kaufleute einem angemessenen Comfort beilegen. Die Majorität der Stadtbevölkerung, sowohl Türken als Bulgaren, betreibt neben Agricultur und Fischerei das Kleingeschäft. In der Čaršia sah ich einige trefflich ausgestattete Läden. Die schweren, aber weniger gesuchten Seidenstoffe, Tuche, dann Glaswaaren und Goldgespinnste werden, wie ich hörte, aus Wien bezogen; die bunten, leichteren Foulards mit orientalischen Desseins, sowie viele andere eigens für den türkischen Geschmack erzeugte, mit Etiquetten in allen denkbaren Sprachen versehene Waaren kamen aus Constantinopel, wohin sie aus der rührigen Schweiz und Frankreich importirt werden. Auch manchen englischen Artikeln, besonders Porzellan, Gummi- und Quincailleriewaaren begegnete ich und daneben erschienen primitive, durch Handarbeit verfertigte Armbänder, Kupferwaaren, Lederarbeiten, Teppiche, messingne Leuchter, Gürtelschnallen und andere bulgarische Industrie-Erzeugnisse, welche trotz der ausländischen Concurrenz, wegen ihrer unglaublichen Billigkeit Käufer finden.

Nikopoli's unbedeutende Stellung im Donauhandel und sein ungebrochener orientalischer Anstrich erklären sich durch dessen vorherrschend türkische Bevölkerung. Es zählt neben 900 osmanischen und 25 israelitischen, nur 30 Bulgarenhäuser. Trotz ihrer geringen Zahl, besitzt die kleine christliche Gemeinde eine nette Kirche und ziemlich gute Schule, beide entbehren natürlich aller architektonischen Zier, aber auch unter den türkischen Moscheen sah ich keine von irgend welcher monumentalen Bedeutung. Nur ein Brunnen im Türkenviertel fiel mir durch die bizarre Form seines kioskartigen Gehäuses auf, welches mit den nahen Café's u. s. w. einen lohnenden Vorwurf dem Maler bieten könnte. Der Uhrthurm steht isolirt auf der nackten Höhe im Osten der Stadt als ihr weithin sichtbares Wahrzeichen.

Nikopoli besitzt eine kleine, höchst interessante Kirchenbaute im byzantinischen Style, auf deren Centralkuppel heute eine Storchfamilie ihren malerischen Horst aufgeschlagen hat. Eine Restauration dieser Kirche, welche ich im III. Bande näher schildern werde, erscheint vom kunsthistorischen Standpunkte höchst wünschenswerth und wäre, wenn bald unternommen, mit geringen Kosten verbunden. Leider ist zur Erfüllung dieses Wunsches geringe Aussicht vorhanden. In der Stadt selbst wohnen nur wenige Katholiken, die türkische Regierung und auch die orthodox-bulgarische Bevölkerung hegen aber nicht das bescheidenste Interesse für das „lateinische“ Monument, die Patres der nahen Missionsorte verwenden die ihnen zuströmenden Gelder für näher liegende Zwecke und auf einen fernen Mäcen ist kaum zu hoffen.

Nachdem ich das verfallende Denkmal aus weit zurückgelegener byzantinisch-bulgarischer Epoche durch verschiedene Aufnahmen gänzlichem Vergessen zu entreissen gesucht hatte, ging ich an die Besichtigung der sogenannten Festung. Nikopoli ist jedenfalls zwischen Vidin und Rusčuk der einzige Punkt, der mit einigem Recht auf diesen Namen Anspruch erheben kann, da die Werke zu Arčer, Lom, Rabova nur aus ganz primitiven Erdschanzen bestehen und jene von Svištov kaum mehr zu erkennen sind. Nur Nikopoli vermöchte die Ueberschreitung der Donau durch einen aus dem jenseitigen Alutathal vorgehenden Feind zu hindern und, falls sie dennoch erfolgte, eine bedrohliche Position im Rücken des gegnerischen, auf der mittleren Donau-Terrasse operirenden Corps zu bilden. Wohl müssten die Türken in allen Fällen sich bei Annäherung des Feindes in den Besitz des gegenüber gelegenen Brückenkopfes Turnu setzen und ihn wie in früheren Zeiten befestigen. Denn dieser Punkt bedeutet für Nikopoli genau dasselbe, was Kalafat für Vidin, was Giurgevo für Rusčuk. Schon gegenwärtig müsste aber eine Verstärkung der vom russischen General Kamenski im J. 1810 genommenen und geschleiften Werke von Nikopoli, entsprechend den Anforderungen moderner Fortificationskunst eintreten, denn so günstig auch dessen natürliche Lage, reicht sie doch allein ohne künstliche Nachhülfe nicht aus.

Die Festung besteht aus der Citadelle und dem sogenannten „Tuna Kaleh". Letzteres eine Art Fort mit Erdwall, Mauern und Graben, enthält einige Häuser für die Besatzung, Einschnitte für 5 Geschütze und communicirt an der Ostfront mit der Stadt durch ein Thor mit Zugbrücke. Mit seinem Flaggenstocke, gelehnt an die von vielen Raubvögeln bewohnte Felswand, sieht es mehr malerisch als fest aus, doch könnte man von hier nur auf halsbrecherischen Wegen in die obere Feste gelangen. Es wäre nicht leicht mit stürmender Hand da hinauf zu kommen und ich für meinen Theil zog den bequemeren, doch immer noch steil genug ansteigenden Hauptweg vor. Die Citadelle folgt in ihrer Anlage den Linien des Plateaukopfes in länglicher Dreiecksform. Die Winkel ihrer östlichen Schmalseite werden durch je eine, die gegen Westen gerichtete Spitze durch eine halbkreisförmig vorspringende Bastion, die beiden Langseiten gegen N. und S. durch je zwei, das Ganze also durch 7 Bastionen vertheidigt. Sie führen folgende Namen: Solak-, Taš-, Sirdim-, Jeribatam-, Hambarla-, Kotsch- und Mezinoglu-Tabia und enthalten Geschütze von verschiedenstem Kaliber, Alter und Ursprung.

Für ein an occidentale militärische Ordnung gewöhntes Auge trägt jede türkische Festung mehr oder minder den Stempel der Lächerlichkeit. Wir wissen aber aus der Geschichte des letzten russisch-türkischen Krieges, dass die Türken erst an den Ausbau ihrer Festungen gehen, wenn der Feind bereits sich ihnen nähert, und dass sie diese rasch entstandenen Nothwerke mit bewundernswerther

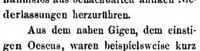
Zähigkeit und Bravour zu vertheidigen verstehen. Dass die Citadelle von Nikopoli allzusehr von einigen nahen Höhen dominirt wird, ist aber so einleuchtend, dass selbst die sorglose, dem „Inschallah" und der Zukunft huldigende Constantinopler Genie-Direktion deren Verstärkung durch einige Erdredouten vor Jahren bereits anordnete. Ich selbst sah eine solche im J. 1871 auf der Ostseite der Stadt vollendet und andere sollten bald in Angriff genommen werden.

Wie in allen türkischen festen Plätzen wohnt auch in Nikopoli's Citadelle eine ziemlich starke Civilbevölkerung, welche, zu ihrer Vertheidigung als „Toptschi" (Kanoniere) berufen und verpflichtet, dafür mancher Vorrechte geniesst. Die etwa 100 türkischen Häuser, Dschamien und Hütten gruppiren sich in einer langen, das „Kaleh" durchschneidenden Strasse und werden im Verfalle nur von den erbärmlichen Nizams-Casernen übertroffen, welche an den Wällen der verschiedenen Werke kleben. Durch die westlichste Bastion trat ich hinaus auf einen weitläufigen Friedhof, zwischen dessen beturbanten Steinen ich mich niederliess und eines entzückenden Ausblickes auf die schöne Landschaft genoss. Jenseits des mächtigen Stromes lag, unfern der breiten Mündung der die siebenbürgischen Karpathen durchbrechenden Aluta, das handelsthätige Turnu-Magureli, umrahmt von hübschen Baumparks, weissen Villen und durch radienartig von der rasch aufblühenden Stadt auslaufende Strassen mit dem Dampfschifflandeplatz und den im Umkreise liegenden zahlreichen Ortschaften verbunden, ein freudig anmuthendes Keimen beginnender Civilisation. Auf dem walachischen Donauufer verschwinden allmälig unter dem auf die Hebung des materiellen Wohlstandes besorgten Fürsten Carl die traurigen Spuren vielhundertjähriger Völkerkämpfe und auch im Innern des Landes entwickelt sich mit staunenswerther Schnelligkeit ein reiches Städteleben. Auf dem türkischen Ufer jedoch vermag der unparteiische Beobachter nur geringe Fortschritte zu verzeichnen, denn die grössere Zahl der herrschenden Race hat für Arbeit so wenig Sinn, wie die ihnen stammverwandten Hunnen, an deren Verwüstung der Balkanländer das ferne auftauchende „Osem Kalesi" mahnt. Ich besuchte nicht diese interessante Ruine aus der Römerzeit, da bereits Lejean sie mit jenem „Asemus" des Priscus identificirte, welches Attila während seines fluthähnlichen Vordringens gegen Westeuropa vergebens zu nehmen trachtete. Bekanntlich vermochten sich nur wenige und selbst bedeutend festere Plätze ähnlicher Widerstandskraft zu rühmen. Die blutig zurückgewiesenen Hunnen unterhandelten zuletzt mit diesem kleinen Asemus und versprachen es zu schonen, falls sie deren Trainzüge durch das Osemthal unbehelligt ziehen lassen wollten.

Nach der Peut. Taf., welche Asemus „Anasamus" nennt, lag es 17 Mill. von Securisca und 9 Mill. von Utus, die Not. Imp. heisst es Ansamus und legt hieher eine Abtheilung leichter Truppen, Plinius nannte es Escamus. Mannert hatte es

westlich ganz nahe bei Nikopoli vermuthet und Lejean fand des gelehrten Forschers Ansatz auf dem „Osem Kalesi“ bestätigt, als er dort auf die nördlichen römischen Mauern des lange verschollen gebliebenen Castrums stiess. Zu Nikopoli selbst vermochte aber Lejean ebensowenig wie ich die Stätte der römischen Colonie mit Sicherheit zu bestimmen. Jede Tradition über dieselbe fehlt, und Mannert vermisste auch in den alten Quellen Nachweise, unter welchen Umständen es entstanden und wichtig geworden ist. Forbiger und andere Historiker sahen in Nikopoli an der Donau jenes „Nicopolis ad Istrum“, welches Trajan zum Andenken seines Sieges über die Dacier gegründet hatte, eine total irrige Ansicht, welche ich bereits S. 64 mit unumstösslichen Beweisen widerlegte. Das römische Nicopolis an der Donau soll vielmehr seine Gründung und seinen Namen einem Siege des Kaisers Heraclius über die Perser verdanken.*) Die mannigfachen Stürme, welche über dasselbe weggegangen, verwischten die Spuren des einstigen Castrums und ich vermuthe nur, dass es wahrscheinlich auf der Stelle der heutigen Festung sich erhoben haben dürfte. Eine genauere Durchforschung des Terrains muss einer günstigeren Epoche vorbehalten bleiben, denn was heute in Nikopoli von römischen Funden vorhanden, scheint ausnahmslos aus benachbarten antiken Niederlassungen herzurühren.


Römischer Bildstein zu Nikopoli.



Aus dem nahen Gigen, dem einstigen Oescus, waren beispielsweise kurz vor meiner Ankunft zu Nikopoli drei römische Inschriften dahin gebracht und vom Kaimakam weiter nach Constantinopel gesendet worden. Zwei neueste Ankömmlinge fand ich im Konak an wenig geschützter Stelle. Der eine, 1,26 M. hoch, 0,80 M. breit, zeigt eine bekleidete männliche, äusserst schematisch behandelte Figur in gebeugter Haltung und scheinbar gefesselten Händen, der zweite enthält die von Mommsen nach meiner Copie gelesene Votiv-Inschrift: „Marcus Titius (?) Maximus nach des Duumvirn-Collegiums Gelübde freudig gesetzt u. s. w.“ Andere

*) Sitzungsber. d. k. bayer. Ak. d. Wiss. 1869. 272.

Denkmale der classischen Epoche Mösiens befinden sich an der „Soutluk Česme" des Christenviertels. Es ist dies ein etwas verfallener, äusserst pittoresker quadratischer Brunnen, dessen Erbauer die glückliche Idee hatte, ihn grossentheils aus antikem Material zu errichten. Er bewahrte uns in dieser Weise den elegisch gereimten Nachruf, welchen Fronton, mösischer „dispensator ad fiscum" unter Marc Aurel und Lucius Verus, dem Andenken seiner Gemahlin Elia widmete. Zuletzt veröffentlichte Mommsen die grosse in ein vertieftes Bogenfeld eingelassene Inschrift im „Corpus" III, 1, 754, I, und corrigirt III, 2, S. 992, dann die zweite im linksseitigen Mauerwerk steckende Tafel im „Corpus" III, 1, 755, I. Ob diese interessanten Reste auf dem Territorium von Nikopoli gefunden worden waren, vermochte ich nicht mit Sicherheit zu erfahren; ich glaube jedoch, dass Fronton, der hohe Finanzbeamte Mösiens, seinen Amtssitz wohl im nahen Oescus (Gigen) gehabt haben dürfte.

Die wechselnden Schicksale, welche nach der Zertrümmerung des römischen Weltreiches über Osteuropa hereinbrachen, versuchte ich im I. Capitel des I. Bandes zu skizziren. An Nikopoli knüpft sich namentlich das Andenken an jenen grossen Sieg Sultans Bajazid, welcher das Loos Bulgariens für nahezu fünf Jahrhunderte entschied. Von Gallipoli, wo sie zuerst Fuss gefasst, griff die junge osmanische Macht in immer weiter gedehnten Zirkelschlägen nach Eroberungen aus. 1388 überschwemmte Murad bereits Donau-Bulgarien und Car Šišman mit seiner Familie musste sich, nachdem Nikopoli gefallen war, bei Tausli dem Sieger auf Gnade ergeben. Wenige Jahre später hatten sich die osteuropäischen Staaten unter sein Joch gebeugt. Bulgarien und das Serbenreich waren auf dem Amselfelde Kosovo 1389 zertrümmert worden, Mirtscha, der Walachenfürst, hatte sich 1391 unterworfen. Bald zitterten auch das entferntere Polen und Ungarn für ihr eigenes Loos, denn der Halbmond betrat ein Jahr später zum erstenmale ungarischen Boden.

Die näher rückende Gefahr stachelte Sigmund, Ungarns König, zu ernster That. Seine Donauflotte zerstörte 1392 die verbündeten türkisch-walachischen Schiffe, während er selbst zu Lande durch die Walachei zog, diese unterwarf und Nikopoli zum erstenmale stürmend eroberte und besetzte. An der Verfolgung seines Waffenglücks hinderten Sigmund die in dessen eigenem Reiche ausgebrochenen Unruhen und die drohende Stellung Polens. Das Anschwellen der türkischen Macht zwang den Ungarkönig jedoch bald, an deren erneuerte Abwehr zu denken; dass sie bereits der gesammten Christenheit gefährlich wurde, unterstützte seine Anstrengungen. Unter Sigmund's Fahnen sammelte sich neben seinen Ungarn ein glänzendes Heer aller Nationen. Jean-sans-Peur befehligte die sieggewohnten Mannschaften von Burgund in stolzen Rüstungen, der Connetable Philippe d'Artois und der kriegserfahrene Engueraud de Coucy, der Marschall

Beaucicault und viele andere berühmte Barone führten das französische Hülfsheer, der Pfalzgraf Ruprecht, Burggraf Friedrich von Nürnberg, Graf Hermann von Cilly die Baiern, Schwaben, Steiermärker und andere deutsche Völker, auch die deutschen und Johanniter-Ordensritter unter ihrem Grossmeister und Gressprior zogen heran und polnische, sowie böhmische Edle schlossen Sigmund's Heere sich an. Man darf sagen, dass es die Blüthe des europäischen Adels in seinen Reihen sah, und die stolze Zuversicht, welche es erfüllte, entsprach seinem Glanze. Ein Theil zog durch Serbien, der von Sigmund befehligte durch den eisernen Thorpass Siebenbürgens und auf dem Marsche durch die Walachei stiessen des Walachenfürsten Mirtscha's Streitkräfte zu ihm.

Orsova, Vidin und Rahovo wurden ohne besondere Anstrengung genommen. Zu Vidin lieferte Stracimir, der bulgarische Scheinfürst und Vasall Bajazid's, die türkische Besatzung dem Ungarkönig aus. Bei Nikopoli vereinigten sich die getrennten Theile des Heeres, das wohl an 80,000 Kämpfer zählte. Durch sechszehn Tage bemühte man sich jedoch vergebens die naher Hülfe gewisse Stadt zu nehmen. Rasch hob Bajazid die begonnene Einschliessung Constantinopels auf und zog über Adrianopel und den Balkan mit Blitzesschnelle heran. König Sigmund meinte, nicht nur Bajazid, sondern sämmtliche Fürsten des Orients wären nicht befähigt, ihn zu überwinden und namentlich glaubten die französischen Herren nicht an des Sultans Kühnheit, sich ernstlich mit ihnen messen zu wollen.

Professor Joseph Aschbach*) schilderte mit Benutzung der zuverlässigsten zeitgenössischen Quellen in trefflichster Weise Gang und Verlust der berühmten Schlacht von Nikopoli. Seine Darstellung des folgenreichen Ereignisses möge hier die verdiente Stelle finden:

„Der Uebermuth der französischen Ritter zeigte sich besonders, als man mit dem Feinde zusammentraf. Als die Vorposten des türkischen Heeres sichtbar wurden, forderten die französischen Ritter mit ihrem Führer, dem Grafen von Nevers an der Spitze, dass ihnen die Ehre des Angriffs zu Theil werde. Vergebens stellte ihnen im Kriegsrathe König Sigmund, welcher in seinen früheren Kriegszügen die Art des Kampfes der Türken kennen gelernt hatte, vor, dass man den Kern des Heeres nicht an deren leichten Truppen verschwenden, sondern auf den Kampf mit den Janitscharen und Sipahi's aufsparen müsse. Daher wären die ungarischen leichten Truppen oder die Walachen, deren Wejwode Mirtscha schon mit tausend Mann eine Recognoscirung vorgenommen hatte, in das Vortreffen zu stellen, welche Meinung auch die besonnenen, an Erfahrung reichen Männer Johann de Vienne und der bejahrte Herr von Coucy theilten. Allein die von tollkühner Kampflust entbrannten anderen französischen Führer, besonders der Connetable Philipp Graf d'Eu bestanden darauf, dass ihnen mit

*) Geschichte Kaiser Sigmunds. Hamburg, Perthes 1838.

ihren Ritterschaaren die Ehre des ersten Angriffs zu Theil werde, und obwohl Sigmund die Verkehrtheit dieser Anordnung einsah, so besass er doch nicht Ansehen und Kraft genug, diesem Ansinnen zu widerstehen. Ja er konnte nicht einmal verhindern, dass nicht die Franzosen in ihrem Uebermuth die auf Treue und Glauben übernommenen türkischen Gefangenen niedermetzelten. Am Schlachttage selbst, als Sigmund das Heer aus dem Lager geführt, wurde dasselbe in drei Treffen aufgestellt; im vordersten Treffen standen die Franzosen und Burgunder, an ihrer Spitze Johann von Nevers, der Herr von Coucy und Graf d'Eu; das mittlere Treffen, fast ganz aus ungarischen Kriegsvölkern bestehend, befehligte Sigmund selbst; das dritte, aus deutschen, böhmischen, polnischen, bosnischen, walachischen Truppen zusammengesetzt, stand unter Anführung des Palatinus Nicolaus Gara und des Burggrafen Johann von Nürnberg. In der Nacht hatte man eine zahlreiche ungarische Kriegsschaar hinter ein Gebüsch, an das sich das Vortreffen lehnte, versteckt, damit dieselbe während der Schlacht hervorbrechen, den feindlichen linken Flügel umgehen und die Türken im Rücken überfallen sollte. Jedoch war dieser Hinterhalt Bajazid's Scharfblick nicht entgangen. Er schickte eine Abtheilung des Heeres ab, den Hinterhalt zu beobachten und im Augenblicke des Vorbrechens zu zerstreuen. Sein Heer war so zahlreich, dass es mindestens dem christlichen an Streitern gleich kam, wenn es nicht, nach der Angabe einiger Schriftsteller, das Doppelte zählte. Er hatte seine Streitkräfte in zwei Heere geschieden, das eine, welches er den Verbündeten in Schlachtordnung gegenüber stellte, sollte ihnen die Meinung beibringen, dass es die ganze Streitmacht der Osmanen sei, das andere, der eigentliche Kern des Heeres, die besten Truppen der Janitscharen und Sipahi's, 40,000 Mann stark, war hinter einer Anhöhe, wo es von Sigmund und den Franzosen nicht bemerkt wurde, unter Bajazid selbst aufgestellt.

Ohne abzuwarten, bis Sigmund das ganze Heer in Schlachtordnung gestellt hatte, stürzte die französische Reiterei, im Eifer allein den Sieg zu gewinnen, sich mit grossem Ungestüm gegen das türkische Heer; nicht nur die leichten Truppen wurden geworfen, sondern auch die Janitscharen, von welchen 10,000 getödtet wurden, selbst die Sipahi's, hinter welche sich die Janitscharen retteten, konnten nicht Widerstand halten und flohen mit Hinterlassung von 5000 Todten. Die Schlacht war für die Christen gewonnen, machte die französische Reiterei Halt, ordnete sie von neuem ihre Schaaren und erwartete sie das ungarische Fussvolk, das langsam heranrückte. Dies war auch die Meinung des erfahrenen Coucy und des Admirals de Vienne. Der Connetable Graf d'Eu bestand aber darauf, den Sieg zu verfolgen. Sein Rath siegte bei den kampflustigen französischen Rittern. Aber in der Hitze des Kampfes und wähnend, dass sie das türkische Hauptheer geschlagen hätten, kamen sie, die flüchtenden Sipahi's verfolgend, an

eine Anhöhe, hinter welcher Bajazid mit seinen 40,000 ausgesuchtesten Streitern sie erwartete. Dieses nicht ahnend, stiegen die französischen Reiter, um besser die Anhöhe zu gewinnen, von ihren Pferden, wie sie dies gewohnt waren. Als sie aber die Höhe erstiegen hatten, um, wie sie glaubten, den Rest des feindlichen Heeres zu vernichten, wie gross war ihr Staunen, als sich hier Bajazid's furchtbare Streitmacht ihren Blicken zeigte! An Entkommen war nicht zu denken, die meisten hatten ihre Pferde unten an der Höhe zurückgelassen, auch hatte die türkische Reiterei sie von ihrem Rückzuge abgeschnitten. Das ungarische Fussvolk und die übrigen Truppen waren zu weit entfernt, um irgend Hülfe leisten zu können. So fiel das ganze französische Heer entweder auf dem Schlachtfelde oder es gerieth in Gefangenschaft. Unter den Todten befand sich auch Admiral Jean de Vienne, mit der Fahne der h. Jungfrau in der Hand, mit vielen Rittern; des Herzogs von Burgund Sohn, Johann von Nevers, und die vornehmsten seiner Waffengefährten wurden gefangen.

Noch ehe die Niederlage der Franzosen vollendet war, hatten die Ungarn diese aus dem Freiumherlaufen ihrer Pferde vermuthet. Noch war die grössere Hälfte des christlichen Heeres nicht in den Kampf gekommen und selbst nach der Niederlage der Franzosen konnte es den Türken den Sieg streitig machen, wenn eine geschickte Anführung nicht fehlte. Unglücklicherweise war Sigmund selbst kein trefflicher Feldherr, dazu kam, dass bei der Unentschlossenheit Sigmund's die Verräther im Heere, der siebenbürgische Woiwode Stefan Laskovich und der walachische Woiwode Mirtscha, welche die Flügel befehligten und darauf warteten, erst dann handelnd einzugreifen, wenn der Sieg sich entscheide, sich von dem christlichen Heere trennten und flohen. Dadurch wurde die Entmuthigung des Heeres zum panischen Schrecken gesteigert. Alles floh, als die Türken heranrückten. Nur der Mittelpunkt des Treffens, wo Sigmund befehligte, und jener Theil des Heeres, welchen Nicolaus v. Gara und Graf Hermann v. Cilly anführten, Polen, Böhmen, Bayern, Steiermärker und Schwaben, gegen 12,000 Mann, unterhielten die Schlacht. Als aber Fürst Stefan von Serbien, der Türken Bundesgenosse, diesen 5000 Mann frische Truppen zuführte, konnte Sigmund nicht länger widerstehen. Das ungarische Panier ward geworfen, in seiner Vertheidigung fielen die meisten steiermärkischen und bayerischen Ritter. Sigmund selbst, in grosser Gefahr schwebend, durch das Schwert der Feinde umzukommen oder in Gefangenschaft zu gerathen, ward vom Grafen Hermann v. Cilly und dem Burggrafen von Nürnberg aus der Schlacht gezogen an das Ufer der Donau."

Johann von Nevers und die begnadigten französischen Grossen wurden nach Brussa gebracht und später gegen ein Lösegeld von 200,000 Dukaten frei gegeben. König Sigmund flüchtete aber, ein zweiter Xerxes, zu Schiffe mit wenigen

Getreuen donauabwärts und kehrte über Constantinopel, nach einem abenteuerlich verlebten Jahre in Dalmatien, in sein Reich zurück.

Die nächsten traurigen Folgen der verhängnissvollen Schlacht von Nikopoli, die Befestigung der Türkenherrschaft in Bosnien und Serbien, sowie die Verwüstung der angrenzenden Gebiete bis nach Steiermark, stempelten sie, ähnlich der jüngsten Katastrophe zu Sedan, zum ernstesten Ereignisse jener Zeitepoche. Nichts begreiflicher also, dass spätere Historiker sich vielfach mit ihr beschäftigten. Ganz zuletzt geschah dies durch Herrn Prof. Philipp Brunn in Odessa in seinen „Geographische Bemerkungen zu Schiltberger's Reisen", veröffentlicht von der k. Akademie d. Wissensch. zu München.*)

Schiltberger, der „bayerische Marco Polo", hatte bekanntlich die furchtbare Schlacht bei Nikopoli als Knappe mitgekämpft und als überlebender Augenzeuge, durch treue Schilderung ihrer Vorgänge, eine der wichtigsten Quellen für deren Details geliefert. Desshalb wurde sein Büchlein wiederholt und neuestens wieder von Karl Friedrich Neumann herausgegeben und erläutert.**) Seiner trefflichen Edition setzte der gelehrte Autor das Motto vor: „Wer den Schiltberg will verstehen, muss in Schiltberg's Lande gehen." Diese richtigen Worte hätte auch Prof. Brunn beherzigen sollen, bevor er es unternahm, auf Schiltberger's Erzählung hin, die bisher unbezweifelte Thatsache anzufechten: Die Schlacht am 28. Sept. 1396 zwischen Sigmund und Bajazid sei nicht bei Nikopoli an der Donau geschlagen worden. Es ist um so dringender geboten, die Gründe genau zu beleuchten, welche Hr. Brunn für seine Ansicht in's Treffen führt, als dieselbe bereits, ohne genauere Prüfung, in die Werke neuester Autoren übergegangen ist.

Sämmtliche Historiker, welche über die fragliche folgenschwere Schlacht geschrieben, verlegten die Kampfstätte in die Nähe einer von König Sigmund vergebens belagerten Stadt „Gross-Nikopolis". Auch Hr. Prof. Brunn hält an dieser Thatsache fest, nur leugnet er, dass dieses „Gross-Nikopolis" an der Donau sich befand, sondern verlegt es sammt dem Schlachtfelde an den Rusicafluss, der nebenbei bemerkt etwa 6 Meilen von der Donau entfernt in die Jantra mündet. Das heutige Nikopoli an der Donau hält aber Prof. Brunn mit dem „Klein-Nikopolis" der Chronisten, welches mit dem in Frage stehenden Wahlplatze nach seiner Ansicht nichts zu schaffen hat, für identisch. — Auf Grundlage meiner auf dem Terrain selbst erworbenen Localkenntnisse muss ich aber Hrn. Prof. Brunn's Behauptungen als gänzlich unhaltbare erklären.

Vor Allem will ich betonen, dass jenes von König Sigmund belagerte, also von den Türken vertheidigte „Gross-Nikopolis", bei dem sich die gleichbenannte Entscheidungsschlacht zwischen Kreuz und Halbmond entwickelte, schon desshalb

*) Thomas: Brunn zu Schiltberger. Sitzungsber. d. k. bayer. Akad. d. Wissensch. zu München 1869.

**) Reisen von Johannes Schiltberger. München 1859.

unmöglich in dem „Nicopi an der Rusica" gesucht werden kann, weil die einst dort gestandene berühmte Römerstadt „Nicopolis ad Istrum", seit sie in den Völkerstürmen zerstört, nie mehr aus ihren Trümmern sich erhob. Wie ich bereits im IV. Cap. erzählte, traf ich auf dem riesigen Ruinenfelde keine Spur byzantinischer oder bulgarischer Bauten, alles Mauerwerk dort ist römisch und analog den grossen antiken Städten, auf deren Reste ich bei Zaičar in Serbien oder im J. 1871 N. W. bei Šumla stiess, blieb selbst der Name dieses Nicopolis verschollen, bis D'Anville zu Ende des 18. Jahrhunderts dessen Andenken wieder auffrischte. Bald darauf nannte v. Hammer, welcher auch die Balkanpässe, wegen Mangel an guten topographischen Behelfen äusserst confus beschrieb, vielleicht durch missverstandene Aeusserungen der Eingebornen irre geführt, die Ruinenstätte bei Nikop an der Rusica „Gross-Nikopolis". Wie ich aber vorgehend ausführte, gab es zur Zeit der türkischen Eroberung an der Rusica überhaupt keine Stadt Nikopolis und folglich konnte König Sigmund dort logischer Weise auch keine Stadt „Gross-Nikopolis" belagern.

Gehen wir nunmehr einen Schritt weiter und fragen: Wo standen aber das „Gross"- und „Klein-Nikopolis" der Sigmund'schen Heereszüge in Bulgarien? so liegt die Entscheidung nach sorgfältiger Prüfung der gleichzeitigen chronistischen Quellen, ferner bei unbefangener Auffassung der Schiltberger'schen Darstellung und namentlich, wenn man das in Frage stehende Terrain des gesammten Kriegsschauplatzes aus eigener Anschauung kennt, sehr einfach. Nach meiner Ansicht kann und darf „Gross-Nikopolis" und sein Schlachtfeld nirgends anderswo als in und bei der heutigen Stadt Nikopoli an der Donau und „Klein-Nikopolis" als jenseits auf dem ihr gegenüber gelegenen Donauufer gesucht werden. Dort befand sich noch im russischen Kriege (1828—29) ein zu Nikopoli gehörendes, mit Wassergraben und Thürmen befestigtes Fort, bei dessen mit Sturm erfolgter Eroberung durch General Malinofski (25. Januar 1829) die Russen 32 Geschütze und 5 Fahnen erbeuteten, dann Ibrahim Pascha sammt 60 Offizieren gefangen nahmen. Ich führe diese Zahlen an, weil sie für die Bedeutung dieses Brückenkopfes sprechen. Erst nachdem er gefallen, glückte es den Russen, sich des eigentlichen Nikopoli auf dem bulgarischen Ufer zu bemächtigen.*) Dieses für Nikopoli's Vertheidigung hochwichtige Vorwerk auf dem walachischen Ufer existirte aber sicher schon in älterer Zeit und war höchst wahrscheinlich das „Klein-Nikopolis" der ungarischen Heereszüge 1392—96 gewesen. Alte Karten unterstützen in nicht zu verkennender Weise diese Annahme, z. B. Ger. et Leon. Valk's „Bulgaria et Romania", wo dem mit Festungsmauern umgürteten grossen „Nikopoli" streng gegenüber eine kleinere Stadt mit dem Beinamen „Civita picola" erscheint. Die Benennung der den Hauptfesten vis-à-vis liegenden Brückenköpfe

*) Moltke, der russisch-türkische Feldzug 1828—29. S. 223.

mit „Klein“ ist übrigens in diesen Ländern nicht selten, ich erinnere z. B. an „Klein-“ und „Gross-Zvornik“ auf dem rechten und linken Drinaufer u. s. w.

Wenn nun aber der Bulgare Slavejkov, wie sich der Leser vielleicht erinnert (S. 138), Herrn Prof. Brunn so vollkommen falsche topographische Mittheilungen über den nur wenige Stunden von seinem damaligen Wohnorte Gabrovo entfernten „Dikilitaš“ gegeben hat, so ist es wohl erlaubt anzunehmen, dass die oft fehlerhaft abgeschriebenen oder falsch verstandenen Chronisten der Sigmund'schen Heereszüge im fernen Bulgarien gleichfalls von Irrthümern nicht frei geblieben sind*) und manchmal „Klein-“ mit „Gross-Nikopolis“ verwechselt haben dürften. Zufällig giebt es aber auch solche, welche die Lage beider Festen mit vollster Klarheit richtig beschrieben haben, wie beispielsweise der ungarische Chronist Bonfinius und ihr Zeugniss gelangt Hammer gegenüber, welcher ein „Klein-Nikopolis“ auf dem walachischen Donauufer grundlos leugnete, zu verdienter Ehre. Nur durch die Annahme dieser meiner den Oertlichkeiten entsprechenden ungezwungenen, auch durch ältere Karten getragenen Bestimmungen für „Gross-“ und „Klein-Nikopolis“, lösen sich die schlimmen Widersprüche und manchmal sogar komischen Vermuthungen, in welchen sich meine Vorgänger bei deren versuchter Feststellung wegen mangelnder Kenntniss des Terrains ergingen**).

Prof. Brunn bestreitet aber überhaupt, dass König Sigmund im Jahre 1396 genöthigt gewesen sei Nikopoli an der Donau zu belagern; denn er hätte es ja seit dessen erster Eroberung besetzt gehalten und dann nicht wieder verlassen. Dieser Ansicht widersprechen aber ganz entschieden die auch von Aschbach citirten zeitgenössischen Quellen. Sie erwähnen ganz ausdrücklich, dass Bajazid die im Jahre 1392 verlorenen Städte Vidin, Svištov, Silistria und Nikopoli wieder erobert hatte und nach Thurocz liess Bajazid die ungarischen Gesandten, welche ihn von der Besetzung Bulgariens abhalten sollten, erst dann vor sich, als diese bereits vollendete Thatsache war. Er empfing sie in dem mit Trophäen aus den eroberten Festen geschmückten Saale und antwortete auf diese zeigend den Friedensboten, sie sähen, er hätte nun doch wohl genügende Ansprüche auf die bulgarischen Länder***).

Die Ursachen, wesshalb aber Sigmund diesen Schimpf nicht vor 1396 rächen konnte, hat Aschbach überzeugend klar gestellt. Wohl versuchte der ungarische

*) Auch die in Jiriček, Gesch. d. Bulgaren S. 355 angezogenen Chronisten zähle ich hierher.

**) Ohne Rücksicht darauf zu nehmen, dass zwischen Rahovo und Nikopoli in byzantinisch-bulgarischer Zeit keine feste Stadt gestanden hatte, meinte beispielsweise Herr Prof. Aschbach, verleitet durch die Aehnlichkeit des von Schiltberger angegebenen zweiten Namens von Nikopolis „Schiltaw“ mit jenem des walachischen Schilflusses: „Sollte Gross-Nikopolis nicht nahe bei Rachova dem Einfluss der Schyll in die Donau gegenüber gelegen und daher (!) Schylltann geheissen haben?“

***) Sultan Bajazid's Schreiben an seinen Sohn Soliman, in dem er diesem die Verwerfung von Sigmund's Friedensvorschlägen und die Einsperrung der Boten in Brussa anzeigt, befindet sich in den „Notes et extraits de MSS. du Roi“ V. VI. p. 674.

König, wie wir sahen, schon ein Jahr zuvor seinem von den Türken hartbedrängten Verbündeten, dem Walachenfürsten Mirtscha Luft zu schaffen und zog 1395 durch Siebenbürgen ihm zu Hilfe. Sigmund schien sich jedoch vorerst mit der Säuberung des walachischen Bodens zu beschäftigen. Es heisst allerdings, dass er nicht nur „Klein-", sondern auch „Gross-Nikopolis" (?) damals genommen hätte. Wäre dies auch richtig, so würden aber die Türken, als Herren des Umlandes, gewiss dessen Rückeroberung versucht haben, von einem diesbezüglichen Kampfe erzählen die Chronisten aber nichts und es erscheint wahrscheinlich, dass Sigmund bei seinem Heimzug das bulgarische Nikopoli geräumt hatte, um nicht dessen isolirte Besatzung unnütz zu opfern.

Das ganze bulgarische Donauufer war also in türkischem Besitz, als Sigmund's Heere 1396 auf demselben vordrangen. Wäre dies nicht durch alle bisherigen Ausführungen erwiesen, so spräche dafür die von verschiedenen Quellen und auch von Schiltberger erzählte nothwendige Wiedereinnahme Pudem's (Vidin); ferner die gleichfalls von ihm erwähnte Belagerung einer zweiten Stadt, „da ward der turcken vil herslagen". Boucicault nennt sie Raco (diese zweite Stadt war das heutige Rahova). Auf dem Weitervormarsch konnte das verbündete christliche Heer zwischen Rahova und Svištov nur auf eine wirklich feste Stadt mehr stossen, nehmlich auf Nikopoli. Dies war auch in der That der Fall; denn der wackere Münchner Reitersmann erzählt: „Und (der König) zoch für ein ander statt, die heisset schiltav; man nennt sie aber in haidnischer sprach nikopoli. Da lag er zu wasser und ze land XVI tag".

Von der, wie ich gezeigt, vollkommen unerwiesenen Annahme ausgehend, dass König Sigmund Nikopoli bereits 1395 besetzte und es daher 1396 nicht wieder zu erobern brauchte, musste Prof. Brunn nothgedrungen auch Schiltberger's Angabe bestreiten, dass Nikopoli zu jener Zeit den Doppelnamen „Schiltaw" geführt habe. Er lässt dabei ganz unberücksichtigt, dass selbst heute in der Türkei bei den verschiedenen Nationalitäten viele Orte gänzlich verschiedene Namen führen und, was schwerer wiegt, dass Nikopoli in den deutschen Chroniken Schiltarn und auch auf den alten Karten z. B. auf der erwähnten von Valk „Sciltaro", auf anderen z. B. bei Seutter „Sciltara" genannt wird. Herr Prof. Brunn meint aber: „Schiltav kann nichts weiter als eine schlechte Lesart des Namens Schistov sein" und vergisst, dass dieser Name erst in neuerer Zeit aus dem ursprünglich bulgarischen, den Türken unbequemen „Svištov" entstanden ist, der mit Schiltberger's „Schiltaw" gewiss keine Aehnlichkeit besitzt. Herr Prof. Brunn lässt ferner unerwogen, dass Svištov nie in solcher Weise befestigt war, das es in der alten oder neueren Kriegsgeschichte eine besondere Rolle spielen oder gar einer Armee oder Flotte, wie Sigmund sie befehligte, durch 16 Tage hätte widerstehen können.

Um seine Hypothese nun weiter durchzuführen: die Schlacht zwischen Sigmund und Bajazid sei nicht bei Nikopoli an der Donau, sondern nahe bei dem nicht existirenden „Gross-Nikopolis an der Rusica" geschlagen worden, musste Prof. Brunn die christliche Armee von seinem vermeintlich belagerten Sistov (Schiltaw), dem türkischen Entsatzheere von der Donau viele Stunden landeinwärts entgegen ziehen lassen, obwohl dies den Berichten der Chronisten und namentlich des hier sich sehr bestimmt ausdrückenden deutschen Augenzeugen Schiltberger vollkommen widerspricht. Dieser erzählt nämlich: „Und do er (Sigmund) ze wasser und ze land XIV tag (vor Nikopoli) gelag, da kam der turckisch kunig, genannt wyasit, mit zwaihundert tusent manen der statt zu hilff, do das kunig Sigmund hort, da zoch er im entgegen, uff ain myl wegs mit sinem volk, u. s. w."

Dieser an Klarheit nichts zu wünschen übrig lassenden Stelle Schiltberger's gegenüber, erzählt Herr Brunn, zu Gunsten seiner vorgefassten Meinung: die Schlacht könne nicht 1 Meile nur von der Donau entfernt, sondern müsse mehrere Stunden von dieser landeinwärts geschlagen worden sein, dass nach einer alten moldauischen Chronik „Bajasid die Christen bis an das Ufer der Donau verfolgte". Was denkt Prof. Brunn mit dieser Stelle zu beweisen? Ich glaube, dass dieser moldauische Chronist genau so sprechen konnte, wenn die Wahlstatt auch nur 1 Meile von der Donau entfernt lag und sie befand sich auch nicht weiter von dieser; denn sonst hätte Schiltberger unmöglich weiter erzählen können: „Und da das der kunig (Sigmund) sach, das sin paner was undergegangen und das er nicht belihen mocht, da gab er die flucht. Und da kam der von cily (Hermann von Cilly) und hanns Burggraff zu Nüremberg und namen den künig und furten in us dem her und brachten in uff ain galleyn." Wäre das Schlachtfeld aber nicht so nahe der Donau und den Galeeren gewesen, dürfte der schwergerüstete König und dessen Retter den leichtbeflügelten türkischen Reitern wohl glücklich entronnen sein?

Das Schlachtfeld von Nikopoli muss aber Herrn Prof. Brunn zufolge an der Rusica „nahe dem Hauptquartier des Sultans, das sich in geringer Entfernung nordöstlich von den Ruinen befand" gelegen haben; denn sonst hätte er den „Dykilitasch", Bajazid's angebliche Siegespyramide — welche gewissermassen den Ausgangspunkt für Herrn Prof. Brunn's Arbeit über das Schlachtfeld von Nikopolis bildete und nach seinem Gewährsmanne Slavejkov noch heute „1½ Stunde nördlich von den Ruinen bei Nicupi" zu sehen ist (!) — nicht in direkte Beziehung zur fraglichen Schlacht bringen können. Nach Prof. Brunn's, durch Slavejkov's persönliche Mittheilungen beeinflusster Ansicht, bezeichnet nämlich dieses Denkmal „den Schauplatz, wo die christlichen Gefangenen en masse enthauptet wurden, so dass die von Slavejkov erwähnten Gerippe in der Nähe der Tumuli die ihrigen sein konnten".

Alle diese und noch viele andere, im Hinblicke auf die frühere, wie gegenwärtige Ignoranz türkischer Grossen und Heerführer leicht widerlegbare Annahmen und Voraussetzungen Prof. Brunn's, fallen aber einfach in Nichts zusammen durch meine auf die genaue Kenntniss sämmtlicher, hier in Frage kommenden Oertlichkeiten beruhenden Ausführungen im V. Cap. Dort wies ich unwiderlegbar nach: dass keinerlei türkisches Siegesdenkmal bei Nikup an der Rusica existirt, ferner dass der von Slavejkov dafür ausgegebene Dikilitaš nicht 1½ St. nordöstlich, sondern jenseits der Rusica 2¼ Meilen südwestlich von Nikup und 6½ M. südlich von Svištov, also nahezu 2 Tagemärsche von dem behaupteten Schiltaw steht, endlich dass er kein Türkenwerk, sondern der erhaltene Pfeiler einer grossen zweifellos römischen Baute sei, von der selbst Architekturstücke und Inschriften noch vorhanden sind (S. 135).

Ich glaube somit in allen Theilen erwiesen zu haben, dass Hr. Prof Brunn zu Odessa mit seiner neuen, aber unhaltbaren Hypothese, bezüglich des Schlachtfeldes von Nikopoli, nicht „der Wahrheit näher gekommen ist, als Aschbach", wie er sich schmeichelte, sondern sich noch mehr als dieser von ihr entfernt hat. Vielleicht gelangen aber Prof. Brunn und andere Historiker endlich zur Erkenntniss, wie beherzigenswerth Dr. Kapp's trefflicher Ausspruch: „Es wurde Sache der kritischen Geographie, die Untersuchung über die Wahrheit und Echtheit der vorhandenen Materialien anzustellen. Die Reisen nehmen einen mehr prüfenden Charakter an. Die Entscheidungen über schwebende Fragen werden nicht im Studirzimmer, sondern unter freiem Himmel getroffen." *)

In Wahrheit wer die südliche Umgebung von Nikopoli so wie ich gesehen und studirt hat, wird keinen Augenblick länger zweifeln, dass diese mit den Schilderungen der Chronisten und namentlich mit der schmucklosen, desshalb aber nicht weniger getreuen Beschreibung der grossen Wahlstätte des bayerischen Reitersmannes Schiltberger vollkommen übereinstimmt. Eine Stunde südöstlich von Nikopoli, welches die vereinigten Heere Sigmund's vergeblich belagerten, befindet sich eine niedere, leicht undulirte Wasserscheide zwischen dem Osem und der Donau. Jenseits hinter diesen Hügeln versteckt, muss die über das heutige Lozica herangezogene Hauptmacht Bajazid's, jene das erste geworfene türkische Treffen über diese Wasserscheide hinaus verfolgenden, siegestrunkenen französischen Ritter zerschmetternd empfangen haben. Dort und nur dort ist die Schlacht von Nikopoli zum Unheil dieser Länder und des christlichen Europa's entschieden worden!

Wenn das Waffenloos umgekehrt gefallen und die moslim'sche Sturmfluth gleich im ersten Andrange glücklich nach Asien zurückgestaut worden wäre, wie ganz anders hätte sich die Zukunft und Gegenwart Südeuropa's gestaltet! Dieser

*) Vergleichende allgemeine Erdkunde. 1868.

Gedanke beschäftigte mich, als ich am 6. Juli Mittags an dem mit Zink gedeckten Tekke eines türkischen Heiligen vorüber, südlich von Nikopoli durch einen tiefen Einschnitt gegen Muselim zum Osem hinabreitend, auf eine neueste sprechende Illustration asiatischen Regimentes stiess. Es war der verfallende Unterbau einer vor Jahren begonnenen Eisenbahnlinie, welche Mithad Pascha zur Erschliessung des äusserst fruchtbaren mittleren Bulgariens geplant hatte. Zunächst dachte er das 36 Kilometer von der Donau entfernte Pleven, den Mittelpunkt eines sehr ergiebigen, südlich bis Lovec reichenden Agriculturdistriktes, durch einen Schienenstrang amerikanischen Systems mit der Donau zu verbinden. Da jedoch die schroffen Hänge Nikopoli's der Ausbreitung desselben am Strome grosse Schwierigkeiten entgegenstellen, wollte er eine Stunde entfernt von diesem eine neue Handelsstadt am Müudungspunkte des Osem gründen. Polnische Ingenieure entwarfen die Risse für alle diese grossartigen Projecte. Die Bahntrace sollte nach dem in meinen Händen befindlichen Entwurfe über Mečka, Kujulovci und Grivica geführt werden, die neue Stadt aber „Sultanieh" heissen, und rasch wurde das Amtshaus derselben aufgebaut, um das sich die Handelsemporien, die Dampfschifffahrts-Station und der Bahnhof gruppiren sollten. Zur Herstellung des Bahn-Unterbaus wurde die gesammte männliche Bevölkerung der Kreise von Nikopoli und Plevna im Zwangswege aufgeboten. Es gab Monate, in welchen 20,000 Bauern ohne jede Entschädigung an der Trace unter Herrn Menejko's und vieler Conducteure Leitung arbeiten mussten. Da jedoch in der nächsten Umgebung kein Baum vorhanden, wurden alle schwierigeren Objecte bis zur Herbeischaffung des Holzes aus dem Balkan verschoben. So waren bereits Erddämme von vielen Kilometern Länge aufgeworfen, als Mithad Pascha vom Rusčuker Valiposten plötzlich abberufen wurde.

Sein unmittelbarer Nachfolger hatte aber für dessen grossen Plan kein Verständniss, vielleicht auch nur desshalb nicht, weil er eben von Mithad herrührte. Da wurde Omer Fewzi Pascha Statthalter des Vilajets und mit ihm kam Ingenieur Julius von Candia. In dem von Mithad begründeten Baudepartement fand Hr. Julius neben den verstaubten Plänen rostende Musterschienen für die Bahnlinie Plevna-Nikopoli. Omer Fewzi Pascha, wie bereits erwähnt, ein zu Wien gebildeter Schüler des berühmten Geographen Ritt. v. Hauslab, nahm mit seinem deutschen Ingenieur Mithad's Pläne eifrig wieder auf. Es wurde mit auswärtigen Bauunternehmern zu Frankfurt a. M. unterhandelt; doch schnell eilt in der Türkei das Fatum. Abermals hatte der Sultan das Staatssiegel einem neuen Vezier übergeben und wieder wurden die Provinz-Statthalter entsetzt oder versetzt. Auch Omer Fewzi traf letzteres Loos, er ging zurück nach Candia und sowohl Eisenbahn als Stadtgründung am Osem blieben seitdem (1871) trotz vieler Masemata's (Bittschriften) des Medjlis von Plevna vergessen!

Wie viele Thränen und Schweisstropfen der aus weiter Ferne, von Haus und Familie weggepressten Bauern mochten sich wohl als trauriger Kitt in diese von Disteln nunmehr überwucherten, allen Wettern schutzlos preisgegebenen Bahndämme gemengt haben! In welchem Staate Europa's, frage ich aber, sind derartige Verhältnisse noch denkbar und wo würde ein Volk heute sich solch zwecklose Zwangsarbeit gefallen lassen? Die ganz vergebliche Last des Bahnbaues traf übrigens gleich sehr Christ wie Moslim und nur die Tscherkessen sträubten sich, ihr zu genügen.

Des Kasa Nikopoli's Bevölkerung ist sehr gemengt. Im letzten Decennium kamen zu seinen Türken, Bulgaren und Romanen 23 Tataren- und 14 Tscherkessen-Colonien. In Džuruo selo, das wir passirten, wohnen Bulgaren, Walachen, Türken, Tataren und Tscherkessen, in Muselim selo Bulgaren, Türken, Tscherkessen und Tataren. Hart bei dem letzten Dorfe überschritt ich den Osem auf ziemlich solider Brücke. Sein rechtes Ufer umsäumen Kalkhöhen mit grossentheils nackten, steilen Hängen, das linksseitige wasserarme Plateau, über dem die Strasse nach Pleven führt, dacht bedeutend sanfter ab. Das Reisen in dieser Region bietet geringen Reiz. Bäume zählen zur Seltenheit, dagegen treten überall zahlreiche Tumuli in Sicht, ohne die Monotonie der Landschaft heben zu können. Ein vor uns hinrasendes tatarisches Gefährt, welches dem in 3 Gruppen angelegten grossen Tatarenorte Debova zueilte, hüllte die breite Strasse in Staubwolken. Dabei brannte die Sonne (30 C.° im Schatten) in dem streng O.W. streichenden Thale, die grellen Reflexe der Kalkwände und des Osemspiegels streiften empfindlich das Auge und unsere armen Thiere wurden durch zudringliche Mückenschwärme unausgesetzt gequält. Um sie einigermassen zu erfrischen, liess ich sie in dem 4 Meilen von Nikopoli fernen Mahale zur Tränke führen, während wir im bulgarischen Kmetengehöfte mit Milch uns labten.

Gleich beim Eintritte in den Hof erhielt ich eine sprechende Probe tief gewurzelten Aberglaubens. Eine der jüngeren Frauen erbat sich, den schaumbedeckten Zügel meines Pferdes lösen und damit ihr Kind berühren zu dürfen, welches am Tage zuvor durch ein frei umherlaufendes Füllen erschreckt worden und seitdem unwohl sei. Zweifellos würde es dann genesen! Während wegen des bösen Falles im Kmetenhause Stille herrschte, tönte aus dem angrenzenden Nachbargehöft toller Lärm und lautes Lachen herüber. Ich spähte nach der Ursache des lustigen Treibens und erblickte durch den Zaun eine höchst ergötzliche Scene. Zwei buntcostumirte moslim'sche Zigeuner producirten ein bewegliches Puppenspiel, dessen à la franca gekleidete Acteure sich unter Tambourin- und Gaidamusik unverdrossen im Kreise drehten. Dabei brüllte der Zigeuner abwechselnd Lob und Tadel seinen Puppen zu: Hei, hei, nicht so schnell, Kara Abdullah, du zerreissest sonst die schönen Hosen — Mehmed, sieh doch nicht Fatime so ver-

lichten Blickes an — und du, herrliche Suleima, lass nicht dein Kleid so hoch fliegen; sonst — — — und dazwischen streute er zweideutige obscöne Phrasen, was Alles, vereint mit den possierlichen Bewegungen eines auf der Schulter des Gaidaspielers postirten Aeffchens bei den biederen Landbewohnern nicht geringe Heiterkeit erzielte. Mit einigen Strichen wanderte die hier wiedergegebene Gruppe in mein Skizzenbuch.



Zigeuner-Puppenspiel zu Mahale.

Mittlerweile war der Abend angebrochen und weiter ging es zum Osem, den wir an einer tiefen Stelle durchfuhrten mussten, um nach unserem jenseitigen Nachtbivouak Trenčevica zn gelangen. Anfänglich vermochten wir uns kaum über dessen Lage zu orientiren, so dicht war es in übelriechende Qualmwolken eingehüllt. In allen Osemdörfern werden nämlich grosse Mengen Stroh und Gestrüpp in nächtlichen Feuern verbrannt, um das Vieh vor den äusserst gefährlichen Mückenschwärmen zu schützen, welche hier wie in Serbien und Ungarn eine wahre Geissel für alle lebende Creatur während der heissen Jahreszeit bilden.

Trenčevica gehört, wie ich bereits erzählte, zu den 4 Dörfern der katholisch-

nikopolitanischen Mission und da ich hörte, dass P. Eugenio mittlerweile von der Conferenz zu Oreše zurückgekehrt war, nahmen wir sofort den Weg nach dem Pfarrhofe. Der stets heitere Geistliche empfing mich mit italienischer Liebenswürdigkeit und empfahl mich der besonderen Obsorge einiger bulgarischen Ortsschönen, welche er mir als seine Hausbesorgerinnen vorstellte. Ausser diesen theilte mit P. Eugenio ein niedlicher Kläffer „Signor Garibaldi" sein „langjähriges Esilio". Der Leser wird errathen, dass der Pater nicht gerade aus Gefühlen der Verehrung seinen Hund so taufte. Wie hätte Don Eugenio auch den grossen Patrioten lieben sollen, welcher so mächtig an den Säulen des Stuhles St. Petri gerüttelt! Was galt dem Pater die Einigung seines Volkes, da sie nur auf Kosten der weltlichen Papstmacht sich vollziehen konnte! Die schimpflichsten Ausdrücke der „Civiltà cattolica", von welcher einige veraltete Exemplare auf seinem sonst bücherfreien Tische lagen, schienen ihm zu milde für Vittorio Emanuele et Consorti.

Ich lenkte das mir wenig behagende Gespräch auf die Statistik des Ortes. Das Pfarrbuch wies 90 Häuser mit 811 Seelen, darunter 169 Verheirathete, 13 Wittwer, 18 Wittwen, der Rest „nubili, fanciulli etc." aus. Die Zahl der „Nonnen" vermochte P. Eugenio nicht genau anzugeben, er meinte, wohl an 30 dürften sich der „S. Maria" geweiht haben.

Gegen Mitternacht scheuchte mich schrilles Glockengeläute vom Lager. Ich forschte nach der Ursache und erblickte unter meinem Fenster die halb schlaftrunkenen armen Unterthanen Don Eugenio's mit Papierlaternen den Weg zur Kirche sich tappend. Anstatt nach mühevoller Tagesarbeit ruhig erquickenden Schlafes zu pflegen, mussten sie allnächtlich und des Morgens wieder zur Kirche, um „ihre Sünden abzubüssen". Ja, die Patres des Nikopolitanischen Missionssprengels führen gar strenges Regiment über ihre Pfarrkinder, gegen sich selbst leider — wie ich bereits erzählte — etwas weniger. Dass ich unter solchen Eindrücken P. Eugenio's Gastfreundschaft nicht über das nothwendigste Maass in Anspruch nahm, wird man mir wohl gerne glauben und ebenso, dass ich zur Verwirklichung seines Lieblingsgedankens, mit österreichischem Gelde einen kirchlichen Prachtbau zu Ehren des „Protettore St. Michele" aufzuführen, nicht den bescheidensten Schritt that. Gerne hätte ich in Wiener einflussreichen Kreisen für des Paters Idee gewirkt, hätte er auch nur nebenher der dringend nothwendigen Errichtung einer Schule für seine dem lieben Vieh ähnlich heranwachsenden Pfarrkinder gedacht. P. Eugenio glich aber in diesem Punkte seinem Collegen P. Romano und dieser wieder den hochwürdigen Brüdern P. Mariano und Don Candido auf ein Haar. Ich empfand eben nicht übermässige Sehnsucht, dem letzteren zu Lažin meine Visite abzustatten, doch hörte ich, dass dort viele Antiquitäten gefunden werden und so beschloss ich, den Weg nach Pleven über das vierte katholische Missionsdorf zu nehmen.

Mein kleines Gefolge brach bereits zeitig Morgens nach Lažin auf, ich benutzte auf P. Eugenio's Andringen dessen nette Equipage. Das ging freilich rascher, aber das Terrainstudium litt darunter. Der Forschungsreisende muss unbedingt den Wagen meiden! Bald hatten wir das auf dem höchsten Punkte Trenčevica's aufgerichtete Holzkreuz im Rücken und hinfliegend zwischen prächtigen Baumgruppen jenen Punkt erreicht, wo der von Lovec SW. NO. herabkommende Osem bei Bulgareni mit scharfer Winkelkrümmung die entgegengesetzte Richtung einschlägt. Bereits auf S. 152 charakterisirte ich diese Parthie als eine der landschaftlich schönsten des Flusslaufes. Jenseits der Brücke ging es durch die mit vielen Heerden bedeckte fruchtbare Fläche etwa $^1/_2$ M. fort, als plötzlich zwischen einigen Baumstreifen ein lateinisches Kreuz aufleuchtete. Es gehörte dem hohen Kirchthurme Lažin's an, in dessen Pfarrhofe wir bald darauf abstiegen.

Lažin setzt sich aus 4 besonderen Mahale zusammen, das katholisch-bulgarische zählt 50, das orthodox-bulgarische 40, das türkische 10 und das Zigeuner-Viertel 15 Häuser. Auch hier erscheint die katholische Kirche viel zu grossartig für die nur 634 Seelen starke Gemeinde. Was ihre Architektur und decorative Ausstattung betrifft, steht sie weit hinter jener von Belina zurück, doch wurde auch hier nicht an prachtvollen Seidenroben für die in einem Glasschrein thronende S. Anna gespart. Die aus Wachs in Naturgrösse recht packend ausgeführte Figur der Heiligen ist das Werk eines italienischen Künstlers. Ihre buntgemusterten Costume scheinen jedoch einflusslos auf die Frauentracht des Dorfes geblieben zu sein. Diese hat gegensätzlich zu der auffallenden Vorliebe des südslavischen weiblichen Geschlechts für bunte Farben etwas quäkerhaft Nüchternes. Während die orthodoxe Bulgarin den grössten Werth auf ein buntgefärbtes oder gesticktes Kopftuch und eine möglichst reich ornamentirte Schürze legt, sind diese Trachtstücke in den katholischen Missionsorten durchgehends weiss und auch sonst erblickte ich dort am Kopfputze nur selten Blumen, Schmucksachen u. s. w. Die sogenannten „Nonnen“, deren Heranbildung die Patres zum Leid der Bursche ganz besonders betreiben, tragen überdies das weisse Kopftuch derartig, dass vom Gesichte wenig zu sehen ist. Diese armen Geschöpfe machten auf mich einen um so unerquicklicheren Eindruck, als bei ihrer totalen Bildungslosigkeit alle ethischen Momente geradezu undenkbar erscheinen, welche im Occident so manches schwärmerisch angelegte Wesen hinter Klostermauern führen.

Das Pfarrhaus von Lažin bewahrt eine kurze Chronik der lateinischen Mission in Mösien, deren interessanteste Daten ich auf S. 164 bereits verwerthete. Unter den classischen Denkmalen, welchen das Pfarrhaus ein schützendes Dach geboten, vielleicht um ein legaleres Anrecht auf den einst „lateinischen“ Boden erheben zu können, sah ich nur werthlose architektonische Fragmente, von Butva

herrührend, dann zwei durch den Bischof Angelo Parsi vor Jahren von Nikopoli dahin gebrachte, historisch sehr interessante Inschriftsteine, die wohl bereits früher publicirt wurden, ohne dass man seltsamerweise in gelehrten Kreisen deren gegenwärtigen Aufenthaltsort kannte. Sie bilden rechts und links von der Kirche die Eingangspylone der sie einschliessenden niederen Mauer und sind so mindestens vor weiterer Verschleppung gesichert. Sie erscheinen im Mommsen'schen Corpus III, 1, No. 751, 752 und meine genommenen Copien ebendaselbst unter „Moesia inferior" ad No. 751, 752 auf S. 992.

Neue Bilder und die angestrengteste Aufmerksamkeit beanspruchende Aufgaben verdrängten bald die unerfreulichen Eindrücke, welche seit dem Besuche des katholischen Passionistensprengels auf mir lasteten. Der 8. Julimorgen fand mich bereits beim Strassen-Kreuzungspunkte Vina (S. 151) die Strasse gegen W. nach Pleven einschlagend. Von der berüchtigten Dobruča abgesehen, war dies wohl der langweiligste aller Wege, auf welchen ich Donau-Bulgarien in verschiedensten Richtungen durchquerte, und doch erschien die Natur auch hier, wenn auch nicht schön, doch grossartig, insofern sie an die Scenerie der oft geschilderten romantischen Puszta an der magyarischen Theiss mahnte.

Weit und breit ist auf der ausserordentlich fruchtbaren Hochebene kein Baum zu erblicken, noch seltener durchziehende Wasserfäden oder Brunnen und doch bietet die reiche vegetative Decke des Bodens einem vielgliedrigen Kleinthierleben Schutz und Nahrung. Entomologen, sowie Botaniker würden hier sicher lohnende Ausbeute finden. Letztere können im üppig wuchernden Distelflor auch ein neues Beispiel für die künstliche Wanderung des Pflanzensamens constatiren; denn nach bei den Anwohnern viel verbreiteter Ansicht ist die in diesem Theile Bulgariens früher ungekannte Distel erst durch das von den Russen im Kriege (1828—29) aus der Walachei herübergebrachte Zugvieh eingeschleppt worden.

Auch die neue Strasse ist mit meterhohem Unkraut bewachsen, nichts hindert sein Wuchern, denn die wenigen Gefährte weichen den deichselgefährlichen Steintrümmern, welche in echt türkischer Weise über die Trace statt des Schotters verstreuet wurden, mit gutem Grunde aus. Selbst die Reiter ziehen die alte Strasse vor, und wir thaten wie sie. Nahezu auf 4 Meilen Länge stiessen wir an derselben auf keine menschliche Behausung, die Dörfer bleiben sämmtlich in weiter Ferne und auch der einzige Ort „Pallas" auf Lejeau's Croquis beruht gewiss auf einem Missverständniss, denn es giebt wohl einen Bach, aber keinen Ort dieses Namens. Nahe dem Petrefacten führenden Kreidekalkhügel, welcher die ganze Hochfläche dominirt, begegneten wir einem bewaffneten, höchst verdächtig aussehenden Manne mit zwei riesigen Hunden, zwischen abgestürzten Blöcken lauernd hockend. Der Kasa Pleven stand eben nicht im Rufe grösster

Sicherheit und mein Zaptie hielt sein Gewehr schussfertig. Doch nicht hier, erst im nächsten Jahre sollte ich die Bekanntschaft der berühmten türkischen Briganten, „Balkan Chelebi" genannt, machen.

Endlich gelangten wir an den Han von Grivica. Der Anblick des wohlhabenden, von Baumpflanzungen eingehüllten Dorfes, gehoben durch die letzten eintönigen Strassenbilder, wirkte ungemein wohlthuend. Von Grivica machte ich eine kurze Excursion auf die südöstlichen Höhen jenseits des tief eingeschnittenen, mehrere Mühlen treibenden Baches, da der Čorbaschi dort viele „latinski kameni" und Mauern gesehen haben wollte. Ungeachtet viele schlimme Enttäuschungen mich gegen solche Aussagen misstrauisch gemacht, folgte ich einem begreiflichen Zuge, fand jedoch nur einige inschriftlose, wahrscheinlich bulgarische Grabsteine aus älterer Zeit und war somit für die verlorene Mühe und Stunde um eine neue Erfahrung reicher.

Die letzte Meile Weges, welche mich von Pleven trennte, ging durch eine freundliche Landschaft. Die mit Bäumen bepflanzte Strasse war von Wagen, Reitern und Fussgängern übersäet, welche vom „Samstagspazar" fröhlich nach Grivica und weiter zogen. Der bulgarische Bauer befindet sich gewöhnlich in heiterster Stimmung, wenn er aus der Stadt mit reichem Erlös für seine verkauften Waaren kommt, und erst erleichtert durch ein kleines Opfer an Gott Bacchus kehrt er nach seinem Dorfe heim.

IX.

VON PLEVEN UEBER TROJAN UND DEN KALOFER-BALKAN.

(IV. Balkan-Passage.)

Jeni Šiškov- und Geno-Han zu Pleven. — Dessen Civil-Hospital. — Dr. Geissler und Dr. La Bruce. — Alte und neue Denkmale der Stadt. — Kaimakam Mehemed Bei's Regiment. — Alte Bei-Geschlechter. — Ein Münzenhändler. — Haidukenfang. — Geologisches im Tučevicathal. — Seine Höhle. — Schloss Kaijalik. — Das römische Dorionibus. — Am Wege nach Lovec. — Nach Trojan. — Panin Oglu's Strasse. — Zagreb-Manastir. — Ablanica-Han. — Ruinen bei Lomec. — Justinianische Castelle. — Ein echter Balkansohn. — Türkische Regierungsmaxime. — Merkwürdiger Mudir. — Stadt Trojan's Industrie, Kirche, Häuserbau und eigenthümliche Brücke. — Am Černi Osem. — Nach Kloster Trojan. — Dessen Grösse, Physiognomie, sociale Bedeutung, Name. Geschichte, Architektur, Fresken, Leichencultus, Kiril- und Metodijethurm, Reliquarium, Mönchsleben, Wild- und Viehreichthum, verlassene Bergbaue, Sabortag und Schule. — Strassenzüge. — Nach dem Kalofer-Balkan. — Branjevo. — Kupenska Han. — Wassernoth. — Novoselo als Type eines Balkanmarktes. — Dessen Holzschnitzer. — Typus der Bewohner. — Hauseinrichtung. — Ausflüge nach Kloster Sv. Jovan und auf die Ostrec Planina. — Gensdarmen und Räuber. — Das Kismet. — Aufbruch nach Süden. — Führer Venko Sapče. — Balkandžileben. — Der Wald und das Kismet. — Ein ungekannter Wasserfall, von mir „Ami Boué-Caskade" genannt. — Grossartige Naturbilder am Dobreva Groh-Blockhaus. — Wasserscheide zwischen dem Aegäischen und Schwarzen Meere. — Tundžaquelle. — Römerstrasse. — Der Mara-Gedük. — Mythe und Wirklichkeit auf dem höchsten Balkanpasse. — Haiduk Panajot's Schilderung seiner Schrecken. — Rosalitafeld und Rosaljacult. — Hellenische Orpheus- und andere Sagen. — Münze auf Haemus und Rhodope. — Haberlea Rhodopensisblume. — Philipp III. von Macedonien auf dem höchsten Balkangipfel. — Cynoscephalae und Marcus Crassus. — Thracisch-hellenische und christliche Heilstätten. — Türke und Bulgare im Balkan. — Abstieg. — Karlovo- und Kazanlikbecken. — Jürük-Tepessi und Jürüken-Nomaden. — Militärische Bedeutung des Rosalitapasses. — Kalofer und dessen Industrie. — Sage von seiner Gründung. — Dessen Autonomie, Schulen, Kirchen und Klöster.

Gern wäre ich im leidlich gut aussehenden „Jeni Šiškov-Han" geblieben, den mir Zaptie Ismail empfohlen hatte, er lag jedoch im entlegensten Mahale Pleven's, durch ein breites Kothmeer von der eigentlichen Stadt getrennt und desshalb vertauschte ich ihn mit dem alten „Geno-Han" im Centrum der Čarši.

Wir ritten in den lauggestreckten, mit niederen Bauten umsäumten Hanhof, unter welchen namentlich eine neuere durch die originelle Construction mir auffiel. Ihre der ganzen Breite nach vorgelegte hohe Terrasse ermöglichte es nämlich den Absteigenden, aus dem Bügel direct an die Thüren aller Zimmer zu gelangen. Ausser diesem echttürkischen Comfort boten letztere jedoch nichts Verführerisches und ich schlug mein Quartier im ruhigeren einstöckigen Hinterhäuschen auf, dessen Veranda mindestens den Aufenthalt in frischer Luft erlaubte; die Fenster seiner Rückfronte gingen nach der Pleven durchfliessenden Tuševica, welche unterhalb der Stadt den Grivicabach aufnimmt und gewährten einen prächtigen Ausblick auf Pleven's schönste Moschee. Wenn nur die Anwohner nicht die nahen Bachufer zum Ablagerungsplatze der Nase höchst unangenehm sich verrathender unsagbarer Dinge gemacht hätten! Eben war eine Zigeunersippe mit dem Ausweiden verschiedener Vierfüssler beschäftigt. Die bulgarischen Arbeiter der nahen Mühle protestirten wohl dagegen. Doch aller Streit half nichts, den Begriff von Sanitätspolizei kennt man kaum in türkischen Städten und auch mir blieb nichts übrig, als mein mit Papierscheiben verklebtes Fenster zu schliessen, nachdem ich rasch eine Skizze von der mit hohem Minaret und kühner Kuppel aus Baumgrün hervortretenden „Kadi Dschamesi" genommen hatte.

Ich besass eine Empfehlung an den Chefarzt des städtischen Civil-Hospitals, Herrn Dr. Robert Geissler, und eilte dieselbe abzugeben. Wieder stand ich vor einer Schöpfung Mithad Pascha's. Strassen, Schulen, Waisenhäuser, Vorschusskassen und ähnliche philanthropische Institute allerorts zu errichten, gehörte zu den Lieblingsideen des energischen Mannes. Im Sommer 1865 schrieb mir der Militärarzt Dr. La Bruce, den ich von Niš her kannte, dass Mithad ihn telegraphisch nach Rusčuk berufen und von dort mit ihm zur Ausführung seines geplanten Krankenhauses nach Pleven sich begeben habe. Die Moslims schüttelten damals gewaltig die Köpfe, als jedoch das kleine nette Gebäude beendet war, freuten sie sich desselben und meinten, „der Djaur-Pascha habe manchmal doch auch Allah wohlgefällige Gedanken."

Dr. La Bruce war seither gestorben, der von ihm angelegte Garten bildet aber ein fortlebendes Denkmal seiner Liebe für Horticultur. Die von ihm gepflanzten Bäumchen hatten sich prächtig entwickelt, die Gesträuche zu schattigen Bosquets verdichtet und der kleine Blumenflor, zu dem ich selbst Samen von Camelien, Geranien, Heliotropen u. s. w. durch die Wiener Firma „Pfanzert Nachfolger" meinem Gastfreunde gespendet hatte, begrüsst anmuthig den Eintretenden. Wie gerne hätte ich dem Schöpfer aller dieser Herrlichkeit zusammen mit seiner Fatme hier meine Bewunderung ausgedrückt, mich mit ihnen der heiteren Tage vom J. 1864 zu Niš erinnert! Dort lernte ich zuerst Fatme, eine von Gesicht sehr hübsche, etwas verkrüppelte, dem Doctor aber treu anhängende kleine Bul-

garin kennen, welche sich nach Art der Preciosa's wunderlich heraus zu putzen liebte. Sie behing sich mit allen möglichen glänzenden Dingen, steckte die grellfarbigsten Blumen in's Haar und lechzte mit ihren stechenden schwarzen Augen fortwährend nach Bewunderung. Als der arme deutsche Arzt in die kühle Erde versenkt war, zog das trauernde Mädchen wieder nach ihrer Heimathsstadt Niš, wo sie, vielleicht das einzige Wesen, dem Sohne der fernen Hansastadt Hamburg ein treues Andenken bewahrt!

Im Hospital begrüsste mich ein liebenswürdiger kleiner Schwabe, der zusammen mit einem Oekonomen und dem Apotheker Štefan Drnkov die Erbschaft Dr. La Bruce's angetreten hatte. Wir befreundeten uns rasch und ich vermochte ihm viel Neues aus der Heimath zu erzählen, denn obgleich Pleven nur 6 St. von der grossen Donau-Verkehrsstrasse und dem Hafen Nikopoli entfernt liegt, war der Doctor doch über die sensationellen politischen Vorgänge in Europa im Dunklen. „Es ist nicht möglich," meinte er, „hier sich regelmässig eine fremde Zeitung zu verschaffen, türkisch verstehe ich nicht, bulgarisch ebensowenig und so lebe ich wie in der Sahara!" Vielleicht widmete er, weil sonst wenig abgezogen, aus diesem Grunde seine volle Zeit dem Hospital. Die grösste Reinlichkeit und Ordnung herrschte in dessen Sälen, die Betten waren mit Bulgaren, Tscherkessen und Tataren belegt, der Türke aber meidet nach Möglichkeit das Spital. In dem streng gesonderten Frauenraum, den ich unter dem Titel eines Hekim baschi mitbetrat, wand sich ein hübsches Zigeunerweib, das am Tage zuvor den Fuss gebrochen, in convulsivischen Schmerzen. Der Doctor meinte: „Hier wäre eine Amputation nothwendig, allein das Medjlis bewilligte, trotz der entschiedensten Mahnungen, seit Jahren nicht das Geld zum Ankauf der nöthigen Instrumente. Ja wenn Mithad noch Vali wäre!" —

Obwohl Pleven (türk. Plevna) 13 moslim'sche und 5 christliche Mahale, 18 Moscheen, 9 Minarete, 1 Uhrthurm, 2 Kirchen, 1627 muhamedanische und 1474 christliche Häuser, also nahezu 17,000 Seelen zählt, widmete ihm Lejean doch nur ein Dutzend Worte: Ville agréable, sans plus; au bout de quelques heures, j'en ai assez. Mein Gewissen wollte sich doch mit dieser kurzen Abfertigung der weitläufigen Stadt nicht begnügen und ich machte mich des tiefen Strassenkothes wegen mit Dr. Robort zu Pferde auf, um sie näher kennen zu lernen. Consul Lejean war im Rechte, denn unsere Ausbeute war eine spärliche. Man begegnete nur einigen Ruinen älterer ausgedehnter Gebäude, welche der Tradition nach von des Empörers Pasvan Oglu's Krdžalien und den wilden Horden des ihn in Sultan Selim's Namen bekämpfenden Kapudan Pascha's, namentlich auf seinem schmählichen Rückzuge, verwüstet worden waren. Wir hielten an der Sv. Paraskevakirche, welche durch den Trnovioten Jenču neu umgestaltet und dann den Aposteln Kiril und Metodije geweiht werden sollte. Wesshalb die

sonst bei den Südslaven sehr geehrte Heilige*) bei den Plevnaern in Ungnade fiel, wusste man mir nicht zu sagen. Die zweite Kirche Sv. Petar besitzt eine hübsche Ikonostasis mit Figürchen in den Säulen und einen Prestol (Altartisch), dessen Stütze ein zweifellos römischer Säulenstumpf mit Capitäl bildet. Meine Nachforschung ergab, dass beide vor etwa 40 Jahren nahe bei dem heutigen Konak des Kaimakams ausgegraben wurden, wo sich noch bis zum J. 1865 die Mauern eines Castells befanden, vielleicht desselben, welches der russische General Woronzoff 1810 ohne besondere Schwierigkeit nahm.

Von einigen in und bei dieser alten Baute gemachten Funden gab mir Dr. La Bruce im December 1865 Nachricht und ich lasse als Wink für künftige archäologische Nachforschungen zu Pleven hier die bezügliche Stelle seines Briefes folgen: „Unser Plevna ist ein kleines Städtchen, ohne Gesellschaft, ohne Ressourcen, wo indess Sie sich für einige Zeit besser unterhalten würden als ich, indem es hier noch bedeutende Reste alter kolossaler Gebäude giebt und wir noch unlängst ein altes, aus den bekannten blutrothen Ziegeln construirtes Grab aufgefunden haben. Dasselbe gehörte einem Kinde an, es fanden sich zwischen Staub und Erde Haare, Zähne und die beiden Schienbeine, welche jedoch bei der Berührung zerfielen; ferner ein starker, breiter rein goldener Ring mit dem Zeichen und eine Kupfermünze, die ich versuchen werde Ihnen zu senden (ist nicht geschehen). Auf einem der Ziegel war die Spur einer Hundspfote abgedrückt, was natürlich im frischen Zustande der Ziegel sich ereignet haben muss, letztere hatten aber ausserdem eine Art Stempel oder Marke. Die kolossalen Mauern des Gebäudes, dessen ich zuvor gedachte, sind aus Stein und Ziegeln, alles in prächtigen gewölbten Abtheilungen. Mit jedem Jahre verschwinden sie mehr und nächstes Frühjahr (1866) soll Alles abgedeckt und anderweitig verwendet werden. An dem im Gebäude vorgefundenen Brunnen waren zwei riesige Steine mit zwei eingehauenen Köpfen, Niemand weiss jedoch, was aus ihnen geworden!" — So viel ich auch nach dem Schicksal dieser Antiquitäten fragte, vermochte ich es so wenig wie La Bruce zu erfahren, hingegen fand ich seine Befürchtung vollkommen erfüllt, die kolossale Baute war dem Erdboden gleich gemacht und aus ihrem prächtigen Material der neue Regierungs-Konak auf dem nahen Platze erbaut worden.

Im Augenblicke meines Besuches residirte daselbst der vom Vali Omer Fewzi Pascha aus Candia dahin berufene Mehemed Bei, ein geborener Arnaute aus Janina, der den Kampf mit den Pleven's Umgebung seit längerer Zeit unsicher machenden Haidukenbanden als eine Art Sport betrieb. Der Zufall fügte es, dass er am nächsten Morgen seinen letzten glücklichen Fang nach Rusčuk zur

*) F. Kanitz, Serbien, S. 543.

Aburtheilung senden wollte und ich empfing die Einladung, dem Schauspiel anzuwohnen. „Begegneten Sie nicht im Corridor einer Deputation? Was verlangte man von mir? Unter den 8 Haiduken, die ich Inschallah für einige Jahre unschädlich zu machen suchte, befinden sich auch die würdigen Söhne zweier Plevnaer Familien und da kamen die Herren Väter und Verwandten mit Bitten und Drohungen, ich möchte doch nicht rechtgläubige Moslims zum Spotte der Rajah am hellen Tage gefesselt durch die Stadt führen lassen! — Ich erwiderte ihnen aber: dies sei nicht die grösste Schande für uns Türken, eine grössere aber ist's, dass Ihr Euere Söhne so entarten liesset!" — Mir gefiel das Wesen des Kaimakams. Er war ebenso muthig, wagte sich in die unzugänglichsten Verstecke der Räuber und wurde als ebenso gerecht wie fortschrittsfreundlich geschildert.

Auch in Mehemed Bei's Adern floss, ähnlich wie bei Mithad Pascha, christliches Blut, er schien stolz darauf, sprach mit Vorliebe Griechisch, die Sprache seiner Mutter, und paradirte gerne mit einigen französischen Worten, die er sich auf Candia angeeignet hatte. Sehr strenge wachte er über den Schulbesuch. Ich erfuhr, dass die Ruschidieh (Normalschule) und 8 türkische Elementarschulen von 1654 Knaben und 110 Mädchen, die 5 bulgarischen Knaben- und Mädchenschulen von 921 Schülern und 50 Schülerinnen besucht werden. Unter den obwaltenden Verhältnissen gewiss höchst günstige Zahlen! — Der Kaimakam bethätigte sein Interesse für meine Studien, indem er mir die Einsicht in sämmtliche „Tefterler" (Bücher) seiner Verwaltungsbeamten gestattete. Einige ältere Turbanträger des Medjlis schienen hiermit nicht ganz einverstanden, ich nützte jedoch schnell die günstige Gelegenheit und sammelte das authentische Material, welches ich in den administrativ-volkswirthschaftlichen Capiteln des III. Bandes zu verwerthen gedenke.

Als reichsten Mann im ganzen Vid- und Osemgebiete hörte ich Hadži Omer Bei Muteveli rühmen. Er soll ein Nachkomme des gefeierten bulgarischen, zum Islam übergetretenen Helden Gasi Ali Bei sein, der vom grossen Sultan Murad mit 18 Dörfern in Pleven's Umgebung vor beiläufig 400 Jahren belehnt worden war. Ihr Zehentertrag wird heute auf 1 Million Piaster jährlich geschätzt. Wir dürfen demnach diesen Bei als das angestammte Oberhaupt jener islamitischen Bulgaren (Pomaci) im Plevener Kreise betrachten, deren Voreltern wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Vorfahr des Bei's das Christenthum abgeschworen hatten. Zwei andere reiche moslim'sche Grossgrundbesitzer, die Brüder Nuri- und Mahmud Bei entstammen gleichfalls einem altbulgarischen Vojvodengeschlechte, dessen Adelsbriefe sie, wie vielfach behauptet wird, sorgfältig bewahren. Als ich, von Herrn Dr. Robert begleitet, sie in deren nahe der Stadt gelegenem Čiftlik besuchte, wagte ich nicht den heiklen Gegenstand ihrer Abstammung zu berühren. In einem prächtig getäfelten Gemach, das köstliche Düfte aus dem angrenzenden Parke

durchströmten, empfingen mich die beiden Brüder mit vollendetster Artigkeit. Sie zeigten grosses Interesse für Geschichte und Dinge aus alten Tagen. Nachdem wir uns lange unterhalten, baten mich die Herren, künftig in ihrem Konak Absteigquartier zu nehmen, wir schieden auf gehofftes baldiges Wiedersehen in Wien, dessen Ausstellung sie mit dem Kaimakam 1873 zu besichtigen gedachten. Der wahrscheinlich auch bis Pleven gedrungene böse Ruf von der „theueren" Kaiserstadt mochte aber meine Plevnaer Freunde, wie so viele andere Moslims von dem „djaurischen" Weltspectakel ferne gehalten haben.

Am entgegengesetzten Stadtende Pleven's steht das Haus Joanes Alndjadjian's, welcher als hervorragender Münzensammler oder richtiger Händler bis nach Constantinopel bekannt ist. Er hatte kurz zuvor eine grosse Parthie wahrscheinlich um Spottpreise den ignoranten Bauern abgenommene griechische Münzen nach Athen gesendet und zeigte uns nur unbedeutende Funde. Umsomehr fabelte er von einer nahen Höhle und Burgruine Kaijalik. Es wurde mir klar, dass ihn Lejean's Lection von seinem Schätzewahn noch immer nicht geheilt habe und dass er noch immer nach der richtigen Wünschelruthe suche, um die vermeintlich dort begrabenen Reichthümer zu heben. Vergebens kämpft man mit Vernunftgründen gegen solch festgewurzelten Glauben. „Ihr Europäer wisset so Vieles, Ihr müsset auch verborgene Schätze an's Licht bringen können!" – „Wohl verstehen dies Manche, aber nicht Alle!" erwiderte ich, des damals im Zenithe stehenden „neuen wirthschaftlichen Aufschwungs" in der Heimath gedenkend.

Pünktlich erschien ich am nächsten Morgen im Konak, um den Abgang der Haiduken nach Rusčuk mit anzusehen. Acht an der Zahl standen sie bereits im kleinen Gefängnisshofe in Reihe und Glied, mehrere, echte Räubergestalten stolz und aufrecht, andere mehr verlegen als gebrochen, es waren jene, deren greise Eltern eben den Kaimakam nochmals und gleich vergebens in herzzerreissender Klage um Gnade baten. Alle trugen schwere Fesseln an Hals und Armen und waren zu Vier aneinander geschmiedet. Es war mir unbegreiflich, wie die Leute in dieser Weise, von berittenen Gensdarmen escortirt, bis Nikopoli gehen sollten. Jedenfalls war dieser Marsch eine barbarische Vorstrafe, welche an unsere mittelalterliche Justiz mahnt. Als ich dem Kaimakam zu seinem schönen Fange gratulirte, gedachte ich andrerseits nicht ohne leises Bangen an die noch draussen frei im Busch und an der Strasse lauernden ehrenwerthen Collegen der geschlossenen Gesellschaft. Mehemed Bei bestand auch darauf, dass ich mindestens zwei Geleitreiter nehmen müsse; da zu diesen noch ein dritter für Dr. Robert stiess, der mich in liebenswürdigster Weise nach Lovec begleitete, so zogen wir nach herzlichstem Dank und Abschied von dem wackeren Kaimakam, eine ganz respectable Reiterschaar, gegen Süden entlang der Tučevica.

Das Thal, in dem Pleven sich ausbreitet, ist in dichtem, grobkörnig weissem

Kalke eingeschnitten. Nach Bergrath Fötterle enthält es zahlreiche Korallen, namentlich Bryozoen, auch Echiniden, Pectunculus, Ostreen u. s. w. und besitzt die grösste petrographische Aehnlichkeit mit unserem Leithakalke. Auf der nördlichen Thalseite stehen die Kalkschichten senkrecht auf die Schichtungsfläche abgebrochen, steile Wände bildend, während sie auf der Südseite flacher ansteigen. Dieser treffliche Baustein geht in seinen tieferen Lagen in Sandstein über, welcher viele Steinkerne von Cardien, Venus, Lucinen u. s. w. einschliesst und gegen S. sich erstreckt. Alle Hänge bedecken schöne Obstculturen und von ferne gesehen gewährt Pleven im offenen Thale ein reizendes Bild.

Bald hinter dem Weichbilde der Stadt, als wir südöstlichere Richtung einschlugen, verengte sich aber das Defilé der Tučevica, die Kalkmauern stürzten schroffer ab und rückten bald ganz nahe zusammen. Rechts von nacktem, hohem Felsvorsprunge blickten grell beleuchtete Mauertrümmer, von den südlichen Höhen zwei Tumuli in's Defilé, dessen Stille nur das Klappern eines Mühlganges unterbrach. Weiter vorrückend, ertönte von links her ein lautes Rieseln. Es war der Abfluss des in der Schätze hergenden Kaijalikhöhle begrabenen See's. Nach der Meinung der Eingeborenen hat sein Spiegel eine solche Ausdehnung, dass man ihn mit Dampfern befahren könnte. Lejean's Untersuchung zerstörte für uns aber diesen Wahn. Wir haben es hier mit einem der zahllosen unterirdischen Kanäle zu thun, wie sie der Kalkformation eigen und im Karste oder in Montenegro weit grossartiger constatirt wurden.

Ich trug wenig Lust, die zu Hunderten in der Höhle Asyl suchenden lichtscheuen Thiere aus ihrer Ruhe aufzuscheuchen, zog an ihr vorüber, durchfuhrtete den Bach und stieg, durch einen Hirtenknaben geführt, zum Castelle hinan, von dem der Zahn der Zeit, mehr aber noch der Verwerthungstrieb der Anwohner nur wenige Reste stehen gelassen. Das Ruinenterrain umschliesst kaum $1^1/_2$ Hektaren, weit über dasselbe hinaus liegen aber Ziegel und Trümmer zerstreut umher. Gleich erfolglos wie Lejean, suchte auch ich nach den Spuren eines Brunnens oder Aquaductes. Er wird sich vielleicht doch noch finden, denn sonst wäre die Besatzung einzig auf das Wasser, welches der Höhle entströmt oder des Baches angewiesen gewesen, was die Festigkeit der durch starke Mauern und einen tiefen Graben vom westlichen Terrain getrennten Akropolis wohl erheblich geschmälert hätte.

Consul Lejean glaubte dieses zweifellos römische Castell mit dem Dorionibus der Peut. Tafel identificiren zu dürfen. Seine Annahme erhält die grösste Wahrscheinlichkeit durch die merkwürdige Uebereinstimmung der Entfernung des Kaijalikcastells mit dem Nicopolistro der Tafel und heutigen Nikup. Das von der Tafel verzeichnete X Mill. von Dorionibus und L Mill. von Nicopolis entfernte Melta müsste demnach östlich vom heutigen Dorfe Sgalevica gelegen haben. Die

römische Strasse, welche von Nicopolis nach Oescus an die Donau führte, zog aber gewiss am Čatal Tepe bei Osma-Gradište vorüber, wo ich bedeutende römische Reste fand (S. 80). Meine nunmehr ihrer Vollendung im Stiche zuschreitende Karte dürfte die Entscheidung dieser und anderer Fragen der historischen Geographie, welche wegen der mangelnden topographischen Behelfe nur hypothetisch gewagt werden konnte, nunmehr bedeutend erleichtern.

Nach halbstündigem Ritte verliessen wir das romantische Defilé, dessen tertiäre, plattig brechende, gelbweisse Kalke mit kleinen Austern u. s. w. unter Buchen- und Eichenwäldchen verschwanden. Auf dem weiten Hochplateau, welches sich vom Vid zum Osem hinzieht, gewann jedoch die Sonne bald wieder an Macht, der Schatten wurde ebenso selten wie die menschlichen Culturen und nur nahe bei den spärlichen Orten erschien der Boden bearbeitet. Er gehört grösstentheils dem Fiscus, der ihn an Viehspeculanten beinahe ausschliesslich zur Weide verpachtet. Häufig führt der Weg auch durch ausgedehnte Eichengestrüppwälder, welche in ihrer gänzlichen Verwilderung einen höchst traurigen Eindruck machen. Kurz vor Bogot kostete es viele Mühe, uns aus einem derartigen Dickicht, in dem wir überdies den kaum kenntlichen Pfad verloren hatten, heraus zu arbeiten. Nach kurzem Halte in dem von Bulgaren mit Zigeunern bewohnten Dorfe kamen wir auf die Wasserscheide, welche in das Thal des Osem hinüberführt, und bald lag es gegen S., von der hohen Balkankette begrenzt, in vollster Sommerpracht den reichsten Jahressegen verheissend, vor uns da. Durch die heitere Laune unseres Doctors belebt, setzten wir unseren Marsch nach Slkova fort. Dort stiessen wir auf die neue Fahrstrasse, welche mit einem kleinen Umwege, aber bequem von Pleven über Brestovec, Üčündol, Raljovo, Laskar und Perdilovo nach Lovec führt. Noch bevor die Sonne niederging, erreichten wir diese Stadt, in deren bereits gedachten wohnlichem „Džambas Hadži Han" einige telegraphisch verständigte Freunde unserer Ankunft harrten.

Eine der interessantesten Parthien meiner Balkanpassagen lag vor mir, der nächste Tag verfloss in den nothwendigen Vorbereitungen. Nicht allein Dr. Robert, sondern auch mehrere Lovecer Honoratioren gedachten mich auf den halben Weg gegen Kloster Trojan zu begleiten. Früher sollte aber noch ein bulgarischer Photograph, der einzige und grösste Künstler der Stadt, unsere Karavane verewigen. Der Process lief, bei der Schwierigkeit der Aufstellung in dem kleinen Hofe, nicht ohne allerlei scherzhafte Zwischenfälle ab, an die ich mich später wieder mit Vergnügen erinnerte, als mir der von Dr. Robert übersandte Abdruck endlich nach langer Zeit zukam.

Zur bestimmten Aufbruchsstunde fand sich mein buntes Geleite vollzählig ein. Für mich bildete seinen werthvollsten Bestandtheil Hadži Kalcov, ein Bürger von Trojan, der in sein Städtchen zurückkehrte und um die Erlaubniss bat,

mich dahin führen zu dürfen. Ich stimmte um so lieber zu, als der mit scharfem Verstande und seltener Ortskenntniss begabte Mann meine Zwecke bedeutend fördern konnte. Die Sonne war noch kaum in das Osemthal gedrungen, als unsere neun Pferde dessen Fuhrt beim Drestine Mahale Lovec's kreuzten. Der Hisarberg deckte die Stadt hier vollkommen. Nachdem wir die vielen Osemcurven wiederholt gekreuzt, öffnete sich sein schönes N.S. streichendes Thal und wir gelangten auf die gute Strasse nach Trojan, welche ein Lovecer Türke, Namens Panin Oglu — Allah öffne ihm dafür die Strasse zu allen Paradiesesfreuden — aus eigenem Sacke gebaut hatte. Jedenfalls wirkt sein gemeinnütziges Werk weit erspriesslicher für Leute aller Confessionen, als das jenseits am Ausgange des Defilé's gelegene, von und für Christen ausschliesslich gestiftete Kloster es einst vermochte. Nun liegt dieses „Zagreb manastir" in Ruinen. Dieselben sind kunsthistorisch ohne jegliches Interesse. Nichtsdestoweniger fürchte ich, dass sie bei der gegenwärtig in Bulgarien herrschenden Kloster-Restaurationswuth bald ihre Auferstehung feiern könnten. Strassenbauten wären aber für das Land zweifellos von weit grösserem Nutzen und des wackeren Moslim Panin Oglu's Beispiel sollte in Bulgarenkreisen viele Nachahmer finden.

Die schöne Strassenbaute läuft bald hart am linksseitigen Uferrande, bald in dessen sich ausweitender Fläche und wieder auf den sie einschränkenden, vorspringenden Bergspornen. Das rechtsseitige Ufer zeigte Hleven gegenüber stark zerklüftetes Gebirge, an dessen östlichen jenseitigen Hängen die Selvi-Lovecer Strasse zieht. Weiter bei Ahlanica (türk. Arapli) gewann die Landschaft einen freundlicheren Charakter, Obstculturen und Getreidefelder sprachen für den Fleiss der versteckt in den kleinen Querthälern eingenisteten christlich-moslim'schen Orte. Es herrscht hier durchgehends das System der Wechselwirthschaft. In einem Jahre wird Getreide, im zweiten Mais gebaut; der Boden lohnt reichlich, denn das Osemthal gehört zu den fruchtbarsten der nördlichen Balkanregion.

Nach zweistündigem Ritte hielten wir an dem hart an der Strasse liegenden Ablanica-Han. Dicht neben diesem mündet das von einem Steinbogen überspannte Dorfwässerchen in den Osem. Der mehr pittoreske als comfortable Han verfügte nur über einige Eier und etwas Schwarzbrot. Seine reizende Lage im Schatten hoher Bäume, am Hange üppiger Bergmatten, forderte aber Dr. Robert und mich zu einem Wettzeichnen heraus. Die rasch entstandenen Skizzen bleiben mir ein werthes Andenken an die in Gesellschaft des humorreichen süddeutschen Arztes verlebten heiteren Stunden, welche als helle Sterne meiner durchschnittlich ernsten Reisetage glänzten. Mit dem Doctor schieden hier auch meine Lovecer Freunde. So sauer der Wein des Handži, unsere getauschten Wünsche waren doch nicht weniger lebhaft und feurig auf ein frohes Wiedersehen und auf die gute Zukunft Bulgariens!

So angenehm auch das Reisen in guter Gesellschaft, benachtheiligt es doch andrerseits, weil zerstreuend wirkend, die strenge Beobachtung und Registrirung des Details. Ich war nun mit meinem Trojaner Patrizier allein und konnte mich meiner complicirter sich gestaltenden Aufgabe vollends widmen, wo es galt, die Wasserscheiden zwischen den Flüssen Vid, Osem und Rusica genau festzustellen. Bisher waren die dem Hauptrinnsal des Osem zufliessenden Adern kurz und spärlich, erst weiter bei einer stark nach S. W. ausgreifenden Curve des Flusses hinter Lešnica, die uns zu dessen zweimaliger Kreuzung nöthigte, begannen die Höhen sich vom Bette zu entfernen und wir betraten sein eigentliches Quellgebiet.

Nahe bei dem Orte Lomec sties ich auf die weitläufigen Ruinen einer Stadt. Dicht vor derselben lag in einem Laubdickicht ihr einstiger Schlüssel, ein altes Castell, welches mit dem jenseitigen, auf der Höhe bei Dobrodan, zugleich die Aufgabe hatte, das obere Osemthal zu sperren. Der Unterbau des Castrums dürfte römisch sein, die Mauern und ein Thor sind ziemlich gut erhalten und ihrer Bautechnik nach gehörten sie einem der zahlreichen Justinianischen Castelle an, mit welchen der berühmte baulustige Kaiser sein weites Reich vergeblich gegen die Einfälle der Barbaren zu sichern suchte. Die Verbindungsstrasse zwischen Thracien und der Donau gehörte jedenfalls zu den wichtigsten des Reiches, sonst wäre sie nicht mit solcher Sorgfalt gebaut und befestigt worden. Noch heute sieht man am oberen Osem stellenweise ihre Trace, und ausser dem erwähnten Castelle hörte ich von den Ruinen eines zweiten, auf einem Berge bei dem nahen Kaleica, eines dritten auf einem Hügel bei Panansko Kolibi, eines vierten im Thale des Trziski dol, eines fünften bei Sipko auf dem Vasilovgebirge, eines sechsten am Einflusse der Kneža, hart bei einer Mühle, in den Osem, eines siebenten bei dem Porti Krali Markovi Karaul und von verschiedenen anderen, deren Lage auf und zwischen namenlose Berge fällt. Der obere, archäologisch von mir blos angeschürfte Osemlauf verspricht dem Historiker, welcher einst die interessante Darstellung der Justinianischen Militärbauten unternehmen wird, die lohnendste Ausbeute.

Unmittelbar hinter der Ruinenstätte, schmiegte sich die Strassentrace einer stark gegen O. ausgreifenden Curve des Osems an, der wir bis zum Bulgarendorfe Dlbogdol folgten, von dem ein ziemlich guter Weg über eine unter Cultur gesetzte bedeutende Depression ostwärts nach Debnevo in das Thal der Rusica hinüberführt. Wir kamen sodann an den rein türkischen Orten Borima und Dobrodan vorbei, welche die am weitesten vorgeschobenen Posten der herrschenden Race im nordwestlichen Balkangebiete bilden und dadurch den oberen Osem auch zu einer ethnographisch interessanten Scheidelinie gestalten, denn die wenigen moslim'schen Orte jenseits des Osems gehören bereits zum Distrikt der „Pomaci“, von welchen ich im folgenden Capitel eingehender sprechen werde.

Mit der Kreuzung des kleinen, von W. herabkommenden forellenreichen Kaleicabaches betraten wir das Gebiet des rein bulgarischen Bezirkes (nahija) Trojan, und bald nachdem wir auch die Makarska gekreuzt, kündete uns der Zusammenfluss des Cerni- und Beli-Osems die Nähe seiner kleinen Hauptstadt an. Schon an der Kaleicafuhrt schien die Brust des mir zur Seite reitenden echten Balkanssohnes Kalcov plötzlich von einem drückenden Alp befreit, er feuerte eine tief im Gürtel versenkte Pistole in die Luft und liess lustig eines der jungbulgarischen Lieder ertönen, welches die Thaten Hadži Dimitri's feierte. Glücklicherweise verstand mein Zaptie nicht bulgarisch, sonst wäre es dem Sänger sogleich oder später schlimm ergangen. Im Gefühle seiner numerischen Schwäche lässt der Türke keine freiheitliche Regung aufkommen. Wie Hadži Kalcov mir erzählte, waren kurz zuvor einige mit dem türkischen Regiment in Conflikt gerathene junge Bulgaren von den sie verfolgenden Zaptie's im Trojan-Balkan aufgespürt worden. Drei fielen im Kampfe, drei andere wurden nach Rusčuk abgeführt, die Insassen des Dorfes Jeniköi aber, welche den jungen Leuten nothgedrungen oder aus Erbarmen einige Lebensmittel geliefert hatten, wurden des Einverständnisses mit dem „Comita" geziehen und mit hartem Gefängniss bestraft. Will der Türke sich erhalten, muss er herrschen. Bisher verstand er dies selbst dort, wo er, wie beispielsweise im Central- und West-Balkan, eigentlich gar nicht existirt. Die herrschende Kaste und die sie repräsentirende Autorität war bis zum J. 1876 im Trojan-, Teteven-, Gabrovo-, Travna-, Elena- und anderen Bezirken des Balkans ausschliesslich nur durch isolirte türkische Mudirbeamte und wenige Polizei-Zaptie's vertreten. Von dem Charakter, der Energie und Klugheit dieser Mudirs hing dort ihre Stellung gänzlich ab. Ich traf einzelne dem alttürkischen Costume und Brauch treu gebliebene Beamte, welche es vortrefflich verstanden, ihren Regierten heilsamen Respect einzuflössen. Die meisten hatten jedoch die einst gefürchtete, echt türkische Schneidigkeit verloren. Das von Constantinopel und den Vali's empfohlene Coquettiren mit occidentalem Brauch machte sie ebenso unsicher in ihrer Haltung, als jene der untergebenen Rajah sich gegen die Effendi's immer zuversichtlicher gestaltete und zum imponirenden Tone überging.

Ich wäre in Verlegenheit, sollte ich in eines der beiden soeben geschilderten Beamtengenre den Mudir Mehemed Aga einreihen, welchen ich unmittelbar nach unserem Eintritt in das schöne Thal und Städtchen Trojan in dessen baufälligem „Konak" besuchte. Wenige Monate zuvor war der Aga noch Lieblingsdiener des amtirenden Mutessarif-Pascha's Haidar Bei von Tirnovo gewesen, welcher ihn zum Lohn für geleistete private Dienste zum Regenten der Trojaner Nahie erhob. Mehemed, der sichtlich noch keine bestimmte Couleur angenommen hatte, fühlte sich durch meinen Besuch eben so wenig geuirt, als durch meinen sultanlichen

Ferman, den er, auf seinen zerrissenen Polstern thronend, herablassend entgegennahm, küsste und nach einem hineingeworfenen Blicke zurückstellte, da er über das Lesen der türkischen Gelehrten-Schrift vollkommen erhaben war. Unsere Unterhaltung dauerte kurz, sie endete, bevor sie eigentlich begonnen, der Mudir gähnte und ich that das Gleiche. Was liesse sich auch mit einem rohen, bornirten, auf der Stufe unserer Schiffszieher stehenden Osmanli discutiren? Und doch war dieser Mehemed Aga die höchste administrative, sowie in kleinen Händeln auch die polizeiliche und inappellable juridische Autorität, welcher das Wohl und Wehe der Stadt Trojan, von 11 Dörfern und 3 Klöstern, mit einer Bevölkerung von etwa 17,000 Seelen ausgeliefert war! Welche Culturfortschritte konnten und sollten unter solch behördlicher Autorität die armen Regierten machen? Ist es da nicht vielmehr ein Wunder, dass sich in den bulgarischen Balkandži's noch so viel Bildungstrieb und industrieller Sinn erhielt? —

Das handelsthätige nette Städtchen Trojan liegt in einem von der Balabanska durchströmten und von hohen Bergen nach S. überragten, stark undulirten Thale, in 456 M. Seehöhe, also um etwa 200 Meter höher als Lovec, nahe am Beli Osem. Seine 600 Häuser kleben weit im Umkreise um einen kleinen geschlossenen Kern zerstreut an den Hängen und seine 3500 Einwohner treiben mehr Viehzucht, Feld- und Obstbau, als Handel und Gewerbe. Trotzdem liefert seine bescheidene Čarši, in welcher sich zunächst der Verkehr in Rohfellen concentrirt, welche aus der Umgebung zuströmen, auch den Luxusbedarf für die rauhen Balkandži, denn die Putzsucht ist auch bei den Schönen des Haemus heimisch; neben den Bedürfnissen für das Haus findet man einigen österreichischen Nürnberger Waarentand und der ausländische Flitter droht den heimischen solidern Messing- und Silberschmuck gänzlich zu verdrängen. Trojan zählt übrigens auch mehrere Scheigweber und Messerschmiede, darunten einen, dessen Fabrikate sich eines gewissen Rufes erfreuen, dann Holzschnitzer, deren Arbeiten ausserordentlich billig, so kostet beispielsweise eine treffliche Schaufel aus hartem Holze nur 30 Para = $7^1/_2$ Neukreuzer. Die Rakifabrikation bildet einen weiteren Erwerbszweig des Städtchens. Ein spekulativer Bulgare stand eben im Begriffe sich durch einen Mechaniker aus Wiener Neustadt, Namens Anton Spindler, seine Raffinerie rationeller umgestalten zu lassen. Ich war nicht wenig freudig überrascht einen Landsmann in dem fernen Balkanstädtchen zu treffen, leider schien er sich aber allzusehr mit Rakigeist für die dort mangelnden hehren spirituellen Genüsse schadlos zu halten.

Die im J. 1835 erbaute Kirche bildet des Städtchens einzige architektonische Zierde. In ihren schönen Schnitzwerken glaubte ich die Hand des Vaters jenes gegenwärtig berühmtesten Meisters Pop von Travna zu erkennen, und in den Stützen, welche den baldachingeschmückten Altar tragen, zwei Säulen römischen

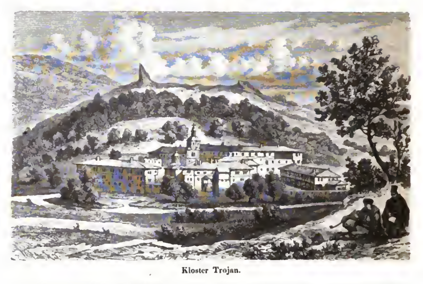
Ursprungs. Auffallend erschien mir hier so weit weg von Türkenbrauch, die Frauengallerie durch enge Holzgitter dem freien Anblicke entzogen zu finden; andrerseits war ich sehr erfreut, dass die Honoratioren Trojans das Bedürfniss eines besseren neuen Schulhauses fühlten. Der alte war herzlich schlecht und genügte lange nicht mehr zur Aufnahme der zahlreichen kleinen Balkandži, welche lernbegierig aus den stundenweit wegliegenden Weilern herabkamen. Ich empfahl die beschleunigte Angriffnahme des Neubaues den wackeren Trojanern und widmete meinerseits für denselben ein bescheidenes Scherflein.

Der neue „Ivančov Han", in dem ich abgestiegen war, ging nach der mit lautem Rauschen und in vielen Caskaden durch's Thal eilenden Balabanska. Gleich sämmtlichen Nachbarhäusern besass auch mein Han, unter dem hohen Wohngelasse, an der Wasserseite mehrere bis zur Bachsohle hinabgehende Etagen, welche als offene Balkone oder Werkstätten dienten. Hart neben der am tiefsten gelegenen Veranda meines Häuschens erhob sich eine jener originell construirten Brücken, wie sie nur dem Balkangebiete eigen sind. Ihre bloss für einen Fussgänger Raum gebende 45 Schritt lange Bahn ruht auf 4 von 8 dünnen Stämmen gebildeten Gerüsten und die niederen Geländer waren noch leichter gezimmert. Schwindel unterworfenen Personen leiht der an Südamerika mahnende Bau geringe Sicherheit. Es gehört einige Uebung dazu, ihn ohne Schwanken zu passiren, die Mädchen aus dem Balkan jedoch eilen mit schweren Lasten auf dem Kopfe festen, sicheren Schrittes über die luftige Bahn, welche übrigens nur bei Hochwasser benutzt wird. Sonst passiren die Frauen, malerisch hoch aufgeschürzt, und selbst Kinder, am liebsten das reissende kalte Bächlein Angesichts des nahen trockenen Stegs. Ueberhaupt konnte ich bereits hier am Fusse des hohen Central-Balkans jene Körperfrische, Schnellkraft und Eleganz der Bewegung wahrnehmen, welche allen südslavischen Bergvölkern eigen, am meisten aber den Montenegriner charakterisirt. Gerne folgt des Westeuropäers Auge den Bewegungen der urwüchsigen Gestalten.

Das Barometer fiel beträchtlich, die höchsten Balkankuppen verhüllten graue Schleier und bald netzte sanfter Regen die trockenen Culturen. Trotzdem hatten wir am 11. Juli Mittags 22 ° C. in dieser hohen Lage. Am nächsten Morgen verdichtete sich der Regen, auch die nächsten Berge waren verschwunden, dafür machten sich die stark angeschwollenen Bäche durch wildes Brausen um so bemerkbarer. Trotzdem brach ich zur festgesetzten Stunde nach dem Trojanski manastir auf. Wir durchfuhrteten zunächst die Balabanska, kreuzten unmittelbar darauf die niederen Hügel zwischen dem Beli- und Černi-Osem und setzten sodann im breiten Thale des letzteren den Marsch zum Kloster fort. Es ist der Sv. Bogorodica geweiht und zählt zu den verehrtesten Heilstätten Bulgariens. Mit seiner Berühmtheit können sich nur wenige messen, keines aber mit seinem

reichen Besitze. Der Flächeninhalt seiner Felder, Wiesen und Wälder ist wohl nicht genau abgeschätzt, doch erstrecken sie sich hoch hinauf in den Balkan und die Klöster Sv. Nikola mit einem Mönche, sowie Sv. Jovan mit 3 Kaludjern sind Sv. Trojan's Filialen.

Die Rolle, welche das Kloster während des nationalen Aufstandes im Jahre 1876 spielte, ist nicht genügend festgestellt. Nach einigen Berichten bildete es den Hauptstützpunkt einer Insurgenten-Ćeta, welche sich im Kasa Selvi gebildet hatte. Sie zählte etwa 350 Mann und bestand zum Theil aus jüngeren Leuten Sevlijevo's, dessen Bevölkerung durch das rücksichtslose Walten der türkischen



Kloster Trojan.

Behörden und Zapties bei Nachsuchungen wegen Waffenbesitz u. s. w. im höchsten Grade erbittert war. Vereinigt mit den zersprengten Banden von Elena und Gabrovo zog die Trojansker Ćeta in das unzugängliche Hochgebirge, wohin die türkische Hermandad ihnen kaum gefolgt sein dürfte.

Je weiter wir gegen das Kloster vorrückten, desto mehr öffnete sich sein schönes Thal, desto mehr offenbarte sich uns dessen Wohlhabenheit und tüchtige Verwaltung. Schöne Heerden auf saftigen Triften, weitgedehnte Getreide- und Maisfelder, dazwischen Obst-, Weingärten und prachtvolle Nussbaumwäldchen; doch war das Laubholz meist der Kronen beraubt, denn auch hier wird das Vieh theilweise mit Baumlaub gefüttert. Unser Weg näherte sich dem Rinnsal des Ćerni Osem, es erschienen sorgfältig gepflegte Gemüsegärten, eine grosse Mühle und endlich

tauchte des Klosters Silhouette am Hange eines Berges auf. Obwohl ich bereits früher das Manastir sehr rühmen hörte, überraschte mich doch sein Umfang. Es war das grösste Mönchswesen, welches ich betreten hatte. 45 Brüder leben hier unter einem Dache in engster Gemeinschaft zusammen.

An der nördlichen Schmalseite des Klosters, welches im Rechtecke mehrstöckige Gebäude und hohe Mauern umschliessen, öffneten sich die beiden Flügel des Hauptthores, neben der kleineren für Fussgänger bestimmten Pforte und liessen uns in dessen weiten Vorhof ein. Hier begrüsste uns zunächst ein alter Zaptie, des Manastirs officieller Beschützer, im vollen Waffenschmucke. Diese Wachen sind ein rudimentäres Erbe aus vergangenen Tagen, wo die Klöster, ein Anziehungspunkt für raublustiges Türkenvolk, durch Schutzpiquets geschirmt werden mussten. Heute hat der Zaptie nur Bettler und Landstreicher abzuwehren und die Ordnung auf den kleinen Märkten aufrecht zu erhalten, die sich an Fest- und Sabortagen auf dem grossen Klosterplatze etabliren. Das Wächterhaus lehnt hart am Hauptthore. Das anstossende Nebengebäude dient aber zwei sehr heterogenen Zwecken, sein Untergeschoss enthält nämlich weitläufige Stallungen, welche sofort unsere Pferde aufnahmen, das obere Stockwerk beherbergt aber die Klosterschule und eine Art Burse für jene kleinen Balkandži, welche aus weit entfernten Weilern hieher eilen, um sich die ersten Wissenselemente anzueignen. Diese gleich beim Eintritte prunklos auftretende Huldigung des intellectuellen Moments von Seite der Mönche war wohl geeignet, die merkwürdigen Gefühle zu dämmen, welche ich empfand, als ich von ferne dieser riesigen Brutstätte des Wahnglaubens ansichtig wurde, denn mit geringen Varianten gilt denn auch von Bulgarien's Klöstern, was ich in meinem „Serbien“ über diesen tiefgreifenden Factor südslavischen Volkslebens geäussert habe.

Das weitläufige Kloster glich bei meiner Ankunft einem verwaisten Bienenstocke, die Brüder waren alle in den Gemüsegärten, im Felde und Walde beschäftigt. Am bunt bemalten inneren Portal harrten meiner der Archimandrit-Namiestnik (Stellvertreter) mit einigen älteren Duhovniks, das Symantron ertönte und freundlich begrüsst trat ich in den eigentlichen Klosterhof, der mit seinen vielstöckigen Gebäuden, Thurm und Kirche auch das an occidentale Stifte gewöhnte Auge überraschte. Wie musste es erst dem armen Hüttenbewohner der Balkanschluchten imponiren! Das kostbar eingerichtete, im orientalischen Style reizend getäfelte Fremdengemach nahm mich gastlich auf, einige jüngere Brüder sorgten mit Eifer für meine Installirung und nach den Kasteiungen vieler Tage fühlte ich mich in dem freundlichen Raume doppelt wohl.

Der letzte Hegumenos Kiril hatte wegen Zerwürfnissen anlässlich seiner von den Mönchsbrüdern nicht länger tolerirten Missverwaltung, vielleicht auch wegen Intriguen seine Würde kurz vor meinem Besuche niedergelegt und sich nach dem

transbalkanischen Sopot zurückgezogen. Derartige Vorgänge sind in den grösseren orientalischen Mönchsrepubliken nicht selten. Sie stellen eigentlich eine der ältesten Typen unserer modernen Productions-Genossenschaften dar, denn wir dürfen in ihnen eine freiwillige Vergesellschaftung von Männern, nicht nur etwa zu gemeinsamem religiösen Leben, sondern auch zu gemeinschaftlicher Arbeit und gemeinsamem Erwerb erblicken. Das Einlagscapital des Einzelnen bildet seine geistige Befähigung, physische Kraft und totale Hingabe für den Aufschwung des Gemeinwesens. Grössere Intelligenz, höhere Begabung, namentlich praktischer speculativer Sinn führen bald zu angenehmerer Stellung. Der in der Mühle, im Weinberge, auf den Feldern mitschaffende Bruder schwingt sich allmälig zum Verwalter, Cassirer u. s. w. auf, tritt in den engeren Rath des Klosters und selbst die ehrenreiche, obschon sorgenvolle Stelle des Hegumenos winkt ihm entgegen. Alle eintretenden jungen Leute haben sich anfänglich weit mehr der Arbeit als dem Gebet zu widmen und wenn einzelne Drohnen es versuchen, auf Kosten ihrer Brüder ein beschaulicheres Leben zu führen, so werden sie selten lange in der Gemeinschaft geduldet. Anders steht es mit den Invaliden der Arbeit, diese geniessen bis zu ihrem Lebensende die wohlverdienten Interessen des früher im Interesse des Gesammtwesens angelegten Arbeitscapitals. Von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilt, erscheinen die grösseren orientalischen Klöster in etwas milderem Lichte, doch zählen sie trotzdem so viele Schattenseiten, dass ihre Kenner den jüngsten Beschluss der serbischen Skupština wohl zu würdigen wissen, welche deren Säcularisirung dem Ministerium des Cultus empfahl.

Von den Mönchen vermochte ich nichts Bestimmtes über des Klosters Geschichte zu erfahren und auch die slavischen Annalen schweigen über dasselbe. Ein Prinz der Šišman'schen Caren-Dynastie hiess wohl Trojan, es ist derselbe, dessen Tochter Maria Gemahlin des Andronik, Sohn des Cäsar Johannes Dukas wurde, allein es lässt sich nicht nachweisen, dass er das Kloster Trojan gestiftet habe. Eher dürfen wir annehmen, dass im Namen dieser vielleicht einst heidnischen Stätte jener des grossen römischen Imperators Trajan wiederklingt, dessen Andenken bei den Bulgaren gleich lebendig wie bei den Serben*) fortlebt. Manche Burg und Stadt trägt noch heute des Kaisers Namen, welcher einst zur Reihe der in diesen Gegenden verehrten heidnischen Götter: Perun, Veles, Chors u. A. zählte und der nach dem Volksglauben nicht nur viele gemünzte Schätze und Edelsteine besitzt, sondern über zahllose Brunnen flüssig glühenden Goldes und Silbers verfügt.

Oft und zuletzt in den russisch-türkischen Kriegen hatte Kloster Trojan ausserordentlich gelitten und wie immer war es auch hier einem im Geruche grosser Heiligkeit stehenden Mönche, Namens Partenije, vorbehalten, es zu neuem

*) F. Kanitz, Serbien, S. 72.

Ruhme der Sv. Bogorodica wieder herzustellen. Es geschah im J. 1835 durch den Meister Constantin von Peštera bei Filipopel. Die Länge der Kirche misst 34 Schritte, von welchen 8 auf den Altarraum, 16 auf den Mittelraum und 10 auf den Narthex entfallen. Der Grundriss wurde wahrscheinlich mit Benutzung der vorgefundenen alten Reste strenge nach orientalischer Uebung eingehalten. Es ist ein Centralbau mit halbkreisförmig vorspringenden Chor- und Seitenapsiden und einem Narthex mit vorgebauter offener, auf Säulen ruhender Vorhalle an der Westseite und einem kleinen Porticus über dessen Nordeingange. Ueber der Vierung erhebt sich eine im Verhältniss zum Gebäude etwas niedere Kuppel, der Gesammtbau macht trotzdem einen günstigen Eindruck, seine Bautechnik und Decoration sind ziemlich gut, die Fensteröffnungen aber spärlich und enge, alle Gewölbe und Bogenabschlüsse tonnenförmig und ohne Ueberhöhung. Horizontale Ziegelbänder durchlaufen das Mauerwerk von Bruchsteinen, Lisenen beleben die Wände und Apsiden, Ornamente und Heiligenbilder wurden überdies reichlich zur Zierde des Kuppeltambours und aussen an der Vorhalle verschwendet.

Zaharije Kristo Sumakovec führte den gesammten innern und äussern Freskenschmuck der Kirche auf Bestellung des kunstsinnigen Hegumenos Hadži Filoteja in zwei Jahren (1847—49) aus, was ihm wohl nur mit Hülfe einiger Gesellen möglich wurde. Von diesem Zaharije soll auch das allegorisch-symbolische Bild herrühren, welches Tag und Nacht, Anfang und Ende, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, mit einem Worte den Kreislauf des menschlichen Lebens in einem radförmigen in Felder getheilten Rahmen an der Aussenmauer des nördlichen Seitenportals in wahrhaft kindlicher Weise darstellt. Mit 28 Jahren hält der bulgarische Maler-Symboliker den Menschen auf der Höhe der Kraft angelangt, auf dieser erhält er sich bis zur Zahl 48, 56 bezeichnet Winteranfang und von hier geht es mit ihm schroff bergab. Bald winkt ihm die Nacht, er stürzt in den Nachen Charons, wo ihn der grinsende Tod mit der Hippe erwartet. Ein anderer Künstler, Meister Nikolo von Novoselo hat die grosse Ikonostasis gemalt, deren reicher Bilderschmuck vereint mit jenem der Wände, mit den vielen von der Decke herabhängenden Votiv-Ampeln und Straussenеiern, mit zahlreichen hohen metallenen Lichtträgern, kunstvoll gedrehten bunten Weihkerzen u. s. w. der Kirche ein bestechend reiches Aussehen verleiht.

An Festtagen strahlt dies Alles in hellem Glanze, im Weihrauche geschwungener Ampeln und bei dem Scheine vieler Kerzlein, welche die Andächtigen in den Händen halten. Der Balkandži ist von einer tiefen Verehrung für alle Aeusserlichkeiten des orientalischen Cultus erfüllt. Er horcht oft eine Stunde lang mit gebücktem Rücken dem Vorleser und ruft tief zerknirscht unter fortwährender Bekreuzigung: „Gospodin pomilui“ (Gott helfe uns!). An Sonn- und Feiertagen wallfahrtet Gross und Klein von den hohen Bergen herab und dann sitzt hart

unter dem hölzernen Schutzdache am Nordportal ein geübter geistlicher Cassirer, der das Wachs der Klosterbienenstöcke in Form von 5 Kerzensorten zu 3, 5, 10, 20 und 40 Para den Gläubigen verkauft. Das Geld wird auf eine grosse flache Blechschüssel geworfen und mit einer kleinen Kelle zusammen gestrichen, der ganze Handel vollzieht sich äusserst behende und ein Korb nimmt die Eier auf, welche die Armen gegen Kerzen austauschen, wobei ein Ei mit dem kleinsten Kerzlein zu 3 Para gleichwerthig gehalten wird. Die Frauen treiben aber noch einen ganz besonderen Cultus. An der Ostseite hart neben der Chornische führt von aussen eine Thüre mehrere Stufen abwärts in einen kryptaartigen kleinen



Mönchsschädelcult im Kloster Trojan.

Raum, wo die Schädel der verstorbenen Klostermönche, versehen mit Namensaufschriften und Kreuzeszeichen, in kleinen Kistchen und ohne Behälter bunt durcheinander aufbewahrt werden. In diesem etwas unheimlichen Gewölbe forschen nun die Frauen eifrig nach den Cranien jener Mönche, welche ihnen einst im Leben durch Verwandtschaft oder andere Bande irgendwie nahe gestanden waren. Trotzdem sie meistens des Lesens unkundig, wissen sie die gesuchten von fremden Schädeln zu unterscheiden und es gilt nun, durch Aufkleben brennender Kerzlein auf die Stirne und durch Gebete dem Seelenheil der heiligen Väter nachzuhelfen. Der ganze Akt spielt sich lautlos ab, die Frauen können ungestört ihren Gedanken nachhängen und manchmal dürfte wohl die Erinnerung an längst verronnene süsse Stunden in dieselben hineinspielen. Es fällt dem Occidentalen sofort auf, wie ungenirt die Frauen in orientalischen Klöstern sich

gebehrden, in den Zellen der Mönche ohne alle männliche Begleitung aus- und eingehen.

Westlich von der Kirche erhebt sich ein breiter, im J. 1865 durch Ivan von Mlečevo erbauter Thurm mit vier Geschossen, deren oberstes vom Quadrat in's Octogon übergeht und auf seiner Bedachung einen kleinen Laternenaufsatz trägt. Das Mittelgeschoss enthält eine den h. Kiril und Metodije geweihte, nur von den Mönchen benutzte Capelle. Ihre Ausstattung ist sehr einfach, hingegen sind die Aussenwände des Thurmes vom Fusse bis zum Kreuze mit bunten Fresken bedeckt. Ausser den beiden genannten sieht man da noch die Heiligen: Alimpi, Gabriel, Mihail, Simeon und viele geflügelte Cherubim in mehr oder minder geglückten ornamentreichen Umrahmungen.

Die kleine Reliquien- und Schatzkammer des Klosters im östlichen Wohngebäude zeigte bei genauer Besichtigung nichts, was archäologischen Werth besässe. Wie überall fand ich auch hier einige russische, mit Silber reich decorirte Missale, ältere Kreuze vom Athos, abgenutzte, jedoch kunstlose Ampeln und Leuchter und dergleichen Gerümpel mehr. Der Verehrer und Sammler altbyzantinischer Kunstwerke wird sich beim Besuche bulgarischer Klöster weit mehr noch als in jenen Serbiens enttäuscht finden. Sie erscheinen vollkommen abgeweidet und ihre einstigen werthvolleren Objecte sind bereits vor Decennien in alle Winde, grösstentheils aber nach Russland zerstreut worden.

Die Wohnzimmer der Mönche liegen grösstentheils in den höheren Stockwerken der in massivem Holzbau mit leichtem Mörtelanwurf aufgeführten Umfassungsgebäude. Sie tragen nach dem Hofe offene, durch Holzpfeiler und sculptirte Querbalken gestützte Gallerien, ganz so wie man sie in den altmodischen Bauernhöfen unserer Alpenländer sieht. Die Bedachungen bestehen durchgehends aus dünnen Kalkplatten. Im östlichen, nach dem Osem gehenden Flügel befindet sich die grösste Zahl der Mönchszellen und wie deren Bewohner, unterscheiden sie sich selbst von jenen in lateinischen Klöstern. Fern von jeder Askese liebt es der bulgarische Kaludjer sein Gemach mit thunlichstem Comfort an Teppichen und Sitzkissen auszustatten, denn der orientalische Brauch, welcher in den Klöstern nicht nur eine Erholungsstätte für die Seele, sondern auch für den Leib erblickt, betrachtet sie als eine Art geistlicher Hôtels.

Diese Anschauung will es, dass die Mönche gerne Gäste empfangen und desshalb besitzt jeder Klosterbruder das nothwendige Inventar an Kaffeegeschirr, Rakigläsern, Tschibuks, Nargilehs u. s. w., um solche angemessen zu bewirthen. Von den Sitzpolstern gleichen sich oft kaum zwei, ihre verschiedenen Grössen und Muster, von welchen manche verblichen, andere neu, verrathen, dass sie den Mönchen allmälig von dankbarer Frauenhand gespendet wurden. An den Wänden hängen Heiligenbilder, kleine schlechte Photographien von Freunden und Ver-

wandten, die Lithographie des bulgarischen Exarchen und oft des Sultans Bild, damit kein Zweifel an der Mönche Loyalität gegen das herrschende Regiment aufkomme. Bücher erblickt man selten, dafür aber um so mehr Waffen. Flinte, Handschar und Pistolen fehlen selten neben Bissaken und Sattelzeug und wahrlich nicht als müssige Zier, denn die Mönche bedürfen ihrer gar oft zur Wehr, wenn sie allein durch den Wald nach fernen Kolibi oder nach den Weiden oberhalb des Klosters Sveti Nikola am Ivandelberg reiten und die 3 St. ferne Filiale Sveti Jovan auf dem Zelenikovec besuchen. Auch sind ja die Kaludjer gewöhnlich aus Passion und Nothwendigkeit eifrige Nimrode.

Der Central- und westliche Balkan ist an Wild sehr reich. Rehe, Hirsche, Füchse u. s. w. giebt es in Menge. Bären, Wölfe, Wildschweine sind nicht selten. Der Duhovnik Kristofor zeigte mir das Fell eines von ihm erlegten schwarzen Bären von ungewöhnlicher Grösse. Sie stehen hoch im Preise, kurz zuvor war das Jagdglück dem Tirnovoer Pascha noch günstiger, er schoss in den Klosterwäldern einen solchen, dessen Fell 14 Spannen mass und auf 10 Lire (200 Mark) geschätzt wurde. Häute von Wölfen gab es beinahe in jeder Zelle. Meister Isegrimm richtet zeitweise unter dem Viehstande des Klosters grosse Verheerungen an und Reinecke wird seinem Geflügelhofe oft gefährlich. Da müssen Gewehre und Fallgruben wohl nachhelfen. Daneben treiben die Mönche aber die friedlichsten Hantirungen, oft sah ich sie, namentlich die alten Invaliden, bei offenen Thüren schneidernd und Schuhwerk ausbessernd in ihren Zellen hocken.

Selbstverständlich sind in solch grossem Haushalte sämmtliche Geschäfte regelmässig an die Mönche vertheilt und jeder ist für das ihm anvertraute verantwortlich. So steht auch die Küche unter der besonderen Aufsicht eines Bruders und ich muss zu seinem Lobe es rühmen, dass er manch leckeres Gericht auf die riesige, den Tisch vertretende Blechschüssel zu setzen verstand, welches die Einförmigkeit der bulgarischen Speisekarte glücklich unterbrach. Die Standardspeise bildete stets ein gut gedünstetes Lammfleisch mit Gemüse, mit ihr concurrirte ein wohlschmeckendes Gericht von Käse, Eiern und zerschnittenen Kohlblättern, dann eine Art Mehlspeise, helmouše, aus Mehl mit Eiern bereitet, dazwischen erschienen Hühner in jeglicher Form, Forellen heiss abgesotten, welche im Osem bis zu 2½ Zollpfund gefangen werden, sowie Milch und Honig, welche wie im Lande der Bibel so auch bei bulgarischen Gastereien eine Hauptrolle spielen. Das Obst reift hier spät und ebenso der Wein, der als Traube sehr angenehm, gekeltert aber ziemlich sauer schmeckt.

Einen ganz besonderen Stolz des Klosters bilden seine herrlichen Wallnussbäume, es verkauft jährlich viele schöne Stämme bis zu 24 Mark im Preise. Eine bedeutendere Einnahmsquelle gewährt dem Kloster sein reicher Viehstand. Er zählte im Juli 1871: 40 Pferde, 50 Ochsen und Kühe, 50 Schweine, etwa

600 Schafe u. s. w. Am jährlichen grossen Sabortage des Klosters muss es jedoch stets eine grosse Zahl der letzteren opfern. Da verwandeln sich Höfe und Vorplätze in ein riesiges Lager, Wachtfeuer entzünden sich des Nachts und des Tags über giebt es Markt und Kirche, Tanz und Gebet, es ist der festlichste und wichtigste Jahrestag für sämmtliche Anwohner, nur ganz Gebrechliche möchten ihn fern vom Kloster verleben. Die bulgarische Saborfeier gleicht ganz so wie jene der „Slava" der bei allen Südslaven und insbesondere bei den Serben üblichen und desshalb glaube ich hier auf meine Schilderungen des „Sveti Metodije Sabor" am serbischen Kopaonik und einer serbischen Slava zu Stalać, die ich in meinem „Serbien" beschrieb, verweisen zu dürfen.*) Im Gegensatze zu dort aber, wo ich von dem materiellen Gewinn der Geistlichen sprach, muss ich hier eine Aeusserung des langen Küchenmeisters Pohornijc von Trojan anführen, nach welcher der Sabor für sein Kloster eine kostspielige Last sei: „es kommen zu viele Türken und Zigeuner, und die zahlen nichts!" meinte er seufzend.

Am meisten hatte ich mich während meiner durch das abscheuliche Regenwetter verlängerten Rast zu Trojan mit den beiden duskals (Lehrer), mit den jungen Diakonen Maxim Pelov und Parteni Damjanov befreundet. Maxim zeigte grosse Liebe für seinen Beruf und den ausgesprochensten Drang sich für denselben tüchtiger auszubilden. Er fühlte die grossen Lücken seines Wissens und hätte sich namentlich gern in den Naturwissenschaften unterrichtet. Maxim erzählte mir oft von dem einstigen Wohlstande Altbulgariens, von den Kupfer- und Silberminen des nahen Balkans, brachte verschiedene Mineralien herbei, Krystalle aus der Nähe Židovica's, und Schlacken, welche von einem verlassenen Bergbaue am Žerovicabache, 3 St. vom Kloster aufwärts herrührten, dann Phyllitgneiss und grüne chloritische Phyllite mit Feldspathpartikeln, aus welchen sich der Trojanski-Balkan hauptsächlich constituirt. Schon Maxim's Einrichtung der Schule, die Lehrmittel für den „Anschauungs-Unterricht", welche er allmälig angeschafft, die Numerirung der Bänke u. s. w. zeigten einen begabten Geist. Rührend waren einzelne Züge, die er mir theils aus seiner eigenen Jugend, theils von seinen kleinen Schutzbefohlenen erzählte. Sie sprechen lebendig für den Bildungstrieb dieses höchst merkwürdigen slavischen Volkes. Zur Sommerzeit, wo die Eltern die Kleinen zur Bewachung ihrer zerstreut weidenden Heerden nicht leicht entbehren können, steigen allerdings nur etwa 30 Kinder zur Klosterschule aus den Balkanthälern herab, diese Zahl erhöht sich aber sofort im Herbst und im Winter erreicht sie trotz Schnee und Kälte 100 und mehr Kinder. Dies Alles aber, trotzdem kein Schulzwang herrscht; hier, wo keine andere äussere Anregung als die eigene Bildungslust den Schulbesuch controllirt. Ausser Altslavisch und Singen lernen die kleinen, aufgeweckt dareinschauenden, mit ihrem Mittagsbrot in Säcken

*) S. 227 und S. 258.

auf dem Rücken beladenen Balkandži Lesen, Schreiben, Rechnen; sowie etwas Geographie und Geschichte. Wahrlich, die Parallele mit manch österreichischem Gebirgslande fällt nicht zu Ungunsten des fernen Balkans aus!

Glücklicherweise hat selbst das abscheulichste Wetter mit dem schönen die Aehnlichkeit, dass es oft unerwartet endet. Am Mittag des 16. zerstoben die Nebelschleier und sofort liess ich meine durch die ungewohnte Ruhe etwas faul gewordenen Pferde zum Aufbruch rüsten. Der Abschied von den gastfreundlichen Mönchen war ein herzlicher und gern nahm ich Diakon Maxim's Erbieten an,



Schule im Kloster Trojan.

mich bis gegen Novoselo zu begleiten. Vom Kloster Trojan führt ein Reitweg entlang dem Černi Osem in 1 St. zum Beli Osem, kreuzt letzteren nahe an der Knežamündung, zieht hierauf streng S. in 2 St. aufwärts zum Trojanski Beklemeh, erreicht in 1 St. die Trojan-Passhöhe, wo die Rudera eines alten, wahrscheinlich Justinianischen Castells sichtbar, steigt sodann in 2 St. nach dem transbalkanischen Kornare hinab und zieht im Thale des Giopca auf guter Strasse weiter gegen Filipopel.

Auf meinem Programm stand zunächst die Erforschung der Rusicaquellen und die Passage des Kalofer-Balkans, welche heide östlich vom Osemgebiete liegen. Demgemäss kreuzten wir unterhalb der Klostermühle diesen Fluss und bogen bald darauf heim Manastir selo in den dichten Laubwald der jenseitigen

Höhen ein. Das Kloster Trojan, welches durch $^1/_2$ St. in prächtiger Vogelschau zu unseren Füssen lag, verschwand plötzlich. Dafür entschädigte uns der schöne Eichwald, er prangte in vollster Frische, Vogelgesang schmetterte in seinen Kronen, Vegetation und Fauna schien sich der Auferstehung, nach langer Dürre zu erfreuen. Der durch das Geäste brechende Sonnenschimmer war aber ein trügerischer, das Barometer stand tief und verhiess wenig Gutes, doch freute ich mich nach altem Rathe des Augenblicks und sog mit vollen Athemzügen die balsamische Luft, während wir langsam durch einen ziemlich gedehnten sanften Einschnitt aufwärts zogen, der sein bescheidenes Wässerchen dem Osem zusendet.

Auf der Höhe von Branjevo angelangt, fesselte uns die freie Aussicht. Von Westen her blickte der lange Zug der Vasileva Planina herüber, deren zahlreiche Querthäler, das westliche Osem-Reservoir enthaltend, einzelne pittoreske Bergformen zeigten. Bei reinem Wetter dürfte man hier einen lehrreichen Einblick in die Configuration des Gesammtgebietes vom Städtchen Trojan bis zur höchsten Balkanregion empfangen. Leider lagen stellenweise Schleier auf einzelnen Spitzen und Thälern und jenseits der Wasserscheide überraschte uns strömender Regen. Die Pferde rutschten im aufgeweichten Erdreich bei jedem Schritte, dies gestaltete den Abstieg mühsam und auch der Han an der vom hohen Kupen herabkommenden Kupenska rjeka machte unserer Wassernoth kein Ende. Er zeigte sich überfüllt von den Führern einer Pferdekaravane, welche dort Schutz gesucht hatte. Da unsere Pferde kein Obdach fanden, blieb uns keine Wahl. Das Unwetter arbeitete mit aller Macht, hart vor uns toste der hochangeschwollene Wildbach, es war namentlich für mein Trainpferd eine schlimme Aufgabe; doch meine Leute riefen ihre verschiedenen Schutzpatrone an und Alles kam heil hinüber. Oberhalb Skandalo führt eine Brücke über den Vidimo, sie glich jedoch der bei Trojan beschriebenen auf ein Haar, war also für Pferde unpassirbar, und abermals mussten wir durch tiefes Wasser. Das Schlimmste war nun glücklich überstanden. In dem Momente, als das Wetter erneuert losbrach, hielten wir schon unter weithallenden Donnerschlägen unseren endlichen Einzug in Novoselo, unserem Nachtquartier, wo Raschid, der dienstfertig herbeigeeilte Subaschi des Marktes, uns sofort in einem guten Hause, hart an der Vidimobrücke unterbrachte und damit war der fröhliche Geist meiner Leute wieder hergestellt.

Wir trafen unsere Hauswirthin, eine etwas frühzeitig gealterte Wittwe und ihr Töchterlein unter dem Eindrucke des bösen Unwetters in grosser Angst. Freilich baute der unten vorbeifliessende Giessbach aus mitgeschleppten Bäumen förmliche Barrikaden und drohte, aus seinen Ufern zu treten. Die geängstigten Frauen hatten bereits vor dem Ikon der h. Mutter Gottes und des h. Nikolaus Kerzen angebrannt, und bei jedem Blitze ging es an ein Bekreuzen, das kein Ende nehmen wollte. „Glaubt Ihr, dass Euch all dieses etwas nützet?“ frug iro-

nisch der moslim'sche Subaschi, „seht lieber, dass Ihr die Gäste ehrenvoll unterbringt, für ihre Pferde werde ich selbst sorgen.“ — „Ako gospot da!“ rief die Wittwe und Gott schützte ihr kleines Häuschen, in dessen gemüthlicher Stube ich mich um so wohler fühlte, als sie den Blick auf den Kreuzungspunkt der kleinen Bazarstrasse gestattete. So wie das Gewitter geendet, belebte sich rasch der Markt, die horizontalen Holzverschlüsse der Gewölbe öffneten sich, die Verkäufer hockten wieder in der Mitte ihres bunten Krams, Wagner und Schmiede klopften und hämmerten lustig darauf los, Alles hatte sein gewöhnliches Aussehen wieder angenommen.

Obschon Novoselo nur 112 Häuser zählt, bildet es bereits gegenwärtig für die umliegenden 13 rein bulgarischen Gebirgsorte einen commerciellen Mittelpunkt und längst müsste es der Sitz eines Bezirksamtes sein, würde die türkische Administration bei Schaffung und Begrenzung derselben nicht so planlos oder willkührlich vorgehen. Selbst die Bewohner der noch höher gelegenen Balkanorte müssen, der geringfügigsten Dinge wegen, weit hinab bis zur Kreisstadt Selvi wandern.

Der Häuserbau zu Novoselo und in sämmtlichen grösseren Flecken des nördlichen Balkans ist äusserst charakteristisch. Er hat einige Aehnlichkeit mit jenem unserer Alpenländer, gleicht ihm jedoch nicht gänzlich. Das Holz bildet allgemein das Hauptmaterial, aus dem stets zuerst das vollkommene Hausgeripp mit Fenster- und Thüröffnungen gezimmert wird. Das Fachwerk wird später eingefügt und zuletzt setzt man die solide, weit vorspringende Dachrüstung auf, welche gleich der Krönung ihrer oft bizarr geformten Schornsteine mit dünnen Kalkplatten eingedeckt wird. Im ganzen Orte bekam ich keine Fensterscheibe zu Gesicht, an deren Stelle treten verschiebbare Laden, welche, in einem Falze laufend, verschoben werden können. Senkrecht eingelassene Eisen- oder Holzstäbe dienen überdies zu erhöhtem Schutze nach Aussen. Im Sommer streicht die Luft frei durch alle Räume, im Winter werden die Fenster aber mit Papier vollkommen verklebt. Bei den Umrahmungen der Fenster und Thüren, bei den Enden der Stützbalken der Querhölzer und Säulen, welche die Stockwerke tragen, tritt oft ein merkwürdiger Sinn für Ornamentik auf und Novoselo, das schon so manchen berühmten Holzschnitzer geboren, könnte und dürfte einst das Berchtesgaden Bulgariens werden. Mit gerechtfertigtem Stolze zeigte man mir in der 1857 erbauten Sv. Bogorodicakirche die prächtigen Schnitzwerke Kolu Jonkof's, dessen Kunstfertigkeit weit bis nach Adrianopel den Namen Novoselo's geehrt machte.

Auch die Bewohner der nächsten Orte treiben Holzarbeiten als Berufszweig und bergen einen überhaupt äusserst begabten Menschenschlag. Schon ihr Gang ist auffallend behend, ihre Gestalt hoch und kraftvoll, Haare und Augen sind dunkel, die Nasen spitzig, die Augenbrauen oft zusammengewachsen, die Stirn-

wölbungen stark ausgebildet, die Wangenbeine vorspringend und die occipitale Dolichocephalie (spitze Verjüngung des Hinterhauptes) unverkennbar. Ich hatte selten so hell anklingende Mahnungen an die Kreuzung mit dem finno-ural'schen Blute in Bulgarien als hier gefunden.

Während ich die lange Abendmusse benutzte, um die Physiognomie des Marktes und seiner Bewohner zu studieren, hantierten meine Hauswirthin und ihr gefälliges Töchterlein emsig im Hofe, um ein würdiges Abendbrot auf unseren Tisch zu stellen. Die Einrichtung der kleinen Küche war originell. Der Orientale vollzieht am liebsten alle Geschäfte in hockender Stellung und dieser Brauch ist auch auf die Bulgaren übergegangen, demgemäss war der Heerd in der einen Ecke auffallend niedrig und sein Kornissbrett zierte, ähnlich wie bei den französischen Kaminen, ein Theil des blank geputzten Kücheninventars, Zinnteller, Thonkrüge, Holznäpfe u. s. w. in zierlicher Ordnung. Die grösseren Kessel, Leuchter, Flaschen, Čutura's, Butterstosser und Mühlsteine waren in einer anderen Ecke, zum Theil auf einer hohen offenen Stelle untergebracht. Die primitiven Geräthe, die kluge Benutzung jedes Plätzchens und die im Ganzen auftretende Nettigkeit mahnten an die reinlichen Sennhütten des Salzkammergutes z. B. auf der Loseralm bei Aussee, auf welcher ich mich oft so wohl fühlte. Um den Vergleich vollzumachen, fehlte allerdings so manches, der heitere Steirer Jodler und Zitherklang, dafür schallten aber von den nahen Höhen Pfeifenrufe und Dudelsacktöne ins Thal herab, denn auch der Balkan hat seine eigenthümliche Poesie und namentlich stehen gerade die Mädchen von Novoselo im weit verbreiteten Rufe, dass sie dem Cultus der heidnischen Liebesgöttin gerne mit dem Motto huldigen „Honny soit qui mal y pense!"

Am nächsten Morgen machte ich kleine Ausflüge gegen Osten, zunächst nach dem nahen Frauenkloster Sv. Jovan, dessen detaillirte Beschreibung ich mir wohl ersparen kann, da es im Wesentlichen den geschilderten gleicht. Es wurde im J. 1842 erbaut oder wieder hergestellt und den reichsten Schmuck seines Kirchleins bilden auch hier Meister Kolu Jonkof's sculptirte Arbeiten. Die äusserst freundliche Hegumenica nöthigte mich einen Imbiss auf ausgebreitetem Teppiche im Schatten grosser Kirschbäume einzunehmen. Die Nonnen — es sind hier 30 an der Zahl — trugen eingemachte Früchte, trefflichen Honig, Käse u. s. w. auf, das Brot war wohlschmeckender als das landesübliche, der Kaffee à la turca gut bereitet, so liess ich die langathmige Erzählung vom Prozesse des Klosters mit der Stadt Karlovo wegen streitiger Felder über mich ruhiger ergehen und wünschte der frommen Frau schliesslich den besten Ausgang des sie quälenden Rechtshandels.

Vom Kloster begab ich mich auf die Wasserscheide, welche den von mir zuerst in Karte gebrachten Vidimofluss von der Rusica trennt. Der Wegsaum zwischen den Feldern war wechselnd mit Birnen-, Aepfel-, Weichsel-, Zwetschken-

und Nussbäumen bepflanzt und von einer folgenden baumlosen Anhöhe gewann ich den lehrreichsten Blick in die Terraingestaltung bis gegen Debnievo hin. Auch der Ausflug nach der Ostrec Planina war eben so lohnend in landschaftlicher als topographischer Beziehung. Mit einer Fülle neuer Daten über bisher ganz unklar gewesene hydrographische Verhältnisse kehrte ich gegen Abend nach Novoselo zurück. Dort wurde mir aber eine Nachricht überbracht, die mich nicht sehr angenehm berührte.

Am Nachmittag war ein grösseres Zaptie-Piquet eingetroffen, welches der Kaimakam von Selvi eigens ausgeschickt hatte, um einer den Kalofer-Balkan unsicher machenden Räuberbande das Handwerk zu legen. Schöne Aussicht für mich, der ich am nächsten Morgen die Passage über denselben zu unternehmen gedachte! Der Commandant dieser Streifcolonne theilte mir mit, dass er mit der Absuchung der Kolibi bei Novoselo beginnen müsse, und zeigte unter diesem Vorwande wenig Lust sich ohne speziellen Befehl mit mir in schlimme Abenteuer zu stürzen. Jawasch, jawasch! (Langsam, langsam!) hiess seine Losung und er begann seinen Feldzug damit sich beim Subaschi des Fleckens für einen mehrtägigen Kef gemüthlich einzurichten. Unter seinen Leuten befand sich zufällig Mehmed Ibrahim, mein Begleiter von Selvi nach Lovec und es war bereits viel, dass der Onbaschi mit diesem Zaptie suarie (berittener Gensdarm) mein kleines Geleite verstärkte. „Will Euch das Kismet verderben, dann hilft's auch nicht wenn ich mehrere Leute mit Euch schicke, will es Euch aber wohl, dann seid ihr genug und sind der Räuber noch so viele. Jol a bair u sen!“ (Glücklichen Weg). Damit entliess er mich. Ich fand die Logik des vollstreckenden Degens türkischer Justiz zwingend und stellte Alles dem Kismet anheim.

Das „Kismet“, das Geschick, bedeutet für den Moslim: Anfang, Mitte und Ende aller irdischen Dinge, also auch alles Glückes und Verderbens. Verdorren und Wachsen, Auf- und Niedergang jedes Sterblichen stehen einzig in der Hand des Kismet. Nur die Astrologen vermögen das Geschick vorherzusehen und desshalb sind bekanntlich dem Sultan, seinen Frauen und Würdenträgern ihre Kismet-Profeten ebenso unentbehrlich — selbst vom aufgeklärten 1875 gestürzten Vezier Schirwaneh Ruschid Pascha wurde es behauptet — als unseren occidentalen Grossen ihre Leibärzte.

Wer längere Zeit im Oriente lebt, dem fliegt bald etwas vom allherrschenden Kismetglauben an. Als am 18. Julimorgen 1871 nach langen Regentagen ein Strahl feurigsten Frühgoldes mein Lager streifte, galt mir dies als gute Vorbedeutung für den Tag, welchen ich zur Passage des höchsten aller Balkanübergänge von Novoselo aus gewählt hatte; denn so viele Fährlichkeiten auch das Reisen in primitiven Ländern birgt, steht doch immer für den Geographen „Gutes Wetter“ in erster Linie unter dessen Wünschen.

Vor dem Aufbruche nach Süden machte ich noch das Kuppelgeschoss des kleinen Dorfthurmes zum Observatorium, aus dem ich die höchsten sonnig angestrahlten schneeigen Spitzen des Balkans peilte. „Seht Ihr Herr, dort hoch oben, wo noch das kleine weisse Wölklein hängt, dort liegt das Rosalitafeld, dort müssen wir hinüber." Der Punkt der Passeinsattlung erschien mir etwas zu hoch bezeichnet, doch Venko Sabče musste es wissen, da er seit er lebte alljährlich die Heerden von Ostrec nach den höchsten Balkantriften führte und wegen seiner Vertrautheit mit allen Stegen, Wasser- und Bergnamen mir als verlässlichster Begleiter empfohlen worden war.

Alles was im Dorfe mobil, hatte sich zum Abschiede versammelt. Vorwiegend waren es Frauen und Kinder; denn die Männer verweilten im fernen Rumänien als Schnitter, Maurer, Holzarbeiter. Ein stattlicher Reiterzug, geführt vom Onbaschi des entsendeten Zaptie-Detachements, gab mir bis zur Ostrečevica das Geleite. Mein durch allerlei Brigantengeschichten unruhig gewordener Dragoman wurde still, als unsere kleine Caravane zusammenschmolz und hielt gerne die Mitte zwischen dem rauhen Führer Sapče und unserem einzigen Geleitsreiter Mehemed „Aga", wie er ihn schmeichelnd titulirte — ganz so wie man bei uns den Oberlieutenant oft „Herr Hauptmann" nennt. Ich suchte ihn anfänglich mit dem „Kismet" aufzurichten und war bald zu sehr mit meinen Terrainstudien beschäftigt, um weiter auf seine Stimmung zu achten.

Die Landschaft liess sich während der ersten Marschstunden kaum freundlicher denken. Nicht leicht macht man sich eine Idee von dem tiefgesättigten Grün, das in diesen hohen Balkanregionen noch im Spätsommer herrscht, obschon sonst die Vegetation gegen jene der Niederungen in der Reife bedeutend zurück bleibt. Wenn der Balkandži, ähnlich dem Frieslands- und Hollandsgänger West-Deutschlands, mit dem als Schnitter oder Drescher in der danubischen Tiefebene verdienten Lohn heimkehrt, ist es noch immer Zeit für ihn an die Einbringung der eigenen schmalen Erndte zu denken. Die verschiedenen Steuern erwirbt er grösstentheils auswärts, das kleine Feld bestellt die Frau, das Vieh hüten die Kleinen, das Material für sein Haus und die Feuerung liefert aber der Boden und nahe Wald oder richtiger, was man in diesen Ländern „Wald" nennt. Allerorts sahen die bescheidenen Häuschen der Balkandži zu 8—20 in Weiler (Kolibi) vereinigt von den Höhen nieder. Zu ihrem Aufbau wird hier das steil aufgerichtete, weissglimmerige und kalkhaltige Material, dann auch die dünn geschichteten grauen saultartigen Mergel der Gegend verwendet.

Nach zweistündigem Marsche hatten wir das letzte Gehöft im Rücken und traten in ein dichtes Gehölz ein, das jedoch durch Verwüstung an vielen Stellen arg gelitten hatte. Tiefer als die Mühen des Anstiegs, oder die Furcht vor lauernden Wegelagerern berührten mich der sichtbare Muthwille oder Unverstand,

welche oft den herrlichsten Baumriesen die tödtende Wunde versetzt hatten. Und die neuereirten Forstbeamten zu Stambul? Sie kümmern sich wenig um Dinge, welche ihren süssen Kef auf weichgepolsterten Divans stören könnten. Ja, wenn die Forste zu ihnen kämen! Nichts geschah bis heute von Seiten des Staates zum Schutze des Waldes und ich fürchte, bis ein seine Aufgabe richtig erfassendes Regiment in diesen Ländern seinen Einzug halten wird, dürfte es leider um die Balkanforste geschehen sein, welche den Gläubigern des Sultans so gerne als ein unberührtes Californien und kostbares Pfand gepriesen werden. Ihnen werden die im Baue fortschreitenden türkischen Eisenbahnen schwerlich mehr Vortheil bringen. Denn bei den ewigen Finanznöthen der Pforte sehe ich bereits im Geiste, was der Barbarismus der Bevölkerung unberührt liess, in nächster Zeit der Axt habgieriger Speculanten ausgeliefert. Und dann? Wo hätte ein moslim'scher Staatsmann sich ernstlich mit dem Morgen beschäftigt? dafür lässt man das „Kismet", das Geschick allein sorgen. Will es, so lässt es aus Steinen Bäume wachsen. „Allah billir, Allah kerim!" Und die Beamten des sogenannten Forstdepartements zu Stambul werden auch weiter ihre hohen Gehalte einstecken und der schönen Bakschisch-Medschidije der speculativen Franken sich erfreuen, wenn der „Wald" im türkischen Reiche längst zur Mythe geworden ist!

Erst in 1200 Meter Seehöhe, nachdem wir die aus S. W. kommende dunkle Mrdna und die krystallklare Ribna gekreuzt hatten, wurde ich bei dem eisigkalten Quellborn „Studena Kladenica" durch den Anblick eines wirklich prächtigen Buchenwaldes erfreut. Wir befanden uns hier in einer hochromantischen Wildniss, in der wir auf deutliche Bärenspuren stiessen, und nun folgten sich die prächtigsten Landschaftsmotive so rasch, dass ich nur wenige mit flüchtigen Strichen festhalten konnte. „Herr, wenn Ihr Steine, Wasser und Bäume so sehr liebt, kommt's bald noch schöner!" meinte Führer Venko. Der rauhe Hirtensohn, in dem vielleicht ein verlorener Calame steckte, bekundete das richtigste Naturgefühl. Gleich darauf hörte ich zum erstenmale auf meinen Balkantouren das laute Rauschen eines grösseren Wasserfalls, zwischen Baumgrün blitzte sein weisser Gischt hervor und als mich seine kühlenden Tropfen netzten, sah ich eine in unzähligen Sätzen über und durch Phyllitgneissfelsen sich tosend brechende Cascade, deren Hintergrund nach der gegen Süden sich öffnenden Steilschlucht des Balkans viel zerrissene Kuppen schlossen. Melancholische, lichtgraue Nebelschleier suchten neidisch meinem Stifte die Details des schönen Bildes zu verbergen, allein flüchtige Sonnenblicke theilten sie für Minuten und die höchste aller Balkanspitzen, der „Mara-Gedük" schien meiner Ausdauer durch den seinen Hängen geschwätzig enteilenden Wasserfall aufmunternde Grüsse zuzusenden.

Kein Forscher war vor mir diesen Weg gezogen, keiner wusste etwas von der Existenz dieser im Balkan einzigen majestätischen Cascade, auch mein Führer

Venko wusste keinen Namen für dieselbe, so machte ich vom Rechte des Reisenden in solchem Falle Gebrauch und taufte sie in dankbarer Erinnerung der grossen Verdienste meines verehrten Freundes Dr. Ami Boué, des bahnbrechenden, wissenschaftlichen Pioniers in der Türkei (1835—1838) „Ami Boué-Cascade". Ich hoffe,



Ami Boué-Cascade am Mara-Gedük.

dass dieser Name auch vom bulgarischen Volke angenommen und für alle Zukunft in Ehren gehalten werden wird.

Wieder strebten wir aufwärts, viele hundert Meter hatten wir noch zu erklettern und erst beim „Dobreva grob" wollten wir ausruhen. Es war eine harte Aufgabe für unsere Pferde. Das 1671 Meter hohe Plateau bot jedoch einen so

trefflichen Orientirungspunkt gegen Norden, wie man ihn für das Quellgebiet der Rusica nicht besser wünschen konnte. Von der Ruine eines verfallenen Wachthauses weiter aufwärts kletternd, verscheuchte ich einige riesige Geier, welche sich auf ein hier verendetes Karavanenpferd niedergelassen hatten, bald kreisten sie hoch über ihrer Beute. Der Nachtigallensang war längst in dem unter uns gelassenen Laubdome zurück geblieben, weit und breit umgab uns lautlos eine grossartige Natur. Nur die nächsten Bergkuppen gegen Osten zeigten grüne Halden und vereinzelte Baumstände, darunter der „Pomorjevec" mit der Spitze „Pomorlevica" und der noch bedeutend höhere „Zelenikovec". Gegen Westen jagte aber düsteres Gewölk an den vegetationslosen Phyllitstürzen des „Mara-Gedük" vorüber. Zwischen diesen beiden hohen Marksteinen breitete sich, einer hochgehenden See ähnlich, eine Welt niedrigerer Gipfel aus, deren ausgezeichnetste mir Führer Venko als „Seliste-, Krevenik- und Ostrec-Planina" nannte. Auch den von Novoselo zurückgelegten Weg, viele Orte und die Lage von Selvi vermochte ich zu peilen. Darüber hinaus lag aber Alles in unsicheren Linien. Das hier gewonnene Material erwies sich später von unschätzbarem Werthe für meine Karte.

Hier verliess mich der Zaptie Mehemed Ibrahim, um zu seinem Piquet nach Novoselo zurückzukehren. Obwohl ich in dieser verrufenen Balkanöde mein Geleite nicht gerne weiter schmelzen sah, mochte ich ihn mit Rücksicht auf sein arg mitgenommenes Pferd — gewöhnlich das einzige Gut des türkischen Gensdarmen — doch nicht zurückhalten. Mit Dank und reichlichem Bakschisch entliess ich ihn, nachdem er an meinem frugalen Mahle bei der Blockhausruine „Dobreva groh" Theil genommen hatte.

Ich hatte nunmehr die Erforschung des Jantragebietes abgeschlossen. Noch wenige Minuten gegen Süden und wir hatten die Wasserscheide zwischen dem Aegäischen und Schwarzen Meere überschritten, das Vilajet Tuna lag hinter, jenes von Adrianopel vor uns. Das laute melodische Rieseln rührte bereits von der Hauptquelle der thracischen Tundža her, welche durch kleine, vom „Mara-Gedük" und dem östlicheren „Vele Gozedarnik" abfliessende Fäden gebildet wird. Durch eine steil abstürzende, tief eingerissene Schlucht, wie sie dem Südhange des Central-Balkans eigen, fliesst die Tundža bei Bujukova hinaus in das rosenduftérfüllte Kazanlik Tekne, das wir bereits früher kennen lernten. Zugleich mit dem Bächlein zieht ein stark vernachlässigter Saumpfad hinab zur Ebene. Einst war er cultivirter, mehr frequentirt und bildete wahrscheinlich die Fortsetzung der von Dr. Pojet im Thale bemerkten antiken Strasse, auf welcher die Römer einen bedeutenden Verkehr zwischen dem thracischen Tonisus- und dem mösischen Jatrusgebiete pflegten. Von der rauhen Wildniss mit dem auffallendsten Stempel plutonischer Thätigkeit mag ein rüstiger Bergsteiger leicht in 2 Stunden abwärts zur Ruine des verfallenen Klosters nahe den Rosengärten Bujukova's gelangen

und die Contraste zwischen der rauhen Nordseite des Balkans und dem Eden an seinem Südfusse auf sich wirken lassen.

Unser Weg entwand sich in 1671 Meter Seehöhe der Schluchtromantik der Tundžaquellen. Bald gabelte er und zweigte gegen Südwest ab, immer höher anstrebend, bis die Baumregion tief unten lag und nur Krummholzdickicht den Boden teppichartig überzog. Das Thermometer war allmählig während des vierstündigen Anstieges von 28° auf 15° C. gesunken. Endlich war der Rosalitapass, der höchste sämmtlicher Balkan-Uebergänge, erreicht.

Kalte Luft strich über das traurig-öde Phyllitgneiss-Plateau, das der Mara-Gedük gleich den nördlicher auftauchenden Kuppen des Pomorjevec und Zelenikovec mit scharfkantig zernagten Profil-Linien überragt. Erst hier, als ich den bedeutenden Abstand des Passes zur höchsten aller Balkanspitzen ermass, fand ich, wie sehr ihre Höhe bisher unterschätzt worden war. Die Seehöhe des Passes beträgt nach meiner Messung bereits 1930 Meter. Die höchste Kuppe übersteigt ihn jedoch um mindestens 400 Meter, was zusammen 2330 Meter ergiebt und den Mara-Gedük nicht nur dem berühmten Vitoš bei Sofia gleichstellt, sondern zu den höchsten Punkten zwischen Adria und Pontus gesellt. Diese Zahlen differiren allerdings auffallend von jenen meiner Vorgänger; allein schon die Vegetations-Verhältnisse, sowie andere von mir gemessene 1900 Meter hohe Pässe der Balkankette sprechen dafür, dass die bisherige Annahme von 1600 Meter für ihren höchsten Punkt irrig war.

Vom Rosalitapasse gesehen, macht die höchste Balkankuppe mit ihren Felsstürzen, Schroffen und Tausenden tiefer Runsen, in welchen der Sonne entzogene Schneeflecken übersommern, einen tiefernsten, ja beinahe unheimlichen Eindruck. Hier, wo die Natur ihr neue Formen schaffendes Walten in grossartigster Weise offenbart, herrschte scheinbar Grabesstille; es war, als hätte die rastlos zeugende Urkraft zur Feier-Ruhe sich hingelegt. Viel mochte zu solchem Gefühle wohl die kalte, tiefgraue Lasur beitragen, welche Alles ringsum mit merkwürdig herabstimmendem Tone einhüllte und die zerstreuende Wirkung der Localfarben nirgends aufkommen liess.

Vergebens suchte das Auge der in der Landschaft souverän herrschenden Melancholie zu entrinnen. Wo immer der Blick haftete, überall trat ihm das Bild des Todes entgegen. Keine lebende Creatur war zu sehen, nur einige Adler zogen, dem Gesichtskreise beinahe entrückt, ihre Ringe in höchster Luftregion, und hart am Wege lagen die gebleichten Gerippe gestürzter Karavanenpferde. Neben einer kesselartigen Vertiefung, die ein leichentuch-ähnliches, schmutziggraues Schneefeld füllte, zeigten aber rohe Denksteine, dass der Mensch den „Kampf um's Dasein" auch in diese Höhe getragen. Es waren Gräber von Räuberhand Gemordeter oder verunglückter Wanderer, welche die aus Felsblöcken

aufgethürmten Orientirungs-Pfeiler verfehlt hatten und vom Schneesturm hier für immer im kalten weissen Pfühl gebettet worden waren. Der Winter muss hier furchtbar wüthen. Der oftgedachte Insurgentenführer Panajot Hitov, welcher, von den Türken arg bedrängt, in diese unzugänglichen Regionen flüchtete, schilderte die Schrecken der höchsten Balkanpässe (Memoiren 40, 149) ungemein anschaulich: „Der Wind wüthete wie rasend, der Schnee glänzte blendend weiss, die Flüsse und Giessbäche brausten klagend dahin, die Wölfe heulten im Gebirge und Wintervögel kreischten — sonst hörte und sah man nichts. Uns wurde es furchtbar schwer vorwärts zu rücken, von Zeit zu Zeit sanken wir im Schnee ein. In dieser Nacht konnten wir kaum 300 Schritte weit kommen, der Wind trug uns nach seinem Belieben umher und warf uns mitunter um."

Wir rasteten auf der Höhe, und Führer Venko Sabče gab einige Schauergeschichten zum Besten, die, mit übernatürlichem Geisterwalten geschwängert, am Rosalitafelde hafteten. Schon sein Name verräth dem Culturforscher, dass es ein Punkt, den der alte Bulgarenglaube von feenhaften „Samodivi" (Elfen) erkürt betrachtet, und wohl war es ein Feld, auf dem die verführerisch schönen Waldjungfrauen, ferne dem Treiben neugieriger Menschenkinder, ihre mystischen Spiele feiern mochten. Nicht leicht konnten sie zur Zeit des „Rosalja"-Festes (Pfingsten) zum nächtlichen Reigen eine luftigere Höhe wählen, als das „Rosalitafeld" am Fusse des Mara-Gedük, der, einem Riesenaltare ähnlich, in zwei Hauptthälern des thraeischen Rosencults wurzelt und die müden Tänzerinnen beim Morgengrauen zur Ruhe in seinen nördlichen, von Cascaden durchströmten Waldhain lud! Noch heute klingen, wie ich im I. Bande (S. 63) erwähnte, bei den christlichen und moslim'schen Bulgaren Traditionen dieser heidnischen Rosaliafeste nach. Es sind Reste einstiger Berührung mit den autochthonen thraeischen Völkern und Römern, bei welchen die Rosenwälder des Balkans berühmt und der Rosalia-Cult im höchsten Schwunge stand.

Schon vier Jahrhunderte vor unserer Aera hatte aber, wie dies Münzen und Tumulifunde bezeugen, hellenische Civilisation den Balkan gestreift. Griechische Kaufleute bahnten dort mit den eingeführten Waaren gleichzeitig ihrer Sprache und ihren Göttern den Weg, und die später folgenden Römer vermochten diese nicht zu verdrängen. Selbst die nördlichen Balkan-Territorien nahm griechische Cultur in so alleinigen Besitz, dass ich dort wohl zahlreiche hellenische, nur selten aber lateinische Inschriften traf. Wie aber etwa heute afrikanische Neger die ihnen durch Missionsapostel vermittelte heilige Dreieinigkeit und andere Transfigurationen der christlichen Kirche auffassen, so hatte sich der thraeische Volksgeist die griechischen Götter-Ideale nach seinem eigenen Fühlen umgeformt. Apollo, der Musengott, wurde beispielsweise im Pantheon der Thracier zum Jagdgotte, Diana zum bewaffneten Mannweibe.





ROSALITA-PASS UND MARA-GEDÜK BEI KALOFER.

Nun, wo durch meine Messungen ein richtigerer Maassstab für die Höhe des Balkans gewonnen ist, begreifen wir leichter die religiöse Scheu und Verehrung, sowie die zahllosen Mythen, mit welchen die classischen Völker zur Majestät ihres „Aimos" oder „Haemus" hinaublickten. Der Balkan reicht in die älteste Sage des Hellenenthums, und diese liess den Haemus Lieblingssitz ihres gefeiertsten Sängers werden. In tiefster Einsamkeit, die Welt fliehend, betrauerte dort Orpheus die verlorene Eurydice. Wo hätte Thraciens Meistersänger auch passender seine klagende Leier ertönen lassen können, als auf des Haemus höchstem Punkte, wo ihr ausklingender Schmerz hinab in die thracischen und mysischen Thäler, weithin zum fernen Hebrus und Ister drang? Hier blieb Orpheus jeder neuen Liebesregung fremd, und wenn er sang, erbebten nach Virgil die Felsen des Ismarus (Mara-Gedük?) von Sehnen und süssem Verlangen, die wilden Thiere verliessen ihre Verstecke und legten sich verständnissvoll zu seinen Füssen, die Blumen wendeten dem Sänger aber ihre Kelche zu und umrankten süss duftend dessen Sitz. Doch auch den Schwarm mit bacchischer Lust erfüllter Mänaden lockten Orpheus' wunderbare Töne herbei; wie sie aber in dem Saitenschläger den kalten Verächter der wonnig berauschenden Dionysos-Orgien erkannten, zerrissen sie ihn im wilden Aufflammen lodernden Rachefeuers:

> Weithin lagen die Glieder zerstreut, Haupt nahmst du und Leier,
> Hebros, auf, und, o Wunder! da mitten im Strom sie hinabfliesst,
> Sanft wie Wehmuth klagt der Leier Getön, wie Wehmuth
> Lallt die entseelte Zunge, die Bord' antworten wie Wehmuth.
> (Voss, Ovid Metamorph. X.)

Den hingemordeten Liebling beweinte die ganze Natur. Kopf und Leier des göttlichen Sängers führte der vom höchsten Haemusgipfel abfliessende Tonisus (Tundža) dem Hebrus (Marica) zu; die Leier schützte Apoll, das Haupt wurde zum Drachen, aus dem verspritzten Blute aber erwuchs die Blume „Cithare" jenseits auf dem Gebirge Rhodope, und dort sollen in letzter Zeit bei den „Pomaci" (moslim'sche Bulgaren, welche ihre slavische Muttersprache bewahrten) noch Traditionen des Orpheus-Mythus aufgefunden worden sein. Von vielen werden diese von Verkovich herausgegebenen Lieder jedoch als eine arge Mystification erklärt.

Hinbrausende Windstösse mahnten mich, dass ich auf dem Haemus auch im Palaste eingekehrt, in den die Griechen die Wohnung aller Stürme verlegten. Wie war er entstanden? Plutarch lässt einen Sohn des Windgottes Boreas und der aufrauschenden Welle Oreithyia, welcher frevelnd sich Jupiter's Namen beigelegt, in den felsigen Haemus verwandeln, und gleiches Loos verhängten die Götter über des Strymon Tochter Rhodope, welche er in zärtlicher Weise Juno genannt. Aus der Umarmung beider durch ganz Thracien hochgefeierten Gottheiten entsprang aber der rasch fliessende Hebrus. In Wahrheit sind es die Ge-

birge Haemus und Rhodope, welchen, der Mythe entsprechend, die zahlreichen Quell-Adern des Hebrus entfliessen.

Haemus und Rhodope wurden auf mehreren Münzen der Kaiserzeit verewigt. Haemus als sitzender Jüngling, mit der Chlamys über den Schenkeln und Lanze, nach dem Aste eines Baumes greifend, als wollte er seine Verwandlung abwehren; wilde Thiere lagern neben ihm. Rhodope, gleichfalls sitzend auf einem Felsen, nach links gewendet, den Oberleib nackt, mit Blumen in der Hand und zu den Füssen. Letztere wollte man als Rosen deuten. Schon Du Mersan, der sich um die Aufhellung des Haemus- und Rhodope-Cults verdient gemacht, bezweifelte es. Ich selbst glaube aber in den Blumen, welche Rhodope in der Hand hält, die von Frivaldszky zuerst im Rhodope-Gebirge und von Janka auch im Balkan aufgefundene „Haberlea Rhodopensis" zu erkennen. Diese wäre demnach die nach Plutarch dem Rhodope-Gebirge eigene, aus Orpheus' Blut entsprossene Schmerzenblume Citbare, welche in der Hand der Rhodope ihr Leid um den in Fels verwandelten Geliebten ausdrücken soll.

Die Dichter lassen auch den Kriegsgott Mars zeitweilig seinen Aufenthalt im Haemus nehmen, dessen Gipfel Ovid und Horaz „eisige" nennen. Letzterer vergleicht ihn dem Pindus und Helikon; Virgil preist die Frische seiner Thäler, und Servius weist sogar dem vielgesuchten Tempethale am Fusse des Haemus seine Stelle an. Lucian im Dialoge des Herkules mit Merkur nennt Haemus und Rhodope die schönsten und höchsten Berge der Erde; des Haemus Schneefelder erschienen ihm aber ein fürchterliches Straf-Exil für Verbrecher. Seneca mildert dessen Schrecken und lässt die Frühlingssonne sein Eis bereits schmelzen.

Während ich vom Rosalitapasse in des Balkans weit zurückliegende Mythenwelt schweifte und dabei der Vergänglichkeit „Alles was war, ist und wird," gedachte, blieb mein Stift nicht müssig. Die Profile der höchsten Balkankuppe „Mara-Gedük" wurden wol zum erstenmale von Menschenhand umrissen. Herr Maler Rieger hat sie prächtig in Farbe übersetzt. Ich biete sie hier in bescheidenen Umrissen Dichtern und Malern vielleicht als erwünschtes Landschaftsmotiv, wenn sie künftig Vilenfesten und Orpheus-Mythus Leier oder Palette weihen.

Die weite Fernsicht vom Balkan, bereits in classischer Zeit berühmt, flösste Philipp III., dem thatendurstigen Nachfolger des grössten Trägers dieses Namens, den Wunsch ein, den höchsten Haemusgipfel mit seinem Sohne Perseus zu besteigen. (T. Livius.) Wahrscheinlich ist der macedonische König nördlich von Rhodope (Philippopolis) durch das Giopsu-Defilé zum Mara-Gedük aufgestiegen. Mit einem Blick wollte er den weiten Schauplatz seines Ehrgeizes umspannen, jenes reiche Gebiet, dessen Gold und kriegerische Jugend er seinen weitfliegenden Plänen zinsbar machte. Bei Cynoscephalae dämpfte Rom jedoch die letzteren (199 vor Chr.) für alle Zeit, und fünfzig Jahre später war Macedonien römische

Provinz. Bald überstiegen römische Adler auch den Rosalitapass und andere Uebergänge des Haemus. Seine Thäler mussten sich aber zuvor mit dem Blute der Legionen reichlich färben und düngen (Virgil), bis ihre ungezähmten tapferen Bewohner sich dauernd zu Auxiliar-Cohorten derselben bequemten, bevor Donau-Bulgarien durch M. Crassus (29 vor Chr.) als „Moesia“ römische Provinz wurde.

Vilen und hellenische Götterheroen sind aus dem Balkan seit lange gebannt. Tief unten in einer versteckten südlichen Schlucht des Mara-Gedük liegt jedoch wieder eine der gerühmtesten Heilstätten der thracischen Christenheit, das der heiligen Jungfrau geweihte Kloster „Sveta Bogorodica“. Auch die heiduischen, dem macedonisch-römischen Joche widerstrebenden Haemus-Völker sind ausgestorben; aber noch heute wie vor zwei Jahrtausenden sind des Balkans Menschen jedem äusseren Zwange abhold. Würde beispielsweise der moslim'sche Sultan es sich einfallen lassen, den Heerdienst unter dem Halbmondszeichen von den christlich-bulgarischen Balkandži's ernstlich zu fordern, so dürften die Schneefelder des Mara-Gedük neuerdings von blutigrothem Scheine widerstrahlen. Der Türke meidet ängstlich die höchsten Balkan-Regionen, und selbst der wohlbewaffnete Zaptie-Gensdarm wagt sich nur höchst ungern vereinzelt in dieselben. Wie merkwürdig klingen doch Einst und Jetzt, Mythe und Wirklichkeit auf dem hohen „Rosalita-Balkanpasse“ ineinander! — Der aufhellenden geographisch-ethnographischen Forschung blieb es aber vorbehalten, den mythisch-historischen Vorgängen der classischen Epoche ihren realen Schauplatz wieder zu erobern.

Ich fürchte mich zu wiederholen, wollte ich die entzückende Fernsicht schildern, welche sich erschloss, sobald wir die Rosalitahöhe überschritten hatten. Es waren dieselben überraschenden Contraste zwischen Nord und Süd wie auf dem westlicheren Šibkapasse, ganz dieselben Einblicke in ein mit verschwenderischer Naturpracht gesegnetes Eden, das wieder gegen Süden durch einen O. W. streichenden Höhenzug seinen malerischen Abschluss erhielt. Die Analogie zwischen den Becken von Karlovo und Kazanlik ist auch leicht erklärlich, bilden sie ja beide Producte des gleichen geologischen Prozesses, welchen ich bereits andeutete (S. 114). Nur dass man hier nicht so rasch, so unvermittelt wie dort thalabwärts in das gleichfalls mit Rosenauen und Nussbaumwäldern erfüllte Tekne hinabgelangt. Die beiden Längenthäler von Karlovo und Kazanlik werden nämlich durch einen vom Kalofer-Balkan N. S. sich vorschiebenden Höhenrücken getrennt, welcher zugleich die Tundža vom Giopsu scheidet. Auf diesem langgestreckten Phyllitgneissrücken läuft der Weg anfänglich steil, dann aber ziemlich sanft sich senkend nach dem 1322 M. tiefer gelegenen Fabrikstädtchen Kalofer, das sich in einer Granitfelsschlucht der Tundža höchst malerisch eingenistet hat.

Der Abstieg war gleichfalls reich an wechselnden pittoresken Landschaftsbildern, welche hier und da die passendste Staffage verschönte. Hoch auf den

„Jailen“ (Sommerweiden) tummelten sich reichwollige Schafe gehütet von fremdartigen Gesellen. Früher mochten türkmenische Heerdenbesitzer „Jürüken“ aus dem Perim dagh, nachdem sie die Winterweiden am Saloniker Golfe ausgenützt, auf den frischen Balkanhöhen übersommert haben und wahrscheinlich wurde auch desshalb der vor uns aufragende grüne Vorberg des Mara-Gedük „Jürük Tepessi“ genannt. Diese Jürüken (nicht „Juruken“, wie irrthümlich nach Lejean übersetzt wurde) sind versprengte Reste eines ehemals starken asiatischen Nomadenvolkes, das noch heute, wie ich von einem trefflichen Kenner Klein-Asiens hörte, in bedeutender Zahl von Adana bis Kesarea und auch bei Konia zerstreut siedelt, durch einzelne Unterschiede in der Tracht sich kennzeichnet und seinen Namen sing. jürük, plur. jürükler von seinem Wandertrieb erhielt. In etwa 1500 M. Höhe stiess ich auf die aus Holz erbaute Niederlassung der genügsamen Hirten-Nomaden. Sie hatten auf einem ziemlich weiten, mit Pfählen förmlich verpalissadirten Raume ihre Wohnhütten, Hürden und Käsereien errichtet. Ein Rudel auf uns stürzender Hunde hinderte jede Annäherung, die innerhalb des Pfahlzaunes hantierenden Frauen und Kinder bezeigten aber wenig Lust unserem Anrufe Folge zu leisten oder die bösartigen Thiere abzuwehren. Der Tracht nach zu urtheilen, stammten diese Heerdenbesitzer aus dem westlichen Macedonien, es waren offenbar Zinzaren, welchem interessanten wlachischen Volksstamme ich in meinem „Serbien“ (S. 332) die eingehendste Schilderung widmete.

Der Wald erschien auf dem ganzen Südhange beinahe gänzlich ausgestorben und so vermochten hier mindestens die weidenden Heerden ihn nicht weiter zu schädigen, wie dies leider in vielen Regionen an der Nordseite der Kette, und im nahen Rhodope geschieht. Ich werde auf das Unheil, welches diese wandernden Nomaden über den türkischen Wald heraufbeschwören, noch an anderem Orte zurückkommen. Ringsum am Wege war Alles Weidegrund, Bäume gehörten zur Seltenheit. Bei einer Karaula ging es über Schutthalden steil abwärts und Kalofer rückte immer näher. Sein viel coupirtes Terrain macht den täuschenden Eindruck, als wäre es von zahlreichen Wällen umschlossen. Heute ist es ohne jegliche Werke, doch bleibt es ein wichtiger Sperrpunkt der Strassen, welche von Filipopel her in diese Balkanregionen führen. Jene, welche ich eben herabgezogen war, stand bisher im Rufe vollständigster Unzugänglichkeit. General Macintosh äusserte in seinem mehrfach erwähnten Buche (S. 59): „die dem Gabrovapasse nächste Strasse liegt in einer zwischen Philippopel und Lofdscha — einer kleinen Stadt in der Richtung von Nicopolis — gezogenen Linie, und soll auch sonst schlecht und unpassirbar sein.“ Ich glaube aber sagen zu dürfen, dass nach den russischen Leistungen im Kaukasus, der Rosalitapass, nun wo er mehr gekannt ist, künftig schwerlich ausserhalb des Operationsbereiches eines gegen Filipopel vorgehenden Corps fallen wird.

Eine Stunde unterhalb der Karaula stiess ich am linken Ufer des tief unter uns vom Zanoga herabkommenden und Kalofer durchfliessenden Baches auf isolirte fabrikartige Gebäude, deren eigenthümlich schnurrende Maschinen verriethen, dass hier Gaitan (Schnüre) gedreht werden. Die Häuser folgten bald dichter, das Schnurren wurde immer geräuschvoller und plötzlich sah ich mich in einer förmlichen Fabrikstadt, welche wie ich später erfuhr, in ganz Bulgarien durch ihren schwungvoll betriebenen Export von Posamentierwaaren berühmt ist. Beinahe jedes Haus sucht durch geschickt abgezweigte Kanäle mindestens 3 Drehmaschinen zu beschäftigen, es giebt aber einzelne, welche mit 20 und 30 Apparaten arbeiten. Gewöhnlich befindet sich oberhalb des Hauses im Bachbette ein Kasten aus Holzpfosten. Sein durchfliessendes Wasser setzt ein kleines horizontales Stossrad in Rotation, dessen vertikale Axe wieder in dem über das Wasser vorgebauten Fabrikraum eintritt und dort die Apparate zum Drehen des Gaitans bewegt.

Unter der sinnverwirrenden Schnurrmusik von Kalofer's 700 Spindeln zog ich durch das nette Städtchen nach dem mir empfohlenen Han und hatte bald darauf das Vergnügen den Lehrer Dimitri Fingov, dann den Stadtarzt Demeter Nikolič aus dem syrmischen Karlovic in meiner vollkommen möbellosen Stube zu begrüssen.

Kalofer liegt nach meiner Messung (Mitte des Städtchens am Wasser) in 608 M. Seehöhe. Ueber seine Gründung sind verschiedene Sagen im Schwunge. Nach der verbreitetsten Tradition flüchtete Kalimfir Voivoda, als das Bulgarenland dem Halbmond zufiel, in die damals mit dichten Wald bedeckte Tundžaschlucht, und siedelte sich mit seinen Mannen in ihr an. Sie hatten dort einen riesigen Finger gefunden, den sie als gute Vorbedeutung betrachteten und nannten ihre Niederlassungen ursprünglich „Kalogferei". Vom Schlachtfelde waren sie ohne Frauen gekommen; doch halfen sie sich, indem sie das nahe Städtchen Sopot überfielen und ihre „Sabinerinnen" dort sich gewaltsam erkämpften. Die Türken respectirten das von „Helden" bewohnte, rasch aufblühende Städtchen und ein Sultan verlieh ihm hohe Privilegien. Der alte Ferman ging aber durch Feuer und mit ihm Kalofer's Vorrechte verloren, zu welchen das merkwürdige gehörte, dass jeder Moslim vor dem Eintritt in den Stadthann „die Eisen von den Füssen seines Pferdes nehmen musste"! —

Kalofer, das im J. 1819 (nach dem Priester Constantin) auf 500 Häuser herabgesunken war, hat sich seitdem durch seinen Industriebetrieb glänzend erholt. Ausser der erwähnten Hauptquelle seines Einkommens, fabrizirt es auch „minderlik," eine Gattung Möbelstoffe, die sich eines verbreiteten Rufes erfreuen. Als ich es am nächsten Frühmorgen von Süd her sah, im Glanze vollsten Sonnenlichtes strahlend und vom reinsten Azurfirmament umrahmt, mit seinen hübschen

ampbitheatraliseh nach der Schlucht ansteigenden, von Weinreben und Obstbäumen durchwachsenen Häusern, hochliegenden Klöstern und Kirchen, da machte es mir ganz den Eindruck eines italienischen Städtchens. Es wird ausschliesslich von 1160 Bulgaren- und etwa 40 Zigeuner-Familien — also von etwa 7000 Seelen bewohnt. Frühere Angaben von 2500—3000 Häusern liegen weit von der Wahrheit ab. Die türkische Autorität wird durch einen Mudir (Bezirkshauptmann) und einige Gensdarmen geübt. Die Bevölkerung regiert sich aber im Medjlis, vom moslimschen Elemente unbeirrt, beinahe autonom und scheint mit ihrem Loose, trotz mannigfacher Steuern zufrieden. Sorgt auch der Staat nicht für ihren geistigen und materiellen Aufschwung, so hindert er ihn hier doch nicht und damit sind die Aufgeklärtern des Städtchens bereits zufrieden.

Für die Hebung des Schulwesens wurde von der Commune manches in letzten Jahren gethan und neben der gut geleiteten Knabenschule, auch eine Mädchenschule mit 70000 Piastern gebaut. An beiden sind 4 Lehrer und 3 Lehrerinnen thätig. Die Prüfung, der ich anwohnte, gab mir den Beweis, dass der jugendliche Nachwuchs voll Eifers einer höheren Bildungsstufe zustrebt. Der anwesende Mudir legte freilich den Hauptaccent auf die Recitation türkischer Prosa, der Erzpriester Hrisant (Jeromonach) auf das Absingen der Liturgie, einige intelligentere Čorbaši aber auf die Realstudien und dies giebt gute Hoffnung für die Zukunft des Volkes. Sehr viel dankt Kalofer dem Patriotismus seines reichsten Patriziers Ivan Dočev, dem Besitzer eines mit orientalisch-occidentalem Comfort, mit Bad, Springbrunnen u. s. w. ausgestatteten Hauses, vieler Liegenschaften und einer Filiale in Constantinopel. Er opferte namentlich viel für die Hebung des Schulwesens und für den neuen Kirchenbau, der mit dreibogiger Vorhalle und Kuppel auf einer Höhe, des Städtchens monumentale Zierde bildet. Kalofer's drei Kirchen sind der Sv. Vevedenije, Sv. Rožestvo Hristovo und Sv. Troica geweiht. Ausserdem besitzt es aber noch zwei Frauenklöster, ferner das berühmte Mönchskloster Sv. Bogorodica an der Bela rjeka, am Fusse des hohen Balkanberges Djumrukčal.

X.

VOM GIOPSU UEBER DEN TETEVEN-BALKAN ZUR DONAU.

(V. Balkan-Passage).

Nach Kloster Sv. Bogorodica. — Djumrukčalschlucht. — Wunderquell. — Ländliches Fest. — Politisirender Archimandrit. — Giopsu-Becken. — Dessen Entdecker. — Schloss Zvanigrad. — Čatal-Tepe und Kozeg-Mogila. — Schwefelquelle. — Karlovo. — Römerbad Hisar Banja. — Sopot. — Sein Kloster und Schloss. — Rosenöl- und andere Production am Giopsu. — Baba-Türbe. — Auf Janobasa's Minaret. — Karahisarli. — Rahmanli. — Aufstieg zum Teteven-Balkan. — Panorama auf dem Küčük-Alan. — Die Sredna gora und ihre Bewohner. — Hirtenniederlassung. — Das erste Nadelholz im südlichen Balkan. — Verfallene Karaula. — Haiduci. — Phyllitzone. — Rapider Wetterwechsel. — Schlachtenglück des Reisenden. — Profilaufnahme gegen Norden. — 33malige Kreuzung des Beli Vid's. — Seine Quellen. — Geschichte des falschen Vid's. — Holzindustrie. — Billige Fische. — Ribarski Mahale. — Häuser und Menschen. — Nach Teteven. — Ein opponirender Kiatib. — Teteven's Industrie und Strassenzüge. — Černi Vid. — Glužan. — Pomakendorf Hesen. — Nachtquartier Turos. — Ackerbau. — Geologischer Durchschnitt von der Donau zur südlichen Balkanzone. — 10 Tumuli. — Tabakculturen. — Peilungspunkt Karaula Bežanovo. — Römische und bulgarische Ruinen von Sadovec. — Die beiden Dabnik. — Römische Feste. — Neue Vidbrücke. — Geologisches. — Von Pleven zum Isker. — Brsljani. — Mücken und Tscherkessen. — Romanenorte. — Vid-Mühle. — Seen bei Golenci. — Der römische Utus und seine Castra. — Zehenterhebung. — Antike Mauern zu Bres. — Antiquitätenhandel und dessen Folgen. — Gigen, das römische Oescus. — Seine Alterthümer. — Ruinenstätte. — Brückenpfeiler bei Čelei. — Streit der Historiker über Trajan's und Constantin's Donau-Steinbrücken. — Ein Sarcophag als Symbol der Vergänglichkeit.

Ueber die westlichen, mit Wein bebauten Vorhöhen Kalofer's geht es von der Tundža in das gleichfalls zum Maricagebiet gehörende Giopsuthal hinüber. Wir betraten aber nicht sogleich sein W. O. streichendes Hauptbecken, sondern das nördlichere Defilé des zum Giopsu eilenden Akdere (bulg. Bela rjeka). Allerorts waren arbeitende Frauen und Männer sichtbar, es waren Leute von Kalofer, in städtischer Tracht, die unter Gesang und Scherz ihren Mais behackten, Maulbeerblätter pflückten oder Obst erndteten. Haselnüsse und Himbeeren gab es

überall in Fülle. Bald blieb das fröhliche Treiben hinter uns, die Culturen schwanden, wir kreuzten den Bach, traten sodann in die durch die Hänge der Čofadarica und des Sarolu sich verengende Schlucht und standen, stets hart am Bachbette aufwärts ziehend, nach $1^1/_2$ St. vor der Pforte von Sv. Bogorodica.

Dieses seit etwa 200 Jahren wieder „arbeitende“ Mönchskloster liegt in 610 M. Seehöhe, auf der Sohle eines hochromantischen Kessels, welche saftige Wiesen mit eingestreuten Wein-, Obst- und majestätischen Nusspflanzungen bedecken. Ueberall ertönt das Rauschen des lustig über Stämme und Felsen hinbrausenden Akdere und von allen Seiten blicken die hohen Vorberge des Balkans in dieses reizende Eden. Oestlich der Selskibuk und Kamak, westlich die Abstürze der Čofadarica, mit sanfter Kuppen- oder Spitzenbildung und stellenweise bedeckt mit dichtem Baumwuchs oder würzigen Weidetriften für des Klosters reiche Heerden. Einige Punkte krönen riesige Kreuze, mit besonderen Namen, den Hintergrund schliessen aber die stolz in die Lüfte ragenden Gipfel des isolirten „Küpen“ und des vielzerklüfteten „Djumrukčal“. Dieser letztere bildet die mit dem Mara-Gedük rivalisirende zweithöchste Kuppe des Central-Balkans.

Neben diesem mit einigen Strichen hier angedeuteten grossartigen Naturbilde fällt die unscheinbare Physiognomie der berühmten geistlichen Heilstätte bedeutend ab. Das Kirchlein besteht aus einem niederen, kleinen Langschiffe mit doppelter Säulenstellung. Vor der Ikonostasis steht aber das hoch in Ehren gehaltene Bild der h. Jungfrau, des Klosters Schutzpatronin und einige alte Glasluster böhmischen Ursprungs bilden des Schiffes grösste Zier. Hohen Werth mass der Hegumenos auch einem in rothen Sammet mit Silberbeschlägen gebundenen Evangelium bei, welches die grosse russische Katharina dem Kloster sandte. Analysirt man den kleinen Bau nicht en détail, so besitzt er bei allen Mängeln doch eine gewisse Poesie, namentlich die Pfeiler seiner originellen Vorhalle, knorrige starke Weinstämme, vermitteln hier in italienisch heiterer Weise den Uebergang von religiöser Mystik zur befreienden ewig frischen Natur.

Die frühe Nachmittagsstunde lud zu einem kurzen Ausfluge nach der vom Küpen herabziehenden Schlucht ein. Er war in hohem Grade lohnend; geographisch, wie landschaftlich gestaltete sich die Wanderung gleich interessant. Die Scenerie erschien in einzelnen Parthien wildromantisch. Stellenweise bildet der Akdere Cascaden von bedeutendem Falle, das Haselnussgebüsch bleibt zurück, nackte graue Phyllitfelsen treten an den sich überstürzenden Bach und über sein bewegtes lärmendes Treiben erhebt sich der Djumrukčal in ruhiger Majestät. Auf dem Rückwege kamen wir am „Beli Pesak“ (auch „beli breg“, weisser Fels genannt) bei einer dem Sv. Panteleimon geweihten Kapelle vorüber, deren Quell sehr heilthätig für Augenleiden u. s. w. wirken soll!

Ueber alle diese kleinen Excursionen war der Abend eingebrochen. Im

Čekarov-Han war's bereits stille und der Mond leuchtete durch die milde Sommernacht. Der grellste Gegensatz herrschte aber im nahen Klosterhofe. Er wird von zweistöckigen Holzgebäuden eingeschlossen, bestimmt für jene bäuerlichen Pilger, welche nicht das Campiren auf freiem Wiesenplane den wenig einladenden finsteren Räumen vorziehen wollen. Es geschieht gewöhnlich nur bei ungünstigem Wetter; denn am liebsten schläft und bewegt sich der Bulgare in frischer Luft. Kurz vor uns war das Klostergesinde, sammt den zum Schneiden, Mähen und anderen Feldarbeiten aufgenommenen Hilfsarbeitern vom Felde heimgekehrt. Als wir den Klosterhof betraten, lagerten viele bereits auf seinem grünen Plane bei hellen Feuern, andere sassen in Gruppen zu Fünf vor riesigen Schüsseln, gefüllt mit magerer Suppe, in welcher viel Brod neben spärlichen Topfenstücken umherschwamm und die sie gemeinsam mit hölzernen Löffeln ausschöpften. Der bulgarische Feldarbeiter giebt sich mit der dreimaligen Verabreichung dieser frugalen Speise, etwas Bohnen und Brot zufrieden. Daneben beträgt sein durchschnittlicher Taglohn etwa 100 Para = $^1/_2$ Mark pro Tag und weder Wein noch Bier erhitzt die Köpfe dieser genügsamen, fleissigen und nüchternen Menschen. Trotzdem traf ich sie aber selbst bei der schwersten Arbeit fröhlich und zu heiteren Spässen gelaunt.

Kaum hatte das Klostergesinde den Löffel vom Munde, schlug ein lustiger Bursche den Jüngeren vor, sie wollten das Hochzeitsspiel aufführen. Rasch erkor er sich eine dralle Dirne — vielleicht sein wirkliches Liebchen — zur Braut und nun spielte sich unter Gaidamusik und neckischen Scherzen die förmliche Werbung, der Zug zur Kirche mit djever und bairaktar und mit dem rasch improvisirten Flitterpompe ab, wie ich ihn im I. Bande (S. 72) geschildert habe. Auch die üblichen Geschenke wurden verlangt und auch gerne von uns gespendet. Das Fest schloss mit einer allgemeinen Hora, deren Figuren fröhlicher Scherzgesang begleitete, auch an derberen Spässen liessen es die aufgeweckten Bursche nicht fehlen. Wir lachten viel und hatten ein bescheidenes Bild des Klostersabors (Patronsfest), welches am 8. Sept. (a. St.) unter dem Zuströmen der Bevölkerung Kalofer's, Karlovo's und ihrer Ortschaften alljährlich hier gefeiert wird.

Beim Scheine der hellleuchtenden Himmelsfackel liess ich mich nach dem nahe der Kirche gelegenen vornehmeren Gastgebäude geleiten. Es enthält einige kühle, nach bulgarischem Begriffe comfortabel ausgestattete Fremdenzimmer. Auf der vorliegenden Veranda schlug ich mein Quartier für die Nacht auf. Der gastfreundliche Hegumenos, der sich an Barth's Besuch im J. 1862 sehr wohl erinnerte, leistete mir ein wenig Gesellschaft. Hatte ich ihn zuvor über so viele Dinge ausgeholt, so wollte er nun auch sein Recht haben. Ich sollte ihm über den Lauf der letzten Ereignisse in Frankreich Rede stehen, obwohl ich selbst bereits seit Wochen ohne jede Nachricht vom Kriege war. Der Hegumenos politisirte

gerne und schloss seine Sätze stets mit dem stereotypen Refrain: Bogami, Napolijon je padne! — denes samo Wilem je silni! (O Gott! wie ist doch Napoleon gefallen, heute ist nur noch Wilhelm mächtig!) Während unserer Discussion wurde das Abendbrot gebracht. Prächtige Forellen und guter Sliven-Wein bildeten seinen köstlichsten Bestandtheil. Bald machte sich aber die Wirkung unserer Excursion geltend. Laku noć! rief ich dem Hegumenos zu und schied.

Am nächsten Frühmorgen weckte mich das helltönende Symantron. Der Prior las rasch ein Gebet für meine glückliche Weiterreise. Ich erwiederte diese Aufmerksamkeit und die genossene Bewirthung durch ein Gastgeschenk, das ich auf das verehrte Ikon der h. Jungfrau niederlegte und gleich darauf ritten wir durch die kühle vom Sonnenlichte noch unberührte Akdere-Schlucht dem Giopsuthale zu. Nach einstündigem Marsche trennte uns gegen O. der am Vortage überschrittene beiläufig 700 M. hohe Granitsattel von Kalofer und dem Tundžathale, westlich hatten wir aber die Abfälle des Düskajanlu, welcher der Phyllitzone des Balkans angehört, zur Seite, das Terrain ermässigte sich fortwährend, das Defilé wurde bald breiter und endlich zwischen Kurtovo und Miterisovo traten wir hinaus in die überraschende landschaftliche Pracht des breiten sonnigen Giopsuthales.

Das Becken des „Giopsu" oder der „Srema" *), wie die Bulgaren das Flüsschen nennen, verdankt seine Entstehung jenen grossartigen Dislocationen, welche bis in die Kreidezeit zurückreichen, und die den südlichen Steilhang des Central-Balkans, sowie sämmtliche beckenförmigen Einsenkungen an seinem Fusse schufen. Gleich den östlicheren Längsthälern von Kazanlik, Sliven und den westlicheren von Zlatica, Sofia, Temska und Pirot, läuft auch jenes des Giopsu O—W. und ähnlich wie die eben genannten, wird es von seinen Nachbarbecken durch niedere N. S. streichende Rücken getrennt, die zugleich die langgestreckte Balkankette mit dem ihr vorlagernden thracischen Mittelgebirge brückenartig verbinden. Gleich wie der Karadža Dagh (bulg. Černa Gora) den Nordrand des Tundžabassins, so bildet der Orta Dagh (bulg. Sreduagora) jenen des Giopsuthales. Einst waren aber beide Vorgebirge zweifellos mit der Balkanhauptkette ein ungetrenntes Ganze.

Als ich von der Paparnivahöhe bei Miterisovo das Profil der in sanften Linien sich aufbauenden „Sredna gora" fixirte, gedachte ich des wackeren Lejean's; denn ihm fällt das Verdienst zu, beide gewissermassen entdeckt zu haben. Vor ihm wussten unsere Kartographen auch nichts von der Hauptstadt des Giopsubeckens, von Karlovo, von seinem grossen Flecken Sopot und seinen zahlreichen

*) Beide Namen wurden bisher irrig in: Göbsu, Göksu, Strjema u. s. w. verstümmelt. Der türkische Name Giopsu bietet übrigens kaum einen Anhaltspunkt für die Feststellung der altbulgarischen Burg Kopsis, welche Vojslav im oberen Tundžathale 1323 gründete.

Dörfern. Lejean verzeichnete deren 15, ich fügte (1871) weitere 14 hinzu, was nunmehr die vollständige, ganz respectable Zahl von 1 Stadt, 1 Flecken, und 29 Dörfern ergiebt, welche alle dem gesegneten Giopsuboden ihre Existenz danken. Das Thal ist ungemein reich bewässert, gegen Stürme geschützt und neigt daher einer bereits mehr südlichen, durch ihre Ueppigkeit überraschenden Vegetation zu.

Auf der Miterisovohöhe wies der mich begleitende Hegumenos auf einen entfernten Punkt am unteren Akdere. Dort soll sich ein grosses mittelalterliches Ruinenfeld befinden, auf dem nach der traditionellen Sage das altbulgarische Schloss Zvanigrad stand, und damals soll auch der Akdere „Zvanoštica" geheissen haben. Mit einem Seufzer über die ferne Zeit bulgarischen Glanzes schied hier der Klosterabt und ich zog allein weiter, schwelgend im reichsten Genusse wechselnder Landschaftsbilder, welche nur der Pinsel eines Rottmann's in ihrer ruhigen Linienpracht und Stimmung erweckenden Beleuchtung, hätte festhalten können. Die jungfräulichen Landschaften des Balkans harren noch ihres Meisters; mein bescheidener Stift versuchte stets nur die ersten Lineamente zu ziehen.

Oberhalb Miterisovo kreuzte ich den prächtigen Schlucht-Ausgang der vom Güben herabziehenden Garvanštica (Rabenbach). Nussbäume von 1 Meter Stammdurchmesser und Kronen von 24 Schritten Ausdehnung luden zu kühlender Rast ein. Fern in der Ebene erschien gegen S.W. ein im Sonnenlichte feurig erglühender isolirter Granitberg, das Čatal-Tepe, dessen zwei Höcker seinen Namen rechtfertigen. Er liegt einem Blockhause ähnlich vor dem Querdefilé, das zwischen dem Orta- und Karadža-Dagh hinaus in die Filipopeler Ebene führt. Nahe dem Tepe entspringen dem sumpfigen Boden einige schwefelige Quellen von 20° R. Männer und Frauen finden dort in einem bescheidenen Holzbau abgesonderte Baderäume. Die länger verweilenden Gäste wohnen aber in dem $^1/_4$ St. fernen Banja oder Lidžaköi. Deutlich erblickte ich gegen W. dessen hellschimmernden Han und weisse Kirche; mit dem Čatal-Tepe auf einer Linie tauchte aber noch westlicher die kleinere Granitkuppe „Koneg Mogila" empor, neben der einige Grabhügel (Tumuli) von Menschenhand zu bescheidenen Pünktchen herabsanken.

Als wir bald darauf um die Anhöhen des Güben-horu in gekrümmter Linie zogen, gelangte auch das westlichere Giopsubecken in Sicht, begrenzt von den Trojan- und Teteven-Abhängen und jenen der mittleren Sredna-Gora. Bei den 471 M. hohen „Helenski grobište", auf einer mit alten Gräbern besäeten Anhöhe nahe vor Karlovo, erschien die malerische Silhouette dieses Städtchens zwischen majestätischen Nussbaumkronen mit hellschimmernden Minareten. Was wäre auch eine türkische Stadt ohne die letzteren? In der weiten, mit Obst-, Wein- und Rosenculturen verschönten Ebene tauchten noch viele dieser gegen Himmel zeigenden weissen Säulen auf. Immer üben sie unsagbaren Reiz aus der Ferne, dem Wanderer sind sie Wegweiser zum ersehnten Ziele, dem Topographen aber

sichere Orientirungs- und Peilungspunkte für die Lage der grossentheils mit Grün umhüllten, sonst unkennbaren Orte.

Karlovo's Lage ist ebenso lieblich, als seine mit Wasserfällen und Schneefeldern erfüllte, nach Trojan führende Balkanschlucht hoch romantisch. Das Städtchen erhebt sich unmittelbar an ihrem Ausgange und sein Wohlstand ist grossentheils durch die zwischen dem Alai-Bozan und Samoto drvo hervorbrechende wasserreiche Sušica bedingt. Karlovo ist der grösste Rivale Kalofer's auf dem Gebiete der Gaitanindustrie, ja, an Zahl der Spindeln scheint es dieses sogar schon überflügelt zu haben. Man versicherte mir mindestens, dass es deren 1200 und daneben sehr viele Šeik-Tuchstühle, sowie einige sehr geschickte Holzschnitzer beschäftige. Karlovo ist nicht, wie Barth irrig meinte, $^3/_4$ moslimisch und nur $^1/_4$ christlich. Es zählt im Gegentheil 1200 bulgarische, 300 türkische und 50 jüdische Häuser, also nahezu 9000 Seelen. Die Stadt entwickelte sich rasch, sie soll erst seit beiläufig 100 Jahren existiren.

Als Sitz des Mudirs (Bezirkshauptmanns) erhält das Städtchen auch administrative Bedeutung, denn ihm untersteht das ganze „Karlova altschan owassi" (die Thalebene unterhalb Karlovo). Die Türken besitzen hier trotz ihrer geringen Zahl (1500 Seelen) 7 Moscheen, unter welchen die schöne Architektur der Kuršumlje-džamesi auffällt. Die zwei Stadtkirchen bieten nur geringes Interesse. Sv. Bogorodica wurde 1848, Sv. Nikola 1852 erbaut. Die beiden bulgarischen Mädchen- und Knabenschulen gehören zu den besseren des Landes. Ich traf hier mehrere junge Kaufleute, welche viel gereist hatten, Wien und Paris kannten, geläufig französisch oder deutsch sprachen und in vielfacher Geschäftsbeziehung mit Constantinopel, Filipopel und Sofia standen. Nach letzterem rechnet man über Zlatica 22 Wegstunden. Karlovo ist sehr wohlhabend und viele der reicheren Familien befanden sich zur Sommerfrische in dem fernen Hisarbanja. Dieses liegt am südöstlichen Hange der Sredna gora. Seine eisen- und schwefelstoffhaltigen vier warmen Quellen von 24—35° R. wurden von den Herren des Medjlis sehr gerühmt und auch wegen seiner von den Genevli herrührenden alten Baureste, Figuren und Inschriften, dessen Besuch mir dringend empfohlen. Ich kann nicht sagen, in welchem Maasse sich archäologische Erwartungen zu Hisarbanja erfüllen dürften, empfehle es jedoch nachfolgenden Forschern am unteren Giopsulaufe. Ich vermochte die empfangenen Winke leider nicht zu beachten, denn mein Routier wies mich westwärts nach den Quellen des Flüsschens.

Wir überschritten die einer nahen westlichen Balkanschlucht entfliessende Solovrač rjeka und erreichten auf leidlichem Wege in $^3/_4$ St. Sopot, einen reinbulgarischen Industrieflecken, der in 563 M. Seehöhe hart am südlichen Balkanfusse sich ausbreitet. Auch seinen Haupterwerb bildet der mit Hülfe des rasch strömenden Ali-dere fabrizirte Gaitan, dann Šeikstoff, Wollstrümpfe u. s. w.

Von Sopot's 3 Kirchen steckt Sv. Bogorodica, die älteste unter dem schlimmsten Türkenregiment erbaute, zur Hälfte in der Erde, die zweite heisst Golema (grosse) Sv. Bogorodica, die neueste, Sv. Apostoli, wurde 1845 geweiht.

Trotz dieses Kirchensegens befindet sich aber ganz nahe in der von den beiden Pylonen Pnčivalo und Ostru brdo gehüteten Schlucht der hohen Dobrila Planina das uralte, erst neuestens restaurirte Mönchskloster Sv. Spas. Seine hellblinkende Kuppel leuchtet einladend aus dem mit allerlei Mythen mysteriös ausgestatteten Balkankessel hervor und gab wahrscheinlich Sopot seinen türkischen Namen „Aktsche Klissa“ (Weisskirchen). Auch die Ruine eines verfallenen Schlosses, überragt vom „Aijalan Meče Polena“, winkt dort dem Erforscher vergangener Tage. Wein und Wallnussbäume reichen bei Sopot bis hart an des Balkans Steilhang und treten durch ihr frisches Grün in grellsten Contrast zu seiner mit tausend Nadeln in des Firmamentes Bläue anfstarrenden Phyllitmasse. Besonders prächtig war das Bild ½ St. südlicher anzusehen und am Ali dere, bei dem östlichsten der 5 Tumuli von Ablalar, konnte ich es mir nicht versagen, die pittoresken Umrisse des hohen Balkans Sopot mit dem Griffel festzuhalten, welchen allerdings erst das wunderbar wechselvolle Colorit höchsten Reiz lieh.

Noch um 4 Uhr Nachmittags hatte es 29° C. im Schatten. Die Sonne lag glühend heiss auf dem Tekne und zeitigte dessen reichen Natursegen. Seine Rosenculturen, welche in 27 Ortschaften (1871) nahezu 360 Kilogr. Oel geliefert hatten, waren wohl längst schmuck- und duftlos, dafür beugten sich aber seine zahllosen Weichsel-, Birnen-, Aepfel- und Zwetschkenbäume unter der Last ihrer Früchte. Man versprach sich ein ebenso gutes Raki- (Slibowitz) als Weinjahr. Nur die Seidenzucht ging im Giopsu-Tekne seit 1866 durch die Raupenkrankheit stetig zurück und wurde theilweise sogar von vielen Züchtern ganz aufgegeben. Den älteren Wallnussbäumen wird andrerseits wegen des gestiegenen Werthes, ihrer von französischen Ebenisten viel gesuchten Stämme, neuestens stark zugesetzt. Es schien mir, als geschähe nicht überall genug für den Ersatz durch neue Anpflanzung, denn auch hier lässt es die Regierung leider an jeglicher Anregung fehlen!

Mein Karlovoer Zaptie verwechselte das ihm bezeichnete Reiseziel Karahisar mit dem mir im Medjlis empfohlenen Hisar-banja und nahm von Sopot südöstlichen Weg. Bald klärte sich aber der Irrthum auf und mit einer starken Curve gegen das Türkendorf Ablalar (bulg. Abijevo) gewannen wir wieder die durch das Tekne schneidende Längenstrasse mit der Richtung auf das gleichfalls ausschliesslich moslim'sche Janobasa (bulg. Iganovo). An der Strasse rechts stiess ich auf zwei Tumuli, hart vor dem Dorfe liegt aber ein Türbe, das Grab eines vielverehrten Baba. Die Gebeine des moslim'schen Heiligen beschattet eine riesige Linde, deren Stamm 2 Meter im Durchmesser misst. Nach der grossen Zahl

geopferter Fetzen zu schliessen, muss die Wunderthätigkeit des Baba sehr populär sein. Ich habe nie ein so polychromes Lumpendurcheinander gesehen. Jeder der zum Grabe Pilgernden oder des Weges Kommenden hatte irgend einen bunten Lappen aufgehängt. Auch mein Zaptie that das Gleiche, „denn dies bewahrt vor Krankheit und hält insbesondere Fieber ferne!" Diese Art einfachster Gabenopferung, sei es nun für Verstorbene, Baumgeister u. s. w. reicht vom Aequator bis zum hohen Norden. Mungo Park fand sie im Wolliland und auch in Amerika, im Kaukasus, sowie in Esthland wurde diese Sitte von Richard Andree constatirt.

Zu Janobasa barrte meiner ein unerwartet freundlicher Empfang. Seine moslim'schen Insassen waren eben zum Abendgebet auf dem anmuthigen Vorplatz der Moschee versammelt und luden mich ein, im Schatten seiner Obstbäume ein wenig auszuruhen. Man brachte zur Erfrischung vortreffliche Milch, dann Weichsel mit etwas Brot. Ich benutzte die gute Stimmung des Hodža und erbat mir dessen Erlaubniss, den Minaretkranz ersteigen zu dürfen. Bei vielen Dorf-Imams begegnete die Gewährung dieses Wunsches stets grossen Bedenken. Der Hodža von Janobasa schien aber sofort zu verstehen, um was es sich handle, kletterte mit mir gemeinsam die enge Steinspirale empor und da die Moschee so siemlich im Centrum des Giopsu-Tekne liegt, bot der Minaretkranz den trefflichsten Peilungspunkt für seine sämmtlichen Orte, deren rothe Dächer und Minaretsäulen sie bis in die weiteste Ferne kennzeichneten. Dem Hodža war der Muchtar (Ortsvorstand) nachgeklettert und beide erwiesen sich als treffliche Kenner der Umgebung. Ihrer seltenen Toleranz zeigte ich mich dadurch würdig, dass ich auch nicht entfernt die Mysterien der unter mir liegenden offenen Gehöfte mit meinem profanen Blicke zu streifen versuchte. Ich nützte die prächtige Gelegenheit, um auch die am nahen Hange der Sredna gora liegenden Orte Dereli, Köleler und das von letzterem durch eine enge Querschlucht getrennte Köseler festzulegen, welches dem im Giopsuthale sichtbaren, höchsten Punkte des Gebirges seinen Namen „Köseler bair" gab.

Die Sonne eilte zur Rüste, die von den Türken gemiedene Nacht (aksebam) hätte mich beinahe bewogen, im nahen Ašiklar „Konak" zu machen, wäre dies nicht in moslim'schen Orten stets mit vielen Förmlichkeiten verbunden. So zog ich hart am Giopsu, dessen starkes Rauschen die Abendstille unterbrach, nach Karabisarli. Alles schlief dort bereits und nur der laute Anschlag der Hunde sagte uns, dass wir sein türkisches Mahale nach 1 St. erreicht hatten. Meine späte Ankunft verursachte dem Muchtar einige Sorge. Nachdem er mit dem Zigeuner-Kihaja sämmtlicher Abdullah's, Ibrahim's, Machmud's und anderer Effendi's Häuser gemeinsam analysirt hatte, fand er, wie ich es hätte voraussagen können, dass sie für solch' vornehme Herren durchaus nicht zur Aufnahme sich eigneten. Mit

dieser stereotypen, in allen von Türken mit Christen gemeinsam bewohnten Orten wiederkehrenden Phrase liess der Muchtar seinen bulgarischen Collegen, den Čorbaši herbeiholen und wälzte diesem die Sorge meiner Unterbringung zu. Nach kurzem Parlamentiren wurde ich im christlichen Ortstheile einquartiert, doch liess mich der schreiende reiche Kindersegen des Hauses lange nicht zur Ruhe kommen. Es zählte 14 Seelen, denn auch hier lebt die südslavische Hauscommunion ungebrochen fort.

Das 522 M. hoch liegende Karahisarli besitzt eine warme Quelle, da ich jedoch beim frühesten Morgengrauen aufbrach, lernte ich sie nicht näher kennen. Von Karahisarli peilte ich das sichtbare Minaret Rahmanli's in N. 20 W. Es war der Ort, von dem ich meinen Aufstieg nach den Vidquellen nehmen wollte. Das Giopsubecken verengte sich bald bedeutend. Links zeigte die schwach bewaldete Sredna gora ihre vielverzweigte Gliederung, welche noch ihre Aufnahme en détail von künftigen Forschern erwartet. Ich stellte hier den vom gleichnamigen Berge herabkommenden „Tatli dere“ (Süsswasser) fest, und rechts das in tief eingerissener Balkanschlucht liegende, 2 St. von Sopot entfernte Dorf Karnare. Von diesem Orte führt ein steil ansteigender Saumpfad in 6 St. über den Trojanpass an einem alten Castell vorüber zu den jenseitigen Osemquellen und weiter hinab zum Städtchen Trojan.

Auf dem Friedhofe von Karnare entwickelte sich ein schönes Profil der Balkanhöhen, welche das Giopsuthal gegen N.W. abschliessen. Ich croquirte es, hierauf peilte ich von hier den Kessel von Klisura W. und streng N. das tief in den Balkan schneidende Defilé von Teke, dem der starke Čufutsuju entfliesst. Zwischen beiden Punkten ziemlich in der Mitte liegt Rahmanli, überragt vom Bohu. An diesen höchsten Punkt des Teteven-Balkans schliessen W.O. der breite Kapudžik mit dem vorliegenden, etwas niedrigeren Küčük-Jumručal und gegen den Trojanpass hin die langgestreckte Koza-stena. Das ausschliesslich türkische Dorf Teke (bulg. Tekieta) wetteifert, was romantische Lage betrifft, mit Rahmanli, und scheint ebenso wohlhabend wie dieses. Sein Han am Wege nach Karnare wurde von den Russen astronomisch bestimmt und bildet nächst Karlovo eine der wichtigsten Positionen zur Festlegung des südlichen Balkanfusses im Giopsubecken. Wir liessen den tiefen Einschnitt von Jembeli (bulg. Slatina) links, kreuzten den reissenden Čufutsuju, durchschnitten hierauf ein wohlthuend schattiges Eichenwäldchen, schöne Maispflanzungen und Rosengärten und befanden uns bald gegenüber den ersten Häusern von Rahmanli.

Nach einer an der Dorfbrücke vorgenommenen Messung, welche 599 M. Seehöhe ergab, ritt ich sofort nach der Moschee, wo kurz darauf der Muchtar mit den angesehensten Aeltesten zu meiner Begrüssung erschien. Sie beantworteten bereitwilligst mehrere topographische Fragen und erwiesen sich auch sonst in

hohem Grade dienstbereit. Hier erhielt ich einen besseren Begriff von moslim'scher Gastlichkeit als in Karahisarli. Unter dichten, schattigen Nussbaumkronen schmeckte das aus verschiedenen Häusern gespendete Mahl vortrefflich, insbesondere ein ausgezeichnet leckerer Milchreis, dann Honigbrot und Früchte. Die guten Leute meinten, ich sollte doch in ihrem Orte länger verweilen. Mein Programm gestattete es leider nicht, denn ich gedachte jenseits des hohen Balkans zu schlafen. Sobald meine Pferde das ihnen vorgebreitete Heu verzehrt hatten und der als „Kulaus“ (Wegweiser) über den Balkan angeworbene Kihaja fertig war, brach ich auf.

Von Rahmanli ging es zunächst N. W. an einer mächtigen Quarzbank vorüber, worauf wir mühsam durch junges Buchen- und Haselnussgestrüpp uns den Weg bahnen mussten. Dabei stiegen wir fortwährend an, bis wir das saftige Wiesenplateau des Küčük Alan erreichten. Hier weideten die grossen Heerden Rahmanli's, gehütet von einigen Burschen. Das Profil, welches ich von dieser Höhe nahm, gehört zu den schönsten und lehrreichsten meiner bulgarischen Reisen, denn es gestattet einen tiefen Einblick in die Configuration des Giopsubeckens, des Balkans, des Karadža- und Orta-Dagh's, welche es umschliessen. Glücklicherweise erwies sich auch mein Führer nicht nur mit Wegen und Stegen, sondern mit allen Orts-, Wasser- und Bergnamen wohl vertraut.

Ganz besonders interessirte mich die niedere granitische Nase, welche vom Kara Tepe des Teteven-Balkans gegen S. vorspringend das aus dem Klisurakessel strömende Giopsuwasser dicht an den nördlichen Steilhang der Sredna gora drückt. Ueber diese Granitzunge läuft die von einem Blockhause gehütete Strasse von Karlovo nach dem Städtchen Klisura, das im Mai 1876 zerstört wurde. Weiter sah ich das tief nach W. einschneidende Querthal, in dem das bereits erwähnte Slatina liegt, und noch westlicher erblickte ich die Berge, welche südlich von Klisura sich erheben. Es waren die höchsten Punkte der Sredna gora. Der allgemeine Charakter ihrer Bergformen ist sehr weich, runde Kuppen herrschen vor, scharf ausgeprägte Gipfelbildungen fehlen, doch culminiren ihre höchsten Punkte zwischen Koprivštica und Panagjurište in der Bogdan- und Hrt Bunaja-Planina bis zu 1600 M. Barth hatte, durch ungünstiges Wetter beeinflusst, die Höhe der Sredna gora jedenfalls unterschätzt, er vermochte kein richtiges Bild derselben zu gewinnen und seine ignorante Umgebung trug Schuld daran, dass er sogar die Bogdan Pl. in die Central-Parthie des Balkans versetzte, was neue Verwirrung in unsere Karten brachte (s. Stieler's Handatlas u. s. w.).

Mancher Analogie und namentlich der Kuppenbildung nach zu schliessen, wird die noch ihrer Détailforschung wartende Sredna gora in geologischer Beziehung ähnliche Verhältnisse wie der Karadža Dagh zeigen. Auch ihr Gerüste dürfte der krystallinischen Zone angehören — an ihrem östlichen Fusse ist dies erwiesen —

und triassisches Gestein dürfte sich wie dort an der Bildung der höheren Parthien betheiligen. Vermöge ihrer sanften und reichen Gliederung trägt die äussere Erscheinung der Sredna gora einen ungemein freundlichen Charakter, und er würde sich gleichmässig über alle ihre Theile verbreiten, hätte der Wald sich nicht vor der Vernichtungswuth des Menschen in die tieferen Einschnitte zurückgezogen.

Die Bulgaren der Sredna gora sind übrigens ein ungemein aufgeweckter Menschenschlag. Bereits um 1830 fasste der nationale Gedanke in ihren Thälern Wurzel, in den alten Bergstädten Koprivštica und Panagjurište entstanden die ersten Schulen, aus welchen tüchtige Lehrer und Schriftsteller hervorgingen, von welchen einige ihre Fortbildung im Auslande suchten. Auch der hervorragende bulgarische Historiker Drinov ist zu Panagjurište geboren. Leider hat diese Stadt gleich Koprivštica durch die Maibewegung (1876) furchtbar gelitten. Ihre Bewohner flohen vor der türkischen Rache nach jenen hohen Balkanregionen, in deren Schilderung ich eben begriffen bin.

Wir stiegen weiter hinan zum Sir Alan-Plateau. Die Aussicht von diesem 1400 M. hohen Punkte verengte sich nach links und rechts durch die näher rückenden Berge, geradeaus, gegen S.O. aber erweiterte sich das Bild und am fernen Horizonte wollte mein Kalaus sogar Filipopel's Lage genau erkennen. Auf dem Sir Alan traf ich die letzten menschlichen Ansiedlungen. In einigen Sennhütten wird hier nicht unbedeutende Milch- und Käsewirthschaft betrieben, allerorts ertönte Pfeifen- und Schalmeienklang; Ziegen, Schafe und Lämmer kletterten überall zwischen Fels und Busch. Die Hirten, muskulöse Gestalten, brachten Topfenkäse, Milch und Erdbeeren zu uns herauf. Neugierig betrachteten sie meinen Anzug, das englische Sattelzeug, Alles war diesen Natursöhnen fremd, denn mehrere hatten einen Westeuropäer früher nie gesehen. Die Leute waren derbknochig, hatten schlichtblondes Haar und blaue Augen.

Beim weiteren Aufstieg wurde die Scenerie noch wechselvoller. Wir ritten über zerklüftetes Gestein und hier stiess ich — eine willkommene Erinnerung an die Heimath — auf die ersten Stände von Nadelholz. Diese Coniferen erscheinen um so interessanter, da ich sie als die einzigen am langgestreckten Südhange des Central-Balkans constatiren kann. Mit Laubholz gemengt, wurzelten die hochstämmigen Fichten zwischen grotesken Felsabstürzen, bald hatten wir jedoch die Baumregion gänzlich im Rücken, es folgten kahle Halden und nur Knieholz begleitete uns stellenweise bis zum 1747 Meter hohen Punkte, auf dem wir neben einer verfallenen Karaula kurze Rast machten.

In dem verlassenen Beklemeh sah es wüst aus. Angebrannntes Holz lag auf der Feuerstelle, Speisereste und Lumpen in nächster Nähe. Mein Zaptie meinte, dass wir wahrscheinlich einige Haiduci aus ihrem Verstecke aufgestört hätten. Weit und breit war aber nichts zu hören, was seine Ansicht bestätigte; der Kalaus

blies scherzend das „Räuherfeuer“ an, mein Dragoman holte die Kaffeebüchse herbei und in aller Gemüthsruhe schlürften wir, unbekümmert um des Zaptie's Bangemachen, den unsere Lebensgeister erfrischenden Mokka.

Es war allmälig kühl gewordeu, ein scharfer Luftzug strich über die nackten Höheu und die Moslims eilten ihre beim Aufstieg abgelegten Tuchjacken vom Sattel abzuschnallen. Mir erleichterte aber der kühlende Temperaturwechsel die letzte Kletterparthie bis zur Passhöhe, noch hatten wir einige Curven aufwärts zu klimmen, endlich um 3 Uhr Nachmittags standen wir auf dem 1916 M. hohen Rabaniecapasse. Er erwies sich also nur um wenig niedriger als der höchste aller Balkanpässe bei Kalofer. Wie dieser war er nie früher von einem anderen Forscher gemessen worden. Die höchste Region des Central-Balkans wurde nach einer hypothetischen Annahme bisher der Phyllitzone und unteren Kreide zugewiesen. Ich stiess jedoch hier auf Granit mit röthlichen Feldspathpartikelchen, und wir werden sehen, dass derselbe bis zum Westende der Kette, bis zum Timok, durch ihre sämmtlichen höheren Parthien fortzieht. So trafen Türken und Bulgaren das Richtige, als sie den Balkan vorzugsweise mit dem Namen „Hodža-Balkan“, „Stara Planina“ (Alt- oder Urgebirge) tauften.

Auf der Passhöhe angelangt, eilte ich mit erklärlicher Begierde einige hundert Schritte vor gegen Norden, um der jenseitigen Landschaft ansichtig zu werden. Welche Enttäuschung! Ein einziger grauer Vorhang starrte mir entgegen, auch nicht die leisesten Umrisse einer Landschaft waren zu erblicken. Die kalte graue Luft — das Aneroïd zeigte Luftdruck 663,7 — welche uns beim Anstieg entgegenblies, war nichts anderes, als die nach Süden gedrungene Avantgarde eines riesigen Wolkenheeres gewesen, das die ganze nördliche Scenerie mit einem dichten Schleier einhüllte.

Also sollte ich um die erhoffte, mühsam errungene Aussicht in das wenig gekannte Vidquellen-Gebiet betrogen sein. Ich berieth mit dem Kalaus und vernahm, dass gegen Norden bis tief hinab, keine menschliche Wohnung lag. Bereits wollte ich zum grossen Missvergnügen meiner Leute nach S. zur verlassenen Karauln zurückkehren, dort übernachten und besseres Wetter abwarten, da geschah das Unverhoffte. Ein mitleidig Rühren hatte im Rathe der Wettergeister obgesiegt, plötzlich theilten sich die Nebel, eine Coulisse sank nach der andern, und ähnlich den Wandelbildern in unseren modernen Ausstattungsstücken lag unerwartet die ganze nördliche Landschaft von hellem Sonnenlicht übergossen da, weit über Teteven konnte man hinaussehen. Rasch griff ich nach Portefeuille, Stift und Compass. Mit eiliger Hast entstand ein riesiges Profil des übereinander sich thürmenden Amphitheaters, dann peilte ich die Spitzen der hervorragendsten Bergrücken von der Vasilova-Planina bis hinüber zum Krevenik bei Jablanica. Das Wichtigste war aber kaum gethan, da blies ein feuchtkalter Luftstrom über

uns weg, das sonnige Bild wurde immer kleiner und wie durch einen bösen Zauber war es plötzlich wieder verschwunden. Ich hatte aber erreicht, was ich gewollt, und nur wer in ähnlicher Lage sich befand, mag meine freudige Stimmung nachfühlen. Es war das Schlachtenglück des Forschers und bei diesem fünften Balkan-Uebergange lernte ich neuerdings an meinen Reisestern glauben.

Was kümmerte es mich nun, dass es auf halsbrecherischem Wege hergab ging, dass wir ununterbrochen durch den angeschwollenen Vid, über Felsen und oft über wahre Hekatomben von Bäumen klettern mussten! Seit Menschengedenken war es hier Niemand beigefallen, die durch Windfälle, Blitzschlag und Brand gefallenen Baumleichen wegzuschaffen. Fortwährend ging es in Curven hinunter und tosend schäumte dicht neben uns ein Wildbach nieder, rechts und links kleine Queradern aufnehmend, Steine los reissend und Holz vor sich schiebend, das vergeblich seinen Weg zu versperren suchte. Zur Seite und auf den Höhen begleitete uns aber prächtigster Buchenwald, der nur an vereinzelten Stellen Nadelholz kümmerlich neben sich aufkommen liess. Um so üppiger gedieh jedoch die bunte Flora auf dem mit durchfeuchtetem Erdreich bedeckten Urgestein, Farren aller Art, namentlich in grossen herzförmigen glatten und gezackten Formen, verdichteten sich zu wahrhaftigem Gestrüpp und dazwischen rötheten Erdbeeren in Menge stellenweise den Boden.

Immer ging es abwärts. Drei und dreissigmale, ganz wie es unser Führer von Rahmanli vorausgesagt, mussten wir durch das angeschwollene, bedrohlich tiefe Wasser, fort und fort dessen Ufer wechselnd, was sich oft gefährlich für meine armen Vierfüssler gestaltete. An manchen durch abgestürzte riesige Felsstücke verbarrikadirten Stellen war für uns Alle guter Rath theuer. Endlich, nach zwei hart durchkämpften Stunden, nachdem das Schuhwerk uns seine Dienste aufgekündet und wir selbst bereits ermüdeten, wurde das Defilé zahmer, gelangten wir hinaus in eine Lichtung und der laute Gang eines Wasserrades verkündete uns die erste menschliche Stätte. Es war ein Brettersägewerk, dessen Arbeiter uns freundlich begrüssten. Sie erzählten, dass gegen Mittag hier ein furchtbares Unwetter lange gewüthet habe und dann weiter nach W. gezogen sei. Das Wasser, an dem wir herabgekommen, war ihrer Aussage zufolge der „Beli Vid" (Weisse Vid), der Hauptarm des Vidflusses. Von seinem Ursprunge im Balkan bis unterhalb Teteven gegen N. W. läuft er in einer tiefen Furche granitischen Urgesteins, das wechselweise grüner phyllitisch-serpentinartiger Schiefer, dann Hornblendegneiss, dünnplattiger Mergel, Sandstein, reiner feinkörniger Quarzit, grüner schiefriger Sandstein u. s. w. überlagert und durchsetzt.

Erst seit 1870 finden sich die Quellen des Vid auf Kiepert's Karte richtig eingetragen. Früher liess man ihn beim Städtchen Ichtiman am Südfusse des Balkans entspringen, gleich dem benachbarten Isker die Kette S. N. durchbrechen

und seinen Lauf nach der Donau nehmen. Diese seit 1788 nachgebetete Fabel der Schimek'schen Karte wurde wohl von dem Napoleon'schen Generalstabs-Offizier Lapie bereits im J. 1822 berichtigt. Trotzdem wucherte er weiter auf der k. oesterr. Oberst Weiss'schen Karte bis herab zu den neuesten Stichen des Oberst von Scheda u. s. w. fort, da die europäischen Kartographen auch von der späteren Correktur des Vidlaufes, welche Puljakov in seiner Monographie der Stadt Koprivštica (1869) gab, keine Notiz nahmen. Im J. 1869 theilte mir Consul Lejean mit, dass er endlich die Quellen des Vid's nördlich vom Balkan unzweifelhaft festgestellt habe, eine Nachricht, welche mich umsoweniger überraschte, als sie Lapie's und Puljnkov's Angaben entsprach. Mit um so grösserem Staunen hörte ich von Prof. Hochstetter bei seiner Rückkehr aus Rumelien (1870), er hätte in Sofia's Umgehung von den Vidquellen gehört. Ich äusserte gleich meine begründeten Zweifel und eine diesfalls an Herrn General-Consul von Hempfling nach Filipopel gerichtete Frage bestättigte Lejean's hochwichtige Correktur des Vidursprungs. Nachdem ich die Vidquellen auf dem Terrain en détail bis zur Evidenz constatirte, ergiebt sich nunmehr als festes wissenschaftliches Resultat, dass die durch 6 Längengrade O. W. streichende Balkankette nur an einem Punkte und zwar vom Iskerflusse durchbrochen wird. Dies zur Ergänzung von Prof. v. Hochstetter's, meines verehrten Freundes Notiz über den „falschen Vid"*). Die geographische Fabel des Abbé Schimek's dürfte aber hoffentlich kaum mehr weiter ihre Auferstehung feiern.

Am Beli Vid stiess ich auf die bulgarische Holzschnittwaaren-Fabrikation im grossen Style, denn das Nadelholz eignet sich für diese besser, als die schwerer zu bewältigenden Stämme der Laubwälder. Bis zum 1 St. fernen Ribarica Mahale folgten sich in kurzen Zwischenräumen eine Menge Brettersägen, welche die Wasserkraft des hier starken Fluss-Gefälles mittelst kleiner Stossräder sich tributär gemacht. Wie ich hörte, bestehen diese Sägen seit langer Zeit. Die Häuser der benachbarten Orte sind vollständig aus Holz gebaut, auch wird ein schwunghafter Ausfuhrhandel vidabwärts getrieben. Nun wurde es mir auch klar, wesshalb ich während des zweistündigen Abstiegs sowenig hohes Nadelholz gesehen hatte. Dasselbe ist leider hier, wie überall im Balkan, bereits auf dem Aussterbeetat, weil die Regierung aus fiscalischen Gründen dessen Ausbeutung den angrenzenden Gemeinden und auch fremden Speculanten für eine geringe Abgabe (10 Procent vom Werthe) gestattet; während andrerseits nicht für Aufforstung oder rationellen Abtrieb gesorgt wird. Das Uebrige zerstören aber die allgemein übliche Weide der Viehheerden im Walde, ferner Windbrüche und Brände.

So wird hier im Balkan und noch mehr in den thracischen Gebirgen einer der kostbarsten Schätze des Landes muthwillig vernichtet. Es existirt wohl in

*) Geograph. Mittheilg. Wien 1870, S. 299.

Constantinopel, wie ich bereits erwähnte, eine Art Forstdepartement und auch ein Waldgesetz, all dieses aber nur zur Blendung des Auslandes und Versorgung einiger Protectionskinder. Eine wohlthätige practische Wirksamkeit dieser Organe und Gesetze habe ich leider nirgends entdecken können. Im III. Bande werde ich übrigens von ihnen mehr erzählen.

Die Arbeiter der ersten Brettersäge, bei der wir Rast hielten, vertrieben sich ihre Musse mit Fischfang. Der Vid ist ungemein forellenreich. Für 5 grössere und 10 kleinere pastrmi (Forellen) forderte man 1 Piaster, ich gab zwei, erhielt vielen Dank und gelangte unerwartet zu einem prächtigen Nachtessen. $^1/_2$ St. weiter vidabwärts ermässigten sich die Höhen, das Nadelholz verschwand und nahe der von W. einströmenden Zelenikovika erschienen die ersten mageren Culturen neben prächtigen Wiesentriften. Doppelt umzäunte riesige Hürden deuteten auf die hier schwungvoll betriebene Viehzucht, Schaafheerden tummelten sich auf allen Hängen und auch die allerorts in der Türkei waldverderbende Ziege fehlte nicht. Wir waren bereits an 1500 Meter abwärts vom Passe gestiegen, das Thal erweiterte sich aber trotzdem nur mässig. Die Granitberge der Šale Planina links, die Hänge des Vasilova-Gebirges rechts schoben sich förmlich ineinander und zeigten manchmal pittoreske Formen. Erst als wir Ribarski Mahale's (Fischerort) 16 Häuser in 619 Meter Seehöhe erreichten, traten die Berge etwas vom Flusse zurück und die Landschaft wurde freundlicher.

Selten hatte ich in einem gleich bescheidenen Raume übernachtet, er mass kaum 3 □M. und ich theilte ihn überdiess mit einigen knurrenden Katzen, welchen vielleicht Victor Scheffel ein höheres Interesse als ich abgewonnen hätte. Mit „Hidigeigei'scher" Ausdauer trotzten sie ihrer Verjagung, denn mein Schlafgemach war die Milch- und Vorrathskammer des Häuschens. Ausser dieser war wohl noch eine grössere Küche da, dort schlief aber Gross und Klein der Familie. Die ungemein treuherzigen Frauen besassen selbst kaum das Nothwendige, die Männer waren auf Arbeit in der Fremde und ohne die selbst mitgebrachten Fische hätten wir mit etwas Milch und Käse nach dem anstrengenden Balkanmarsche vorlieb nehmen müssen. Ich sehnte mich nach einem Bissen guten Brodes und hätte ich nach des Tages Mühen mindestens ungestört ruhen können! Ein krankes stöhnendes Kind, das beschwichtigende fortwährende Singen der Mutter liessen dies nicht zu und trieben mich beim ersten Morgengrauen vom Lager.

Der Tag brach frisch an, das Thermometer zeigte kaum 10° C., das Firmament war aber nach dem gestrigen Wettersturme prächtig klar und versprach eine gute Reise. Während des Aufsattelns der Pferde, welche in einer offenen Hürde übernachtet hatten, zeichnete ich ein nahes Häuschen als Typus dieser höchsten Balkan-Kolibi. Das steile Dach ist durch den grossen Schneefall bedingt, es kragt weit vor, denn auf der Veranda finden unter seinem Schutze

die Bienenstöcke ihren Platz und treiben die Frauen allerlei häusliche Geschäfte, der Unterbau aus Stein wird als Kühlraum, Milchkammer, oft auch als Stall benutzt. Glas kennt man auf der Nordseite des Balkans nur ausnahmsweise in den Städten, aber auch das Papier scheint hier zu den Luxusartikeln zu gehören; denn die Fensterlucken werden mit Holzladen geschlossen. In der Frauentracht herrscht Blau vor, das Oberkleid ist ärmellos, den Kopfputz bildet eine Art gestrickter Kappe, von welcher lange Fransen über den Nacken herabfallen, und als Fussbedeckung dienen Sandalen. Die Männer kleiden sich in gelbes Abatuch und tragen den Fess oder die Čubara. Die Leute sind ungemein flink in allen Bewegungen und aufgeweckten Sinnes. Meine Gastwirthin war die Hurtigkeit selbst. Ich reichte ihr ein Bakschisch, tauschte für ein Sbogom (Mit Gott) ein „sretjan put“ (glückliche Reise) und fort ging es zum Bezirkstädtchen Teteven.

Wir durchfurtheten den Vid, überschritten die Zavodna und Hostina, gingen dann auf einer Steinbrücke, bei welcher steil aufgerichteter schiefriger Sandstein die Flusssohle durchsetzt, auf dessen rechtes Ufer über und blieben auf diesem bis zum Granitthore, welches die pittoresken Felsvorsprünge des Mrtšovi Gazeri und Kalugierski Sep bilden. Unmittelbar hinter der Enge fliesst die Brezova links aus schmalem Einschnitte und rechts die stärkere Vasilovska rjeka aus breitem Querthale in den Vid. Nun öffnete sich sein Thal auch wieder und abermals gingen wir auf das rechte Ufer zurück, wo Granit mit rothem Sandstein am Črveni breg (Rother Fels) wechselte und hierauf gelbbraune Mergelschichten folgten. Wir waren aus der Hochgebirgsregion herausgetreten. Im breiteren Thale begleiteten uns nunmehr fortwährend Haselnusshecken und Culturen, auch Obstbäume wurden immer häufiger, jemehr sich die Berge ermässigten und zuletzt traten die Häuser von Teteven zwischen schönen Baumpartbien in Sicht.

Während des ganzen dreistündigen Rittes durch das Beli Vid-Defilé erblickten wir nur selten eine der hohen südwestlichen Balkankuppen. Zu diesen zählen: die Klisurska Stalicka, der Vlahbunar, u. s. w. Ihren tiefen Schluchten entströmen am linken Vidufer zwischen den bedeutenden Vorhöhen: Sale Planina, Bratnica, Golemi Klimoš, Mrtšovi Gazeri und Sokolev Sep die erwähnten bedeutenden Bäche: Zavodna, Hostina und Brezova. Die Vorberge der Vasilova Pl. auf dem rechten Ufer senden aber auf der langen Strecke vom Černired bis zum Kalugierski Sep ausser der genannten Zelenikovska rjeka vor Ribarica Mah. keine einzige bedeutende Wasserader dem Vid zu. Ihre Hänge fallen meist steil ab, allerdings ist dafür aber das später von Vasilova herabkommende gleichnamige Flüsschen umso bedeutender.

Der hohe Rücken der Vasilova-Planina bildet die Grenze zwischen den Sandschaks von Tirnovo und Sofia; denn wie ich bereits bemerkte, gehört letzterer merkwürdigerweise, obwohl er grossentheils südlich der Balkankette liegt, zum

Vilajet Rusčuk. Der Bezirk Teteven untersteht also mit seinen 7 Orten dem thracischen Sofia. Es ist leider nicht der einzige Anachronismus in der türkischen Verwaltung oder was die Türken so zu nennen belieben! — Zu Teteven überraschte mich nicht so sehr die Aermlichkeit, als die Erbärmlichkeit des Mudir-Amtshauses. Es glich einem Stalle, sein Hof war aber noch weit unreinlicher, als ein solcher bei uns gewöhnlich gehalten wird. Der baufällige Konak war überdiess vollkommen verödet, denn der Regent von Teteven war nach Orhanie zur Begrüssung irgend eines durchreisenden Paschas gegangen und sein Kiatib weilte zum Kef in irgend einem unfindbaren Hause. So musste ich den Zaptiewechsel verschieben und nothgedrungen im Han absteigen, glücklicherweise zählte er zu den besseren und gewährte eine vortreffliche Aussicht nach der Petrahilia und den Četiri Poleni jenseits des Vid's, in dessen klaren Fluthen die nackte 5—13 jährige männliche und weibliche Ortsjugend in höchst ungezwungener Weise ihr munteres Spiel trieb.

Auf der schattigen, grünumrankten Veranda ordnete ich eben die kartographischen Notizen des Tages, als mich der endlich aufgestöberte Kiatib Mollah Mehmed Effendi mit seinem höchstpersönlichen Besuche beehrte. Es war ein echtes Alttürken-Exemplar, dem ich sofort Kaffee und Tschibuk serviren liess. Der Kiatib verschmähte aber mit abwehrender Handbewegung beides, da er wahrscheinlich einen „Committer“ oder Moskov bereits in mir witterte. Nach einigen Höflichkeitsphrasen, die ein Türke, glaube ich, selbst mit einem Criminalverbrecher herkömmlicher Weise wechselt, forschte Mollah nach meinem Verlangen. In höflichster Weise erbat ich mir einen Zaptie, der Effendi schien aber meinen „hochtürkischen“ Ferman nur halb zu verstehen, noch weniger meine Reisezwecke zu begreifen und forderte autoritativ, in seine verschlissene einst braune Kaftantoga sich drapirend, mein Verbleiben in Teteven bis zur Rückkehr des Mudirs. Vielleicht hatte er es auf ein Bakschisch abgesehen. Ich riss jedoch kurz den Faden der Unterhandlung ab, erklärte ihm rundweg, dass ich meinen Karlovoer Zaptie weiter behalten und trotz seines unbegründeten Einspruches am nächsten Morgen meine Reise fortsetzen werde. Dabei blieb es und wir schieden höchst ungemüthlich von einander.

Während das arg mit genommene Sattelzeug meines Packpferdes reparirt wurde, fand ich ein wenig Musso durch Teteven herumzustreifen. Es liegt in 121 M. Seehöhe, zählt in 650 Häusern etwa 4000 Einwohner und gleicht vielfach seinem Nachbarstädtchen Trojan. Die Steinbedachungen geben auch ihm ein solides, schmuckes Aussehen und sieben der bereits geschilderten Korbbrücken (S. 209) führen zu den Feldern und Gärten der Četiri Poleni des linken Vidufers. Teteven besitzt eine Knaben- und Mädchenschule, ein Frauenkloster Sv. Bogorodica mit 20 Nonnen, überdiess zwei dem Sv. Ilija und den Sve Sveti

(Allen Heiligen) geweihte Kirchen, sämmtlich von geringem Bauwerthe. Das Städtchen ist ziemlich wohlbabend. In seinen Kolibi wird viel Korduanleder fabrizirt, dann Kaploma (Pelze), gelbes Aba, Šeiktuch, Strümpfe u. s. w. Der Forellenfang wird stark betrieben, die Seidenzucht befindet sich aber leider auch hier, der Raupenkrankheit wegen, im Rückgange. Die Čorbaschi's, welche mich besuchten, boten mir erwünschte Gelegenheit Erkundigungen über die nächsten Communikationen einzuziehen. Von Teteven führt eine Vicinalstrasse über Bulgarski-Izvor (3 St.) an die Chaussee, welche über Sikovica und Pravec in weiteren 5 St. nach Urhanich geht, ein anderer Weg führt über: Gložan, Gradišnica, Galata, M. Dželezna, Lešnica, Lesedren und Ablanica abwärts am Osem nach Loveč, endlich eine dritte Strasse über Gložan, Toros u. s. w. nach Pleven und diese schlug ich am 22. Juli Nachmittags ein.

Nördlich von Teteven weicht die krystallinische Zone im Mittelgebirge des Balkans zurück und mesozoische Formationen treten an ihre Stelle. Die Berge zeigen sanftere Formen, die Culturen ziehen zu bedeutender Höhe binan, die Ansiedlungen werden häufiger und schliessen sich mehr zusammen. Etwa 3/4 St. unterhalb Teteven's, wo der Beli Vid seinen Lauf N. W. in streng N. ändert, nimmt er seinen schwarzen Bruder, den aus S. W. von der Kožica herabkommenden „Černi Vid“ auf, welcher zwischen dem Ramno- und Krušnov-Kamik und deren vorgeschobensten Steilhöhen, „Mali und Golemi Gurka“ genannt, in mächtiger Stärke herausfliesst. Das Defilé gestattet jedoch keinen Einblick in dessen zurückliegende zwei Hauptthäler Černi Vid (15 H.) und Krušovdol (25 H.). Rechts von der Strasse erscheint die breite Treskavec Pl., welche der Vasilovostock zum Vid vorschiebt. Sein Gefälle beträgt auf der kurzen Strecke von Teteven bis Gložan nahe 100 Meter, er durchfliesst diesen wohlhabenden bulgarischen Ort mit 200 Häusern, einer Kirche und Schule im breiten Thale. Grosse Viehheerden tummeln sich hier auf hochgrasigem Plane herum und die fetten Triften dehnen sich bis zum Golemi- und Mali Venec, welche nach W. und O. ihn begrenzen. Eine entblösste weisse Wand des „kleinen Kranzes“, wohl die nördlichsten Kalke des Teteven-Balkans — leuchtet bis zum Punkte, wo die Strassen nach Urhanich und Pleven sich gabeln. Nach beiden Richtungen muss man von Gložan aus den brückenlosen tiefen Vid durchfurthen. Die Strasse nach Urhanie biegt jenseits in ein westliches Defilé gegen M. Izvor ein, dessen grosser Han weithin sichtbar ist. Wir wendeten uns aber gegen N. und zogen auf dem linken Ufer nordwärts weiter durch den District der Pomaci.

Hesen, das erste grosse Pomakendorf, lag gleich rechts am Ausgange einer breiten Querschlucht und neben ihm erhebt sich ein bedeutender Tumulus. Auf der westlichen Höhe folgte hierauf das türkische Pešterna und östlich in einem kleinen Querthal Gradišnica. Kaum hatten wir dieses im Rücken, so wartete unser

ein böses Stück Arbeit. Denn hart gegenüber dem breiten Kalenik-Defilé, welches die Obstculturen des reichen Pomakenortes Turski Izvor verschönen, nähert sich das tiefe Vidbett so sehr den mitten in der Sandsteinformation auftretenden Kalkhängen Pešterna's, dass wir gezwungen waren über den glattabschüssigen und arg zerklüfteten Felsvorsprung unseren Weg zu nehmen. Dies war aber bei dem mittlerweile eingetretenen Dunkel nicht leicht. Mein Dragoman stürzte und verlor leider einen Sack mit gesammelten Gesteinsproben, auch das Lastpferd fiel, wir hatten zu thun es glücklich auf die Beine zu bringen, und die Nacht war vollends eingebrochen, als wir endlich das bulgarisch-pomakische Toros erreichten. Ich erspare mir die Schilderung des elenden Hans, in dem ich die Nacht schlaflos



Bulgarischer Ackerbauer.

verbrachte. Der Mond leuchtete noch hell, als ich meine Leute zum Aufbruch weckte, und um 5 Uhr Morgens sass unsere Caravane wieder im Sattel.

Bei Toros (204 M. Seehöhe) hatten wir das oft unwegsame Mittelgebirge des Balkans hinter uns. Der Weg war nun eben. Rechts und links schlossen gut cultivirte Hochplateaus das Vidthal ab. Ueberall stand der Mais prächtig entwickelt, oft in Mannshöhe, kolbengesegnet und viel versprechend. Die Bulgaren feierten, denn es war Sonntag. Trotzdem regte es sich aber allerorts. Mit uns zogen viele pomakische Bauernfamilien zu Fuss, Esel und Wagen zur Feldarbeit, alle mit gefüllten Wasserfässchen vorsorglich versehen, denn vom Vid abseits stösst man nur auf wenige Quellen. Die moslim'schen Frauen und Mädchen tragen auf dem Felde keine Schleier, doch verhüllten sie mit dem blauen Feredschi leicht ihr Gesicht, wenn unsere Caravane ihnen nahte. Pomaci, Türken und

Bulgaren bedienen sich derselben höchst primitiven Ackerbau-Werkzeuge; doch zeichnen sich die Bewässerungs-Apparate der letzteren, wie ich bereits im I. Bande erwähnte, durch ihren oft bewunderungswerthen Mechanismus aus.

Der Vid fliesst von Toros gleich der parallel mit ihm laufenden Panega durch $2^1/_2$ Meilen strenge S. N. Zwischen beiden streicht eine sanft undulirte Wasserscheide, die sich vom linken Vidufer gegen W. ziemlich weit zurückzieht, während die Höhen von Ogarčin hart an das rechte Ufer herantreten. Sowohl der Vid als die Panega durchschneiden in dieser Zone ein ausgedehntes Kreidesandstein-Gebiet, das namentlich auf der Strecke von Toros bis gegen das 2 Meilen nördlichere Aglen alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Karpathen-Sandsteins besitzt. Diese Sandsteine sind dünn geschichtet, plattenförmig, enthalten neben viel Glimmer ein kalkiges Bindemittel und zeigen auf der Schichtungsfläche eine bedeutende Zahl undeutlicher Pflanzenfragmente. Ganz wie bei den Karpathen-Sandsteinen sind auch hier, z. B. bei dem nahen Katanec, Kalenik u. s. w., in den schiefrig-mergeligen Parthien schmale Streifen einer muschelig brechenden Glanzkohle eingelagert, deren geringe Mächtigkeit und Ausdehnung jedoch jeden nutzbringenden Abbau ausschliesst.

Südlich von Aglen wird dieser Kreidesandstein durch Eocenkalke überlagert, welche mit den Nummulitenkalken unserer Südalpen identisch sind. Diese Zone streicht weit gegen W. und O. und ihrer horizontalen Lagerung danken jene ebenen Plateaus mit steilen felsigen Querthälern und spärlichen Wasseradern ihre Entstehung, welche hier die Landschaft charakterisiren. Nach Fötterle sind die dolomitischen porösen Lagen dieses Kalkes zugleich dessen tiefste Schichten, da sie auf dem älteren Gestein lagern. Die obersten enthalten eine grosse Zahl Petrefacten, namentlich eine grypheaartige Auster, zu der sich Gastropoden, Bivalven, eine Rhynconella, Echinolampas, Crinoiden, Korallen und viele Nummuliten gesellen. Während der Karpathensandstein bei Toros den Uebergang zur älteren Secundär- und krystallinischen Zone des Balkans gegen S. bildet, stellen die Eocenkalke bei Aglen und über dieses hinaus die Verbindung gegen N. mit dem auf S. 174 charakterisirten grossen mio- und pliocenen Gebiete an der Donau her. Ich sammelte die in diesem Capitel geschilderten geologischen Data während der Reise, um den durch Herrn Bergrath Fötterle hergestellten Durchschnitt von Nikopoli an der Donau bis Jablanica, meinerseits weiter über den Teteven-Balkan bis zu dessen Südfusse im Giopsu-Becken nach Kräften zu vervollständigen. In allgemeinen Zügen dürfte dies gelungen sein, im Détail bleibt aber manche Lücke in diesem bescheidenen Versuche auszufüllen.

Auf dem Marsche von Toros nach Drmance standen 10 Tumuli hart an der Strasse in sehr regelmässigen Abständen. Sollte letzteren eine bestimmte Absicht zu Grunde gelegen haben? Ich glaube kaum. Es tritt hier wie oft an anderen

Orten das angeborne rhythmische Gefühl zu Tage, welches älteren, wie modernen Naturvölkern in hohem Grade eigen und das bei den fortgeschrittensten Culturnationen leider in der Vorliebe für möglichst geradlinige Plätze und Strassen, nicht immer nher zur Befriedigung des Aesthetikers, culminirt. Zwischen Drmauce und Aglen traf ich hübsche Tahakculturen, denn noch war es (1871) der Pforte nicht eingefallen, diesen blühenden Zweig der bulgarisch-thracisch-macedonischen Bodenwirthschaft durch das unglückliche Monepol zu vernichten. Zwei Jahre später thnt sie es, ohne den erhofften Gewinn zu ernten. Im III. Bande werde ich näher auf das unheilvelle Monepol zurückkemmen.

Wir liessen die kleine Tntarencolonie Lešnica's westlich, durchfuhrteten hei Aglen den Vid und hielten in seinem freundlichen Han eine kurze Rast, die ich zur Ausholung der hier den Sonntng feiernden bulgarischen Honoratioren über die nächste Umgehung verwerthete. Die Leute erwiesen sich intelligent, gastlich und freundlich, wie ich überhaupt diese Eigenschaften im ganzen Vidthal sehr verbreitet fand. Wieder ging es üher den Fluss hinauf durch einen Hohlweg zur 249 M. hoch gelegenen Karaula Bežnovo. Sie lässt Peilungen nach allen Seiten zu und ihr Commandant Ihrahim Čauš war ein trefflicher Cicerone. In reinsten Contouren erschien S. der Teteven-Balkan und gegen O. übersah man das mittlere Osemgehiet. Wir stiegen nach Svinar 135 M. hinab. Sein Čorhaši erzählte mir von grossen Ruinen am Vid, genug, dass ich unter seiner Führung dahin aufbrach. Ohne Rücksicht auf die mannigfaltigen Terrain-Hindernisse, hrachte er nns durch Dick und Dünn auf directestem Wege in das höchst pittoreske, geologisch hochinteressante Viddefilé von Sadovec.

Wir erkletterten das jenseitige Ufer, traten dicht unter einer Felswand aus dem Unterholze heraus und sahen uns in einem riesigen, von hellen foraminiferenreichen Kalksteilmauern begrenzten Amphitheater, dessen von Grün bedeckte Sohle der Vid durchschnitt. Dort wo er von S. hereintritt, erhlickt man am linken Flussufer auf dem Plateau des nächsten Felspylons die theilweise noch erhaltenen Mauern und Thürme eines der zahlreichen römisch-hyzantinischen Castelle, welche in diesen Gegenden so häufig sind und die Lejean mit Recht dem baulustigen Kaiser Justinian zuschreibt. Im Mittelalter hatten sich aher hulgarische Mönche diesen romantischen versteckten Thalkessel zur Anlage eines Klosters ausersehen, von dem noch auf dem linken Vidufer in bedeutender Höhe ein Thurm mit Mauern erhalten ist. Von den Türken oft gebrandschatzt, soll der letzte der Mönche, wie meine Begleiter erzählten, mit den heiligen Büchern und Bildern nach der Walachei vor langer Zeit ausgewandert sein und dort das gleichnamige Kloster „Sadova" begründet hahen. Ich suchte nud fand es auf der Karte 2 Meilen von der walachischen Donau nördlich nm Jiul nahe bei dem Flecken Grečešti. Vielleicht hirgt es noch gerettete alte Urkunden, welche über das bulgarische

Sadovec Aufschlüsse enthalten. Ob es wohl auch so prächtig landschaftlich wie dieses gelegen ist? Vielleicht, denn die orientalischen Mönche theilen mit den occidentalen den bewunderungswürdigen Blick für romantische Punkte.

Ich bereicherte meine Mappe mit dem schönen Landschaftsbilde und zog nach dem von einem Minaret überragten Čirikovo hinab. Bei sein'er Insel kreuzte ich den hier sehr breiten Vid an diesem Tage zum viertenmale und erreichte über ein Hochplateau das an seinem bedeutenden Zuflusse Dahnička bara in einem O. W. streichenden Thale gelegene grosse Dorf Gornji Dahnik. Es liegt in 125 M. Seehöhe, seine Kirche ist nett, die Schule wird aber trotz der 142 bulgarischen Häuser nur von durchschnittlich 20 Kindern im Sommer besucht. Das Dorf zählt ausserdem noch 56 türkische und 20 Zigeuner-Familien.

Südlich von Dahnik zieht nahe bei zwei Tumuli die Chaussée von Sofia nach Pleven vorüber. Ich gewann sie am nächsten Morgen durch eine kurze südöstliche Weg-Abbiegung und gelangte in ³/₄ St. nach dem grösseren Schwesterorte Dolni Dahnik mit 230 bulgarischen, 50 türkischen, 10 Zigeuner- und 24 Tscherkessen-Häusern. Bei dem Baue der letzteren stiess man auf römische Reste, welche an der Kirche und am Ortshan eingemauert wurden oder sonst frei umher lagen. Ich sah ein inschriftsloses Piedestal, ein hübsches Capitäl, drei zertrümmerte Votivsteine, deren einer dem T. FLAVIO PAPIRO (?), der andere einem L(ucius)... angehörte, der dritte zeigte aber drei verwischte Brustbilder en relief und im Frontispice zwei Löwen rechts und links von einem Korbe mit Früchten. Letztere symbolische Darstellung mahnte mich an ähnliche zu Mitrovic in Syrmien, in dessen Gebiet sie sehr verbreitet war. Am Kosta Han traf ich ein Relief, geziert mit Blattgewinden, Menschen- und Stierköpfen, endlich sah ich, abgesehen von kleineren Fragmenten und Säulen, die Eckstücke eines Giebels mit reich-ornamentirtem Friese und den Füssen eines Löwen, welcher freistehend einen Ausgang des Giebels gekrönt hatte. Welche römische Niederlassung einst auf Dolni Dahnik's Stelle stand, wird noch zu erhärten sein.

Auf der gegen O. immer mehr sich abdachenden Hochebene senkten wir uns abermals zum Vid hinab. Der Dahnikbach durchzieht deren prächtige Auen, S.O. seinem Mündungspunkte bei Trnan zueilend. An der Strasse links lag eine Karaula, eine zweite hart am Flusse, wo die neue Brücke ihn überspannt. Diese war 1871 noch unvollendet. Es fehlten 5 Pfeiler, ein Jahr ruhte damals bereits der auf 2 Ufer- und 9 freistehende Steinpfeiler berechnete Bau. Der Pfeiler Stärke beträgt 4, die Spannweite zwischen ihnen 9 Schritte. Die aus Holz fest und zierlich gezimmerte 10 Schritte breite Brückenbahn liegt in bedeutender Höhe. Bei niederem Wasserstande fliesst der Vid (in 80 Meter Seehöhe) nur durch 5 der 10 Brückenfelder, im Frühjahre füllt er aber das ganze breite Bett. Wie ich hörte, ist die Brücke, welche zu den grossartigsten des Landes zählt, nunmehr vollendet.

Bemerkt man schon im Thale von Pleven unter dem Kalk festen Letten und einen bläulichen Tegel, so tritt dieser südlich am Vid, insbesondere aber hier an der Brücke in bedeutender Mächtigkeit auf. Oben weisslich grau, sind dessen tiefere Schichten nach Fötterle vollkommen dem bläulichen Tegel von Baden und Vöslau bei Wien ähnlich. Ausser Fischresten zeigt er wie der letztgenannte wohl erhaltene Versteinerungen von Conusarten, Pecten und Korallen. Wir finden also hier im bulgarischen Miocän vollkommen mit dem Wiener Becken übereinstimmende Tertiärbildungen. Es sind dieselben Cerithienschichten mit sandigen Kalkbänken und Letten, der Leithakalk und Badener Tegel mit ihren charakteristischen Eigenschaften und Fossilien.

Meine topographischen Studien im schlimmsten Sonnenbrande auf der schattenlosen Höhe des rechten Viduférs hatten mich in bedeutende Transpiration versetzt. Ich erholte mich erst, als es im anmuthigen Thale der Grivica N.O. nach Pleven weiterging. Bald darauf erblickten wir seine Minarete und eine Stunde später liess ich mir auf der kühlen Veranda des Geno-Han's mein frugales ručak (Mittagsbrot) schmecken.

Dem heissen Tage voll Arbeit folgte ein lustiger Abend im Hause des Doctors Robert, an dem auch der Kaimakam Theil nahm. Es wurde in allen Tonarten musicirt, in allen Sprachen gesungen und es war Mitternacht, als ein Kavasse des Kreischefs mir durch die engen Strassen nach dem Han leuchtete. Am nächsten Morgen liess ich durch einige hierher verschlagene österreichische Handwerker meine gesammte Reiseausrüstung in guten Stand setzen und auch der Dragoman erhielt einige Freistunden. Um 4 Uhr Nachmittags brach ich aber wieder auf. Es galt die Erforschung des unteren Vidlaufes und der östlicheren Iskermündung. Auch Dr. Robert, welcher einen befreundeten Bei in Rahovo seit lange besuchen wollte, entschloss sich rasch und erschien pünktlich im Zuge. So war denn für heitere Würze bei ernster Arbeit gesorgt und in fröhlicher Laune ging es die hohe Lössebene hinan, auf der lange weder rechts noch links etwas den freien Ausblick gegen Bukovluk und Grivica hemmte.

Eine Meile nördlich von Plevna liegt die Grenze des Kasa. Wir betraten nun den Kreis von Nikopoli. Seine Physiognomie erhält durch viele trockene Einschnitte etwas Trauriges und wird nur selten durch grössere Eichenwäldchen belebt. Die Lösslandschaft leidet an furchtbarer Eintönigkeit, die Ortschaften sind ihr ebenbürtig und die Häuser entsprechen den Troglodytenwohnungen, wie ich sie am Lom (Bd. I. S. 197) geschildert und abgebildet habe. Sie sind hier überdies grossentheils mit Stroh gedeckt. Nach einem kurzen Halte an einem Brunnen, den die zahlreichen Heerden dieser wasserarmen Gegend umlagerten, erreichten wir Čalusovat und bald darauf in der Dämmerung das Bulgarendorf Bršljani. Nicht Epheu hüllte aber seinem Namen entsprechend den Ort ein, son-

dern stinkender qualmender Rauch zur Vertreibung der Mücken- und Stechfliegenschwärme, welche an der Donau Mensch und Thier so gefährlich werden. Da wir in den niederen Troglodyten-Hütten der Hitze wegen nicht zu bleiben vermochten, lagerten wir im Freien um ein grosses Feuer. Es war ein böses Bivouak voll Unruhe und Schlaflosigkeit, weil umgeben von brüllenden Heerden und gegenseitig sich anrufenden lärmenden Hütern. Vorsicht erschien hier überdies dringend geboten, Bršljani besitzt nämlich eine grosse Tscherkessenkolonie von 80 Häusern, die im allerschlimmsten Rufe steht.

Der Morgen war kaum da, als wir aufbrachen, und über Kopriva und Šekova (Sijakovica) dem Vidbett näher rückten. Vergebens sucht man auf unseren Karten diese Ortsnamen und ebenso jene 20 anderer Dörfer, welche ich hart am unteren Vidlaufe von Pleven bis zu dessen Mündung verzeichnete. An seinem rechten Ufer steht bei Kreta weisser Caprotinen-Kalk an. In dem nur $1^1/_2$ Meilen von der Donau liegenden Sijakovica stiess ich auf Rumänen und gewann hier neue Daten dafür, dass sie entlang des ganzen bulgarischen Donauufers, gemengt mit Bulgaren, Tataren und Tscherkessen, seine spärlichen aber ausgedehnten Ortschaften bevölkern. Auf Lejean's ethnographischer Karte (1861) ist allerdings keine Spur von dieser $1—2^1/_2$ Meilen auf's bulgarische rechtsseitige Donauufer vorgedrungenen romanischen Colonisation zu entdecken. Dafür zeigt sie im Innern Bulgariens zwischen dem Vid und Ogost eine grosse romanische Volksinsel, deren Nichtvorhandensein ich im nächsten Capitel nachweisen werde.

Zum letztenmale kreuzte ich des Vid's tiefes Bett bei einer Insel und grossen Kunstmühle mit 6 Gängen, welche ein speculativer Nikopolitaner hier angelegt hatte. Ihr Eigenthümer Anton Simeon war zufällig selbst anwesend und ertheilte mir über Einrichtung seines Werkes und über unseren weiteren Weg bereitwillig Auskunft. Das Mehl war sehr rein und billig im Preise, doch wird die feinste Sorte in den Donaustädten noch immer aus den Pesther Dampfmühlen bezogen. Die riesigen Steine der Mühle kamen weit her aus dem Balkan.

Eine Messung ergab für das Vidbett hier 37 M. Seehöhe. Wir erstiegen nun die jenseitige Terrasse, liessen das von Romanen, Türken und Tataren bewohnte Golenci (türk. Güljau), welches am Platze des nichtexistirenden Lejean'schen Dorfes Milkowatz liegt, rechts und gelangten an den Terrassenrand, auf dem ein hohes Tepe einen trefflichen Orientirungspunkt über die mit hellglänzenden Seespiegeln bedeckte, zur Donau streichende Ebene bot. Das Auge war von dem grellen Sonnenglanz auf der riesigen Wasserfläche zwischen Vid und Isker geblendet, welche nur durch wahre Oasen, durch grüne schmale Landzungen im fahlgelbgrauen, Alles bedeckenden Löss voneinander getrennt erschienen. Hinter den Seen liegen die rein romanischen Orte Mokrešani, Čerčilani und Magura.

Zwischen Mokrešani und Golenci sieht man den „Kara boas". Es ist dies ein

altes ausgetrocknetes Seebett, bei dem Herr Ingenieur Menejko zu Rusčuk 1868 einen Römerstein fand. Ich erwähne dies, da er höchst wahrscheinlich von der Römercolonie Utus herrührte, welche 14 Millien von Oeseus, hier am Ausfluss des Vid's gestanden hatte. Dieses Maass der Peut. Taf. fällt merkwürdig genau auf meiner Karte auf den erwähnten Punkt bei Mokrešani an der Vidmündung. Marsigli fand dort die Ruinen eines alten Castells und zweifellos stand also hier jenes Utus, das in allen Itinerarien genannt wird, eine Abtheilung Reiter als Besatzung hatte, von Justinian restaurirt wurde und von dem gleichnamigen Flusse Utus seinen Namen erhielt, welcher unter Aurelian die Grenze zwischen Dacia Ripensis und Moesia inferior gebildet hatte. Ich empfehle diese an Alterthümern reiche Localität meinen Nachfolgern.

Von dem hohen Tumulus, auf dem ich die letzten Correcturen des Vidlaufes in Karte brachte, ritten wir, um dem furchtbaren Sonnenbrande zu entgehen, im scharfen Trabe durch die sandige Ebene dem Bulgarendorfe Bres zu, dessen strohgedeckte aschgraue Häuser, grossen Ameisenhaufen ähnlich, am W. O. streichenden Terrassenrande sichtbar wurden. Auf den Feldern standen in gleichgeschichteten Pyramiden die geernteten Garben, des Zehentpächters wartend. Glücklicherweise war das Wetter gut. Oft bleibt aber das Getreide wochenlang auf dem Felde, bis es schwarz wird, und dieses ist wohl einer der grössten Uebelstände der türkischen Steuererhebung in natura. Weiter gewährten eine Menge dicht nebeneinander aufragender Ziehbrunnen mit ihren verticalen langen Hebebäumen einen höchst originellen Anblick. Sie dienen zur Bewässerung von Gemüseculturen, die durch ihre Schönheit mich geradezu überraschten. Sonst lässt sich dem 280 Häuser zählenden, in 34 M. Seehöhe gelegenen grossen Dorfe nichts Gutes nachsagen. Es besitzt wohl eine Kirche, aber keine Schule. Ich fand die Leute roh und ungastlich. Bres liegt zweifellos auf einem römischen Werke, dessen Mauern ich an mehreren Stellen constatirte; trotzdem wollten aber seine Insassen weder alte Steine, Münzen u. s. w. gefunden haben und kopfschüttelnd wurden alle meine Nachforschungen abgelehnt.

Am ganzen rechten Donaurande von Belgrad bis Silistria und einige Meilen landeinwärts fand ich dasselbe trotzige, boshafte, misstrauische Benehmen gegenüber dem Ausländer, welcher in wissenschaftlicher Richtung Auskünfte von den Eingebornen verlangt. Dieselben Erfahrungen machte ich auch wenige Stunden später in dem benachbarten Gigen. Es ging mir genau so wie im serbischen Kostolac, auf der Stätte des alten Viminacium's *). Romanen, Bulgaren und Türken gleichen sich in diesem Punkte auf ein Haar. Sie alle fürchten im fremden Ankömmling einen Spion der Regierung oder Concurrenten, der ihren seit Jahren schwungvoll betriebenen Antiquitätenhandel mit reisenden Händlern aus Russland,

*) Serbien, S. 406.

Oesterreich u. s. w. unangenehm stören könnte. Auch fürchtet man das im J. 1868 von der Pforte erlassene Verbot aller Ausgrabungen und die officielle Nöthigung, selbst zufällige Funde den Autoritäten abzugeben, was den Leuten viele Umständlichkeiten bei wenig Gewinn verursacht.

Auf alle meine Fragen nach Antiquitäten erhielt ich also auch zu Gigen mit Achselzucken verneinende Antwort oder ein verschmitztes Koje znaje! Wer weiss es! Man wusste nichts von nahen Ruinenstätten, obschon diese wenige 100 Schritte vom Dorfe lagen, ungeachtet jedes Haus offen Hunderte von römischen Ziegelsteinen — und gewiss im Geheimen auch Bronzen, Münzen u. s. w. barg.

Glücklicherweise fand ich im Zaptie-Čauš des Ortes einen verständigen und für klingendes Bakschisch nicht unempfänglichen Türken. Unter seiner Führung besuchte ich den Kirchhof, in dessen Mauer ich eine weibliche Marmorstatue mit dem Rücken (!) nach aussen eingemauert sah; ferner einen Votivstein, auf dem nur der Name eines Veteranen Plotus (Plautus) der Leg. II. zu erkennen. In einem Bauerngehöfte lag ein Reliefstück, den Oberkörper eines Mannes darstellend, und überall traf ich unzählige grosse römische Deckplatten, dann Heizröhren, Ziegel, Mosaikreste, Kupfermünzen u. s. w.

Als die Hitze etwas nachgelassen hatte, stiegen wir gegen 5 Uhr zu Pferde und 1/2 St. darauf stand ich auf jenen grossartigen Resten der Stadt Kaiser Trajan's, der Colonia Ulpia Oescus, welche uns zuerst vom Grafen Marsigli (1717) signalisirt worden waren. Ihr Umfang erschien weit grösser, als ich erwartet hatte. Ich war geradezu überrascht von der Ausdehnung der Ruinenstätte und andrerseits entsetzt über die gründliche Zerstörung, welche die prächtige Römerstadt beinahe der Erde gleich gemacht. Nur was diese deckt, ist theilweise der Verschleppung entgangen. Aber nur theilweise, denn für die wiederholte Durchwühlung des Bodens sprechen unzählige Gruben und aufgeworfene künstliche Erhöhungen. In Wahrheit bildete Gigen seit 15 Jahrhunderten einen magnetischen Anziehungspunkt für Stein- und Schatzgräber aller jener Völker, welche an der Donau landeten, dort vorübergehend oder dauernd ihre Stätte aufschlugen. Einige nahe Tumuli sind Alles, was sie selbst schufen. Spät, sehr spät, erst im J. 1870, gefiel es der türkischen Behörde, zum Schutze der classischen Reste ein Blockhaus auf ihrem höchsten Punkte anzusiedeln und seitdem sind Ausgrabungen strenge verboten. Während meine Begleitung in der benachbarten isolirten Mehane sich gütlich that, kletterte ich umher und versuchte einen Ueberblick der römischen Niederlassung zu gewinnen.

Bekanntlich war Oescus einer jener ältesten einheimischen Orte am gleichnamigen Flusse, den die Römer, als sie Mösien eroberten, bereits vorfanden und der von Ptolemäus, wahrscheinlich um dessen thracisch-barbarischen Ursprung anzudeuten, das „Oescus der Triballer“ genannt wurde. Die Römer verliehen

Oescus städtische Rechte und dem entsprechend wird es auch von der Peuting. Tafel durch zwei Thürme charakterisirt. Auch die von der Tafel angegebene Entfernung von Augusta an der Ogostmündung bis Oescus mit XXXI Mill. stimmt vollkommen, in der Luftlinie gerechnet, mit jener auf meiner Karte. In Rücksicht aber auf die Krümmungen der Strasse erscheint das Itin. Ant. im Rechte, welches das Maas zwischen beiden Punkten mit 36 Millien ansetzte. Diesem Itinerarium und der Not. Imp. zufolge, lag in Oescus der Stab der V. Legion. Auch dies ist richtig, denn ich selbst habe auf dem Terrain Ziegeln der macedonischen Legion (L V MOES), neben jenen der LEG I ITAL gefunden.

Bei Oescus soll Constantin eine hölzerne Brücke geschlagen haben, auf welcher er gegen die dacischen Gothen zog. Auf Grundlage der alten Quellen und gestützt auf Gf. Marsigli's Mittheilung von Brückenpfeilern in der Nähe der Iskermündung, erwähnte Mannert dies bereits (Geogr. d. Griech. u. Röm.). Von dem lebhaften Streite, welcher seitdem zwischen den modernen Historikern über den Standort der Trajan'schen und Constantin'schen Donau-Brücke geführt wurde, habe ich in meinem „Serbien" (S. 349—352) ausführlich gesprochen. Und wieder bemächtigten sich in Folge meiner ganz objectiven Darstellung einige jüngere Forscher dieses Gegenstandes, ohne jedoch mehr Klarheit in denselben zu bringen. Ich halte aber meinerseits auch heute aufrecht, was ich aus diesem Anlasse im J. 1868 äusserte*): „Es ist misslich, aus der Studirstube, aus hunderte Meilen weiter Entfernung, einzig auf Grund verschiedener, sich widersprechender Unterlagen derartige Fragen souverän entscheiden zu wollen, und dass dies in diesem Falle um so weniger möglich sei, als über das Terrain und die angeblichen Befestigungen bei Gieli (Čelei) nur die allervagsten Andeutungen vorliegen."

Ich bedauere lebhaft andererseits, dass ich meine an derselben Stelle ausgesprochene Hoffnung nicht zu verwirklichen vermochte, bei meinem Besuche des alten Oescus, die vom Grafen Marsigli im Vorbeischiffen erhaltenen Nachrichten über die Römerbrücke nahe am Isker, durch authentische Aufnahmen zu ersetzen. Der Wasserstand der Donau war nämlich viel zu hoch, als dass ich Forschungen in dieser Richtung mit günstigem Erfolge hätte unternehmen können. Was ich erfuhr, bestätiget aber jedenfalls die von Herrn Aschbach u. A. bezweifelte Existenz einer zweiten römischen steinernen Pfeilerbrücke über die Donau. Sie stand allerdings nicht, wie man dem Gf. Marsigli**) mittheilte, bei Vadin, wohl aber 2 Meilen östlicher und zwar $^1/_2$ St. nördlich vom bulgarischen Gigen und nahe beim jenseitigen Čelei, wo Gf. Marsigli bereits die Ruinen eines Römerwerkes bemerkte.

Nicht nur die Anwohner, sondern auch ganz zuverlässige alte Steuermänner

*) Serbien, S. 352.
**) Danub. Tom II. 38.

der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft versicherten mir, dass bei niedrigem Wasser die Pfeiler einer alten Steinbrücke in regelmässigen Abständen bei Čelei sichtbar werden und bei kleinstem Fahrwasser sogar 1—2 Meter über dem Donauspiegel emporragen. Meine Zweifel, ob es nicht, wie Aschbach äusserte, „Ueberbleibsel von zerstörten Burgen und Vesten seien, welche zahlreich am Donauufer angelegt und durch den Strom, der häufig sein Bett verändert, überfluthet worden sind", wurden aber von allen Befragten auf das Entschiedenste verneint. Künftige Forscher werden also zu untersuchen haben, in wie ferne die nunmehr zweifellos festgestellte Römerbrücke bei Čelei für die Ausführung des Historikers Francke*) spricht, welcher sie vom Kaiser Trajan erbauen lässt; oder für Prof. Aschbach, welcher dieses Bauwerk, „falls es überhaupt existirt", dem Kaiser Constantin zuschreiben möchte.**)

Der quadratische Grundriss des alten Oescus, ist heute etwas schwierig zu erkennen, da sein ehemaliges Weichbild durch zwei kleine Seen in drei Gruppen getheilt wird, von welchen die bedeutendste mit den meisten monumentalen Resten mehr östlich zur Iskermündung auf einer Area liegt, welche in Dreiecksform, nördlich von der Donau, westlich vom Isker und östlich von einem mit diesem communicirenden Seearm umflossen wird. Hier liegen zwischen den mit einer dichten Vegetationsdecke überwucherten Mauern der alten Römerstadt allerorts Trümmer ihrer architectonischen Decoration umher, Säulenstämme und Capitäle, Architrave und Deckplatten, grossentheils bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Mitten in diesem Steinchaos steht ein stark beschädigter colossaler Sarcophag mit trauernden, Kränze haltenden Genien, eine Mahnung an die Vergänglichkeit irdischer Dinge, bedürfte es solcher noch auf dieser Stätte ehemaligen Glanzes der einst Welten erobernden Römer!

*) Zur Geschichte Trajan's 1840. S. 128.

**) Mitth. d. k. k. Centr. Comm. f. Erf. und Erh. der Baud. Wien 1858. S. 202.

XI.

DURCH DAS ISKER-, SKIT-, OGOST- UND PANEGA-GEBIET UEBER DEN ZLATICA-BALKAN NACH ORHANIEH.

(VI. Balkan-Passage.)

Der Isker unter Rom und heute. — Landschaft. — Völkerverschiebung. — Mahaleta's Schicksal. — Glava und Koinare. — Zur Ethnographie der moslim'schen Zigeuner. — Čumakovci's römische Alterthümer. — Sage von der Marko-Mogila. — Costum. — Der fictive Insikra. — Wasserlose Terrasse. — Kaeža. — Der Ismail-Brunnen. — Zu Kruševica. — Der Skit. — Stadt Rahova. — Ihre Physiognomie. — In Achmed Bei's Konak. — Jungtürkenthum in der Provinz und in Constantinopel. — Der Kaimakam. — Antike Reste. — Das Römer-Castell. — General Geismar's Eroberung der Stadt. — Ihre Handelslage. — Am unteren Ogost. — Unterirdische Kirche zu Hrlec. — Tumuli. — Kartographisch ungekanntes Gebiet von 30 □Meilen. — Die fictive Stadt Wischedrina. — Belibrod. — Am oberen Skit. — Römercastell zu Gabare. — Vertheidigungsgürtel der miocänen Kalkzone. — Terrasse. — Inschriften zu Konino am Isker. — Kloster Karlukovo. — Sage. — Asketenwohnungen. — Besteigung der Kurman-Mogila. — Rusčuk-Sofiastrasse. — Römerreste. — Geologisches. — Die Panega. — Consul Lejean und das Quellgötter-Opfer der moslim'schen Mühlenbesitzer. — Pomaken. — Ihre Bewahrung slavischer Bräuche. — Autochthone Ortsnamen. — Kolibi-System. — Jablanica. — Auf dem Gipfel der Dragoica Pl. — Flussadern. — Das Malki-Iskergebiet. — Am Brückenpavillon der neuen Sofier Strasse. — Geologisches — Pravecka-Defilé. — Čepilovi Hanovi. — Wasserscheide. — Hufeisenfabrikation. — Abwärts nach Etropol. — Das Städtchen einst und jetzt. — Anhänglichkeit emigrirter Bulgaren an die Heimath. — Weg zum Zlatica-Balkan. — Auf dem Passe. — Die Topolovica. — Stadt Zlatica. — Aufgeklärter Hodža. — Gewitter. — Glückliche Rückkehr nach Etropol.

Südwestlich von der Ruinenstätte des römischen Oescus fliesst der Isker in ruhigem Laufe und in ansehnlicher Breite der Donau zu. Der schöne Strom trägt weder Schiff noch Floss und doch böte er schon bei Čumakovci ein prächtiges, von den Römern gewiss benutztes Communikationsmittel. Nur elende Ochsen- und Büffelkarren kriechen heute auf der bei schlechtem Wetter weglosen Strasse hart neben dem Flusse hin, denn des Sultans Unterthanen haben

es leider vollkommen verlernt, sich der Ströme als Bewegungsvehikel zu bedienen. Um den Isker für den Transport geeignet zu machen, bedürfte es eines gewissen staatlichen Impulses, einer Strompolizei und fortgesetzter Nachhülfe. Wann hätten sich aber jemals türkische Provinz-Gouverneure, mit Ausnahme des weissen Raben Mithad, um derartige Dinge bekümmert?

Statt also am Bord einer leicht dahin fliegenden „Mouche", ritten ich und Dr. Robert hart am Iskerbette aufwärts bis Mahale, wo er, die Fähre benutzend, mit seinen Leuten den jenseitigen direkten Weg nach Rahova einschlug. Ich versprach ihm nach vollendeter Aufnahme des unteren Iskerlaufes gleichfalls dort einzutreffen, entsandte durch den liebenswürdigen Boten meine Empfehlungen an Achmed Bei und zog sodann am Terrassenrande des rechten Stromufers weiter gegen Süden.

Die landschaftliche Physiognomie ist am unteren Isker die bereits am Vid, Osem und an der Jantra geschilderte. An den Hängen, welche die fruchtbare Thalniederung zwischen dem bulgarisch-tatarischen Mahale und Slavovica im Halbkreise umsäumen, erscheinen auch hier unter dem grauen Löss horizontale gelbe Kalkbänder, deren Petrefakten die Ausdehnung der grossen eocänen Zone vom Timok bis zum Lom unterhalb Rusčuk's bestätigten. Auch hier traf ich dieselbe Quellenarmuth, dasselbe weite Strecken überziehende Eichenniederholz mit eingestreuten Mais- und Getreide-Culturen, sowie auch dieselben wenig anmuthenden Dörfer, Hane u. s. w. Nur die Staffage, das buntfleckige Völkertreiben brachte einigen Reiz in diese ermüdenden Reisetage, während welcher es der ganzen Hingabe an die selbstgestellte Aufgabe bedurfte, um ihr ohne Ermattung treu zu bleiben.

Zur Zeit der grossen Völkerverschiebung auf bulgarischem Territorium (I. S. 41) wurden am unteren Isker zu nicht sehr grosser Freude der alten Bewohner gleichfalls zahlreiche Tataren und Tscherkessen angesiedelt. Im nächsten Dorfe Rahovica stiess ich neben Bulgaren, Pomaken und Zigeunern auf 15 tatarische und 45 Tscherkessen-Gehöfte, und in seiner Nachbarschaft wurden neben anderen Theilcolonien die rein tscherkessischen Orte Sfirča und Čingane Serai, am jenseitigen Ufer aber Bragar mit 100 Tataren- und 400 Tscherkessenhäusern gegründet. Die Emigranten aus dem Kaukasus erweisen sich auch hier als eine wahre Geissel. Ihrer räuberischen Angriffe wegen, reducirten Türk und Christ den Viehstand auf das Nothwendigste und auch wir marschirten, vielseitigen Rath beherzigend, nur mit grösster Vorsicht durch diese verrufene Gegend.

Unmittelbar hinter Staroselci stiegen wir aus den gefährlichen, mit Dickicht überzogenen Höhen herab zur Nured Bei-Mühle, Eigenthum des bereits erwähnten Plevener Krösusses (S. 201), welche sehr malerisch zwischen schattigen Weiden liegt und von einem abgezweigten Arme des Iskers getrieben wird. Hier erfuhr

ich, dass der beste Weizen in der Umgebung pro Kilo mit 60 Pinst. = 12 Mark bezahlt wird. Das nahe Dorf Mahaleta übersiedelte wegen dem häufigen Austreten und Verheerungen des Iskers aus der Niederung auf den Hang. Bald darauf wurden seinen 270 bulg. Höfen und 14 Zigeunerhäusern, 17 Tataren- und 20 Tscherkessenfamilien zugesellt. Das 37 M. hohe Iskerthal ist hier sehr fruchtbar, stellenweise jedoch sumpfig und ungesund. Die Kreuzung des Flusses an diesem Punkte ist, wie ich erfahren sollte, häufig nicht ohne Gefahr; das Bett erwies sich bei heftiger Strömung ungemein tief. Nur mit grosser Anstrengung gelangte das Packpferd heil auf das jenseitige Ufer, auf dem wir nun im sanften Anstieg bald unser Abendziel, das wohlhabende Glava in 49 M. Seehöhe erreichten. Seine kleine moslim'sche Gemeinde (50 Pomaken- und 12 Zigeunerhäuser), besitzt eine Moschee und Medresseh, dessen 90 Bulgarengehöfte aber weder Kirche noch Schule! Welche traurigen Verhältnisse! —

Am nächsten Morgen zogen wir weiter über das wohlbestellte Hochplateau Koinare's, dessen Häuser sich weithin ausbreiten. Neben 310 Bulgarenhöfen zählt es 130 Pomaken- und 60 Zigeunerhäuser. Letztere Zahl fällt durch ihre Grösse auf, steht jedoch in den Iskerdörfern nicht isolirt da. Der Zigeuner bildet ein sehr beachtenswerthes Element der Bevölkerung Donau-Bulgariens, das der Ethnograph und Statistiker nicht übersehen darf. Es giebt beinahe kein Dorf, in dem es nicht durch 1—5 Häuser vertreten erscheint, sehr viele aber zählen 5—20 und manche 20—70 Zigeunerfamilien. In den Schriften der Wiener Anthropologischen Gesellschaft skizzirte ich folgende Züge.

Der braune Sohn von den Ufern des Ganges hat in Bulgarien seinen angeborenen Wandertrieb grösstentheils bezwungen. Er ist dort dauernd sesshaft, besitzt sein Haus, Grund und Boden, ist Ackerbauer oder Handwerker, arbeitsam und wohlhabend. Er scheidet sich streng von den bosnischen Zigeunern, den „gurbeti", welche die Donaugebiete in kleinen Trupps als Kesselflicker, Bärentreiber u. s. w. durchziehen, letztere sind übrigens in Bulgarien weniger häufig als in Serbien, minder zerlumpt und ausgelassen als dort, und niemals Christen.

Der sesshafte Zigeuner Bulgariens wird vergleichsweise mehr geachtet, als der Tscherkesse, neben dessen Arbeitsscheu und dem Eigenthum gefährlichen Gewohnheiten der Zigeuner förmlich rehabilitirt erscheint. Trotzdem er aber der Religion der herrschenden Kaste huldigt, vermochte er es nicht seinen türkischen Glaubensgenossen die sociale Gleichstellung abzuringen. Ja, sie erkennen ihn kaum als Moslim an. Der Zigeuner ist nämlich vernünftig genug, seine oft sehr hübsche Frau nicht hinter dem üblichen Luft raubenden jakmasch (Schleier) zu verstecken, auch achtet er nicht genügend die strengen Harems- und Speisegesetze. Im Gegentheil geniesst das weibliche Geschlecht vollste Freiheit der Bewegung, ohne dass es desshalb die Gebote der Wohlanständigkeit verletzte.

Die Ansässigkeit des Zigeuners auf bulgarischem Boden muss seit Jahrhunderten datiren, denn er hat seine Ursprache beinahe ganz eingebüsst. Im Hause und im Verkehr spricht er türkisch, daneben auch bulgarisch. Da eine Heirath mit fremdem Blute bei ihm äusserst selten vorkömmt, ist sein Typus von jenem des Wander-Zigeuners wenig verschieden. Das längliche Oval zeigt die gleich dunkle Färbung, die Haare sind immer glänzend schwarz, die Zähne blendend weiss, der Körper schlank, mittelhoch und geschmeidig. Die Sucht des sesshaften Zigeuners, sich durch reine Wäsche, schöne Kleider, prächtige Waffen, kostbares Reitzeug hervor zu thun, ist auffallend gross und ebenso die Vorliebe der Frauen für vornehme Stoffe, grelle Farben, für Schminke, Blumen, Münzenschmuck und sonstigen Putz; andererseits bekleiden und pflegen sie ihre Kinder mit seltener Sorgfalt und Zärtlichkeit.

In den bulgarisch-türkischen Städten treibt der Zigeuner die verschiedensten Gewerbe, namentlich findet man ihn aber als Schmied und Rosskamm. Mit tausend Finten weiss er auch als Tilal (öffentlicher Ausrufer) Pferde, alte Waffen, Kutschen, Sattelzeug u. s. w. an Mann zu bringen. Er ist dort wenig geliebt; doch seiner angeborenen Findigkeit wegen begehrt man seinen Rath in allen schwierigen Fällen. Auch für den Reisenden bildet der Zigeuner eine wahre Vorsehung, denn nur er allein besitzt die stets gefüllte Büchse mit Auskunftsmitteln, ohne welche das „Vorwärts“ oft unmöglich würde. Desshalb ruft man bei der Ankunft im Dorfe und bei der Abreise stets nach dem Gemeindediener, dem „Kihaja“ und dieser ist in 99 von 100 Fällen grösstentheils ein Zigeuner.

Zu Koinare fand ich abermals Gelegenheit das Geschick eines zigeunerischen Hufbeschlagskünstlers an meinen Pferden zu erproben. Findigkeit, Raschheit und Schlauheit gingen bei Hautirung und Lohnausspruch Hand in Hand. Mit sanfter Senkung ging's darauf zur Čumakovska rjeka. Nach 1 St. kreuzten wir ihr Bett bei dem gleichnamigen grossen Dorfe, welches mir als Fundort von Alterthümern signalisirt worden war. Bereits unter den Römern war es eine wichtige Position und auch heute kreuzen sich hier mehrere Strassenzüge am Einflusse der bedeutenden Panega in den Isker; der letztere ist hier so tief und breit, dass mit Sicherheit angenommen werden darf, dass er vor seiner Vernachlässigung zur Römerzeit von hier ab mit kleinen Schiffen befahren wurde und dies bestimmte höchst wahrscheinlich die scharfblickenden römischen Militär-Ingenieure zur Anlage des ausgedehnten Castrums an dieser Stelle.

Oestlich vom Dorfe (65 M. Seehöhe) stiess ich auf einer Nase, welche vom Isker und der ziemlich tiefen, dort mündenden Čumakovska rjeka gebildet wird, auf die ausgedehnten, starken Mauern, welche das römische Castrum umschlossen hatten. Plan und Umfang desselben zu bestimmen, stellte sich als sehr schwierig heraus, denn ein grosser Theil der 123 moslimschen Häuser und auch der

110 bulgarischen Ortsgehöfte steht auf dessen einstiger Area. Es wurden hier sehr viele Münzen und Inschriften gefunden, letztere aber bis auf wenige Trümmer verschleppt. Unter diesen copirte ich einen theilweise erhaltenen Votivstein, dem „Publius Aelius Mucinus und seiner Gattin Firmina durch Celsus gewidmet". Die Alterszahlen sind undeutlich. Das Castell wurde wahrscheinlich von den Byzantinern restaurirt und auch die alten Bulgaren dürften hier oder nahe eine befestigte Niederlassung gehabt haben. Darauf lässt der Name des jenseitigen Berges auf dem rechten Iskerufer schliessen, welcher „Marko Mogila" heisst und wo nach der Volkstradition der berühmte südslavische Nationalheros Marko Kraljević gehaust haben soll. Ob auch dort Reste von Befestigungen, vermag ich bei den widerspruchsvollen Aussagen der Dorfbewohner nicht bestimmt zu sagen, die dominirende Lage des isolirten Berges macht es wahrscheinlich.

Hier und im ganzen unteren Iskergebiete fiel mir die grosse Vorliebe der Bulgaren für helle Farben auf. Sowohl Männer als Frauen tragen sehr viel Weiss und erstere beinahe ausschliesslich weitgeschnittene Abatuch-Anzüge an Brust und Aermeln mit bunter Wolle ausgenäht, auch um das Kopffes wickeln sie im Sommer gerne ein weisses Tuch. Weisse lange Tücher bilden auch den Kopfputz der Frauen und Mädchen, das einzige Farbige ibres Anzuges sind die beiden Schürzen, welche die Hüften freilassend, vorne und rückwärts über das blendend weisse weitärmlige Hemd getragen werden. Diese Tracht ist ungemein einfach und kleidsam.

Die Erforschung des 15 □M. grossen Gebietes der Donauterrasse zwischen Isker und Skit, bildete meine nächste Aufgabe. Auf allen Karten und auch auf jener Kiepert's (1870) erscheint dasselbe von einem Bache „Insikra" durchflossen, dessen Lauf, wie die leichte Punctirung andeutete, nicht genauer gekannt war. Bereits einige Stunden später, nachdem ich Čumakovci den Rücken gekehrt, erlangte ich die Gewissheit, dass der „Insikra" zu den zahlreichen Mythen zählte, die ich von der bulgarischen Karte allmählig tilgte und noch weg zu streichen hatte. Wäre der Insikra dort vorhanden, wo ihn unsere Karten grossmüthig fliessen lassen, dann würde auch das Terrain zwischen Isker und Skit bessere Bedingungen zur Colonisation bieten und auch mehr bevölkert sein. So dünn aber auch die Orte gesäet, vermochte ich hier die wenigen bekannten mit 12 weiteren zu vermehren, unter welchen sich nur 4 neuangelegte befinden. Schon in unmittelbarer Nähe Čumakovci's, stiess ich, den Weg zwischen dem Isker und Skit gegen N. nehmend, auf die von unseren Karten verschwiegenen Bulgarenorte: Jenica, Strupen, Brenica, Vranjak und Ternak!

Im Schatten einer prächtigen Baumoase hielt ich bei 32° C. kurze Rast zu Kneža, dessen riesige Ausdehnung mich geradezu überraschte. Es zählt neben 370 Bulgarenhöfen, 80 Pomaken-, 70 Zigeuner- und 30 Tatarenhäuser, also nahezu 5000 Seelen. Alle diese Orte, welche neben Ackerbau bedeutende Viehzucht

treiben, verdanken ihre Existenzbedingung der sie in zwei Armen durchfliessenden Gostilica, welche bei Starovierci in den Isker fällt. Zwei Meilen westlicher entquillt eine andere Ader dem wasserlosen Boden und dort wurde im J. 1860 das Tatarendorf Bradarski Bunar gegründet. Reichlich $2^1/_2$ Meilen im Umkreise Kneža's gegen O. W. und N. befindet sich aber kein fliessendes Wasser weiter und in Folge dessen auch keine menschliche Ansiedlung. Der landschaftliche Charakter mahnt hier an die Dobruča. Die weidenden Heerden werden alle nach einem Quellbrunnen, „Ismail bunar" genannt, getrieben, der eine Oasis im wahrsten Sinne des Wortes bildet.

Nachdem wir unsere durstigen Pferde dort getränkt, erreichten wir in 1 St. den höchsten von mir mit 134 M. gemessenen Punkt der Hochebene. Bald darauf erschien im N. ein Einschnitt mit hübschem Eichenwald, welcher zur Donau hinabzieht und über Selanovce und Leskovci nach Rahova führt. Ich bog jedoch nach Kruševica gegen W. ab um den unteren Skitlauf kennen zu lernen, passirte seine $^1/_2$ St. entfernte, 120 Köpfe starke Tataren-Colonnie Tatar-Kruševica und erreichte das gleichnamige Bulgarendorf in der Abenddämmerung. Von allen Seiten ertönte der Kuhreigen. Die heimkehrenden riesigen Heerden wirbelten grosse Staubwolken empor. Der reiche Viehstand gab einen Begriff von des Ortes Wohlhabenheit, welcher aber, trotzdem er 147 Häuser und eine Bevölkerung von nahe 1500 Seelen zählte (1871), weder Kirche noch Schule besass! Ich verliess ihn, ohne irgend welche Anregung erhalten zu haben, am nächsten Frühmorgen.

Von Kruševica fliesst der kaum 20 Schritte breite Skit in beinahe gerader Linie und nicht mit der bedeutenden Curve unserer Karten streng N. zur Donau. An manchen Stellen besäumen ihn vereinzelte Gehölze, zum grösseren Theile aber zeigen dessen Uferhänge nackte Löss- und unterlagernde festere Mergelschichten. Der Weg über das zur Donau ziehende monotone Lössplateau wirkte im hohen Grade ermüdend. Es ist nur wenig unter Cultur gesetzt und ein Baum gehört hier zur Seltenheit. Ich beschleunigte unseren Marsch daher, so weit die Hitze es zuliess, nach den weithin sichtbaren drei Tumuli, von welchen es auf Steilwegen im Zikzak zur Stadt Rahova hinabgeht.

Die bulgarische Donau-Dampfschiffs-Station Orjahovo, gewöhnlich Rahova genannt, hat sich, so zu sagen, in einer tiefen, vom Regen viel zerklüfteten Süd-Nord streichenden Lössschlucht eingenistet. Die Häuser steigen vom Ufer hoch hinauf in alle Risse, hier und da tritt das Minaret einer Moschee zwischen deren dicht hintereinander aufsteigenden Reihen hervor und das aus den letzten Decennien datirende Christenviertel wird von einer unansehnlichen Kuppel überragt, welche seiner kleinen Kirche neuestens aufgesetzt wurde.

Gleich Nikopoli trägt auch Rahova den Stempel einer echt orientalischen,

von europäischem Wesen kaum gestreiften Stadt und man möchte kaum glauben, dass es bereits vierzig Jahre lang in Dampfverbindung mit dem Occident steht, so geringfügig erscheint dem Europäer der ersichtliche Fortschritt. Der Eingeborene fabelt allerdings von riesigen Veränderungen im Vergleiche zu früher, wie mochte es also erst damals hier ausgesehen haben? Wohl giebt es zu Rahova einige leidlich assortirte Läden mit grösstentheils Wiener Artikeln, in Bezug auf Comfort für den Reisenden und was Pflaster, Beleuchtung, Reinlichkeit u. s. w. betrifft, unterscheidet es sich aber wenig von einem besseren Dorfe. Und doch ist Rahova der Amtssitz eines Kreischefs und durch seine Lage am grossen Donaustrome sehr begünstigt.

Ich fand nicht Zeit diese ersten Eindrücke weiter zu verfolgen; denn kaum hatte Achmed Bei Effendi, der Krösus Rabova's, von meiner Ankunft gehört, als er mich durch seinen äusserst liebenswürdigen Doktor Robert dringend zur Uebersiedlung in dessen Konak (Haus) auffordern liess. Ich nahm dies gerne an und ohne Bedauern schied ich von dem wenig behaglichen Čaku-Han. Achmed Bei's Konak liegt nahezu isolirt am Ostende der Stadt, zwischen schattigem Grün an der Lehne der Donauterrasse und bot so recht den Typus eines reichen moslimschen Edelmannssitzes. Ich ritt mit meinen Leuten zunächst in einen grossen Vorhof, in dessen weitläufigen Stallungen meine Pferde sofort auf's beste versorgt wurden, dann ging es in einen kleineren, nett mit Kieseln gepflasterten Raum, dessen Südfronte das Gastgebäude bildete. Dieser Hof communicirte mit einem wohl gepflegten Garten. Zwischen Oleandergebüschen, Weinlauben und Wallnusskronen plätscherten hier lustig mehrere Springbrunnen, lauschige Bosquete spendeten erwünschten Schatten und aus einer hochgelegenen mit starken Mauern umschlossenen Parthie lugte das eigentliche Wohnhaus Achmed Bei's herein, in dem er mit seinem Harem residirte. Das Ganze machte den Eindruck grosser Behäbigkeit und mahnte an die Castelle ungarischer Land-Edelleute. An der Treppe des Mussafirliks (Gastgebäude) bat mich der Intendant des Bei's in dessen Namen das Haus für so lange Zeit als es mir gefiele mein eigenes zu nennen. Zugleich stellte er einige Diener zu meiner ausschliesslichen Disposition, welche, nachdem sie köstliches Orangen-Dultschas, Kaffee und Cigaretten in silbernen Tassen servirt, auf der nahen Veranda unausgesetzt meiner Befehle warteten. In der grossen Prachtstube fielen mir sofort die prächtig geschnitzte Decke und mehrere zierliche Wandschränke auf, welche als wahre Meisterstücke orientalischer Intarsia Zierden jedes Museums gebildet hätten. An den Wänden liefen aber jene mit bunten Piroter Teppichen belegten Sitzkissen hin, welche die türkischen Wohnräume so comfortabel machen.

Als ich meine Installirung vollzogen, kam Achmed Bei persönlich und bewillkommnete mich in blumenreichsten Phrasen. Der Reisende im Oriente weiss,

was er von solchen in der Regel zu halten, diesmal steckte aber etwas mehr hinter dem schönen Wortklang. Der junge Bei repräsentirte im besseren Sinne jenes moderne Türkenthum der „Reform", das mit zahllosen Schattenseiten in Constantinopel so häufig, in der Provinz aber zur Ausnahme zählt. Achmed Bei war ein etwa sechsundzwanzigjähriger junger Mann, von angenehmem bescheidenen Aeussern, mittlerer Grösse, blasser Gesichtsfarbe und wohlwollenden, aber geringe Energie verrathenden Zügen. Als Sprosse eines reichbegüterten Alttürken empfing er seine Erziehung ausschliesslich in den Räumen des Harems, dies liess in seinem ganzen Wesen etwas Weibisches zurück und äusserte sich namentlich in der übertriebensten Sorge um seine Gesundheit und grossen Vorliebe für die lateinische Küche. Sonst gerirte sich der Bei mit Selbstbewusstsein als Türke „à la franca", das heisst, er hatte das türkische Costume mit dem schwarztuchenen Reformrock, Fess und Lackstiefeln vertauscht, bekannte sich ostensibel als Freund europäischen Fortschritts und gleich sehr als Gegner alles Herkommens „à la turca". Da Achmed Bei beispielsweise keine türkischen Bücher fand, aus welchen er seinen Wissensdrang über fremde Länder und Völker, über Physik u. s. w. stillen konnte, versuchte er italienisch zu lernen und nahm desshalb einen italienischen Gärtner in sein Haus. Er profitirte jedoch nur wenige Worte und nicht viel besser ging es ihm später mit dem Französischen, somit mangelte ihm das unbedingt nothwendige Medium, beim besten Willen sich in den Strom „fränkischer" Bildung zu stürzen. Achmed Bei haftete, gleich vielen Moslims, an den Aeusserlichkeiten europäischen Wesens, er raisonnirte wegwerfend über türkische Zustände und Sitten, gestattete seinen Frauen manche Freiheiten, kehrte sich auch sonst wenig an die Koransverbote, tafelte, trank und toastirte mit uns im Beisein seiner Diener, liess sie die Gerichte à la franca in Handschuhen mit Messern und Gabeln serviren u. s. w. Ob es dem Bei gelungen wäre, bei voller Kenntniss eines europäischen Idioms tiefer in occidentales Wesen einzudringen? Ich glaube schwerlich anders, als die grössere Zahl der „Pariser Jungtürken" Constantinopels, welche, trotzdem sie das eleganteste Französisch sprechen, doch mit geringen Ausnahmen in der Wolle gefärbte Türken bleiben und selten sich dauernd mit europäischer Arbeits-, Ordnungs-, Spar- und Rechtsliebe befreunden können. Eine Musterung des Bureaus, in Ministerien, Gerichten, Zollämtern u. s. w. selbst durch den verranntesten Turkophilen während der üblichen Amts- oder richtiger Siesta-Stunden vorgenommen, würde meinen herben, aber wahren Ausspruch bestätigen.

Vor dieser am türkischen Staatsmarke zehrenden, europäisch lackirten Bureaukratie hatte mein liebenswürdiger Gastfreund Achmed Bei jedoch eine Tugend voraus — die Humanität gegen seine social tief unter ihm stehenden christlichen Mitbürger. Allerorts auf meinem Wege zur Stadt, wo der Bei Grundstücke,

Mühlen u. s. w., besass, hörte ich ihn rühmen. Nirgends liess er sich Härten zu Schulden kommen, bei Unglücksfällen oder in Missjahren verzichtete er auf den Pachtschilling, in vielen Orten, z. B. im nahen Bukovica munterte er nicht allein die Bulgarengemeinde zum Schul- und Kirchenbaue auf, sondern unterstützte sie selbst mit Geld und Rohmaterial. Handelten die moslim'schen Begs und Beamten in Bosnien und in der Hercegovina nur einigermassen im gleichen Geiste, wahrlich der blutige Aufstand hätte dort niemals solche Ausdehnung erreicht und den Nachbarstaaten solche Verlegenheiten bereitet.

Auch der Kaimakam von Rahova, so bestechend er sich den Europäern gegenüber zu geben versteht, zählt zu jenen türkischen Beamten, welche sich nicht mit dem Geiste des Hatti-Humajun's zu befreunden vermochten und gewiss auch die neuesten Reformfermane des Sultans „mit Achtung" unter ihr „Minder" (Sitzkissen) legen werden. Bereits 1864 hatte ich diesen Kreishauptmann zu Lom getroffen, sein Regiment genau kennen gelernt und desshalb wollten seine schönen Worte bei mir nicht verfangen. Nachdem ich einige Daten erbeten und empfangen, verabschiedete ich mich etwas kühl von dem würdigen Manne.

Rahova hat nur eine Sehenswürdigkeit, und diese ist alten Datums. Schon auf dem Kirchenplatz war ich auf antike Inschrift-Fragmente, Säulenreste u. s. w. gestossen, nun hörte ich auch von einem „Eski Kaleh" (altes Schloss), im Westen der Stadt, und Achmed Bei liess es sich nicht nehmen, mit seinem feurigen Viergespann mich dahin zu bringen. Obschon ich lieber das Reitpferd vorgezogen hätte, musste ich zustimmen. Wie rasend flogen die Rosse unter der sicheren Hand des Kutschers Abdullah über und durch alle Weghindernisse der niederträchtigen Fahrbahn, in kaum einer halben Stunde erblickten wir bereits auf einem hohen die Donau beherrschenden Punkte die dunkle Körpermasse eines stattlichen Thurmes. Auch die letzten gefährlichen Serpentinen waren glücklich zurückgelegt und nun standen wir auf dem Werke selbst, in dem ich nach eingehender Untersuchung ein ursprünglich römisches, von den Byzantinern und ihren Nachfolgern restaurirtes Castrum erkannte. Der Bei und Dr. Robert waren überrascht, dass ich das Alter des Castells mit ziemlicher Sicherheit auf 1700 Jahre bestimmte und ich musste ihnen die historische und technische Basis meines Urtheils detailliren.

Von Sculpturen und Inschriften war nichts zu sehen, der Boden erschien emsig durchwühlt, da hier viel nach Schätzen gegraben wird. Das Werk maass einst in seiner ganzen Längenachse 40 Schritte und in echt römischer Weise schmiegten sich seine Hauptmauern der länglich unregelmässigen Dreiecksform des Plateaus an. Die Mauerstärke des an der Ostseite in zwei Geschossen noch 11,38 M. aufstrebenden Thurmes beträgt durchgehends 1,58 M. Er springt 4,37 M. von der nur in den Rudimenten erhaltenen Hauptmauer vor und bildete aller

Wahrscheinlichkeit nach den „Lug in's Land" des Castrums. Von seiner Stelle blickt man weit aus nach Ost und West gegen Ostrovo und Koduslui und von hier aus vermochten die Römer jede Bewegung auf dem gegenüber gelegenen dacischen Ufer zu überwachen.

Wie in allen Donaustädten hatten auch zu Rahova die Türken das vorgefundene Römerwerk in eine sogenannte Citadelle umgewandelt. Sie beherrschte das linke Donauufer, vermochte jedoch — wie Moltke erzählt — im J. 1829 den russischen General Geismar nicht zu hindern, durch einen kühn unternommenen Angriff der Stadt sich zu bemächtigen, welche für die Proviantirung der türkischen Armee bei Rusčuk und Šumla eine grosse Bedeutung hatte. Am 28. Mai bei



Römercastell zu Rahova.

Tagesanbruch setzten 200 Freiwillige und 1 Bataillon des 34. Jäger-Regiments, auf 90 von Krajova jiulabwärts geschafften Booten von Ostroveni aus, unterstützt vom Feuer aus 22 Geschützen über den Strom und erstürmten unter Oberst Grabbe eine der beiden Höhenbatterien. Indess hatte auch das Regiment Tobolsk die Donau überschritten und die Wasserbatterie trotz der verzweifelt sich wehrenden Besatzung genommen. Noch mussten aber viele Häuser der Stadt einzeln erstürmt werden, bis der kommandirende Pascha die Citadelle übergab. Er selbst, 6 Fahnen, 5 Geschütze bildeten die Trophäen des schwer erkauften Sieges. Die Obersten Grabbe und Tolstoi, 11 Officiere und 175 Mann waren verwundet, 3 Officiere, 47 Mann getödtet, die Türken verloren an 1500 Mann. General Geismar vermochte Rahova nicht dauernd zu halten, da ihn die wiederholten Einbrüche der Vidiner Besatzung zur Concentrirung seiner Streitkräfte auf dem walachischen Ufer zwangen. Vor seinem Abzuge sprengte er jedoch alle Werke

und mit ihm verliess auch die christliche Bevölkerung die Stadt. Sie wurde im Gouvernement Kasan angesiedelt.

Gegenwärtig liegt am walachischen Ufer dicht am Jiul die grosse Getreide-Exportstation Piket und 1½ Meilen unterhalb die im Sommer 1875 eröffnete neue Station Korabia. Beide bilden mit den Ladung nehmenden oder löschenden Dampfern und Segel-Karlaschen den lebendigsten Contrast zur Stille der Lände von Rahova und doch sollte es vermöge seiner trefflichen Lage der natürliche Ausfuhrhafen für einen grossen Theil seines fruchtbaren, der unerfreulichen türkischen Agrar-Verhältnisse wegen, aber leider wenig kultivirten Hinterlandes sein. In letzterer Zeit ist allerdings etwas für die Hebung des Strassenwesens geschehen. Eine ziemlich gute, den Skit und Isker kreuzende Fahrstrasse verbindet gegenwärtig Rahova mit Vraca, eine andere über Leskovei, Staroselo und G. Netropol mit Pleven. Wenn trotz alledem die Handelsbedeutung Rahova's und anderer türkischer Donau-Emporien einen nur langsamen Aufschwung nimmt, so liegt die Ursache in den angedeuteten Factoren und solchen, welche zu beleuchten ich im III. Bande noch Gelegenheit finden werde.

Der Sonnenball senkte sich tiefer und der in diesen Donaugegenden empfindliche und gefährliche rapide Temperaturwechsel — das Thermometer fiel von Mittag 31 Grad auf 17 Grad im Schatten — zwang uns, dem prächtigen Bilde, das in den wechselnden Abendtinten an Stimmung gewann, bald Adieu zu sagen. Achmed Bei begab sich nach Sonnenuntergang in sein Haremlik, ich aber schwelgte, nach langen Kreuz- und Querzügen im Balkan, im lange entbehrten, sehnlichst erwarteten Inhalte eines vom österreichischen Dampfschiffsagenten mir übermittelten Briefpakets aus der Heimath. Die zarten Aufmerksamkeiten, mit welchen mich Achmed überhäufte, liessen mich das rasche Schwinden der kurzen Rast sehr bedauern. Allah segne den wackeren Bei, auch sein kleines schwächliches Söhnchen und die unsichtbar gebliebenen Schönen seines Harems, welche den Fremdling aus fernem Lande unermüdet mit ausgesuchtestem Backwerk, Dultschas, Eis, Obst u. s. w. erquickten und in ihrer gütigen Vorsorge sogar ein schützendes Mosquitozelt ihm sandten, ohne das er sonst schwerlich, trotz des prächtig golddurchwirkten Bettes die wohlthuende Ruhe gefunden hätte.

Am nächsten Morgen (31. Juli) sandte ich meine Leute mit den Pferden und dem Gepäcke nach Bukovica voraus, da mir Achmed Bei durchaus die Ehre erweisen wollte, mich in seinem Wagen dahin zu begleiten. In der letzten Stunde machte ich noch dem Protosincel Alimpi einen Besuch, um ihm meine Sympathie für die Strenge zu bezeugen, mit welcher er dem Mönchs-Bettelwesen zu steuern suchte, leider war er aber von Rahova abwesend.

Zu Bukovica sagte ich Achmed Bei und Dr. Robert nochmals den herzlichsten Dank für die zahlreichen Beweise ihrer Liebenswürdigkeit und eilte meiner

von Čingane Serai herabkommenden, durch einen kleinen Unfall etwas verspäteten Caravane entgegen. Wir übersetzten sofort den wenig tiefen Skit, hierauf die schmale, an der Mündung kaum 1/4 St. breite niedere Landzunge, welche ihn vom Ogost trennt und zuletzt diesen Fluss. Beim Romanendorfe Hrlec, dessen einzige Merkwürdigkeit eine tief in der Erde steckende, casemattenartige Kirche bildet, stiegen wir die jenseitige Terrasse hinan. Die sonst wenig interessante Hochebene ist hier am Ogost noch mehr als am Skit mit Tumuligruppen bedeckt. Auf dem Raume zwischen Rahova, Krušovica, Hrlec und Butan zählte ich weit über 20, darunter einer auf der erwähnten Landzungenspitze isolirt und von auffallender Grösse. Hier wie auch anderwärts sah ich mich leider ausser Stande, die gewiss reiche Resultate versprechende Durchforschung dieser Denkmäler aus prähistorischer Zeit vorzunehmen, denn die totale Unrichtigkeit unserer Karten zwang mich, meine bei Rahova unterbrochene topographische Arbeit sofort wieder mit allem Eifer aufzunehmen.

Ich hatte nämlich auf der unteren Donauterrasse zwischen Skit und Lom, also auf einem Gebiete von etwa 30 □ Meilen, wo Kiepert's Karte eine afrikanische Leere zeigt, nicht nur die Lage von 60 Orten in Karte zu bringen, sowie deren Nationalität zu constatiren, sondern auch die total irrige Zeichnung sämmtlicher Wasserläufe, Höhen u. s. w. zu corrigiren. Dies gab vollauf zu thun und war gut, da ich sonst auf diesem landschaftlich monotonen Gebiete die Qualen einer August-Reise bei durchschnittlich 26—30° C. im Schatten, ohne Schutz gegen das an Löss und Kalk haftende intensive Sonnenlicht und die fortwährende angenehme Begleitung riesiger Stechfliegen- und Mückenschwärme kaum ertragen hätte. Dass die Reise durch die hier zahlreich angesiedelten tscherkessischen Raubnester ging, gestaltete diesen langweiligsten Theil meiner bulgarischen Kreuz- und Querzüge wohl romantischer, aber nicht erquicklicher. Nur das vollste Pflichtgefühl und das Bewusstsein, eine nützliche Aufgabe zu erfüllen, vermag den Reisenden auf solchem Terrain zur Ausdauer anzuspornen, wo trotz allen Foltern, wie sie kaum afrikanische Reisen in höherem Maasse bieten, doch keine eigentlichen Lorbeern zu holen sind.

Des späten Aufbruches ungeachtet hatte ich an diesem Tage 5 Meilen gemacht und verzeichnete als Resultate: Die topo- und ethnographische Aufhellung vieler ungekannter Orte, die genauere Aufnahme des unteren Ogostlaufes, die Constatirung, dass er bei Dolni Gnoinica tertiäre Muschelkalke und bei Belibrod röthliche Sandsteinschichten durchbricht, sowie die überraschende Thatsache, dass auch die auf allen unseren bisherigen Karten am Ogost erscheinende Stadt „Wischedrina" zu den Fabeln derselben gehört. Mit diesem tröstenden Ueberblicke erreichte ich in der Abendkühle das am rechten Flussufer 73 M. hoch liegende Belibrod, in dessen elendem Han ich, soweit es Insekten aller Art zuliessen, Ruhe suchte und fand.

Am nächsten Morgen wieder W. gegen O. dem oberen Skit zustrebend, stiess ich auf dem 168 M. hohen Plateau auf seinen bisher ungekannten grössten Zufluss mit 6 gleichfalls bisher von unseren Karten verschwiegenen Orten. Letztere sehen sehr gut aus. Beispielsweise das $1^1/_2$ St. von Belibrod entfernte Rogosna (130 Bulgarengehöfte und 40 Zigeunerhäuser), wo grosse Schweineheerden bei einer Eichenwaldoase weideten; nicht minder verrieth auch Brzina (79 bulgarische und 40 tscherkessische H.) grosse Wohlhabenheit. Nördlich dieses Dorfes erscheinen im tiefen Bachbette horizontal geschichtete Kalke unter dem Löss. Ich übersetzte dieses in 90 M. und erreichte, strenge W.O. über die glühend erhitzte Ebene ziehend, in $1^1/_2$ St. das hart am Skit gelegene Altimir. Eine Stunde abwärts liegt auf dem rechten Flussufer an schönbewaldetem Hange Galica, wo mir einige Römersteine signalisirt wurden. Der Weitermarsch gegen S.O. gestattete mir zahlreiche kleine geographische Entdeckungen zu machen, deren Detailaufzählung jedoch den Leser ermüden dürfte. Sie werden sich am besten durch Vergleichung meiner Karte mit den ihr vorausgegangenen ergeben.

Nachmittags kreuzte ich bei Komarevo den im grossen Halbbogen fliessenden Skit auf einer guten 6 Schritte breiten, 13 Schritte langen Holzbrücke. Erst in später Dämmerung betraten wir die landschaftlich interessantere Wasserscheide zwischen dem Skit und Isker. Diesem letzteren fliesst auch über Subače (30 Bulg. 80 Pom.) die kleine, tief im Kalke eingeschnittene Wasserader Gabare's zu, an der ich in später Nacht beim Scheine eines grossen Feuers mein Bivouak aufschlug, ohne von den räuberischen Tscherkessen des nahen Dabnica belästigt zu werden.

Die 135 bulgarischen Gehöfte Gabare's sind grossentheils fest gebaut und einstöckige Häuser sah ich in Menge. Hier und in der ganzen mittleren und oberen Balkanregion pflegt man zur Dachbedeckung neben Stroh und Ziegeln vorzugsweise dünngeschichtete grosse Kalkplatten zu verwenden, welche in der Art unserer Schiefer eingedeckt werden. Gabare ist wohlhabend und treibt auch Seidenzucht. Letztere gewinnt an Aufschwung, je höher man gegen S. aufsteigt. Im Mittelalter, sicher aber unter den Römern stand nordöstlich von Gabare eine bedeutende Befestigung. Sie wurde, wie ich mich überzeugte, leider bis auf den Grund verwüstet. Viele Häuser und auch die Kirche wurden beinahe ausschliesslich aus römischem Material erbaut. Zwei Inschriftsteine am Kirchhofe sind unlesbar; Capitäle, Säulenstämme u. s. w. lassen aber auf die reichere Decoration einiger Bauten des antiken Castrums schliessen.

Füge ich das zu Gabare aufgefundene Römerwerk in den Kreis jener ein, welche ich auf der mittleren Donauterrasse Bulgariens bereits früher bei Čumakovci, Sadovec, Kajalik, an der Osma u. s. w. traf, so stellt sich bei einem Blicke auf deren Localitäten die Gewissheit fest, dass wir es hier nicht mit einer Reihe planlos angelegter Castelle, sondern mit einem wohlcombinirten zweiten Befesti-

gungsgürtel zu thun haben, welcher das Land auf einer von der Donau ziemlich gleich abstehenden Linie durchschnitt und dem höchst wahrscheinlich eine zweifache Aufgabe zufiel. Die erste bestand in der Unterstützung des grossen Donaulimes, falls er an irgend einem Punkte vom linken Ufer aus durchbrochen worden wäre, und die zweite in der Beschützung der grossen Längen-Verbindungsstrassen für Truppen- und Proviantbewegung, welche von Thracien und Macedonien nach Mösien zum Donaulimes liefen. Man könnte diese Castelle auch den Vertheidigungsgürtel der miocänen Kalkzone Donau-Bulgariens nennen, denn alle liegen in ziemlich gleichen Abständen auf jener Breitenlinie, welche das Zurücktreten der unter dem Löss lagernden eocänen Schichten sowie der sarmatischen Stufe vor der miocänen bezeichnet.

Der 218 M. hohe Anstieg über die dünnplattigen horizontalen Kalke von Gabare (190 M.) auf das südliche Plateau (408 M.) war für unsere Thiere sehr anstrengend. Als wir die Höhe jedoch bei dem reichen Bulgarendorfe Drašan erreicht hatten, belohnte uns ein genussreicher Blick auf die reichgegliederte bewaldete Terrasse, welcher die zahlreichen Quellen der Čumakovska entfliessen. Hier erreichte der troglodytenartig in der Erde steckende Häuserbau sein Ende. Die harten, überall zu Tage stehenden Schichten verbieten diese primitivste aller Bauweisen. Nun wir aus dem Löss heraus, erhielt die Landschaft auch Abwechslung und Farbe. Die Hochebene des reichen Kamenopol (130 Bulgaren-Gehöfte) und seiner isolirten Tscherkessenkolonie gewann überdies Leben durch ungemein viele Rindvieh- und Pferdeheerden von schönem Schlage. Gegen S. erschienen aber hoch hintereinander sich aufthürmende Parallelzüge, welche die bisherigen Karten kaum andeuteten, und ich empfand eine Ahnung von der schweren Arbeit, die bei Vraca und darüber hinaus meiner harrte.

Eine dreibogige Steinbrücke führte in's Dorf, das ich nach Besichtigung seiner hübschen Kirche mit einer Sv. Bogorodica über dem Eingange verliess, um in zweistündigem Ritte den vielgekrümmten Isker zwischen Radoven und Konino wieder zu gewinnen. Mit dem grünfluthigen Flusse ging es nun abwärts nach dem 150 Gehöfte starken Bulgarendorfe Konino. Auf seinem Kirchhofe sollen zwei Votivtafeln mit griechischen Hexa- und Pentametern zu sehen sein. Die erste wurde von Marcellus und (?) Eutychas „dem Aesculap, dem Paean, dem Telesphorus und der Hygieia" als „Dank gesetzt". Auf dem zweiten gleichfalls griechischen und vielfach verstümmelten Steine kommen die Namen Aurelius Zeises (thracischer Name) und Eteokles vor, sie wurde nach Herrn Prof. Kirchhoff's Lesung von „Zeises und Alend (?) den Eltern zur Erinnerung aufgestellt". Diesen Stein ziert unten ein mit Weinlaub und Trauben umrahmtes Relief. Es zeigt einen Mann, mit dem Stabe ein von Ochsen gezogenes zweiräderiges Gefährt antreibend, auf dem ein wahrscheinlich mit Wein gefülltes Fass ruht.

Ich hatte zu Konino geographisch und ethnographisch so unendlich viel zu arbeiten, dass mir leider keine Musse blieb, nach der Herkunft der Votivtafeln zu forschen. Vielleicht wurden sie aus einer der benachbarten Ruinenstätten hierher geschafft, möglicherweise befand sich aber im oder nahe beim Dorfe eine classische Stätte. Ich empfehle meinen Nachfolgern dies festzustellen, denn die Ortsbewohner wollten und der Subaši, die türkische Autorität des rein bulgarischen Dorfes, konnte mir darüber leider keine Auskunft geben, obschon er sich sonst über die topographischen Verhältnisse des mittleren Iskergebietes sehr unterrichtet erwies. Die empfangenen Daten genügten mir jedoch nicht für eine klare Auffassung seiner Bodenplastik und ich beschloss desshalb die gegen N. liegende Höhe „Kurman Mogila" zu besteigen.

So zog ich von Konino (141 M. Seehöhe) hart am Fusse der braun oxydirten schroffen Kalkmauern, in welchen das Plateau von Kamenopol zum Flusse abfällt, O.W. den Isker abwärts. Die 250 M. hohen Kalkmauern badeten sich stellenweise im grünen Wasserspiegel und zwangen uns, den Weg durch diesen zu nehmen. Wo aber das Vorland nur etwas breiter, mussten wir durch ein wahres Dschengel riesiger Maisstauden, zwischen welchen Ross und Reiter förmlich verschwanden. Ungemein lieblich war die sanfte Hügel-Landschaft, welche uns am rechten Ufer begleitete, und kurz vor dem 1 St. fernen Karlukovo traten wir in ein Defilé, das an pittoreskem Reize mit jenen zu Kajalik, Sadovce, Gabare und Gornji Luković wetteiferte. Wie diese dankt es ganz denselben geologischen Verhältnissen seine Entstehung und hier wie dort schützten einst römische Castelle und später byzantinisch-bulgarische Burgen die durchziehenden Heerstrassen. Ein plötzlich vorspringender, einst befestigter Felsen bewachte auch das Karlukovo-Defilé, wo es sich verengend gegen N. abbiegt, und zwei andere Castelle standen unfern desselben.

Heute ziehen bloss fromme Pilger durch den Pass zum Kloster und seine Mönche haben an die alten Castellruinen allerlei Historien aus der bulgarisch-türkischen Epoche geheftet, denn sie gehören zum Klostergebiet. Bald darauf standen wir Einlass heischend an seinem grossen Pfahlzaune.

Hilarion, der Klostervorstand, erwies sich als ein gastfreundlicher, leidlich gebildeter Mann, der gerne meinen Cicerone machte. Kirchlein und Klostergebäude gehören zu den ärmlicheren Bulgariens, trotzdem Traditionen und die Erfindung der Mönche manches für sein Ansehen gethan hatten. So wollte der Hegumenos wissen, dass in dem unscheinbaren Kirchlein des Caren Ioannes Asen II. Sohn getraut worden sei, was dessen Gründung in das XIII. Jahrhundert setzen würde! — Der Baustyl und das Technische sprechen aber für ein jüngeres Alter. Das Kirchlein dürfte wahrscheinlicher einer späteren Restauration angehören, es ist ja auch sonst kaum anzunehmen, dass gerade Karlukovo die

Türkenstürme unversehrt überdauert haben soll, da nach des Archimandriten Erzählung das Kloster mit seinen Schlössern dem grossen Murad lange erfolgreich widerstanden hatte, wesshalb der erbitterte Sieger die benachbarten festen Burgen zerstören liess.

Mitten in seinem historischen Excurse wurde Hilarion zu einem Mädchen dringend abberufen, welches seit einigen Tagen als Patient des Klosters gegen Anfälle des Teufels (djavolo) Hülfe suchte. Wir trafen das arme, wie der Leser errathen, an Epilepsie leidende Geschöpf, in seinem Schmerze sich windend. Ich flüchtete vor der grellen Scene, schon um nicht durch meine profane Anwesenheit die wunderthätige Kraft des geistlichen Exorcismus abzuschwächen.

Durch das Hinterthor des Klosters eilte ich zum Isker, um etwas nördlicher in sein Defilé vorzudringen. Dort schliessen dessen hohe, senkrechte Kalkmauern noch enger zusammen und die mystische Romantik ihrer zahlreichen Höhlen mag wohl schon frühe fromme Asketen angelockt haben. Aus einer nischenförmigen Vertiefung blickte eine Capelle herab, Bilder und Kreuze klebten überall an den Felsen, selbst dort, wo man im ersten Augenblicke vergebens nach den Wegen späht, welche hinan führen. Wie man mir versicherte, soll ein natürlicher Höhlengang der rechten Iskerwand stollenartig aufwärtssteigend auf das Hochplateau hinaus geleiten und in Kriegszeiten den bedrohten Mönchen oft zur Flucht gedient haben.

Spät Abends kreuzte ich den Isker (116 M.) und zog den an montenegrinische Strassen mahnenden Steilweg über zerklüftete Felsen hinan zum 140 M. hoch gelegenen Dorfe Karlukovo. Die scheidende Sonnenleuchte hüllte die Klosterschlucht in unbestimmbare Spectrumsfarben. Oben auf dem weitgedehnten Hochplateau schickten sich eben die Heerden unter lustiger Sviralamusik zur Heimkehr an, ein Bild beruhigenden Friedens am Ende eines in aufregender Arbeit verlebten Tages.

In Gesellschaft des Dorf-Subaschi und meines Zaptie ging es am nächsten Frühmorgen zur Kurman Mogila. Sie ist bis hoch hinauf mit Mais, Obst und Wein, gegen N. aber nur mit Mais und Eichen bewachsen. Wir wanden uns durch das letzte Baumdickicht und ich stand auf einem Aussichtspunkte, wie ich mir ihn nach S. namentlich nicht besser wünschen konnte. Das 330 M. tief unten liegende Iskerbett vermochte ich bis gegen Strupec abzuwinkeln und ebenso die über dem Flusse sich aufthürmenden Bergzüge, unter welchen ich jene von Teteven deutlich unterschied. Woher die 442 M. hohe Mogila ihren Beinamen „Kurman“ erhielt, weiss ich nicht zu sagen. Die Meinungen waren getheilt, doch vereinigte man sich schliesslich dahin, dass ein bulgarischer Ritter Kurman zur Carenzeit dort in einem Schlosse gehauset habe.

Der Weg zur Panega läuft von Karlukovo über dessen Plateau O. W. Rechts

und links wechselt Wald mit Culturen. Noch 2 St. ging es abwärts nach Gornji Luković, wo hart neben einer Moschee eine etwas schadhafte Holzbrückenbahn auf 3 Pfeilern den 110 M. hohen Panegaspiegel überspannt. Hier mündete mein Routier in die bereits öfters von mir gestreifte grosse Strasse Rusčuk-Sofia, die ich nunmehr mit einem kurzen Seitenausflug nach Zlatica ihrer ganzen Länge nach verfolgen wollte. Dass die Römer schon die gleiche Trace benutzt hatten, dafür sprechen antike Reste im Dorfe. In einem seiner 350 Pomakengehöfte sah ich eine leider verstümmelte Inschrift, die in der Nähe gefunden wurde. Die Strasse war einst auch stark befestigt gewesen. Abgesehen von den Castellen, welche ich bei dem 3 St. fernen Dahnik, bei Pleven und weiter am Osem erwähnte, stiess ich unmittelbar hinter G. Luković zwischen steil aufgerichteten Kalkfelsen (Ob. Kreide) auf eine römische Trümmerstätte und die Reste eines Castells blickten von kahler Höhe bei dem folgenden Bloznica herab in das Defilé der Panega, das sich stets mehr verengte.

Bei Teodoričen, etwa 1 St. hinter G. Luković traten wir aus der bereits S. 254 charakterisirten Kalkformation heraus in jene des dünngeschichteten, grauen feinkörnigen Sandsteins, welcher gegen W. zur hohen Radoica Pl. und östlich gegen Toros am Vid fortstreicht, jedoch 1 St. S. vor Jablanica von grauem sandigen Kalkstein überlagert wird und gegen Golema- und Malka-Bresnica in wahres Karstland übergeht. Auf seiner kurzen Excursion von Nikopoli nach Jablanica erreichte Bergrath Fötterlo letzteres auf anderem Wege über Toros. Das Terrain mahnte ihn bei Bresnica geradezu an Istrien. „Ausgedehnte kesselartige Vertiefungen, in deren Grunde sich rothe Erde, von den Abhängen heruntergeschwemmt, angesammelt hat, und in welchen eine, zum Theile üppige Vegetation und der einzige Anbau von Feldfrüchten, meist Kukurutz, sowie hin und wieder einige Wassertümpel zu finden sind, wechseln mit zerrissenen Steinflächen und felsigen Bergen ab, auf welchen kaum die Spuren einer Baumvegetation, sondern nur Gestrüppe und spärlicher Graswuchs sichtbar werden. Die Gesteine zeigen keine Schichtung, sondern ragen bunt durch einander nach allen Richtungen aus dem Boden hervor, durch ausgewaschene Löcher noch mehr zerrissen.

Es hat den Anschein, als wären hier mindestens zwei Glieder der Kreidekalke vertreten, denn noch in der Niederung von Golema-Brasnica findet man darin Reste von Caprotinen, während in Mahale-Jablanica, also in den tieferen Parthien neben Korallen auch kleine Gastropoden und undeutliche Radiolitenreste vorkommen, so dass dessen Einreihung in die Kreideformation zwischen den Cenoman-Karpathensandstein und den Neocomschiefer unzweifelhaft ist; denn erreicht man den kleinen Sattel zwischen Mahale-Jablanica und Jablanica, so ändert sich plötzlich das Gestein und mit diesem die ganze Physiognomie der Landschaft. Unter dem Caprotinen- und Radiolitenkalke treten schwarzgraue bis

schwarze Kalkschiefer auf, die theilweise in festere graue Kalkbänke übergehen und dem ganzen Abhang entlang austehen, der von Mahale-Jablanica nach Jablanica selbst führt. Sie fallen ziemlich flach mit etwa 15 bis 20 Grad nach Stunde 22—23, und enthalten Belemniten, so wie in grosser Anzahl Ammoniten und Crioceras der Rossfelder Schichten. Nirgends noch sah ich die Neocomschiefer in einer so ausgedehnten Entwickelung und mit einer so reichen Fauna von Cephalopoden wie hier; die grosse Anzahl von Abdrücken, die man allenthalben auf dem Gesteine sieht, zeigt, dass man hier in der kürzesten Zeit eine reiche Ausbeute von Petrefacten zu machen im Stande wäre. Diese Schiefer haben in südlicher Richtung noch eine grosse Verbreitung bis an die Ufer des kleinen Isker und wahrscheinlich bis nach Edrobol und Orhanje an der Strasse nach Sofia, denn erst dort steigt das Gebirge rasch an, und folgt nun das Hochgebirge des Balkan, während die Umgebung von Jablanica aus einem mehr sanften Berglande besteht und nur dort steilere Berge auftreten, wo die Schiefer von dem Radiolitenkalke bedeckt werden." Die letztere Annahme des verdienten Fachmannes erwies sich nicht in ihrer weitgezogenen Ausdehnung, denn die ganz nahe bei Jablanica aufragende Masse des Radoicagebirges constituirt sich nicht aus Kalk, sondern aus plattigem, graubraunem Sandstein in den höchsten Parthien.

In der wildromantischen Kalkscenerie, entlang dem geradlinigen Laufe der Panega erfreuen den Wanderer ausser schönen Baumoasen bei den spärlichen, aber wohlhabenden Orten auch einige isolirte pittoresk gelegene Mühlen, deren grösste dem reichen Abdulah Bei Lovčeli gehört. Das Geklapper der primitiven Räderwerke unterbricht dort lustig die Stille. Manchmal sehen sich aber die Müller von der capriciösen Panega in ihrer Arbeit gehindert, und als Consul Lejean im Hochsommer 1861 hier vorüberkam, traf er an den beinahe versiegten Quellen des Flüsschens einige Moslims, die ein Kurban (Lammopfer) schlachteten, um Allah zu reichlicherer Wasserspende für ihre trockenliegenden Mühlen zu bewegen.

An die Erzählung dieses Reiseerlebnisses knüpfte Lejean eine weitläufige Betrachtung, welche, diesen Fall verallgemeinernd, damit schloss, dass auch des Profeten Lehre vom alleinigen Gotte deren Bekenner im Laufe der Zeiten nicht von Wahn- und Aberglauben frei zu halten vermochte. Diese Aeusserung des ausgezeichneten Reisenden zeigt auf's Neue, wie unentbehrlich zuverlässige ethnographische Unterlagen sind, sobald man an die Beurtheilung irgend welcher Verhältnisse im illyrischen Dreiecke geht. Denn dort decken sich Glaube und Nationalität in den seltensten Fällen und ohne gewissenhafte Untersuchung des Details gelangt man zu ganz unbegründeten Schlüssen.

Wie ich bereits im „Globus" kurz erwähnte, waren auch die Moslims, welche Lejean beim Kurbanopfer an den Quellen der Panega traf, weder „Türken" noch

in der Wolle gefärbte Muhamedaner, sondern sogenannte „Pomaci", das heisst, slavische Bulgaren, deren Voreltern dem Drucke der Verhältnisse weichend, aus Nützlichkeitsgründen das Christenthum mit dem Islam vertauschten, im Wesen aber nur in wenigen Aeusserlichkeiten von ihren der orientalischen Kirche treu gebliebenen bulgarischen Stammesbrüdern sich unterscheiden. Diese moslimischen „Pomaci" — Helfer der Türken, von „pomoći" (helfen) genannt — behielten neben der türkischen nicht nur ihre autochthone Sprache, sondern blieben auch grossentheils den traditionell überkommenen Sitten und Bräuchen ihrer christlichen Ahnen treu.

Der Harem nicht nur armer, sondern auch reicher Pomaci zählt beispielsweise selten mehr als eine Frau, der Julianische Kalender ist Allen geläufiger, als jener des Profeten und in heikligen Fällen, in Krankheit, Viehseuche u. s. w. nehmen sie, ganz wie die bosnisch-hercegovinischen Moslims serbischen Stammes ihre Zuflucht weit lieber zum Heilschatze der christlichen Ortsfee, der Baba oder des Popen, als zu Hodscha und Koran.

Somit erklärt sich das von Lejean unrichtig commentirte von „Türken" den „Wassergöttern" an der Panega dargebrachte Kurbanopfer, als eine, sowohl bei den christlichen als moslim'schen Bulgaren, noch herrschende Uebung altslavischheidnischen Brauchs, welcher die Quellgötter durch Opfer von Thieren, Münzen u. s. w. günstig zu stimmen sucht. Mein verewigter Freund Lejean war leider der slavischen Sprache gänzlich unmächtig und durchzog auch das Panegagebiet zu flüchtig; sonst hätte sich sein Staunen über das vermeintliche Wasseropfer der „Türken" auf dem Wege ethnographischer Sondirung gelöst.

Dass der „Seecultus" bei den Südslaven sehr im Schwunge steht, hatte ich übrigens bereits in meinem „Serbien" (S. 152, 154, 272, 536, 537, 538, 543) erwähnt. Auch durch ganz Bulgarien fand ich ihn und namentlich in entlegenen Balkanschluchten stark verbreitet, wie er ja bekanntlich auch im europäischen Norden bei Schotten und anderen Völkern geübt wird. (Lubbock, die vorgeschichtliche Zeit, S. 212).

Die bulgarisch-moslimischen „Pomaci" unterscheiden sich vortheilhaft von den serbischen Moslims. Während diese Letzteren dem Wahne huldigen, dass ihre christlichen Stammesbrüder nur desshalb existiren, um auf deren Kosten in Bosnien und in der Hercegovina als Begs und Spahis einem behaglichen Wohlleben zu fröhnen, während die bosnisch-hercegovinische Rajah unter ihrem Fanatismus seufzt und wiederholt, wie auch gegenwärtig, zu blutigen Aufständen getrieben wird, ist den zum Muhamedanismus übergetretenen Bulgaren aller Religionshass fremd. Ueberall leben diese moslim'schen Pomaci mit ihren christlichen Stammesgenossen in bester Harmonie. Nirgends hörte ich in den Orten, welche sie gemeinsam bewohnen, eine Klage über gegenseitige Feindseligkeit und desshalb

durfte ich wohl im ersten Bande meines „Donau-Bulgarien und der Balkan" die, wie man sieht, wohlbegründete Meinung aussprechen, dass bei einem Umschwunge in der Türkei, welcher den numerisch stärkeren Christen wahrscheinlich das politische Regiment ausliefern dürfte, diese kryptomoslimischen Bulgaren voraussichtlich zur Religion ihrer Eltern, der sie noch immer geheim huldigen, wieder zurückkehren werden und zwar ganz so wie viele krypto-moslimische Albanesen dies unter misslicheren Verhältnissen versucht oder gethan.

Der Hauptsitz der bulgarischen „Pomaci" im nördlichen Balkangebiete — denn auch im südlichen gibt es solche, z. B. im thracischen Despoto-Dagh — liegt zwischen dem Isker-Fluss und dem Osem, in der Mitte zwischen dem reinbulgarischen Westen und dem mehr türkischen Osten der Donau-Terrasse. Sie bewohnen also das Gebiet, wo Lejean's ethnographische Karte jene grosse romanische Volksinsel zeigt, die ich, gestützt auf die detaillirte Bereisung des fraglichen Gebietes, als nicht existirend beseitigte. Nebenbei bemerkt, habe ich in ganz Donau-Bulgarien, von Vidin bis Silistria, zwei geographische Meilen über den Donaurand nach Süden, kein einziges walachisches Dorf getroffen; doch wird das Romanische häufig von den Donau-Bulgaren verstanden, da viele es während ihrer sommerlichen Wanderzüge auf's walachische Ufer zu lernen Gelegenheit finden.

Die nahezu 40 von moslimischen Bulgaren allein oder mit christlichen Bulgaren, Tscherkessen und Tataren gemeinsam bewohnten Orte, liegen von der mittleren Donau-Terrasse aufwärts bis zu den Vorbergen des Balkans dicht neben einander und tragen ausschliesslich reinslavische Namen. So heissen beispielsweise die zehn am Panegaflüsschen gelegenen Dörfer von seiner Mündung in den Isker N. gegen S. — Červenibreg, Rupce, Radomirce, Gornji Luković, Tederičen, Petreven, Deben, Bleznica, Oreše und Dobrevci — Namen, in welchen kein türkischer Anklang zu finden ist.

Nahe diesen letzteren südlichsten Pomakenorten führte uns eine von zwei Karaulen überwachte Strassencurve aus dem vielzerrissenen Karstterrain in die wirthlichere Region des Jablanicabaches und in den von Mithad Pascha neu geschaffenen Kasa Orhanieh, so genannt nach Orchan, dem Sohne jenes Osman's, welcher das türkische Reich stiftete. Zu Jablanica stiess ich wieder auf das der Centralregion des nördlichen Balkans eigenthümliche, bereits geschilderte Kolibisystem. (S. 89). Es reicht jedoch gegen W. nicht über den nahen kleinen Isker hinaus, jenseits desselben giebt es nur geschlossene Orte. Die Kolibi in dieser Gegend sind ziemlich bedeutend. Oft bilden bereits zwei z. B. Šumen und Palilula eine politische Gemeinde. Zum Hauptorte Jablanica gehören drei Kolibi: Gerani, Nanovica und Golema Gore. Zusammen zählen sie 160 reinbulgarische Gehöfte. Der Hauptweiler, in dessen trefflichem Han ich eine ziemlich ungestörte

Nacht verbrachte, besitzt eine hübsche Kirche, Schule und einige wohl versehene Kramläden, welche den Bedarf der nächsten Kolibi versorgen.

In Jablanica gedachte ich die Dragoica Planina zu besteigen, meinen Leuten und Pferden aber einen wohl verdienten Rasttag zu gönnen. Ich miethete daher für den Ausflug ein Pferd und liess mich nur von einigen Dorfinsassen begleiten. Der wegkundige Čorbaši Miko Joto übernahm die Führung und die Ersteigung erwies sich bei unbedeutender Mühe in hohem Grade lohnend. Vom Orte aus ging der Weg über das Vorplateau zunächst gegen N., später W. und zuletzt O. sanft in mässig steilen Serpentinen und geringen Curven $2^1/_2$ St. hinan zum breiten Rücken des Dragoica. Seine gipfelartigen Höcker culminiren in 948 M. Wir waren also von Jablanica (411 M.) nur 537 M. emporgestiegen und doch gewähren sehr wenige Berge Donau-Bulgariens bei relativ gleich geringer Höhe einen so ausgezeichneten Orientirungspunkt nach allen Richtungen. Ein weites Amphitheater umspannte ihn und das Gebiet zwischen dem Vid und kleinen Isker bis Teteven und Etropol lag reliefähnlich vor mir da.

So sanft die Dragoica Pl. von S. her ansteigt, in eben so starken Steilschroffen fällt sie gegen N. in das kesselartige Thal von Dobrevei ab. Tief unten schimmerte ein Wässerchen auf, die zweiarmige Jablanica, in der ich einen Bekannten vom vorigen Tage begrüsste, da ich sie bei ihrem westlichen Austritt aus dem Defilé und Einfluss in die Panega gekreuzt hatte.

Bereits aus letzterer Thatsache folgt, dass die Jablanica nicht ihren Weg über Berge nimmt, wie bei Kiepert, oder zum Isker, wie bei Sebeda. Auch das von ihr durchflossene Dobreveithal mit 3 Orten, würde man übrigens wie so viele andere auf beiden Karten vergebens suchen. Bei reinstem Firmamente legte ich die höchsten Punkte des Teteven-, Zlatica- und Etropol-Balkans fest. Ich peilte die Lizec-, Bogdan- und Črni Vr-Planina, die am südlichen Horizont erscheinenden Orte, vervollständigte diese Materialien durch ein Croquis des höchst interessanten, dabei viel coupirten Terrains, und kehrte nach einem in fröhlicher Laune genommenen Imbiss höchst befriedigt nach Jablanica zurück. Dort empfingen mich die vom Lehrer aufgebotenen Dorfkleinen mit einem hübschen Liede und in gemüthlichster Weise beschloss ich einen auf solchen Reisen äusserst selten so ganz gelungenen Tag.

Eines der topographisch vernachlässigtsten Gebiete Donau Bulgariens war bis zu meiner Bereisung (1871) der sogenannte „Malki“- (kleine) Isker, obwohl er bedeutender als die Panega ist, ein ausgedehnteres Quellenreservoir als der Vid besitzt und auf der Nordseite des Balkans den ansehnlichsten Zufluss des grossen Iskers bildet. Nachdem ich die niedere Wasserscheide westlich von Jablanica am folgenden Tage in 2 Stunden überstiegen hatte, begann ich die Aufnahme des vielgegliederten und daher etwas schwierig aufzufassenden Terrains bei den

isolirten „Miskovskiti Hauovi“, wo ich auf das erste zum „malki Isker“ fliessende Wässerchen stiess. $1/_2$ St. später ritten wir über die ihn überspannende Brücke der grossen Poststrasse. Der solide, 10 Schritte breite und 60 Schritte lange Oberbau ruht auf 4 Steinpfeilern, und unter ihm fliesst in feste Ufer eingezwängt das aus dem prächtigen Defilé von Brusen herabkommende Flüsschen gegen Vidrar, nachdem es kurz zuvor den Atemidbach aufgenommen.

Schon früher kamen wir an einer Karaula vorbei, am jenseitigen Isker-Ufer stand eine zweite zum Schutze der Strasse und hart am Brückenkopfe zeigte sich ein „Köschk“, in echt orientalischer Weise nach allen Seiten offen, den Reisenden zum Kef und Genusse des Panorama's einladend. Eine bunte Gruppe türkischer, rauchender Frauen mit lieblichen Kindern hielt den Kiosk besetzt, ein Karaul-Zaptie kredenzte Kaffee, die Schönheit der Landschaft schien sie aber wenig zu interessiren. Es wurde laut gestritten, gelacht und geplaudert. Dem Pavillon näher zu treten gestattete türkischer Brauch nicht. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung löste sich ein hockender kleiner Mann im modern schwarzen Nizamrock von der Gruppe und begrüsste mich als alten Bekannten. Es war der Kaimakam von Sevlijevo (Selvi), ein braver Osmanli, der sich der Zuneigung seines Kasa's erfreut hatte und nun nach kaum zweijährigem Dienste im liebgewonnenen Bulgarien nach dem rauhen Arnautluk versetzt wurde. Der Effendi klagte bitter über das „Kismet“, das ihn zwang, mit Harem und Kindern in heissester Jahreszeit eine höchst kostspielige Reise von sechs Tagen zu machen, zu welcher er überdies das Geld borgen musste. Hinter seinem Inschallah! zum Schlusse, verbarg sich nur schlecht der Groll gegen das corrupte Stambuler Regiment, welches durch den fortwährenden Beamtenwechsel Land und Beamte ruinirt. Das geborgte Reisegeld muss mit hohen Interessen zurückbezahlt werden, die Gehalte fliessen andererseits höchst unregelmässig, ein simpler Calcul erklärt also, aus welcher Tasche der Beamte bei solchen kostspieligen Uebersiedlungen sich schadlos zu halten gezwungen sieht!

An der Brücke (361 M.) bog früher die alte, nunmehr verlassene Strasse vom Mali Isker über Etropol nach Sofia gegen S. ab. Mithad's neue Poststrasse dahin über Orhanieh läuft aber O.W. am Osikovacbache weiter, das gleichnamige Dorf bleibt rechts, nur sein Han liegt in 408 M. Seehöhe an der Strasse. Im Osikovačker Bachbette steht dichter, weisser marmorartiger Kalk an. So bestätigt sich hier Fötterle's Vermuthung, dass auf die unteren Kreideschichten bei Jablanica gegen S. triassische Gesteine folgen dürften. Jenseits der Wasserscheide, im Defilé, durch welches die Strasse nach Pravec N.W. läuft, traten aber krystallinisch-trachitische Gesteine auf, welche wohl stellenweise rothe Conglomerate und dichter Kalkstein überlagern, die sich aber später als die constituirende Gesteinsart bis hinauf in die höchste Region des Etropol-Balkans erwiesen. Schon hier fiel also

die Hypothese, welche noch 1870 die Balkankette westlich von Zlatica der Sedimentärzone zutheilen wollte. Auf die triassischen Kalke folgten im tief eingeschnittenen Praveckathal porphyrartiges Hornblende-Feldspathgestein, granitische Gebilde, grau-schwarze, glimmerige Thonschiefer und Gesteine der zweifelhaften paläozoischen Zone des Balkans.

Aus dem Pravecka-Defilé tritt man in ein von ihr durchquertes parallel mit dem Balkan O.W. streichendes fruchtbares Längenthal, an dessen Südseite das gleichnamige grosse Bulgarendorf Pravec mit Kirche und Schule liegt. Die Strasse bleibt ¼ St. vom Orte. Es war Mittag geworden, die Sonne brannte fürchterlich und ich beschloss, in einem der vielen dicht am Wege sich reihenden „Čepilovi Hanovi" Siesta zu halten. Sie währte kürzer, als meine Leute es gerne gesehen hätten. Gegen 2 Uhr schlug ich in östlicher Richtung den Weg nach Etropol ein. Auf der Sohle des Pravecthales (435 M.) und am Hange der es N.W. begrenzenden Ostroma Planina erschien wieder jenes charakteristische rothe Conglomerat, das sich am ganzen Nord- und Südhange des Balkans, parallel mit seinem Hauptkamm, in O.W. streichender Linie verfolgen lässt.

Anfänglich marschirten wir zwischen dichtem Strauchwerke hin, je höher wir uns jedoch erhoben, desto häufiger traten hübsche Eichen-, Birken- und Buchenstände auf, auf deren eingestreuten Wiesen die reichen Heerden von Pravec grasten. Sonst war keine Staffage zu erblicken. Nur auf der 720 M. hohen „Divičiska Livada", deren steil zum Isker abgeböschtes Hochplateau sich aus einem körnigen Diorit- oder Diabas-Gestein constituirt, stiess ich auf Hirten und einen Zigeuner, welcher sein mit zwei Säcken schwerbeladenes Pferdchen etwas verpusten liess. Während ich das plötzlich in Sicht getretene Quellgebiet des Mali Isker's croquirte, unterhielt mich der braune Abkömmling über seine Geschäfte. Er kam von Etropol, wo sein Vater die in der Türkei ausschliesslich gebräuchlichen Teller-Hufeisen en gros erzeugt. Neu aufgeschlagen sind sie namentlich auf steinigen Wegen sehr zweckmässig. Das schlechte Samokover Eisen, aus dem sie gefertigt werden, nützt sich jedoch ungemein rasch ab und die Dauer eines solchen Pferdebeschlags steht trotz seiner Billigkeit in keinem Verhältnisse zu seinem Preise. Ein Hufeisen kostet en détail sammt dem Aufnageln 5 Piaster = 1 Mark. Während der Zeit der „Gründungen" dachte ein bekannter, ehemals griechischer Oberst daran, in Oesterreich eine Hufeisenfabrik für den speciellen Export nach dem Orient zu etabliren. Das Project kam leider, obwohl reeller als viele andere, nicht zur Ausführung. Jedenfalls könnten unsere steirischen Gewerke, welchen der Sensen- und Nagel-Export bereits durch Belgien, Rheinland u. s. w. geschmälert wurde, einen Versuch mit diesem neuen Artikel wagen. Die Vorrichtungen dürften wohl nicht allzu kostspielig sein.

Beim Abschiede theilte mir der braune Hufeisen-Händler sein Itinerar nach

Vraca quer durch das Iskergebiet mit. Den Stadtnamen Orhanieh ausgenommen, fehlten alle genannten Orte, welche er passiren wollte, auf Kiepert's Karte (1871), die ich im Probedruck mit mir führte. Dies wunderte mich nicht, denn ich wusste es ja bereits, dass die Karte West-Bulgariens vollkommen neu zu schaffen war. Von der Divičiska-Höhe eröffnete sich ein sehr instructiver Einblick in das Lupenska-Thalgebiet zwischen dem Určovat- und Prosekatgebirge, als Vorregion des Zlatica-Balkans, dessen langgestreckte Kammlinie nur an einem Punkte sich zur schwachen Gipfelbildung aufrafft. Abwärts ging es auf vielgewundenem, stellenweise abschüssigem Wege durch dichten Wald über dioritisches, granitisches und rothes Conglomerat Gestein, und als wir das breite Iskerthal endlich betraten, folgte dichter grauwackenartiger Kalk an dem streng N. S. streichenden Abfalle des Pravecstockes.

Wir überschritten auf ziemlich guter Brücke den Fluss und betraten unmittelbar darauf das Weichbild Etropol's, das sich auf der breiten Sohle des von ziemlich hohen Bergen eingeschlossenen Thales höchst malerisch ausbreitet. Der geographischen Lage der Stadt entspricht ihre administrativ-politische Stellung. Sie bildet eine Art isolirter Republik und geniesst ein beinahe noch uneingeschränkteres Selfgovernment als die östlicheren Balkanstädte. Von letzteren unterscheidet sich Etropol nur durch das vorhandene moslim'sche Element, welches sich aber hier schon aus dem Grunde mit dem bulgarischen gut verträgt, weil es in der nächsten nördlichen Umgebung vollkommen isolirt dasteht. Mithad Pascha hat sehr viel an dem einst blühenden Städtchen gesündigt. Früher bildete es den politischen Mittelpunkt einer ziemlich grossen Nahie, auch ging die Haupt-Communicationslinie von der Donau nach Thracien über Etropol und seinen Balkan. Mithad hat ihm beides genommen. Er gründete wenige Meilen westlicher das Städtchen Orhanieh, erhob es zum Sitze der Behörden des Kaza, zog die neue Hauptstrasse von Rusčuk nach Sofia über dasselbe und lenkte so den ehemals namhaften Verkehr von Etropol künstlich ab.

Nun stehen die Hane des Städtchens leer und Gras wächst in seinen Strassen. In dem von Mithad erbauten, für das wirkliche Bedürfniss viel zu grossen neuen Konak langweilt sich ein Mudir mit einigen Schreibern und Zaptie's, denn die ruhigen, fleissigen Stadtbewohner geben ihnen wenig oder nichts zu thun und die nächsten Dörfer am Mali Isker, welche naturgemäss von Etropol aus administrirt werden sollten, gehören zu Orhanieh. Das Medjlis Etropol's beklagte sich bitter über diese Anomalie und bat mich, den Pascha von Sofia darüber aufzuklären, wie der Weg über den Etropol-Balkan die kürzeste Route nach Rusčuk bilde und dass der Umbau der Strasse also gleich sehr im Interesse des Vilajets als der Stadt gelegen sei. Sie erwarteten von meiner Intervention weit mehr als von ihrem eigenen Einflusse; denn sie selbst hätten wiederholt vereint mit ihrem

Bezirkshauptmann wiederholt, stets aber vergeblich, beim Vali von Rusčuk desshalb petitionirt. Jawasch, jawasch, Inschallah! (Langsam, ruhig, so Gott will!) gab man ihnen zur Antwort. Die Frage wird wohl erst durch europäische Ingenieure entschieden werden, wenn es sich um die Schienen-Verbindung Sofia's mit der Donau auf practikabelstem Wege handeln wird und die verschiedensten Tracen zu diesem Zwecke studirt werden müssen.

Als richtige Balkandži legten aber die Etropoljer die Hände nicht in den Schooss. Neben dem Feldbau ergriffen sie mit vermehrtem Eifer den Handel mit Naturprodukten, besonders mit Häuten, Corduanleder u. s. w., und zur Vermehrung der Stadt-Einkünfte suchten sie das am östlichen Thalhange mit einem Aufwande von 50,000 Piastern im J. 1861 erbaute nahe Kloster Sv. Troica zu einem beliebten Heilsorte für die Umgegend zu gestalten. Einzelne der 450—500 bulgarischen Häuser Etropol's sind recht hübsch, das schönste Gebäude bildet jedoch die neue Schule, ein einstöckiger Bau für Knaben und Mädchen, welcher aus dem Vermächtnisse eines in der Walachei reich gewordenen und gestorbenen Etropoljers errichtet wurde. Es ist nicht das einzige Denkmal patriotischer Anhänglichkeit dieses fernelebenden bulgarischen Kaufmannes an seine Heimath. Auf meinen Reisen vermochte ich überhaupt wiederholt und oft aus rührenden Zügen zu constatiren, dass der auswandernde Bulgare, wie der Grieche, seine Nationalität in der Fremde nie aufgiebt und sein Heimathsgefühl namentlich durch Widmungen in verschiedenster Form für die Bildung seines Volkes zu bethätigen sucht. Auch zur neuen Kirche Sv. Arandjel haben mehrere Etropoljer aus weiter Ferne ihr Scherflein beigetragen, der Bau bietet jedoch so wenig wie die ältere Kirche Sv. Gjorgje etwas Bemerkenswerthes.

Die 650—700 türkischen Häuser des Städtchens werden von einigen Minareten und einem quadratisch-ungeschlachten Uhrthurme überragt. Die Zierde des moslim'schen Mahale's bildet aber der erwähnte überflüssig ausgedehnte Mudir-Konak von occidental-orientalischem Gepräge. Hart an seiner Fronte vorüber zieht die alte Strasse des Etropolthales (551 M.) mit einem Zweige gegen S. W. aufwärts an der Suha rjeka über den Etropol-Balkan und Strigl nach Sofia und mit einem zweiten südöstlichen Arme am Malki Isker aufwärts über die Zlatiška Planina zur gleichnamigen, während des bulgarischen Aufstandes im Jahre 1876 vielgenannten Kreisstadt.

Am 6. August an einem prächtigen Sonntagsmorgen, welcher Stadt und Thal von Etropol mit warmen Tinten übergoss, schlug ich, begleitet von dem auch des Französischen mächtigen bulgarischen Lehrer Todor Pejo und von einem Zaptie, den Weg nach Zlatica ein. Gleich in der Ebene kreuzten wir den Dragošinbach dicht bei seiner Mündung in den Isker und stiegen dann fortwährend auf dessen linkem Ufer aufwärts, zuerst über vielcoupirte niedere Vorhöhen, dann aber, wo

sich die gut bewaldeten Berge enger zusammenschliessen, auf treppenartigem Steilwege. Je höher wir aufwärts klommen, desto pittoresker wurde die Landschaft. Aus den östlichen Querschluchten stürzten schäumende Wildbäche, im tollen Laufe Cascaden bildend, über und zwischen mächtigen Granitfelsen hinab zum Isker, der oft, unter dichter Busch- und Pflanzendecke versteckt, nur durch sein Tosen sich verrieth. Die Flora erreicht hier, begünstigt durch die aus mehreren Querrissen reich zuströmenden Wasseradern, eine Ueppigkeit, wie ich sie selten im Balkan sah. Den grössten Theil des steil ansteigenden Weges machten wir zu Fuss, dafür entschädigten wir uns mit äusserst wohlschmeckenden, die Büsche stellenweise roth färbenden Himbeeren. Wir waren an 500 Meter aufwärts gestiegen, als uns Felsbarricaden zwangen den Isker einmal und kurz vor dem Kacamarsko Blockhause wieder zu kreuzen. Diese Karaula liegt nach meiner Messung bereits in 1178 Meter Seehöhe.

Schwelgend im reinsten Naturgenusse und belebt von dem eigenthümlichen Gefühle den Balkan neuerdings auf einem Passe zu übersteigen, den kein wissenschaftlicher Forscher vor mir betreten hatte, erklomm ich die letzte Steilparthie, welche mich noch von dem 1476 Meter hohen Sattel des Ueberganges trennte. Der Ausblick von der Passhöhe nach dem thracischen Süden war ein höchst überraschender, weil gänzlich verschiedener von den Bildern, welche dem Reisenden auf den östlicheren Teteven-, Kalofer- und Šibkapässen entgegentreten. Die letzteren führen uns im plötzlichsten unvermittelten Contraste aus der rauhen Bergwildniss des nördlichen Balkans in seine mit allen Reizen üppigster Vegetation geschmückten südlichen Längenthäler. Auf dem Zlatica-Passe sahen wir aber gegen S. in eine rauhe enge Querspalte hinab, deren pittoreske Felsen in groteskesten Formen zu uns heraufstarrten und den Ausblick gegen die Stadt Zlatica und das Topovicathal vollkommen absperrten. Nie hatte ich eine Phyllitzone von gleicher Ausdehnung gesehen. In abenteuerlicher Zerklüftung führt hier der südliche O. W. streichende Steilhang des Balkans der Topolovica zahlreiche kleine Wasseradern zu.

Unser Abstieg vom Kamme gestaltete sich ungemein schwierig. Jeder suchte so gut er konnte selbst den Pfad durch das Gewirre steil aufgerichteter Blöcke und dichter Gestrüppe. Tief unten an einer halbverfallenen Holzbrücke über die Klisekiovska fanden wir uns zusammen. Dort rastete auch in malerischer Staffage eine grosse Karavane mit Wolle, Häuten und Tabak belasteter Thiere, welche den Weg von Zlatica nach entgegengesetzter Richtung nahm. Kurz vor dem reintürkischen Dorfe Klise Köi traten auf kurze Strecken Quarzbänke und auch Rothliegendes auf, doch bald folgte wieder reiner typischer Phyllit. Wir näherten uns dem Zlatica N. S. durchfliessenden Kuru dere, welcher östlich vom Balkan herabkommt und vor seiner Mündung in die Topolovica den Bach von Pirdop

aufnimmt. Dieses türkisch-bulgarische Dorf liegt hinter einem Hochplateau am Ausgange einer östlicheren Balkanschlucht, und ähnlich folgen westlich der Stadt nach Klise Köi: Čelopeč, Mirkovo und Bunovo sämmtlich vor kleinen Einschnitten hart am Balkanrande, durch niedere Querrücken von einander getrennt. Ihre der Topolovica zufliessenden Wasser schwellen diese bereits nach kurzem Laufe zu einem der mächtigsten Quellarme der Marica an.

Nach einstündigem Marsche gelangten wir endlich aus dem Defilé heraus in das Längenthal des Kozludere (bulg. Topolovica) und $\frac{1}{2}$ St. später waren wir in seinem Hauptstädtchen Islndi (bulg. Zlatica). Zlatica in 720 M. Seehöhe ist von Misivri bis Niš die am höchsten gelegene Stadt am gesammten Südhange der Balkankette und an wenigen Punkten wächst die letztere so enge mit dem ihr südlich vorlagernden niedrigen Parallelzuge als hier zusammen. Dem entspricht auch der landschaftliche Eindruck des Thales von Zlatica. Hier fehlen die prächtigen Weizenfelder, Weingärten, Rosenculturen und Nussbäume mit wunderbaren Kronen, welche in den benachbarten östlicheren Becken von Karlovo und Kazanlik das Auge entzücken. An ihre Stelle treten Maisfelder und Obstbäume, die im heissen Augustmonat noch weit in der Reife zurückgeblieben waren. Um 1 Uhr Mittags zeigte mein Thermometer nur 25° C. Allerdings hatte sich das Firmament plötzlich stark umwölkt und ein herauziehendes Gewitter grollte bereits südlich in der nahen Sredna Gora.

Im Gebiete der oberen Topolovica und auch zu Zlatica ist die Bevölkerung vorherrschend türkisch; denn zur Zeit der osmanischen Eroberung wanderte der grösste Theil der bulgarischen Bojaren mit ihrem Lehensvolke von hier aus und begründete in der Sredna Gora das Städtchen Koprivštica. Jedenfalls zählt Zlatica zu den ältesten bulgarischen Ansiedlungen am Balkan. Ihr türkischer Name Isladi ist nur eine Verstümmelung des slavischen. Zlato bedeutet Gold und es wird behauptet, dass unter den bulgarischen Caren hier Gold gewonnen wurde. Jedenfalls ist die goldene Zeit für Zlatica vorüber; trotz seiner 6—700 türkischen und 2—300 bulgarischen Häuser, ungeachtet hier ein Mudir residirt und 4 Minarete es überragen, ist dessen äussere Erscheinung höchst armselig und das Innere verödet. Ein Fremder verirrt sich selten hierher und meine Ankunft erregte desshalb nicht geringe Bewegung in der Population. Unter dem Drucke der Majorität lebend erschienen mir die Christen hier weniger aufgeweckt und ich war erstaunt, dass der Aufstand im J. 1876 hier so rasch ergiebigen Boden fand. Die Türken sind wenn möglich aber noch stagnirender, ohne jeglichen Impuls zum Fortschritt. Der Hodža der Bujuk Džami, ein asiatischer Türke, war jedoch ein etwas aufgeklärterer Mann, und mit seiner Erlaubniss bestieg ich das Minaret, einen prächtigen Orientirungspunkt über das Thal.

Bereits während ich vom hohen Minaretkranze Zlatica und seine Umgebung

croquirte, kamen schwere Tropfen und kurz darauf fiel der Regen in Strömen. Der mich begleitende Lehrer, welcher von seiner Frau nur ungern die Einwilligung zum Ausfluge über den hohen Balkan erhalten hatte, wollte dieselbe durch ein Fortbleiben über Nacht nicht in Unruhe setzen, ich gedachte andrerseits mein Routier einzuhalten und am nächsten Morgen von Etropol meine Reise nach Orhanie fortzusetzen; so machten wir uns auf den Rückweg, in der Hoffnung, das Wetter werde bald vorüberziehen. Wir täuschten uns aber gründlich. Jenseits des Balkans schüttete das Gewitter erst mit aller Macht seine Fluthen über uns aus und verwandelte sich in einen dichten anhaltenden Regen. Einen Augenblick dachten wir daran in dem engen Kacamarsko Karaul zu übernachten. Es war 6 Uhr Abends. Wir überlegten aber, dass im Grunde nichts mehr an uns zu schonen sei, dass wir bis auf die Haut nass, zu Etropol doch mindestens trockene Wäsche und ein wärmendes Nachtessen finden würden. So brachen wir trotz der einbrechenden Dunkelheit auf, dem „Glücke der Helden" vertrauend.

Ich weiss nicht wie wir über Klippen und durch die Giessbäche von unten und oben, die uns schon am hellen Tage so viel Mühsal bereiteten, hinweg gekommen. Wir mussten jedoch zu Etropol glücklich angelangt sein, da der Spätabend uns nach dem sechsstündigen Kaltbade heil in meinem Hane am lustig brennenden Feuer mit dem zu Besuch gekommenen, um uns bereits in Sorge gewesenen Mudir plaudernd fand. Das Abenteuer hatte auch weiter keine schlimmen Folgen. Nur am nächsten Morgen constatirte mein Dragoman in unserem Thee- und Rumvorrathe eine bedeutende Bresche!

XII.

UEBER DEN ETROPOL-BALKAN UND SOFIA ZUM ISKER-DURCHBRUCH.

(VII. Balkan-Passage).

Am Wege nach Orhanie. — Malki Iskerlauf. — Richtung der cis- und transbalkanischen Gewässer. — Das neue Kreisstädtchen. — Seine Ebene. — Vraceš. — Aufstieg zum Etropolpass. — Haidukentreiben. — Geologisches. — Das Sofijsko polje und seine Bewohner. — Interessanter Tumulus. — Die Jelešnica und Hunyád's Heer 1443. — Ein Han für 1000 Pferde. — Schweigger (1577) über Tumuli. — Eintritt in Sofia. — Dessen Geschichte. — Kaiser Maximinus. — Unter Kaiser Aurelian. — Der Beiname „Ulpia". — Constantius und Veteranio. — Galerius. — Grosses Concilium. — Attila. — Car Samuel und Basilius. — Petschenegen. — König Bela III. — Car Asen. — Joannes Šišman. — Durch Balabanbeg 1382 erobert. — Sitz des Beglerbeg von Rumili. — Johannes von Hunyád's Winterfeldzug. — Ungarischer Friedensbruch. — In den österreich-türkischen Kriegen. — Sultan Achmed III. — Schanze Badajova 1737. — Krdschaliensturm. — Mustafa Pascha von Skodra. — Das heutige Sofia. — Seine Lage. — Erdbeben. — Eisenbahn und Strassen. — Stadtthore. — Gewaltsame Verschönerung. — Alter und neuer Konak. — Moscheen. — Ehemalige Sofienkirche. — Sage. — Konsthistorisches. — Bazarstrasse. — Schöne Stickereien. — Magazine. — Bäder. — Judencolonie. — Besestens und Karavan-Serai. — Handelsverkehr. — Häute- und Getreide-Export. — Raki. — Ausländer. — Post. — Hane. — Kathedrale. — Schulen. — Jungbulgarische Tendenzen. — Während des bosnisch-hercegovinischen Aufstandes 1875. — Befestigungen. — Römische Stadtmauern. — Ausflüge. — Der Vitoš. — Kloster Dragalevci. — Bojana. — Bali Effendi. — Seine Fabriken. — Korila. — Iskerdurchbruch. — Stadt-Panorama. — Umrahmung der Sofier Ebene. — Sofia's Zukunft.

Am nächsten Tage (7. August) nahm ich mein Routier nach Sofia bei Pravec an der grossen, nach Orhanieh führenden Strasse wieder auf. Vereinzelte Tumuli auf den nördlichen Höhen bewiesen, dass prähistorische Völker diesen Weg gekannt und benutzt hatten. Bei einem Blockhause, ³/₄ St. hinter Pravec, überschritt ich die zweite niedere Wasserscheide, welche das Thal des Mali Isker's und Etropol's vom Orhanieh-Becken trennt. Bald darauf kreuzte ich eine kleine und beim Bulgarendorfe Laženi (Altentaš) eine grössere Ader der Orhanieh durchfliessenden Črvena rjeka, welche in den Bebreš fällt. Dieses bisher ganz ungekannte Flüsschen kommt vom Balkan herab, besitzt 6 Meilen Lauflänge S.

gegen N. und vereinigt sich bei Svode mit dem Mali Isker, dessen bedeutendsten Nebenarm es bildet.

Noch auf Kiepert's Karte vom J. 1871 zieht der Mali Isker durch Orhanieh nach Etropol (!) in einem mit dem Hauptzuge des Balkans W. O. parallel streichenden Längenthale. Dies ist total falsch; denn wäre dem so, dann müsste der kleine Isker über die Berge fliessen, welche die drei Thäler von Orhanieh, Pravec und Etropol trennen. Dieser irrige Iskerlauf widerspricht aber auch einem Hauptgesetze, das sich nunmehr auf meiner Karte deutlich constatiren lässt. Im Gegensatze zur Südseite fliessen nämlich, mit Ausnahme des Kamčik, alle der Nordseite des Balkans entströmenden Quellarme der Jantra, der Osma, des Vid, Isker und Ogost in ihrem Oberlaufe beinahe rechtwinkelig zur Kette in der Hauptrichtung S.N. und trotz mancher Abweichungen in deren mittlerem Laufe gewinnen sie beinahe ausnahmslos diese Richtung, kurz vor ihrer Mündung in die Donau wieder.

Orhanieh, Mithad's künstliche Schöpfung und Hauptort des 25 Orte zählenden Kasa auf Kosten Etropol's, ist eigentlich nur ein grosses Dorf mit 370 bulgarischen, 85 türkischen, 25 tscherkessischen und 20 Zigeuner-Häusern. Seinen architektonischen Glanzpunkt bildet der Regierungsplatz, auf dem der Konak des Kaimakams, der Uhrthurm und die grosse Dschamie errichtet wurden. Alle diese Bauten im „Zinzarenstil" erschienen, weil neu, ziemlich nett; doch wie mir dünkt, lässt ihre Solidität viel zu wünschen übrig und wahrscheinlich ist auch hier ein grosser Theil der bestimmten Bausumme in die Tasche verschiedener Effendi's gefallen. Die neuen Strassen sind regelmässig gezogen, die Häuser jedoch ärmlich; der einstöckige Han, in dem ich Quartier nahm, zählte zu den besten. Auch Läden, Café's u. s. w. liessen viel zu wünschen übrig. Weil an der Strasse gelegen, dürfte Orhanieh jedoch rasch aufblühen und namentlich, wenn alle die schönen Projecte zur Ausführung gelangten, von welchen der Kaimakam Effendi bei seinem Besuche mit Emphase sprach!

Mein Handži machte sich mir in hohem Grade nützlich. Er kannte die Umgebung so genau wie den Wasserzusatz seines schlechten Weines und gab mir eine Menge topographischer Winke, die sich bei meinem Besuche des Isker-Defilé's als vollkommen richtig erwiesen. Nur in einem Punkte hatte er geirrt. Nach seiner Aussage sollten sich nämlich im nahen Vraćeš alterthümliche Werke befinden. Ich bog desshalb am nächsten Morgen von der Strasse dahin ab, kreuzte den Bebreš, verlies Vraćeš jedoch wieder, ohne etwas anderes als einige Erdwälle, vielleicht von einer alttürkischen Schanze herrührend, und eine schlechte Kirche gesehen zu haben. Von der Höhe oberhalb des schönen Bulgarendorfes, das im prächtigsten Grün beinahe verschwand, gewann ich jedoch einen lehrreichen Blick auf das Becken von Orhanieh (378 M. Seehöhe). Es bildet ein

beinahe gleichseitiges Dreieck, dessen Winkel von den Dörfern Vraćeš, Skrivena und Laženi markirt werden. In der Mitte der südlichen Dreieckslinie liegt Orhanich. Die Berge, welche das Dreieck umsäumen, sind mit buschigem Laubwald bedeckt. Auf der Ebene ist aber ausser der jungen Alleepflanzung an der Strasse kein Baum sichtbar, drei ihr Alluvium durchschneidende Wasseradern begünstigen andrerseits ungemein ihre grosse Fruchtbarkeit. Hier constatirte ich übrigens die ethnographisch interessante Thatsache, dass das 1 St. ferne nordwestliche Uruci zum Theil von Pomaken bewohnt wird. Es bildet somit am gesammten nördlichen Hange des Central- und West-Balkans in Mitte der rein bulgarisch-christlichen Landbevölkerung die einzige moslim'sche Oase.

Bei Vraćeš (Thörlein) biegt die Strasse auf dem linken Bebrešufer gegen S. in das gleichnamige Balkandefilé ein. Nach 1 St. erreichten wir das erste Beklemeh, wo Thonschiefer anstehen. Schon ½ St. weiter, beim zweiten Blockhause (552 M.) treten aber dioritartige Eruptivgesteine auf, das Defilé verengt sich und zwingt die Strasse bis zum dritten 1 St. entfernteren Beklemeh (758 M.) den Bebreš fünfmal zu kreuzen. Die tiefeingeschnittenen Querthäler senden ihm auf der ganzen Strecke zahlreiche Wildbäche zu, welche den grösstentheils mit Eichen bewaldeten Bergen entströmen. Bei der vierten Karaula (¼ St.), deren Wahrzeichen ein isolirter riesiger Apfelbaum bildet, beginnt der südöstliche Aufstieg in 802 M. Höhe durch die wechselnde Phyllit- und Dioritregion. 7 Serpentinen führen bequem zum Passe hinan. Phyllit bildet hier das constituirende Gestein und frischgrüner Laubwald begleitete uns bis zum 1050 Meter hohen Kamme.

Der Etropolpass wird im Volksmunde „Baba Konak“ genannt. Er ist der niedrigste aller Balkanpässe vom Travna- bis zum Sv. Nikola-Uebergange auf der gesammten Ausdehnung der Kette. Trotzdem ist der Verkehr hier ein kaum nennenswerther. Von Vraćeš bis zur Passhöhe war uns nur ein Zaptiepiquet begegnet, das gefesselte Deserteure escortirte, und eine Karavane mit Wolle, Häuten u. s. w., deren Kiradži's sämmtlich bewaffnet waren. Die Sicherheit lässt hier viel zu wünschen übrig, namentlich zur Zeit politischer Putsche, wie z. B. im J. 1867, wo zerstreute Banden die Umgebung Orhanich's brandschatzten und der gefürchtete Haidukenheld Ilia der türkischen Autorität und Gensdarmerie zum Hohne dessen Mudir sammt Pferden aus seinem eigenen Amtshause holte. Seitdem gesellten sich neue Haiduken-Lieder zu den älteren, welche die Klephtenthaten auf der hohen, westlich vom Passe liegenden „Murgaš-Planina“ besingen.

Auf der Passhöhe überraschte mich der ungemein steil geböschte Absturz ihres vollkommen kahlen Südhanges in ein tief zu unseren Füssen liegendes trianguläres Becken, das nach seinen Hauptorten G. und Dolni Komarci das „Komarci dol“ genannt wird. Auf seiner östlichen Spitze liegt ein dritter Ort

Strigl, welchen die bereits gedachte ältere Donaustrasse von Sofia über Etropol berührte (S. 286). Beim rapiden Abstiege nach dem 217 M. tief gelegenen isolirten Karaul und Han von Komarei stiess ich auf starke Quarzbänke. Kaum hatten wir aber den Komareibach überschritten, so trat wieder die charakteristische rothe Sandsteinzone auf, welche ich entlang des ganzen Südfusses der Kette beobachtete. Besonders intensiv roth waren die Felsen am Eingange des kleinen Defilé's gefärbt, durch das wir in das schöne Thal von Taškesen hinaus gelangten. Kurz vor seinem Blockhause und Teke trat grobschüssiges, granitisch-gneissartiges Gestein auf, dessen weisser Glimmer von der Sonne scharf beleuchtet, das Auge förmlich blendete. Dieser Gneiss streicht weit gegen O. gegen Mirkovo und wahrscheinlich auch gegen W. fort.

Bei dem kleinen hübsch gelegenen türkisch-bulgarischen Orte Taškesen (687 M.) kreuzte ich den von G. Komarei herabkommenden Ulu-dere zum zweiten Male und bald nachdem wir einen ziemlich feinkörnigen Sandsteinhügel durchschnitten, zum dritten Male, dann traten wir mit dem hier nach dem nahen Malina genannten Bache in das topfebene Alluvialbecken von Sofia ein. Ich brachte sofort seinen bisher falsch aufgefassten Steilrand, den Südfuss des „Küčük-Sofia-Balkan“, in Karte und ebenso die 10 Orte, welche bis zum Iskerdurchbruch in merkwürdig gerader W.O. streichender Linie auf seiner diluvialen Vorterrasse liegen. Es gab hier viel zu thun. Ich ritt auf die Höhe von Malina hinauf, fand in der Opor-Planina die Wasserscheide zwischen der Topolovica und Malina, fixirte zahlreiche Orte des benachbarten Gebietes und die hier auftretende ethnographische Grenze zwischen Türken und Bulgaren. Als ich diese Arbeiten vollendet hatte, war der Abend bereits eingebrochen und dies zwang mich, von der Strasse nach dem grossen Bulgarendorfe Grigorievo (türk. Husseinli) abzubiegen. Hier empfing mich volles, ja tolles Leben im Contrast zur Stille, welche den ganzen Tag über geherrscht hatte.

Das ganze grosse Becken von Sofia wird ausschliesslich von Bulgaren bewohnt. Sie nennen es „Sofijsko polje“. Von sporadischen Erscheinungen abgesehen, findet man in seinen 60 Orten und über diese hinaus am ganzen südlichen Balkanhange kaum einen Moslim. Auffallend gross sind die Unterschiede im Charakter zwischen dem Bulgaren des Gebirges und der Ebene. Verhält sich ersterer dem Fremden gegenüber mindestens anfänglich schweigsam, so ist letzterer weniger misstrauisch und sein häufiger Verkehr mit der nahen grossen Stadt macht ihn überhaupt weltmännischer. Leider steht es hier um das Bildungswesen aber noch schlimmer als in den Bergen. Die wenigsten Orte besitzen eine Schule oder Kirche und die Talente dieses begabten und munteren Menschenschlages bleiben vollkommen unentwickelt. Auch die Leute im Hause, das uns nach einigem Parlamentiren gastfreundlich aufnahm, erschienen aufgeweckt,

neugierig und machten sich viel mit uns zu schaffen. Es ging bunt genug um mich her. Kaum, dass ich meine Notizen in Ruhe ordnen konnte. Die Kinder musicirten, die Erwachsenen tanzten, das Hausvieh brüllte, der Lärm wollte nicht enden.

Am nächsten Morgen, als wir die Poststrasse mit einer Curve gegen N. W. wieder zu gewinnen suchten, erschien nach rechts hart an derselben ein isolirter Tumulus mit einem Steine an der Spitze, auf dem sich ein riesiger Adler niedergelassen hatte. Bei unserem Nahen spannte er seine Fittige majestätisch zum Fluge aus und einen Augenblick wähnte ich mich einem wirklichen Monumente gegenüber. Das sumpfige Terrain verhinderte meine Annäherung und ich musste den wahrscheinlichen Römerstein unbesichtigt lassen. Andere Tumuli blieben rechts von der Strasse, links begleitete uns die im weiten Bogen fliessende Malina rjeka, welche nach Aufnahme des vereinigten Belopovci- und Rakovicabaches (letzterer heisst auch nach dem bulgarisch-türkischen Hauptorte „Ormanlidere") bedeutender wurde. Beider Bäche Quellen liegen im Triasgebiet, welches der grossen Gneisszone an der Topolovica vorlagert. Den dritten grösseren Malinazufluss bildet die Jelešnica, an der entlang höchst wahrscheinlich Hunyád's Heer (1443) das türkische umging und im Rücken überfiel.

Zwischen Čelopek und Dolne Bogorov, wo ich die Ebene mit 532 M. maass, kreuzten wir zum letzten Male die N. W. zum Isker fliessende und bei Njegovan mündende Malina auf einer soliden dreibogigen Steinbrücke. Die diluvialen Vorhöhen des südlichen Balkanrandes waren bereits früher so nahe an uns getreten, dass wir den schönen hochliegenden Flecken Novihan (Jeni Han), wo Gerard Cornelius von den Driesch im J. 1719 einen Han für 900—1000 Pferde (?) getroffen haben will, dann die Orte: Surlan, Lozan, Gruhlen u. s. w. deutlich unterscheiden konnten. Zwischen Krivina und Kazičana fielen mir links in der Ebene 6 Tumuli auf, welche in einer Linie strenge O. W. lagen. Das Becken von Sofia ist ungemein reich an solchen prähistorischen Monumenten, obschon viele von den „tausend Hügeln" rasirt sind, welche der gut beobachtende, hier wahrscheinlich aber etwas übertreibende Salomon Schweigger im J. 1577 auf seinem Durchzuge gesehen haben will. Man erzählte ihm von einem geöffneten Tumulus, in dem man ein Skelet mit einem Schädel „in Grösse eines Wasserschaffes" fand. Bereits damals machte sich bei Schweigger und Andern trotz dieser Gräberfunde die Ansicht geltend, die zahllosen Hügel wären zu Vertheidigungszwecken, als eine „Schantz in einem namhaften Feldzug aufgeworfen worden". Meine Ansicht über die Tumuli in der Türkei findet der Leser im I. Bande, S. 276.

Nachdem wir bei Vraždevna den Isker auf einer Brücke mit 4 Steinpfeilern und hierauf bei Podujeni eine niedere Höhe übersetzt hatten, welche das vorgeschobenste Vertheidigungswerk Sofia's, die „Muser-Beili-Tabia" krönt, erblickten

wir die Silhouette der weitausgedehnten Paschalikstadt am Nordfusse des 2300 M. hohen Vitoš in unbeschreiblich sonnig-duftigem Bilde. Noch ein kleines aus S.W. kommendes, die Stadt umfliessendes Bächlein hatten wir zu kreuzen. Dicht vor dem „Čauš-Paša-Kapu“ passirten wir es auf guter Brücke und bald darauf hatte mich das im Mittelpunkte der Stadt gelegene Haus des österreichischen Consuls Lutteroti gastfreundlichst aufgenommen.

Die grosse Hauptstadt des Mutessarifliks Sofia hiess einst nach dem thracischen Serderstamme bei den Römern Serdica, bei den Slaven Sredec, bei den Byzantinern Triaditza. Durch seine günstige Lage am grossen Strassenzuge nach Constantinopel erhielt Sofia früh schon hohe strategische Wichtigkeit, es schwang sich rasch zur bedeutendsten Stadt zwischen Naissus und Philippopolis auf und wurde wahrscheinlich bereits in der Aurelianischen Epoche stark befestigt. Die nächste Station von Serdica gegen N.W. in der Richtung nach Naissus war das 24 Mill. entfernte Meldia, welches mit dem zwischen Sofia und Pirot, dem römischen Torres (I. Bd. S. 176) gelegenen Slivnica identisch sein dürfte. Die Tab. Peut. giebt die Entfernung zwischen Serdica und Meldia mit 28 Mill. an, dieses Maass fällt genau auf Dragoman, welcher Ort sich also gleichfalls den Archäologen, wegen Meldia's genauer Bestimmung, zu Nachforschungen empfiehlt. Gegen Philippopolis nach S.O. bildete von Serdica nach dem Itin. Ant. das 39 Mill. entfernte Helice die erste Mansion. An seiner Stelle steht das heute noch strategisch wichtige Ichtiman.

Sofia besitzt eine interessante geschichtliche Vergangenheit. Treu meinem in diesem Werke bisher verfolgten Plane, will ich es versuchen, einen möglichst chronologisch geordneten Abriss derselben, als weiteren bescheidenen Beitrag zur bisher fehlenden Städtechronik Bulgariens zu geben. Der Boden Sofia's schuf viele historisch berühmte Männer. Nach Eutropius wurde nahe bei Serdica Kaiser Maximinus geboren, welcher sich bekanntlich vom Viehhirten zum Imperator aufschwang. Mehr durch Leibesstärke und Tapferkeit als durch geistige Regententugenden ausgezeichnet, schlug er die Germanen, nahm aber das gleiche traurige Ende, welches er so vielen hervorragenden Männern, Gordianus u. A. bereitet hatte. Er fiel von Prätorianerhand. Als Kaiser Aurelian Dacien geräumt und einen Theil des rechten mösischen Donauufers in sein „Dacia ripensis“ umgestaltet hatte, wurde derselben auch der District Serdica's einverleibt und letzteres zur Hauptstadt der neuen Provinz erhoben. In dieser Epoche begann Serdica auch eigene Münzen zu schlagen, ihr Beiname „Ulpia“ ist dem dacischen Ulpia des Kaisers Trajan's entlehnt, dessen Bewohner nach Serdica übersiedelt worden waren. Diese administrative Vereinigung des südlich vom Haemus liegenden Serdica's mit der von ihm durch hohe Berge getrennten mösischen Donauprovinz ist ebenso auffallend, wie das heutige türkische Regiment Sofia's vom entfernten

Rusčuk her, sie wurde nur durch die wahrscheinlich gleichzeitig im Iskerdurchbruche angelegte, grosse römische Heerstrasse ermöglicht.

In Serdica's ausgedehnter Ebene war es auch, wo Constantius, des grossen Constantin's Sohn, den schwachen Gegenkaiser Veteranio, den Erwählten der illyrischen Prätorianer in Gegenwart der beiden zum blutigen Streite gerüsteten Heere durch List und seiner Rede Gewalt zur Ablegung der Cäsarwürde bewog. Es mochte ein tragisches Schauspiel gewesen sein, als Veteranio unter dem Zurufe der wieder vereinigten Krieger: „langes Leben und Sieg dem Sohne Constantin's" sein Diadem vom Haupte nahm und huldigend zu Constantius' Füssen niedersank! In Serdica's Umgebung erblickte auch Diocletian's Mitregent Galerius das Licht der Welt, welcher die später (298) in den Donauländern angesiedelten Sarmaten, Karpen und Basterner schlug. Ein anderes wichtiges Ereigniss bildet das berühmte, zu Serdica gehaltene grosse Concilium. Zur Zeit der grossen Völkerwanderung wurde auch Serdica vom Schicksal der meisten thracischen Städte ereilt. Attila plünderte es (Priscus) und erst im Mittelalter erholte es sich unter seinem von den Slaven in „Sredec" umgewandelten Namen.

Im J. 809 erschienen die Bulgaren im oströmischen Iskergebiet und bemächten sich Sofia's nach heftigem Widerstande. Dass es fortan unter den bulgarischen Fürsten stets eine grosse Rolle spielte, ja zeitweise mit Presthlava und Tirnovo ihre dritte Residenz bildete, bemerkte ich bereits im I. Bande. Unter keinem Herrscher erreichte es jedoch eine höhere Bedeutung als unter dem Caren Samuel, der einen persönlichen Versuch des byzantinischen Kaisers Basilius, es zu nehmen, bei Stiponje (nahe bei Ichtiman) blutig zurückwies. Zahlreiche nahe Burgen, von welchen ich selbst an verschiedenen Punkten Reste sah, erhöhten damals Sofia's Widerstandskraft. Während später alles Land von der Donau bis zur Adria den Byzantinern sich ergab, wurde wohl das nahe Bojana am nördlichen Vitošfusse von ihnen erobert, doch das starke Sofia hielt sich tapfer und blieb auch weiter der stärkste Stützpunkt für wiederholte Aufstandsversuche gegen das gehasste Fremdregiment (1041). Wahrscheinlich um diese Auflehnung zu dämmen, colonisirte Byzanz die besiegten Petschenegen um 1050 auf der verödeten Sofier Ebene, welche eine Geissel für diese und die angrenzenden Gebiete wurden, bis ihr Häuptling Tyrak sich unterwarf. Zur Zeit des Andronikos Komnenos besetzte König Bela III. kurz Sofia, doch eroberten es die Bulgaren wieder unter Asen um 1191 und bei diesem Anlasse wurden die Gebeine des h. Joannes Rilski nach Tirnovo übertragen, später gelangten sie über Sofia in das berühmte Rilokloster. Zwischen 1370—78 stritten die beiden Brüder Stracimir und Ioannes Šišman um Sofia's Besitz — es blieb dem letzteren, doch nur kurze Zeit, denn die moslim'sche Sturmfluth setzte bereits in ganz Bulgarien, Macedonien und Thracien den Halbmond an des Kreuzes Stelle.

Als das westlichere feste Niš gefallen war, kam die Reihe auch an Sofia. Lange trotzte es den türkischen Angriffen. Nach dem türkischen Historiker Hadži Chalfa wäre die Stadt im J. 1378 von Lala Schahin Pascha, nach den chronologischen Tafeln ist sie aber richtiger erst durch Balabanbeg im J. 1382 erobert worden. Beide Quellen melden aber übereinstimmend, dass die Türken sich Sofia's nur durch eine Kriegslist bemächtigten. Hammer*) erzählt sie: „Ein schöner türkischer Jüngling verdingte sich dem Befehlshaber Sofia's unter dem Scheine eines Ueberläufers als Falkenir. Auf einer Reigerbeize verlockte er ihn so weit ausser den Mauern der Stadt, bis dass er den günstigen Augenblick sah, seiner Meister zu werden. Er band ihn auf's Pferd, brachte ihn so zu Balaban und dieser ihn so vor die Mauern der Stadt, die sich bei diesem Anblick friedlich ergab." Sofia blieb Hauptstadt der altbulgarischen Landestheile und der Beglerbeg von Rumili schlug dort seine Residenz auf.

Die grosse christliche Coalition, welche sich unter des polnischen Vladislav's, des Königs von Ungarn Führung zum Rachezuge für die Schmach von Nikopoli (S. 183) anschickte, liess die geknechteten Bulgaren einen Augenblick freier aufathmen. Der Winterfeldzug des ruhmvollen Heerführers Johannes von Hunyád befreite nach Niš's Eroberung auch Sofia, das, wie es scheint, der siegreichen christlichen Armee keinen ernsten Widerstand geleistet. Auf diesen stiess sie erst beim versuchten Vordringen gegen Ichtiman an der Trajanspforte. Ein weiterer Vorstoss erschien schon der Terrainverhältnisse wegen dort unausführbar. Das bulgarische Landvolk, welches die Polen und Serben im ungarischen Heere als stammverwandte Befreier begrüsste, führte es aber auf Umwegen in das nördlichere Defilé der Topolovica, nahe bei Zlatica in den Rücken der Türken. So feierte Hunyád am Christtage 1443 seinen berühmten Sieg auf der mit Schnee und Eis bedeckten Wahlstatt am Hange des Balkans über Kasim, den Beglerbeg von Rumili, und Machmud Tschelebi, den Schwager Sultan Murad's, welche nach türkischen Berichten hier in Gefangenschaft geriethen (s. Hammer). Das denkwürdige Schlachtfeld dürfte, nach meiner Auffassung des fraglichen Terrains, zwischen Petričevo und Poibren, nahe beim Šišmanecberge, an welchen auch die Volkstradition eine grosse Schlacht knüpft, zu suchen sein. Es vollkommen sicher festzustellen, wäre namentlich für magyarische Forscher eine dankbare Aufgabe. Auf Vladislav's Rückzug wurde Sofia durch Brand zerstört und unmittelbar darauf besetzte es der dem christlichen Heere auf dem Fusse folgende Murad.

Der auf Koran und Evangelium feierlich 1444 beschworene Friede hätte Serbien und Ungarn mindestens auf 10 Jahre Erholung gegönnt; falls er nicht bereits wenige Tage nach seinem Abschlusse auf des päpstlichen Legaten Cardinal Julian Cesarini's Rath unglücklicherweise von Ungarn gebrochen worden wäre. Mit der

*) Geschichte des Osmanischen Reiches. I. Bd. S. 187.

blutigen Rache, welche Murad am 10. Nov. 1444 zu Varna an dem unglücklichen Ungarkönig nahm, war auch Sofia's Loos entschieden. Nur sporadisch sah es während der österreichischen Kriege im 17. und 18. Jahrhunderte christliche Krieger. Zuerst wieder im Herbste 1689. Nachdem Niš vom Markgrafen von Baden genommen worden war (I, 160), streiften des Grafen Piccolomini Reiter bis über Sofia hinaus, als sie jedoch zurückkehrten, wurden sie von dem gegen sie aufgebotenen Landsturme in einer Schlucht bei Dragoman überfallen und decimirt. Als Belohnung für diese That wurde den Landleuten türkischerseits Befreiung von allen Steuern für alle Zeit zugesagt und noch wirklich zugehalten, als der Reisende Cornelius von den Driesch 1719 durch den Ort kam. In den Prinz Eugen'schen Feldzügen 1699 und 1717 beschränkten sich die Operationen des kaiserlichen Heeres auf Serbien, Sofia wurde nicht erreicht.

Während des Abschlusses des Passarovitzer Friedens (1718) verweilte Sultan Achmed III. mit grossem Gefolge und Pompe zu Sofia. Ungeachtet aber bereits zu jener Zeit des Halbmonds Glanz im Niedergange war, wollte man es — wie Driesch erzählt — den vermittelnden Vertretern der grossen Seemächte nicht gestatten, im Weichbilde der Stadt zu wohnen, welche des Sultans Anwesenheit heiligte! Wie ändern sich die Zeiten, ruft man unwillkührlich aus, erinnert man sich der Behandlung, welche Grossherr Abdul Aziz in seinem eigenen Palais zu Stambul von Seite des Generals Ignatieff hinnehmen musste! — 1737 streiften österreichisch-serbische Freicorps bis Sofia, besetzten die nach älteren Quellen bei dem nördlichen Slivnica gelegene Badajova-Schanze, mussten sie aber bald wieder räumen und gegen Niš eilends flüchten, als der Anfangs glückliche Seckendorff'sche Feldzug plötzlich eine unerwartet traurige Wendung nahm. Im russisch-österreichisch-türkischen Kriege zu Ende des Jahrhunderts litt Sofia und sein Distrikt durch die Armee, welche der Grossvezier hier concentrirte. Noch härtere Prüfungen erduldete die Stadt durch den Einbruch der räuberischen Krdschalien des Rebellen Pasvan Oglu Pascha 1797.

Im J. 1829 war Sofia das Hauptquartier Mustafa Pascha's von Skodra in Albanien. Als ein persönlicher Gegner der Reformen Sultan Machmud's begab er sich, trotz wiederholter Mahnung, erst nach der Vernichtung des ihm verhassten, nach europäischer Schablone organisirten Nizamheeres auf den Kriegsschauplatz mit 40,000 seiner Arnauten. Er gedachte Constantinopel zu entsetzen, als die Russen ernstlich Miene machten, sich dieses Horts des Islams zu bemächtigen. Sein Erscheinen förderte jedenfalls den raschen Abschluss des Friedens von Adrianopel. Für die entgangenen Kriegslorbeern suchte sich Mustafa durch die Ausplünderung des macedonisch-thracischen Bulgariens reichlich schadlos zu halten. Mit schwerer Beute beladen, kehrte er in die Berge des Arnautluk's zurück und heute noch schreckt man ungehorsame Kinder in der Sofier Ebene mit dem

Rufe: der Arnaut kommt. Im letzten russisch-türkischen Kriege 1854 blieb Sofia ausserhalb des Operationsbereiches und so befindet es sich durch nahezu 500 Jahre ununterbrochen in türkischer Gewalt.

Früher der Sitz des Beglerbegs von Rumili, ist Sofia heute nur eine Distriktsstadt des grossen Tuna-Vilajets*). Vom Consul Lutteroti begleitet machte ich dem Mutessarif einen Besuch. Der Pascha erwies sich sehr liebenswürdig und beorderte sofort einen Zaptie-Čauš, mich auf meinen Gängen durch die Stadt und Umgebung zu begleiten. Sofia liegt nahezu genau im Centrum seines grossen Beckens, in 535 M. Seehöhe und in der Form eines ziemlich gleichseitigen Rechtecks, dessen Spitzen den Hauptrichtungen des Compasses entsprechen. Sein ausgedehntes Weichbild wird von zwei aus S. W. vom Vitoš herabkommenden Bächen durchflossen, über welche mehrere Steinbrücken führen. Ehemals zählte Sofia an 50,000, gegenwärtig höchstens 19,000 Seelen, die sich auf 8000 Bulgaren, 5000 Türken, 5000 Juden, 900 Zigeuner und etwa 100 Fremde vertheilen. Die bedeutenden Erdbeben, welche Sofia periodisch heimsuchten, haben es in seiner Entwicklung zurückgebracht. Zuletzt war es im Herbste 1858 durch 14 Tage gefährlich bedroht. 30—50 Stösse täglich, brachten viele Häuser zum Einsturze, in der Ebene soll aus tiefen Spalten dem Boden heisses Wasser entflossen sein, die geängstigten Bewohner campirten unter Zelten ausserhalb der Stadt und mehrere Moscheen, Karavanserai, sowie die meisten Minarete wurden gänzlich zerstört.

Die Errichtung der Zollgrenze bei Alexinac nach der Gründung des Fürstenthums Serbien, bildete eine andere wichtige Ursache, welche den Handel Sofia's empfindlich schädigte. Sie förderte indirect nur Niš, das als Grenzstadt den Verkehr mit der Donau an sich zog. Würde die hohe Pforte der commerziellen Entwicklung ihrer nördlichen Provinzen nur einige Sorgfalt schenken, so müsste sie, eingebildete strategische Gründe bei Seite lassend, die Linie Salonik-Sofia-Belgrad längst vollendet haben. Erst der vollständig ausgebaute Schienenweg Constantinopel-Wien, welcher Sofia durchschneiden soll, kann und wird Thracien und seine natürliche Hauptstadt zu voller Blüthe bringen. Trotz dieser und anderer grosser Unterlassungssünden der türkischen Verwaltung beginnt das einst mit

*) Kurz bevor ich diesen Bogen zur Correktur erhielt, brachte eine Correspondenz der „deutschen Zeitung“ aus Rusčuk vom 20. Juli (1876) folgende Nachricht: „Die Districte von Sophia and Nisch sind vom Donau-Vilajet getrennt worden und bilden fortan ein eigenes General-Gouvernement. Zum General-Gouverneur dieses neu formirten Vilajets ist Massar Pascha, bisheriger Statthalter von Sophia, ernannt worden.“ Meine an verschiedenen Stellen dieses Werkes geäusserten Bedenken gegen die administrative Verquickung der transbalkanischen Sandschaks Niš und Sofia mit dem Vilajet Rusčuk wird durch diese jüngste Meldung gerechtfertigt. Wahrscheinlich hat die Unmöglichkeit einer gesicherten Verbindung zwischen Sofia und Rusčuk über den insurgirten Balkan, der Pforte endlich jene Massnahme abgezwungen, deren Aufrechterhaltung sich auch im Frieden empfiehlt. Als Grenze zwischen den beiden Vilajets Tuna und Sofia sollte mit Rücksicht auf die geographischen Verhältnisse, die Kammlinie der hohen Balkankette bestimmt werden.

Filipopel an Grösse und Wohlhabenheit rivalisirende Sofia sich allmählig wieder zu heben und nicht wenig trägt hierzu das umfassende Strassennetz bei, welches nach der ursprünglichen Anordnung Mithad's durch die Mutessarife Rasim-, Feim- und Esad Pascha im letzten Dezennium ausgeführt wurde.

Im Centrum Sofia's münden 5 grosse Routen, welche durch ihre Fortsetzung im städtischen Weichbilde, zugleich dessen 5 grösste Verkehrsadern bilden. Es sind die Strassen: 1. durch das Ćukar Kapu N.W. nach Niš und Belgrad. 2. durch das Kuršumli Kapu N.N.W. über den Berkovica-Balkan nach Lom und Vidin. 3. durch das Ćauš Paša Kapu O. über den Etropol-Balkan nach Pleven und Rusčuk. 4. durch das Stambul Kapu S.O. über Filipopel nach Constantinopel. 5. durch das Alkalar Kapu über Köstendil und Istip nach Salonik, wohin man nach Hadži Chalfa 13 Tagreisen (zu Pferde) rechnet.

Keines der genannten Thore besitzt architektonisches oder historisches Interesse, einzelne sind sogar nur aus Holz erbaut. Die Anlage der erwähnten Strassenzüge führte jedoch auch im Innern Sofia's die Verbreiterung vieler Gassen und Plätze herbei. Der energische Arnaute Esad Pascha liess zu diesem Zwecke ganze Gewölbefronten demoliren oder hineinrücken, freilich Alles auf Kosten ihrer Eigenthümer und ohne deren Entschädigung für die abgetretenen Gründe. Echt türkisch, aber immer noch humaner als in Constantinopel, wo man, um langen Unterhandlungen auszuweichen, den Leuten ganze Quartiere über dem Kopf anzündet, um Licht und Raum zu gewinnen! Die besseren Bauten Sofia's drängen sich im Centrum und östlichen Stadttheile zusammen. Dort befand sich (1871) nahe beim „Ćauš Paša Kapu“ der Konak des Mutessarifs, ein weitläufiges, einstöckiges Gebäude, in dem beinahe alle Bureaus des Sandschaks und der Stadt Platz fanden. Der Mutessarif-Pascha amtirte in einem mehr als bescheidenen Raume und die Bureaus des Kasnadar, Malmudir u. s. w., in welche mich die Einholung statistischer Daten führte, waren geradezu ärmlich. Schon damals trug man sich mit dem Gedanken, einen „Jeni Konak“ neben der hochgelegenen Sofia-Moschee aufzuführen, was seitdem auch wirklich geschah.

Unter den zahlreichen Moscheen Sofia's, deren Minarete und lauschige Gärten seinen, wie aller moslim'schen Städte grössten Reiz bilden, ist die „Büjük Džamesi“ am Stambul Kapu mit 9 Metallkuppeln und schönen Verhältnissen die architektonisch bedeutendste. Historisch interessanter ist aber jedenfalls die bereits erwähnte „Sofia Džamesi“. Auf dem höchsten Punkte der Stadt liegt sie, von einem Erdbeben zerstört, in Ruinen. Wie schon ihr Name sagt, hatte sie vor der türkischen Eroberung dem Christuscult gedient. Schweigger, der Sofia 1577 besuchte, erzählt: „Wir besichtigten auch etliche alte Kirchen, die etwa dem Sohne Gottes, jetzt aber dem Teuffel und seinem Propheten Muhammed zugehörig,“ und zuverlässig war es die Sofia-Moschee, welche Driesch noch im J. 1719 in voller

Pracht, ausgestattet mit riesigen Teppichen, Hängeleuchtern, Koransprüchen u. s. w. besuchte und schilderte. Der Einsturz dieser Kirche wird von den Bulgaren dem göttlichen Strafgerichte für die Entweihung derselben zugeschrieben. Als ihre Stifterin gilt traditionell eine fromme byzantinische Prinzessin, welche zugleich der Stadt ihren eigenen Namen Sofia gegeben haben soll. Das Alter dieser auch bei den Türken vielverbreiteten Sage wird dadurch constatirt, dass sie auch Driesch in derselben Form erzählt wurde. Er bezweifelte jedoch deren Stichhaltigkeit. Erwiesen kommt der Name Sofia erst in einer Urkunde vor, welche Car Ioannes Šišman III. dem Rilokloster ausstellte.*) Ich muss es den Specialhistorikern überlassen, mit der Frage ob diese vermeintliche byzantinische Prinzessin wirklich existirte, sich zu beschäftigen.

Aus dem Baue selbst, dem ich die detaillirteste Besichtigung widmete, constatirte ich jedenfalls, dass die Tradition in der Hauptsache im Rechte ist. Ich fand, dass nur die Ostparthie der Moschee ein moslim'sches Werk sei, ihr westlicher Theil aber zweifellos eine christliche Kirche gewesen war. Für die letztere Behauptung sprechen, ganz abgesehen von der constructiven Anlage als unumstössliche Zeugen einige altbyzantinische Fresken, welche ich im einstigen Narthex unter dem dicken Kalküberzuge traf. Leider war es gerade diese kunsthistorisch interessanteste Parthie der Moschee, die von dem Elementarereignisse am stärksten getroffen wurde, ihre nördlichen Mauern liegen in Trümmern und die südlichen sind dem Einsturze nahe. Neben diesen erhebt sich das später angebaute Minaret noch heute bis zum Galleriekranze, dessen Brüstung Stalaktiten tragen. Das Hauptportal der ehemaligen Narthex-Façade wurde von den Moslims bedeutend vergrössert und über dasselbe eine nun verschwundene hölzerne Vorhalle aufgeführt. Die kleinen Verhältnisse des altbulgarischen Kirchleins genügten auch sonst nicht den Luft und Raum zur Bewegung liebenden Moslims und dies führte dessen Erweiterung durch einen Centralbau mit Seitenflügeln gegen Osten herbei. Die Ausdehnung der letzteren von der Nord- zur Südwand beträgt 33 Schritte, jene von der ehemaligen westlichen Narthex- bis zur Ostwand genau doppelt so viel, also 66 Schritte und die Kuppelspannung 11 Schritte. Die letztere Zahl scheint somit dem im türkischen Auftrage arbeitenden Baumeister bei Anlage sämmtlicher Verhältnisse der Moschee als Grundzahl gedient zu haben. Aus dem Haupt-Langschiff führen viele Bogen in die vorgelegten Seitenschiffe. Die Decoration der gesammten Moschee beschränkte sich auf die quadratisch umrahmte, spitzbogig in die Ostwand eingeschnittene Kibla und die bizarr construirte thurmartige Kanzel, zu der eine Freitreppe hinanführt. Kibla und Predigtstuhl scheinen von einem orientalischen Künstler herzurühren, sie erinnern an die eleganten Vorbilder arabischer Kunst, obschon nicht entfernt mit diesen ver-

*) Jiriček, Gesch. d. Bulg. 399.

gleichbar. Alle Malereien, Ornamente, Koransprüche u. s. w. wurden mit weisser Tünche überzogen, wahrscheinlich um sie vor Profanation zu bewahren. Diese Vorsicht war wohl überflüssig, da die Trümmerstätte Christen und Türken gleich heilig scheint. Ich fand sie mindestens frei von jeder absichtlichen Verunreinigung, obschon der Zutritt durch die offenen Eingänge Jedermann freisteht.

Ich eilte aus den von drohenden Rissen klaffenden Mauern, nachdem ich Grundplan und Perspective fixirt hatte, wieder hinaus in das frisch pulsirende bunte Treiben der grossen Bazarstrasse, welche durch die Beseitigung der sie früher überspannenden echt orientalischen Holzdachungen sehr gewonnen hat.



Sofienkirche zu Sofia.

Vor den türkischen Boutiquen drängten sich feilschende verschleierte und bunt geputzte bulgarische Frauen, ihre kleinen Einkäufe besorgend. Dazwischen schritten ambulante, Esswaaren, Backwerk, Sorbet u. s. w. ausschreiende Krämer aller Nationen, mit merkwürdiger Geschicklichkeit ihre riesigen Körbe und Metalltische auf dem Kopfe balancirend. Ich trat mit H. Consul Lutteroti in einen besseren Laden, um verschiedene Producte der bulgarischen Hausindustrie, namentlich eines der reichornamentirten Hemden für Bäuerinnen zu erwerben. Neue derartige Arbeiten waren wohl nicht zu haben, denn jede Frau fertigt ihren Bedarf selbst an, kaum hatte sich jedoch die Nachricht verbreitet, dass ein Fremder alte Stickereien ankaufe, wurde ich mit zahlreichen Anerbietungen bestürmt. Ich wählte hier eine grössere Zahl jener sinnreich combinirten Dessins aus, welche

später im „Oesterreichischen Museum“ zu Wien die Bewunderung aller Kenner sich erwarben.

Die grossen wohl assortirten Magazine Sofia's, aus welchen Leinwand, Tuche, Seide und Quincaillerie-Waaren en gros ins Land abströmen, befinden sich beinahe ausschliesslich in den Händen der Bulgaren und Juden, welche durch Commissionäre direkt mit den ersten europäischen Plätzen verkehren. Der grossen Zahl und Wohlhabenheit der spanischen Israeliten-Gemeinde, welche übrigens auch viele Handwerker und Tagelöhner zählt, entspricht die schöne, im letzten Decennium erbaute, man darf sagen monumentale neue Synagoge mit hoher Kuppel. Sie erhebt sich nahe der Janobaši Džamesi, deren massiges Mauer-Quadrat ein weitgespanntes Kuppeldach und hohes Minaret überragen. Gleich daneben befindet sich das grosse Bad, welches Prof. v. Hochstetter (1870) in folgender Weise schilderte: „Das Badgebäude ist neu aufgeführt und eine höchst eigenthümliche Staffage auf dem kleinen Platz vor dem Bade bilden drei Kraniche, Prachtexemplare, die da auf- und abspazieren. Der von einer hohen Kuppel überwölbte Baderaum enthält ein polygonales Bassin von 24 Fuss Durchmesser, das Wasser im Bassin hat eine Temperatur von 31° R., während die Brunnen, die seitwärts ins Bassin fliessen, 38° R. haben. Neben dem Vollbad enthält das Bad noch zwei Separatcabinete. In allen derartig natürlich warmen Bädern, an welchen die Türkei ja so überreich ist, habe ich die Temperatur des Wassers immer fast unerträglich heiss gefunden, so dass man kaum begreift, wie es die Türken darin aushalten können. Neben dem grossen Bad, das nur von Männern benutzt wird, liegen zwei Frauenbäder, die von derselben Quelle gespeist werden, eines für Türkinnen und eines für Bulgarinnen. Dem Bad der türkischen Frauen darf man sich kaum nähern, so wird man schon mit einer Fluth von Schimpfworten und mit Drohungen aller Art von Seiten der Frauen, die den Eingang hüten, überschüttet und der türkische Badeaufseher darf es nicht wagen, einen Fremden hineinzuführen. Dagegen nahm der Türke durchaus keinen Anstand mich in das bulgarische Frauenbad zu führen, und mir da zu zeigen, wie in einem Raum, der kaum grösser ist, als ein bescheidenes Wohnzimmer, 40 bis 50 Frauen dicht an einander gedrängt auf den warmen Steinplatten um ein kleines Bassin sitzen, sich einseifen und mit warmem Wasser von 35—36° R. begiessen. Ein viertes Bad, das von einer besonderen Quelle gespeist wird, ist das Judenbad.“

Die jüdische Colonie Sofia's datirt aus der Zeit ihres Exodus nach der Türkei in Folge der spanischen Inquisition. Sie ist jedenfalls eine der ältesten des Landes. Wie gegenwärtig in der „Čaršia“ hielt sie früher ihre grossen werthvollen Waarenlager in den benachbarten „Besestens“ und Karavan-Serais, deren imposante Ruinen mich staunen machten. Noch im Jahre 1719 mussten

sie in vollem Glanze bestanden haben; denn Driesch rühmt sie als „erbaut von purem Stein, gegen Feuer wohl verwahret.“ In diesen hatten wahrscheinlich auch die grossen Tuchniederlagen der ragusanischen Factorei ihren Sitz. Sie überragten jedenfalls an architektonischem Werth mit Ausnahme der alten Römerwerke alles, was Sofia an älteren und neuen Bauten besitzt, und rufen uns jene Epoche türkischen Glanzes unter dem grossen Murad ins Gedächtniss, welche Adrianopel und alle bedeutenderen Städte an der Route Constantinopel-Belgrad mit herrlichen Moscheen, Serais, Brücken, Besestens und Caravanserais schmückte. Nunmehr ist der wahrscheinlich von byzantinischen Meistern aus prächtigen Quadern und Backsteinen in alternirenden Lagen aufgeführte grosse Besesten Sofia's gleich jenem zu Hafsa und anderen Orten längst zum Steinbruche verwandelt. Nur einzelne Theile seiner kühnen Spitzbogengallerien dienen zu Magazinen und wie vor Jahrhunderten orientalische, füllen sie heute europäische Waaren; denn der Türke produzirt nichts, und verstand es nicht die primitive Industrie der Eingeborenen den heutigen Anforderungen entsprechend zu entwickeln, sowie zur Concurrenz mit der europäischen zu befähigen.

Sofia war von Alters her ein berühmtes Handelsemporium, das mit den Küstenländern an der Adria bedeutenden Verkehr trieb. Heute nimmt der grösste Theil seiner Waarenlager den Weg dahin zur See und Eisenbahn über Salonik; doch hält der Import aus Oesterreich-Deutschland auf der Donau noch immer dem englisch-belgisch-französisch-schweizer'schen die Wage, östlich über Filipopel, Adrianopel, Uskup u. s. w. hinaus aber nicht mehr. Durch die von Constantinopel, Enos und Salonik ins Innere führenden Schienenwege ging dem österreichischen Export namentlich ein Gewinn bringendes Absatzgebiet verloren, das er selbst nach der Vollendung der Belgrader Anschlussbahn schwerlich zurückerobern wird. Das spanisch-jüdische Element spielt auch in Sofia's Export eine hervorragende Rolle. Durch seine exponirten Commissionäre zu Lom, Vidin und Niš wandern viele Tausende von Rohhäuten und halb verarbeiteten Fellen (Satian, Corduan u. s. w.), welche in Sofia und Samakov gesammelt werden, nach Pest, Wien und weiter. Nur an das Marseiller Haus Richard allein werden durchschnittlich im Jahre 40,000 gesalzene Ziegenfelle für französische Handschuhfabrikanten abgegeben.

Sehr beträchtlich ist in gesegneten Jahren auch Sofia's Mais- und Getreideexport. Die Preise sind aber je nach dem Ausfalle der Ernte grossen Schwankungen unterworfen. Im Jahre 1870 wurde auf dem Platze pro Okka 50, 1871 nur 20 Para bezahlt. Der Regierungs-Ambar zu Sofia, in dem die Abgabe vom Getreide zu 8% in natura eingelagert wird, ist auf 3400 östr. Centner berechnet, was allein schon 42,000 Centner ergeben würde. Bedeutend ist auch der Umsatz Sofia's in Spirituosen. Ein Sprichwort sagt: Nirgends trinkt man so viel

wie zu Sofia. Der Wein und Raki aus seiner nächsten Umgebung ist nicht im Stande dessen Bedarf zu decken. Es bestanden zu Sofia (1871) 135 Mehane (Wirthsgeschäfte) und ihr Flor erklärt sich aus dem grossen Gewinne, den sie im Detailverkaufe nehmen. Man bezieht aus dem fernen Niš gewöhnliche Sorten zu 30 Para pro Okka en gros und verkauft sie en détail mit 60; ebenso Stanimak's berühmten dunklen Feuerwein mit 50 Para en gros, gegen 2 Piaster im Detailverkauf. Der Raki (Branntwein) wird grossentheils aus Filipopel bezogen. Dort kostet er en gros $3\frac{1}{2}$—4 Piaster, en détail zu Sofia 6—8 Piaster pro Okka.

Da in Sofia alle besseren Bedürfnisse für Haus und Luxus importirt werden und die städtische gewerbliche Produktion sich nur auf die allergewöhnlichsten Gegenstände beschränkt, ist auch für die Etablirung von Europäern nur ein bescheidenes Feld geboten. Abgesehen von Griechen, Armeniern u. s. w. beschränkte sich die fremdländische Colonie 1871 auf 1 polnischen Arzt, 1 deutschen Apotheker, 1 italienischen Schneider, 1 slavonischen Schmied, 1 Wagner, 1 Uhr- und 1 Schuhmacher; dann auf einige nicht stabile Bahn-Ingenieure. Alle finden aber im gastfreundlichen wackern Consul Lutteroti — dessen Flagge hier allein europäische Civilisation vertritt — ihren Freund und Schützer. Wahrscheinlich dürfte der bevorstehende Bahnbau das europäische Element Sofia's vermehren. Eine grosse Wohlthat für Fremde und Einheimische bildet die Besorgung der Post (wöchentlich zweimal via Constantinopel und Wien) durch das österreichisch-ungarische Consulat, da dem türkischen Postamte nur ungern Briefe oder gar Werthe anvertraut werden. Für den grossen Fremdenzug aus dem Innern durch Sofia sprechen dessen 39 Hane (1871). Allerdings ist unter diesen keiner, welcher den bescheidensten Anforderungen europäischer Reisender entsprechen könnte. Ich hatte meine Leute und Pferde im besten christlichen Han eingestellt, der einige abgesonderte Zimmerchen enthält, und mein Dragoman schien dort ziemlich zufrieden. Der Name des Hans ist mir leider entfallen. Er liegt im Centrum der Stadt, im grösstentheils bulgarischen Viertel zwischen der Čukur- und Alkalarstrasse.

Unfern diesem Hane erhebt sich auf demselben Platze, dessen höchsten Punct krönend, Sofia's Kathedrale, allem Anschein nach ziemlich solid gebaut, im modern-bulgarischen Kirchenstyle. Ihre nüchtern gehaltene Façade wird von drei Kuppeln überragt und gleich schmucklos ist der erzbischöfliche Palast, welcher, mehr räumlich als architektonisch bedeutend, hinter der Kirche sich bemerkbar macht. In den letzten Jahren war er Zeuge mancher tumultuarischen Scene, welche sich zu Sofia gegen das fanariotisch-bischöfliche Regiment abspielte, bis der letzte griechische Vladika, mehr gezwungen als freiwillig, sich nach dem cisbalkanischen Berkovica exilirte und seinen Stuhl einem national-

bulgarischen Bischofe räumte. Hier steht auch die grosse Schule, für welche die Gemeinde grosse Opfer brachte. Sie hat längst die türkische „Ruschidieh" (Hauptschule) überflügelt, überhaupt finden die nationalen Strebungen zu Sofia einen dankbaren Boden. Sofia's Jugend gilt als besonders patriotisch und brachte stets allen Versuchen zur Abschüttlung der Fremdherrschaft warmen Eifer entgegen. Manchmal wagten sich die Sofier Jungbulgaren ohne die nöthige Klugheit vor. Während des bereits gedachten Putsches im Jahre 1867 wurden viele der angesehensten Patrioten des Einverständnisses mit dem Bukarester Actions-Comité beschuldigt und in die Gefängnisse Rusčuk's geschleppt und viele von ihnen, sowie andere, welche im Jahre 1873 der offenen oder geheimen Auflehnung gegen das türkische Regiment geziehen wurden, büssten fern vom heimathlichen Vitoš in Diarbekir und andern Exilen Kleinasiens ihren glühenden Freiheitssinn. (I. 32.) Auch der bosnisch-hercegovinische Aufstand (1875) verursachte in Bulgarien kaum irgendwo gleich grosse Aufregung wie zu Sofia und das türkische Gouvernement eilte jeder thätigen Bewegung seiner patriotischen Elemente vorsorglich dadurch zu begegnen, dass es die intelligentesten jungen Leute, Lehrer u. s. w. durch Präventivhaft unschädlich zu machen suchte.

Ueber die Lage und Stimmung zu Sofia während dieser bewegten Epoche enthielt die Wiener „N. Fr. Presse" einen ebenso charakteristischen als objectiven Bericht, der hier wörtlich eine Stelle verdient: „Sofia, 7. Sept. Seit dem Ausbruch des Aufstandes hat sich die Lage der europäischen Colonie sammt ihren Familien bedeutend verschlimmert, und ist sie einer ernsten Gefahr ausgesetzt. Die misslichen Geldverhältnisse und die ungenügende Organisation der türkischen Armee gestatten dem Staate nicht, eine imponirende Militärmacht schnell zusammenzubringen. Sonntag den 22. August erhielt das hier garnisonirende Cavallerie-Regiment Ordre, nach Serajevo abzumarschiren. Da dasselbe seit zwölf Monaten keinen Sold bezogen und die hiesigen Bankiers nicht so leicht zu bewegen waren, einen Vorschuss zu leisten, so verzögerte sich der Abmarsch des Regiments bis Sonnabend den 28. August, nachdem man ihm Tages vorher für einen Monat Sold verabfolgte und die Regierung sich verpflichtete, für die verbleibenden Harems zu sorgen. Die Stärke des Regiments an Reit-, Pack- und Zugpferden, dann Maulthieren betrug im Ganzen 410 Stück, und die Montur der Mannschaft befand sich in sehr schäbigem Zustande. Als Ersatz für die abmarschirte Besatzung wurden Redifs (Reserve) einberufen und, da keine Kasernen existiren, die Leute unter Zelten bequartiert, welche Massregel bei 10 Grad Wärme zur Nachtzeit und 30 Grad Mittagshitze sehr nachtheilig auf die Gesundheit der Truppen wirken muss. Während in den europäischen Staaten die ältesten Jahrgänge immer zuletzt einberufen werden, ist in der Türkei das Umgekehrte der Fall. Man hat den ältesten Jahrgang, welcher im künftigen Jahre seiner Militärpflicht gänzlich Genüge gethan

hätte und entlassen worden wäre, zuerst unter die Waffen gerufen, armirt und in Marsch gesetzt. Die Folge davon ist, dass Missstimmung der mahomedanischen gegen die christliche Bevölkerung erzeugt wurde. Es sind nämlich die einberufenen Redifs meistens Leute bei Jahren, im Besitze eines Geschäftes oder einer Landwirthschaft, meistentheils verheirathet und Familienväter. Gezwungen, die Familie zu verlassen und die Geschäfte zu sperren, nur um die empörten Rajah zur Ordnung zu bringen, sind sie sehr erbittert, und manches Dorf dürfte schlecht fahren, welches mit Einquartierung belegt werden sollte.

Viel Bedenken erregt, dass man vergangene Woche aus Russland eingewanderten Tscherkessen, deren Dörfer zerstreut unter den bulgarischen Ortschaften herumliegen, vom hiesigen Gouvernement Waffen, wie Feuersteingewehre, Säbel und Munition, ausgefolgt hatte, damit dieselben die ersten Symptome einer Erhebung in Bulgarien gleich im Anfange unterdrücken oder so lange in Schach halten, bis reguläres Militär auf dem Platze erscheinen könnte. Stehen nun schon in Friedenszeiten die Tscherkessen mit dem Begriff des Eigenthums auf gespanntem Fusse und sind träge zur Arbeit, so wird dies Alles unter den jetzigen Zeitläuften noch verschlimmert, und es könnte leicht die Willkür an die Stelle der Gesetze treten. Ganze Tscherkessendörfer bewaffnen in einer Provinz, die bis jetzt Ruhe hält, heisst beinahe so viel, als einen Aufstand provociren. Es sind schon jetzt in den ersten paar Tagen Fälle vorgekommen, dass die Tscherkessen auf der offenen Chaussee die Reisenden aufgehalten und um ‚Para' angesprochen haben, sich damit entschuldigend, dass sie keinen Para besitzen, um sich Brot kaufen zu können. Dies geschieht in der Nähe der Stadt Sofia. Was ist erst auf dem Lande, in den Dörfern des Balkan-Gebirges zu erwarten? Ist doch selbst hier in Sofia der Fall vorgekommen, dass drei einberufene Redifs in ein Han (bulgarisches Gasthaus) gingen, aus dem Stalle drei Pferde nahmen und nach Niš davongeritten sind. Wollen die Bauern zu ihren Pferden wiedergelangen, so müssen sie von Sofia bis Niš (16 Stunden) den Weg zu Fuss machen, und dann wäre noch zweifelhaft, ob sie dieselben zurückbekommen würden. Dieser bewaffnete Landsturm tscherkessischer Nationalität wäre im Stande, ein ganzes Dorf vor Gericht zu führen, unter dem Vorwande, dass man im Dorfe einen ‚Comitat' — so werden nämlich politische Emissäre genannt — gesehen hatte, der die Bewohner zum Aufruhr aufmunterte.

Dass auf diese Art den Europäern der Aufenthalt in Sofia nicht am besten gefällt, liegt auf der Hand. Desshalb trachtet ein Jeder, dem Geldmittel zu Gebote stehen, Sofia zu verlassen und sich nach Constantinopel oder Rumänien zu flüchten. Diejenigen aber, denen die Verhältnisse dies nicht gestatten, befinden sich in sehr misslicher Lage, die abzuwenden nicht in ihrer Macht steht. Nur im Falle, dass der Aufstand auf Bosnien und die Hercegovina localisirt

bleibt, sind die Europäer und die christliche Bevölkerung vor Gefahren sicher.“ Wie merkwürdig erfüllten sich diese Voraussagungen im Mai 1876!

Ueber die Kriegstüchtigkeit der sogenannten „Festung“ Sofia äusserte derselbe Correspondent folgende interessante Bemerkung: „Obgleich Sofia einst als Festung gedient hatte und ringsherum mit einem Erdwall eingefasst ist, so stehen auf demselben keine Geschütze! Erst gestern gab der Pascha-Gouverneur dem Kreis-Ingenieur den Auftrag, alle Brücken auf den Chausseen in guten Stand zu setzen, um die aus Stambul in Bellova per Eisenbahn angekommenen Geschütze hierher transportiren zu können. Eine beschädigte oder vom Wasser weggeschwemmte Brücke, wie es deren auf den hiesigen fünf Chausseen gibt, kann jedoch nicht binnen zwei oder drei Tagen hergestellt werden. Jetzt zeigt sich, welchen Fehler die Regierung beging, indem sie die Bahnstrecke von Bellova bis Sofia, circa 100 Kilometer, nicht ausgebaut hatte.“

In Wahrheit sind die Garnison und Befestigungen Sofia's, das für einen der grössten Waffenplätze der europäischen Türkei gilt, gänzlich unbedeutend. Während meines Besuches (1871) bildeten 3 Escadrons kaiserlicher Garde-Cavallerie Sofia's ganze Besatzung und dazu hatte man noch aus Ersparungsgründen — wahrscheinlich für des Obersten Tasche — den Stand pr. Escadron auf 65 Mann reduzirt. Im Herbste wird allerdings von den Redifs des Districtes ein kurzes Uebungslager auf dem Glacis bezogen; sonst ist aber in friedlichen Zeitläuften nur selten ein Infanterist in der Stadt zu sehen.

Läge Sofia nicht so nahe an den Vorhöhen des Vitoš, so würde es sich vortrefflich zur Anlage eines modernen festen Platzes eignen. Die vielgetheilten Wasser, welche es S.W.-N.O. umfliessen, erschweren jede Annäherung und einige benachbarte Erhebungen des Bodens liessen sich leicht in wirksame Vertheidigungswerke umgestalten. Erst 1829, als der russische General Geismar von der Donau her sich dem Iskerdefilé näherte und Sofia bedrohte, befestigte man türkischerseits dessen nächste Höhen zur Unterstützung des die Stadt umschliessenden Erdwalles mit vier Schanzen, welche noch heute deren vorzüglichste Werke bilden. Seitdem geschah jedoch nichts zu ihrer Verstärkung. Die „Musi Beiler Tabia“ (40 M. über der Ebene) und die „Medžidieh-Tabia“ (60 M. über der Ebene) auf dem Weinberge Kolibalar, bestreichen die Constantinopler und Orhanieh-Strasse, diese wird auch von der „Čauš Paša Tabia“ ins Kreuzfeuer genommen, die „Jaudi Tabiasi“ auf der Banizorhöhe dominirt aber die Nišer und Berkovicaer Strasse.

Die zuletzt genannte Tabia liegt auf einem Römerwerke im N.W. der Stadt. Mit letzterem verglichen, erscheint sie wie etwa ein Tumulus der Wandervölker der Cheops-Pyramide gegenüber. Es ist unbegreiflich, dass die noch als Ruinen grossartigen römischen Bauten Sofia's bisher von keinem Reisenden geschildert

worden sind; obschon Mannert bereits vor 60 Jahren, in seiner „Geographie der Griechen und Römer", wenngleich irrig, statt im Norden, südlich von der Stadt, flüchtig ihrer gedachte. Man nähert sich den für römische Befestigungskunst höchst interessanten Bauresten Sofia's am besten durch das Kuršumli Kapu. Ausserhalb dieses Thores durchschneidet die Berkovicaer Chaussee jenseits der dreibogigen „Sandükli Köpri" den grossen moslimschen Friedhof und gleich darauf die römische Wallmauer. Diese nördliche durch vier Rundthürme bewehrte Fronte des grossen Römerwerkes ist heute noch in der bedeutenden Ausdehnung von 335 M. erhalten und erhebt sich am Rande des hier mehrere Meter hoch über die Ebene ansteigenden Plateaus. Von den sie flankirenden Eckthürmen lassen sich sowohl die anschliessende Ost- als Westfronte mit ihren Thürmen etwa 170 M. ganz gut verfolgen, darüber hinaus bedeckt hohes Erdreich mit Culturen die Werke. Die Thürme sind im vollen Kreise angelegt und werden genau auf ihrer Durchschnittslinie durch die Enceintemauer miteinander verbunden; während jedoch die Stärke der letzteren durchgängig ausnahmlos 4 M. beträgt, wechselt der Durchmesser der Rundthürme von 6—16 M. und ihr gegenseitiger Abstand von 56—82 M. Die Fortsetzung dieser grossen Römerbaute ist jedenfalls westlich und südlich im Weichbilde der heutigen Stadt, östlich aber in der Richtung auf das Čauš Paša Kapu zu suchen. Ihr Kernwerk dürfte aber, wenn ich mir eine Vermuthung mit Rücksicht auf das Terrain erlauben darf, höchst wahrscheinlich auf der Stelle der zerstörten alten Sofienkirche sich erhoben haben.

Während meines Aufenthalts zu Sofia gehörten die Ausflüge in der Richtung des bereits von Boué und andern Reisenden geschilderten Vitoš zu dessen Glanzpuncten. Die Orte an seinem $1^1/_2$ St. von der Stadt entfernten Hange contrastiren durch das sie umrahmende Grün von den nackten Syenit-Schutthalden und monotonen Grastriften des hohen Colosses, dessen geologisches Gefüge zuerst Boué, dann Viquesnel und Hochstetter vortrefflich charakterisirten. In einer der zahlreichen Vitošfurchen liegt in 1040 M. Seehöhe still verborgen das Kloster Dragalevci, welches mit seinen Buchenhainen an Sonn- und Festtagen eine Art Wallfahrtsort für Sofia's Christenheit bildet. Eine andere beliebte Parthie ist das wasserreiche, einst befestigte Bulgarendorf Bojana, auch Jukari-Banja und das entferntere Banjska am Flusse des Lülün-Gebirges werden ihrer alkalischen Quellen wegen gerne aufgesucht.

Den lohnendsten Ausflug bildet aber jedenfalls das 70 M. höher als Sofia liegende Bali Effendi. Am Eingange des Defilés zwischen dem Vitoš und Lülün-Gebirge situirt, wirkt seine frische Luft und sein vielgerühmtes Bad ungemein erquickend, auch fehlt es nicht an mannigfachen Zerstreuungen. Hier besuchte ich das von Mithad Pascha begründete „Isla Hane", in dem Waisenkinder aller

Nationen in verschiedenen Handwerken, namentlich aber in der rationelleren Lederfabrikation unterrichtet werden. In Verbindung mit dem Hane steht eine ziemlich bedeutende Tuchfabrik, welche Uniformstoffe für das gesammte türkische Zaptiecorps (Gensdarmerie) erzeugt. Maschinen und Lehrmeister kamen theils aus Brünn, zum Theil aus Belgien. Eigentlich ist Bali Effendi eine ebenso künstliche Schöpfung wie die Fabrik zu Sliven und wahrscheinlich dürften aus Oesterreich importirte Tücher in gleicher und selbst besserer Qualität billiger bezogen werden können; nichts destoweniger gebührt dem Gründer beider Etablissements volles Lob; denn es sind nach vielen vergeudeten Jahrhunderten die ersten schwachen Versuche, die europäische Türkei auf die nothwendige Bahn industrieller Production zu führen.

Eine Fahrt in entgegengesetzter Richtung brachte mich von Sofia in $3^1/_2$ St. nach dem nördlich gelegenen Korila, zum Punkte, wo der vom hohen Rilostocke herabkommende Iskerfluss, nachdem er die Sofier Ebene im leichtgekrümmten Bogen S.S.O-N.N.W. durchzogen, die langgestreckte Balkankette durchbricht. Die Fahrt auf dem schlechten Vicinalwege erschien mir endlos. Zusammengerüttelt von den unaufhörlichen Stössen des federlosen Wagens, schwor ich bei dieser Gelegenheit, selbst in türkischen Ebenen nicht so leicht dem Sattel untreu zu werden. Abgesehen von den physischen Martern, welche ich dem mich begleitenden Consul zuliebe erduldete, wurde mir durch die Fahrt auch die Orientirung über manche topographische Details nicht wenig erschwert. Wie ich bereits erwähnte, lassen sich wissenschaftliche Forschungsreisen nun einmal nicht zu Wagen machen. Nur das Reitpferd gestattet volle Freiheit der Bewegung, die nothwendige Unabhängigkeit von Strassen, Fähren u. s. w. Die Eintragung der zahlreichen Orte der Sofier Ebene, welche selbst auf v. Hochstetter's Karte (1872) am Wege nach Korila fehlen, war unter solchen Verhältnissen ein wahres Kunststück und ich muss um Nachsicht bitten, falls hier manche Einzelheit als nicht ganz richtig sich erweisen sollte.

Nachdem wir uns im Han des hochgelegenen Korila's ein wenig gestärkt, ging es zum Defilé des Isker hinab, der hier um 40 Meter niedriger als bei seinem Eintritte in das Sofiabecken und in so breitem Bette fliesst, dass er leicht durchwatet werden kann. Unzweifelhaft nahm der See, welcher einst das Becken von Sofia füllte, durch dieses Defilé seinen Abzug. Der Anblick der Iskerschlucht ist ein überraschender. Bis Ronĉa, einem Tscherkessendorfe neben dem gleichnamigen Bulgarenorte auf dem rechten Flussufer, ist sie intensiv roth gefärbt; denn die ziemlich steilen Abstürze der südlichsten Vorberge des Balkans werden von rothen Sandsteinen gebildet, auf welchen gleichfarbige Conglomerate auflagern. Es ist die von mir bei Komarci, Kliseklovska Köi, Rahmanli u. s. w. am ganzen Balkan-Südhange constatirte gleichartige Region. Alles ist hier steril, klippig,

pittoresk, aber in hohem Grade unwirthlich und nur die sanft gewölbten Plateaus zeigen magere Grasnarben, kaum gut genug zur Weide für die zahlreichen Heerden. Ich begnügte mich mit diesem ersten orientirenden Blicke in das Iskerdefilé, in das damals über Ronča hinaus kein Forscher tiefer eingedrungen, nahm mir jedoch vor, wenige Tage später seinen jungfräulich-mysteriösen Schleier von Norden her mehr zu lüften (Cap. XIV).

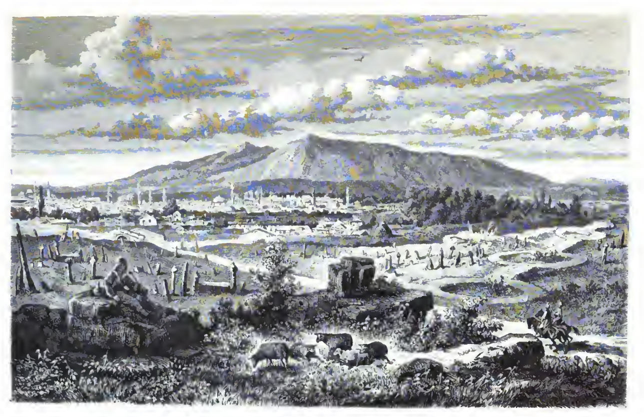
Auf dem Rückwege nach Sofia bei dessen Sandüklü-Brücke angelangt, erkletterte ich die höchste Parthie des römischen Werkes und zeichnete, was noch von dem alten Serdica erhalten blieb. Die selbst im Verfalle grossartigen Reste gaben den passendsten Vorgrund zum Bilde des modernen Sofia. An keinem andern Puncte wie hier präsentirt sich die Stadt mit ihrem Vitoš so übersichtlich und pittoresk zugleich, das in vollster Abendpracht daliegende prachtvolle Panorama lud uns längere Zeit zum Verweilen ein und Herr Lutteroti, der ortskundigste Cicerone, erhöhte durch pikante Erläuterungen dessen Reiz. Die vielen dicht nebeneinander in der östlichen Stadthälfte auftauchenden Minarete verrathen übrigens ohne jeden Commentar, dass sie der Hauptsitz der moslim'schen Bevölkerung; während im westlichen Christenviertel die weissen Spitzsäulen der „Muselim- und Telekhasan"-Moschee neben den Kuppeln der Kathedralkirche isolirt erscheinen. Ferne auf der Hochebene, südlich von der Stadt erblickt man die durch ihre geschlossenen Gehöfte und Obsthaine gekennzeichneten Orte: Begler-Čiftlik, Dragalevci, Bojana, Bali Effendi, Jukari Banja, Tatarköi u. s. w.

Ausserordentlich landschaftlich schön gestaltet sich nach allen Seiten die Umrahmung des Sofier Beckens. Vom Vitoš weiter gegen Südosten schliessen es die Berge der Ichtimaner Sredna Gora und die Samakovski Planine, unter deren Spitzen mein Zaptie den 2750 M. hohen Rilodagh erkennen wollte, gegen S.W. erscheinen aber die sanften Höhen des Lülün-, Visker- und Alkali-Gebirges. Verkehrt man den Standpunkt gegen N., so erblickt man die grosse Ebene durch den streng W.O. streichenden Hang des Balkans scharf begrenzt und über demselben eine imposante Reihe bis 2000 M. hoher Spitzen. Während ich das Profil der vom Zlatica- bis zum Berkovica-Balkan sichtbaren Kette entwarf, suchte ich die Passeinsattlungen herauszufinden und zu peilen, auf welchen ich sie noch übersteigen sollte. In der gleichen Winkelschnittlinie mit dem gut markirten Dorfe Gradec erschien zunächst der nach Berkovica führende „Ginci-pass", mein Reiseziel am nächsten Tage.

Die Sonne verglühte auf den höchsten Balkanspitzen. Der Abend war eingebrochen und in den Strassen der Stadt herrschte nach moslim'schem Brauche bereits Grabesstille. Mit dem Hahnenrufe werden sie sich rasch bevölkern, Sofia, die Metropole Thraciens, wird aber von viel längerem Schlafe erst durch die Zauber des Jahrhunderts, durch Eisen und Dampf, zu neuem Leben erweckt

[illegible] An Kenner [illegible] so übersicht[illegible] prachtvolle Pa[illegible] der ortskundige[illegible] Die vielen dient [illegible] Minarete verrathen [illegible] moslim'schen B[illegible] Spitzsäulen der [illegible] der Kathedralkirche [illegible]

[illegible] Seite [illegible] schliess[illegible] [illegible] gut [illegible] wollte, geg[illegible] [illegible] Alkali-Gebirges [illegible] grosse Eben[illegible] [illegible] begrenzt und [illegible] Während [illegible] Kette er[illegible] [illegible] auf welchen [illegible] mit dem gu[illegible]



SOFIA AM VITOŠ.

werden. Neben den Ruinen aus seiner römischen Glanzepoche sah ich im Geiste einen unserer stolzen Bahnhöfe, auf dessen Geleisen die Reisenden und Waarenzüge zweier Welten sich kreuzten und Sofia selbst zu einem hochwichtigen Knotenpuncte des grossen friedlichen Weltverkehrs umgestaltet.

Beim Schienenstrange Constantinopel-Sofia-Belgrad allein kann es aber nicht bleiben; denn von Orsova und Salonik werden andere Linien in Sofia münden. Bezüglich seiner Zukunft darf ich also der abfälligen Ansicht meines verewigten Freundes Lejean nicht beipflichten. Auch von Sofia gilt das Wort nicht „es war"; sondern „es wird sein!" Zur gänzlichen Erfüllung desselben bedarf es allerdings weiterer Umgestaltungen, vor allem eines Regiments, das die günstige geographische Position der grossen Iskerstadt durch entsprechende Institutionen zu fördern versteht. Es ist wohl schwer in die Zukunft zu blicken; nichts destoweniger wage ich es vorher zu sagen, dieses neue Regiment wird kommen, weil es eine Nothwendigkeit ist und desshalb — kommen muss!

XIII.

UEBER DEN GINCI-BALKANPASS, DURCH DAS ISKER-DEFILÉ NACH VRACA.

(VIII. IX. X. Balkan-Passage.)

Aufbruch nach Berkovica. — Türkisch-bulgarische Staffage. — Strasse und Gegend. — Kostimbrodhan. — Schweigger's „Sophianer Heyden". — Gradec. — Das Iskrecthal. — Auf der Pečenabrdohöhe. — Ginskihan. — Schanzen auf dem Passübergang. — Wahrheit über den Steilabsturz des Balkans. — Geologisches und Archäologisches im Brzia-Defilé. — Karaul-Arnauten und Tscherkessen. — Hitov und Totju's Banden. — Klisura. — Berkovica. — Nach Selam Čiftlik. — Felsencirkus. — Kloster. — Entdeckungen im Botunia-Quellgebiet. — Kotlaberg. — An der Vračanska nach Vraca. — Im Kristo Sava-Han. — Herr Lemonides. — Der Hauptplatz. — Bazar, Industrie, Silberschmiede, Töpfer u. s. w. — Türkisches Beamtenthum. — Ethnographisch-Historisches. — Vraca's Kula. — Ausflug in das Izgorigrad-Defilé. — Sein versteinerter Car und andere Merkwürdigkeiten. — Nach dem Iskerdurchbruch. — Römerreste zu Mezra. — Brückenprojekt. — Das seltsame Römerschloss zu Ljutibrod. — Archäologisches. — Schatzgräber. — Gefährliche Passage auf den Isker-Steilmauern. — Burgen. — Čerepiskloster. — Wasserfall und Tabakbau an Slidol. — Geologisches bei Ignatica. — Seronino im J. 1829. — Gabronica-Bachgebiet. — Lakatnik. — Intelligenz der Balkandži. — Auf dem Javorec. — Weite Fernsicht. — Unwetter. — Einfluss der Tscherkessen-Colonisation auf die Abnahme der Rindviehzucht. — Ueberfahrt auf das linke Iskerufer. — Osikovsko-gradište. — Sage. — Iskerlauf. — Ueber den Vraca-Balkan. — Durch das Leva-Defilé nach Vraca. — Consul Lejean's Wunsch erfüllt. — Rückblick auf die erreichten Resultate im Iskergebiet.

Ruhe und vortreffliches Futter hatten meine Pferde während der Sofier Rasttage so gekräftigt, dass ich unbesorgt mit ihnen den weiten Marsch nach Berkovica antreten und die zu Orhanieh gemietheten Auxiliarpferde sammt ihren Kiradschis zurücksenden konnte. Nachdem ich so mein Budget bedeutend entlastet hatte, verabschiedete ich mich am Frühmorgen des 13. August am Kuršumli-Kapu von Herrn Consul Lutteroti, den seine Postabfertigung nach Constantinopel zur Stadt rief. Gern wiederhole ich hier den herzlichsten Dank für die werkthätige Gastfreundschaft, die mir von seiner Seite zu Theil wurde.

Gleichzeitig mit meiner kleinen Caravane marschirte eine von Ochsen gezogene, bedächtig hinschleichende Araba zum Thore hinaus, welche den dicht verschleierten Harem eines türkischen Grossen nach Niš führte. Es war eine den Europäer fremdartig berührende Staffage, die mit der Vollendung des langgeplanten Eisenweges wohl verschwinden wird. Der schwarze Eunuche, welcher neben dem Wagen ritt, drängte sich abwehrend zwischen ihn und eine Cavalcade heransprengender bulgarischer junger Leute auf feurigen, mit bunten Bändern geputzten Pferdchen. Am Tage vorher hatten sie einem jungen Hochzeitspaare einige Stunden weit das Ehrengeleite gegeben und kehrten nun in heiterer Stimmung zur Stadt zurück. Es war eine Gruppe voll Lebenslust, welche mit dem trostlosen türkischen Gefährte grell contrastirte.

Die kurz zuvor vollendete Strasse erwies sich vorzüglich und beinahe topfeben; denn der diluviale Lehm wird hier nur leicht durch flache, muldenartige Einschnitte undulirt, in welchen die Wasser des Lülün- und Visker-Gebirges dem Isker zufliessen. Bis zum Balkanrande berührt die Strasse nur das einzige Dorf Vrbnica, obschon viele Orte nahe derselben liegen. Aengstliche Vermeidung solcher scheint überhaupt Princip türkischer Ingenieurkunst zu sein, so boten nur einige zur linken Seite auftauchende Tumuli geringe Abwechselung. $^1/_4$ St. vom Dorfe Kostimbrod entfernt, überschritten wir auf solider Brücke die von Slivnica herabkommende Blato rjeka, nach den Sümpfen so genannt, welche sie bei Petrič bildet. Im 549 M. hoch gelegenen Kostimbrodhan nahe an der Brücke machte ich Mittagshalt und liess mir im Schatten einer Baumgruppe den vom Consul Lutteroti gespendeten Imbiss vortrefflich schmecken. Gegen 3 Uhr hatte sich die Temperatur auf 25° C. gemässigt und bald wurde es noch kühler; denn unmittelbar hinter dem Han beginnt der Anstieg über des Balkans Vorberge. Die Wegrichtung wechselte N. mit N. 20 W. Nach $^1/_2$ St. blickten wir in die pittoreske karstartige Kalkschlucht von Gradec, dessen Name auf eine alte Befestigung hinweist und $^1/_2$ St. später gelangten wir zum 734 M. hohen Carskihan, ein ausgezeichneter Orientirungspunkt über das Becken von Sofia, dessen mächtige Ausdehnung schon Schweigger im J. 1577 derartig imponirte, dass er „die Sophianer Heyden, welche nicht kunnt schöner gemahlt werden", über das berühmte Augsburger Lechfeld stellte. Ich schied hier von der grell beleuchteten weiten Ebene, vom Vitoš und dem in bläuliche Töne gehüllten Sofia und setzte den Aufstieg gegen N. fort.

Industriöse Bulgaren brennen nahe beim Carski Han den dort anstehenden dichten weissaderigen Kalk für den Gebrauch der Hauptstadt. Bald darauf ging es in einigen Serpentinen die von grauschwarzen thonigen Kalkmergeln constituirte Wasserscheide hinan, welche vorbei am Ranislavcihau in das Längenthal des „Iskrec" (kleiner Isker) hinüberführt. Welche Ueberraschung! Die nackten

reizlosen Berge, über welche wir gewandert, umschlossen das denkbar prächtigste Landschaftsidyll, wie es hübscher kaum in Tirol zu finden. Wunderbar frische Gehölze und Triften wechselten mit furchtbaren Culturen, es schien als wäre alle Vegetation von den Höhen hinab zum Thale gewandert und mitten durch rieselten aus NW., W. und SW. strömende Wasserfäden rauschend nach der Tiefe, hier und da geräuschvoll eine kleine Mühle treibend, überall netzend, befruchtend und belebend. Ausser dem wenig gekannten reichen Quellgebiet galt es hier die Lage von 12 bis dahin unbekaunt gebliebenen Orten zu fixiren und die einzigen Orte, welche Kiepert's Karte (1871) in dieser Region zeigt, nämlich: Glinzi und Petschenabrdo, weil fictiv, von der Karte zu streichen. Es giebt am Iskrec keine Dörfer dieses Namens, wohl aber weit weg jenseits der folgenden Wasserscheide ein „Ginci", daun eine Höhe „Pečenabrdo" mit einem elenden Han, in dem ich eine schlaflose Nacht qualvoll verbrachte.

Noch vollzog sich der Kampf zwischen Finsterniss und Morgengrauen, als es mich zur benachbarten Karaula hinauszog, deren kleine Besatzung ich am Abende im Han bewirthet hatte. Ihr alter Buljakbascha war bereits auf den Beinen und lud mich zu Kaffee und Tschibuk auf die hochgelegene Tschardake. Als vortrefflichem Kenner der Umgebung verdankte ich ihm manch werthvolle Notiz, sowie die erste Andeutung über ein grosses westliches Thalgebiet, von dem auf sämmtlichen Karten auch nicht eine Spur zu entdecken war. Ich besuchte es später und brachte es zum ersten Male in Karte (Cap. XVI.).

Vom 855 M. hohen Pečenobrdohan läuft die neue Strasse in unzähligen Serpentinen an den östlichen Hängen des SN. streichenden Zuges hin, welcher das Isker- vom Nišavagebiet trennt. Meist begnügte sich ihr Erbauer mit der Correktur der alten steilen Trace, doch giebt es für Wagen noch immer der halsbrecherischsten Curven genug. Dem karstartigen Kalke folgten lichte Quarzsandsteine röthlicher Färbung und graue kalkige Sandsteine, welche der Landschaft trotz stellenweiser Bewaldung einen traurig öden Charakter geben. Auf- und niedersteigend, kamen wir an dem verlassenen kleinen Ginciban vorüber in 1³/₄ St. zum grossen neugebauten Ginski-Carski-Han (1034 M.), bei dem ich unseren Pferden eine kurze Rast für die weitere Kletterparthie zum Passe gönnte.

In ³/₄ St. standen wir auf seiner letzten Vorhöhe, nachdem wir nahezu 300 M. auf im grauen kalkigen Sandstein eingegrabenen Zikzakwegen erklommen hatten. Ein hoher halb kreisförmiger Stublberg schnitt uns gegen WSW. jede Aussicht ab, gegen O. und W. sahen wir aber hinab in die tief unten liegenden fruchtbaren Thäler von Bratjevci und Ginci. Aus dem letzteren steigt eine neuangelegte Fahrstrasse herauf, welche von Pirot nach Berkovica führt. Beide Thäler boten einen angenehmen Contrast zur ringsum herrschenden Kahlheit, obgleich sie nur sporadischen Baumwuchs besitzen. Zu wirklichem Wald verdichtet sich dieser erst

wieder hart am Passe, wo die Senkung des weitgedehnten grasigen Hochplateaus gegen N. beginnt. Die Passhöhe wird durch zwei die Strasse unter Kreuzfeuer nehmende Erdwerke vertheidiget, welche gleichzeitig mit den Schanzen von Sofia im russisch-türkischen Kriege (1829) angelegt wurden.

Mindestens 5 volle Stunden benöthigt man von Süden her, um vom Kostimbrodban den 1000 Meter betragenden Höhenunterschied zwischen der Sofier-Ebene und dem Berkovica-Balkanpass im allmäligen Anstiege zu überwinden; während man vom Passe zu dem gleichfalls 1000 M. tiefer gelegenen Klisura, an der Nordseite, bequem in 2½ St. hinab gelangt. Schon diese Thatsache beweist die totale Unrichtigkeit der bisher oft wiederholten Annahme, welche dem West-Balkan, ähnlich wie dem Central-Balkan, einen durch Senkung entstandenen Steilabsturz vindicirt. In Wahrheit kann aber von einem solchen, wie ich ihn zu Šibka, Kalofer, Karlovo, Rahmanli, Zlatica und Komarci constatirte, von letzterem Puncte weiter westlich bis zum Sv. Nikola-Balkan, also in der 17 Meilen betragenden Westparthie der Balkankette keine Rede sein. Ja, vom Küčük-Sofia-Balkan beginnend, liegt der steilere Hang der Kette, bis zu deren Ausläufern am Timok, entschieden auf ihrer Nordseite. Nur der bisherige gänzliche Mangel einer annähernd richtigen kartographischen Darstellung des westlichen Balkans konnte einige Geologen und zuletzt Herrn Prof. Suess zur entgegengesetzten falschen Annahme geführt haben.

Während die administrativ „Küčük Sofia-Balkan" genannte südliche Vorregion des Balkans der paläozoischen und krystallinischen Zone gemeinsam angehört, herrscht die letztere bald nach der Ueberschreitung des Gincipasses ausschliesslich vor. Schon nach ½ Stunde Abstieg folgt dem weissen und rothen Sandstein beim Doruk-Karaul schwarzglimmeriger Granit, welcher durch 2 Stunden bis über Klisura hinaus andauert. Oft durchbrechen ihn aber mächtige Dioritgänge, sowie rothglimmerige Porphyre und überlagern Gneis-, Thon- und Mergelschiefer seine riesigen Massen. Jenseits des Passes tritt die Strasse in das Ogost-Quellgebiet und zwar in das streng S.N. streichende Engdefilé der ihm mit rapidem Falle zufliessenden Brzia (Schnellbach). Nahe der zweiten Orta-Karaula blickt man nach S.O. und S.W. in die waldreichen, malerisch schönen Schluchten der Ribna- und Ostroćuka-rjeka, welche mit ihren klaren tosenden Fluthen die kleine Brzia mächtig anschwellen. Am Ribnaeinflusse liegen die Ruinen eines antiken Castells, welches alte russische Routiers „Šetan Kaleh" (Teufelsschloss), die Bulgaren „Marko-Kralskigrad" nennen. Lejean hält es für identisch mit dem Castrum „Brizia" des Procopius. Weiter abwärts sieht man auf vielen Punkten in der Ferne einen geradlinigen weissen Streifen, es ist die nahezu S.N. streichende Lomer Strasse, dann die zwischen Balkan und Donau als Schlussstein der Gebirgszone aufsteigende Pastrma-Planina (Forellen-

berg), deren Kalkzinnen sich scharf im Detail vom blauen Firmament abheben; obschon 5 geogr. Meilen in der Luftlinie uns von ihr trennen.

Im Doruk-Karaul hielten wir Mittag, im Orta-Karaul kurze Rast. Des ersteren Besatzung bestand aus einigen freundlichen Türken, jene des letzteren glich aber wegelagernden Vagabunden auf ein Haar. Mein Zaptie, ein geborener Arnaute, beklagte Angesichts dieser zerlumpten Tscherkessenbande den Verfall des Gensdarmen-Instituts durch die Aufnahme solchen Räubervolkes, was mich nicht wenig unterhielt; denn es dünkte mir, als wenn Wölfe über den Eintritt von Hyänen in ihr Raubrevier klagten. Seit Mithad Pascha das Zaptiecorps einer strengeren Zucht unterwarf, fühlten sich die mit Vorliebe dasselbe aufsuchenden Albanesen in ihrem von mir bereits mehrfach charakterisirten Treiben beirrt. Die Gouverneure sahen sich genöthigt die entstandenen Lücken mit Redifs und Tscherkessen zu füllen; nachdem der friedliebende Tatare wenig Sinn für dieses Metier zeigt, das namentlich in neuerer Zeit, wo die Aufstände im Balkan in erster Linie der Vernichtung der kleinen Zwingburgen gelten, nicht ohne Gefahr ist. So hatten auch die Besatzungen der genannten Karaule im Jahre 1867 volle Arbeit, als Panajot Hitov's und Filip Totju's Banden ihre Vereinigung bei dem nahen Klisura suchten. Erst einigen von Vraca und Berkovica ausgesandten Nizam-Colonnen gelang es die Insurgenten zu zerstreuen, doch noch lange machten einzelne Trupps die Balkanwege unsicher. Entlang unseres Weges sah ich einige damals errichtete Blockhäuser, welche jedoch, als später volle Ruhe eintrat, verlassen wurden.

In Klisura pflegen die über den Balkan verkehrenden Handels-Caravanen gewöhnlich zu übernachten und es giebt da eine förmliche Gasse von Hanen mit grossen Stallungen, die jedoch, als ich durchzog, in Folge der schlechten Zeiten nicht „arbeiteten", nur die Mühlen des 130 Häuser zählenden Bulgarendorfes waren im flotten Gange. Hinter dem von den Türken „Dervent" (Engpass) genannten Orte erweiterte sich das Defilé, bei einem isolirten Han bog die Strasse nach N. W. ab und plötzlich standen wir in dem von vielen Wasseradern durchrieselten Kessel Berkovica's, dessen Minarete, leuchtenden Nadeln ähnlich, an den dunklen Steilwänden des Balkans die wirksamste Folie erhielten. Zu Berkovica wartete meiner ein starkes Briefpacket, dessen Beantwortung beinahe den ganzen nächsten Tag beanspruchte, was mich nöthigte, die Besichtigung der Stadt für ihre projektirte zweite Berührung aufzusparen (Cap. X.).

Am 16. August setzte ich meine Reise nach Vraca fort. Eben warf die Sonne ihre ersten Strahlen ins Thal der Brzia, als der mir vom Kaimakam gesandte Zaptie mit militärischer Pünktlichkeit im Hofe meines Hans erschien. Meine Leute waren aber nicht weniger brav gewesen und um 5½ Uhr trabten wir durch die Čaršia der Stadt ihrem östlichen Thalrande zu. Die Richtung

ging auf Selam Čiftlik, ein Dörflein mit 20 bulgarischen Höfen und hübschen Obstculturen, in dessen nördlicher waldiger Schlucht das Kloster „Sv. Kiril und Metodije" versteckt liegt. Als wir die Brzia-Wasserscheide überschritten hatten, traten wir bei Zlatina in einen riesigen Felscirkus, dessen mächtig aufstrebende nackte Kuppen und Spitzen ich vor Wochen zuerst vom Hochplateau bei Kamenica ansichtig geworden war (S. 276). Nun stand ich hart vor ihren coulissenartigen Steilwänden und tief verästelten Schluchten mit stark zerrissenem Vorland, dessen Kieselschiefer den Granit überlagert. Allerorts durchziehen es zahllose Wasseradern und seine saftige Grasnarbe nährt zahlreiche Heerden, nur der Baumwuchs trat überaus spärlich auf. Nach vielfältiger Umfrage wurde es mir klar, dass ich ein Gebiet betreten hatte, von dem unsere Karten absolut nichts wussten. Es war die Quellregion der Botunia, welche Lejean zuerst signalisirt, aber nicht aufgenommen hatte. Die detaillirte Eintragung ihrer Zuflüsse und der bisher ungekannten 12 Orte ihres oberen Laufes beschäftigte mich ausreichend an diesem Tage.

Zunächst erstieg ich eine Höhe nahe bei Zlatina und nahm einen Profilriss des Amphitheaters, das gegen W. mit dem hohen Vokas und östlich mit dem charakteristisch geformten, beinahe senkrecht aus der Ebene aufragenden Kotla abschliesst. Hierauf zog ich auf der schattenlosen Strasse im Sonnenbrande an Draganica und den Ruinen eines Römercastells vorüber und verschiedene Wasseradern kreuzend, nach Hadjilar Mahalesi, einem grossen bulgarisch-türkischen Dorfe von 140 Häusern, das überdies Zigeuner und Tscherkessen mit bewohnen. Es liegt in 281 M. Seehöhe. $^3/_4$ Stunde darauf senkten wir uns nach N. O. zur Botunia hinab. Mit mächtigem Rauschen tritt sie aus einem vollkommen thorartigen Defilé, welches ein südlicheres Thal mit 5 Orten abschliesst, durch Felsen von dichtem kreideartigen Sandsteine sich zwängend, bei Serdar Čiftlik hinaus in die offene Landschaft. Die an und für sich fesselnde Scenerie wird hier durch eine halbverfallene Mühle noch pittoresker. Weit grossartiger noch mag sie sich aber gegen S. in dem berührten Defilé gestalten, in welches einzudringen die vorgerückte Stunde mir leider nicht gestattete. Der nördliche Botunialauf gab mir überdies vollauf zu thun. Ich constatirte, dass er seine Richtung zwischen den Orten Džuma-Mahalesi und Sumer links, dann Dupljak, Glavaš und Kravaderci rechts abwärts nimmt. Am Kravaderski Han verzeichnete ich einen weiteren Zufluss derselben. Kurz darauf brachte uns eine Wegwendung so nahe an den Fuss des oben erwähnten Kotlaberges, dass ich dessen unzählige tiefe Risse genau zu unterscheiden vermochte. Dieser Kotla ist der massig emporstrebende kahle Markstein des hohen riesigen Kalkwalles, welcher als „Vraca-Balkan" auf $4^1/_2$ Meilen von hier bis zum Isker streicht.

Stets parallel mit den beinahe senkrecht abstürzenden 300 M. hohen Wänden

zogen wir nun auf der ihr vorlagernden, mit frischgrünen Eichenhainen und Maisfeldern bedeckten Hochebene hin.

Nur an wenigen Stellen zeigte der schroffe Kalkwall einen tieferen Querriss, wie bei dem Dorfe Bistrec und Kloster Sv. Jovan, in dessen Nähe wir das von Vraca herabkommende Flüsschen zum erstenmale kreuzten. Bei Krivodol fällt es nach 5 Meilen langem Laufe in die Botunia. Jetzt floss die Vračanska klar und ruhig dahin, hier und da eine Mühle treibend, ihre breite Schuttbetten zurücklassenden Frühjahrshochwasser bilden jedoch eine stets drohende Gefahr für die schöne Ebene und verhindern die vermehrte Cultivirung derselben. Eine Caravane türkischer Frauen, welche wir im Schatten eines riesigen Tumulus, nahe einem zweiten kleineren gelagert fanden, verriethen die nahe Stadt. Sie unterhielten sich und schäkerten mit ihren Kindern, welche aus den Tragkörben eines Esels stets nach neuen Näschereien langten, noch lange klang uns fröhliches Lachen nach. Türkische Frauen und Kinder neigen ebenso sehr zum Scherze, als der junge Osmanli sich schon frühzeitig in das künstliche Ceremoniell zwängt, das ihn durchs ganze Leben selten mehr verlässt. Die Staffage ward immer häufiger, wir kamen an wohl gepflegte Wein- und Gemüsegärten und immer deutlicher wurde die Silhouette der Stadt. Trotz zahlreicher längerer Aufenthalte, war es noch früh am Tage, als wir im „Kristo Sava Han“ Vraca's unseren Einzug hielten. Man rechnet von Berkovica dahin eigentlich nur 6 Reitstunden. Entlang des ganzen Weges hatte uns der beide Städte verbindende Telegraph begleitet, der bereits mehrmals von Insurgentenbanden zerstört wurde.

Von Herrn Consul Lutteroti zu Sofia war ich Herrn Leonida George Lemonides, der temporär zu Vraca Einkäufe für das berühmte Marseiller Haus Richard zu Adrianopel besorge, warm empfohlen worden. Mein guter Stern liess ihn einige Tage vor mir im selben Han absteigen. Rasch machte ich dessen werthvolle Bekanntschaft, und wenn ich hier über Vraca und Umgebung vielleicht etwas mehr zu erzählen weiss als meine Vorgänger, verdanke ich dies nicht an wenigsten meinem ebenso angenehmen, als unterrichteten und unermüdlichen Cicerone. Im Gegensatze zu anderen Städten, wo ich zuerst schürfen und dann den Eingeborenen Aufschlüsse über das Gefundene geben musste, kannte der feingebildete Grieche hier jeden Stein und seine Geschichte. Vraca's Schicksale während der classischen Epoche waren allerdings auch Herrn Leonidas fremd und dürften sich wohl kaum mehr als fragmentarisch aus künftigen Inschriftenfunden feststellen lassen. Enthusiastisch sprach er aber von einigen noch vorhandenen monumentalen Resten und gerne sparte ich deren Besuch bis zum folgenden Tage, da Leonidas früher noch einige dringende Geschäfte zu besorgen hatte.

Selten hatte ich auf meiner Reise so trefflich als im reinlichen, von einer Wittwe, ihrem Sohne und Töchterlein besorgten Kristo Sava Han geschlafen und

neu gestärkt betrat ich am nächsten Morgen den Hauptplatz Vraca's, auf den die Vorfronte des Hans hinausging. Er bot ein farbenprächtiges originelles Bild, der Wiedergabe eines Hildebrand's werth. Cafés mit hölzernen Balkonen aller Formen, halb orientalisch, halb occidental gebaute bunt bemalte Steinhäuser und Buden voll bizarrer architektonischer Details umrahmten den Platz. Seinen Mittelpunkt bildet der ungeschlachte, quadratische, echttürkische Uhrthurm, von einer noch höheren dunklen Riesenpappel überragt. An verschiedenen Punkten blenden das Auge metallene Spitzen und Kuppeln der Minarete und Kirchen und all dieses unruhige farbenreiche, von einer drängenden und feilschenden türkisch-bulgarisch-tscherkessisch-jüdischen Staffage belebte Menschenwerk lehnt an himmelanstrebenden festgegliederten steilen Kalkmauern, welche im grellweissen Sonnenlichte köstlich vom tiefen Blau des Aethers contrastirten.

Auf diese „Golema piaca" mündet von W. her die grosse Bazarstrasse, in welcher nicht minder rühriges Leben herrscht; denn Vraca ist heute gleich wie vor Alters eine der berühmtesten Handelsstädte Bulgariens. Durch gute Strassenzüge communicirt es mit den Dampfschifffahrtshäfen Lom und Rahova, in seinen Magazinen strömen desshalb Rohhäute, Ziegenfelle, Wachs, Honig, Wein, Mais, Rind- und Kleinvieh u. s. w. aus dem Küčük- und Büjük-Sofia-Balkan zusammen, welche nach der Donau verladen werden, oder in grossen Pferde-Caravanen ihren Weg jenseits des Balkans nehmen. Der Wein des Vracaer Kasa gehört zu den besseren Bulgariens und wird mit 3 Piastern pro Okka (en gros) durchschnittlich bezahlt. Grosse Thiere, Ochsen, Mutterschafe u. s. w. werden grösstentheils lebend nach Constantinopel transportirt; Kleinvieh, Lämmer, Ziegen aber in der Stadt geschlachtet und das Fleisch wird zu Spottpreisen pro Okka mit 18 Para ($2^1/_4$ Pfund à 5 Kreuzer) verkauft. Der Handel mit Lamm- und Ziegenfellen des Kasa ist ein höchst bedeutender. Das erwähnte Marseiller Haus Richard allein kauft hier an 300,000 zum Durchschnittspreise von 17 Piaster pro Paar. Dieser Preis ist jedoch in letzterer Zeit durch Vidiner Agenten, welche mit Wien arbeiten, etwas gestiegen und die vermehrte Concurrenz wird ihn noch bedeutend höher treiben, da das bulgarische Ziegenfell für Schuhwaaren aller Art sich vortrefflich eignet.

Nächst der Lederfabrikation wird auch das Cocons- und Seidengeschäft zu Vraca durch spanische Israeliten betrieben. Es bildet den Sammelpunkt für die gesammte Production des Kasa, welche jährlich an 10—12,000 Okka Cocons und an 1000 Okka Seide beträgt. Einzelne Orte wie Hujoven und Karaš produziren 1500—2000 Okka, andere wie Lakatnik nur 100. Die Seide wird beinahe ausschliesslich in der kleinen primitiven Filatur des Salomon Sapitai aus Sofia gesponnen. Ich traf in derselben viele Bulgarenmädchen mit Sortiren, Auskochen und Spinnen der Cocons beschäftigt, wofür sie 3—4 Piaster (40 Kreuzer) täglich

verdienen. Die fertige Seide wird namentlich an die Kleidersticker Albaniens verkauft, die Cocons wandern aber in die grösseren Filaturen zu Tirnovo und Adrianopel oder durch Agenten nach Frankreich. Leider ist die bulgarische Seidenzucht, welche namentlich im benachbarten Kasa Orhanieh einst eine Haupteinnahmsquelle bildete, durch Raupenkrankheit und hohe Besteuerung auf $^{1}/_{10}$ ihres früheren Ertrags herabgesunken.

Eines besonderen Rufes erfreuen sich durch ganz Bulgarien und Thracien Vraca's „Kolundžiji" (Silberfiligran-Arbeiter). Sein berühmtester Künstler ist in diesem Augenblick Kujundži Koci, wie schon der Name sagt, der Sohn eines Schäfers. Ich fand ihn in seinem bescheidenen Stübchen, vollauf mit der Zusammenlöthung der Rosetten, Arabesken, Blätter und Rippen eines Fruchtkorbes beschäftigt. Obwohl Koci auch nicht das kleinste Modell oder eine Zeichnung für diesen entworfen hatte, musste er doch ein wahres Meisterstück werden, so zart und sinnreich waren die einzelnen Theile gearbeitet. Gerne hätte ich ein Werk seiner Hand erworben, allein wie er mit nicht ungerechtfertigtem Stolze versicherte, hatte er kein Stück vorräthig, da er die dringendsten Bestellungen kaum fertig brächte und fremde Hilfsarbeiter verschmähte. Er wies mich jedoch an einen Collegen, dessen Cigarettenspitzen, Frauenschmuck, Kaffeebecher u. s. w. mir aber lange nicht so gut gefielen. Alle diese Filigranobjekte werden nur nach dem Gewichte und zu festen Preisen berechnet. Koci fixirte diesen mit $3^{1}/_{2}$ Piaster für das Silber und $2^{1}/_{2}$ P. für seine Arbeit pro Dram.

In Folge einer an mich gelangten Einladung besuchte ich, mit Herrn Nišo Braikov, Lehrer an der grösseren bulgarischen Stadtschule, den reichen Primaten Teodoraki Dimitriev. Er bewillkommte mich mit seinem jugendlichen Töchterchen herzlichst und zeigte sehr viel Sinn für Alterthumskunde. In seinem hübschen Hause sah ich den Kopf einer antiken Statue und einen Votivstein, welche aus Golemo Peštene herrührten, was mich bestimmte dieses Dorf in mein Routier am Skitflusse einzufügen. Herrn Teodoraki's Wohnung war mit einem gewissen Comfort eingerichtet. Die Sitzkissen an den Wänden waren äusserst geschmackvoll von den Frauen in bunter Wolle gestickt, die Zimmerdecken zierlich in Holz getäfelt und an den Wänden liefen Bretter mit schönen Krügen in Metall und Keramik, welche den ausgesprochenen Sinn des Bulgaren für das Kunsthandwerk bethätigten. Der Eigner war so freundlich, mir zum Abschied einen schön gearbeiteten Krug durchbrochener Arbeit zum Geschenk anzubieten, der im Wiener Museum später ungemein gefiel. Um ihn den Fährlichkeiten der Reise zu entziehen, packte ich ihn meiner geologischen Sammlung bei, welche sich wieder so sehr vermehrt hatte, dass ich zur Entlastung des Trainpferdes sie mit andern gesammelten Gegenständen nach Lom senden musste. Zu meiner grösseren Beruhigung übernahm es der sehr gefällige Kaimakam, die Kiste dahin durch einen

Zaptie zu besorgen. Selbst weniger freundlich dem Fremden gesinnte Beamte stimmt ein Ferman des Sultans zu scheinbarer Zuvorkommenheit; denn sie fürchten, dass sein Träger nach Stambul zurückkehren und dort ihre Carrière nachtheilig beeinflussen könnte. Schade dass nicht alle wegen Bedrückung von Seite der Steuerpächter, wegen Raub durch die colonisirten Tscherkessen u. s. w. Klagende, die ich dutzendweise auf dem Flur des Kasa-Konaks traf, solcher Spezial-Fermane sich erfreuten. Freilich würde durch die Allgemeinheit ihre Wirkung abgestumpft werden. Der Wohlhabende in der Provinz geht desshalb nach Stambul, um dort durch Bakschisch seine Kasa-Autorität günstig beeinflussen zu lassen, sobald es sich um einen wichtigen Prozess handelt.

Auch den Kreisvorstand von Vraca traf ich vielbeschäftigt; denn sein Kasa zählt 95 von mir in Karte gebrachte Orte, von welchen man auf unseren Karten allerdings nur 19 findet. Namentlich geben die 9 Tscherkessen-Colonien viel zu thun. In der Stadt, welche 2400 Häuser (darunter 50 tatarische und 20 Zigeuner-Gehöfte) zählt, ist das bulgarische Element überwiegend stark vertreten, dies erhellt schon daraus, dass 7 christlichen Kirchen nur 4 Moscheen gegenüberstehen. Noch geringfügiger ist das moslim'sche Element in den Dörfern des Vracaer Kreises und hier besteht es nur neben den 64 rein bulgarischen und 8 gemengt christlich- moslimschen Bulgaren-Orten aus neu colonisirten Tataren und Tscherkessen. Der Türke ist demnach im Kasa Vraca vollkommen ausgestorben; obschon traditionell verlautet, dass es einst hier viele gegeben habe. Dies ist auch höchst wahrscheinlich, da die Eroberer sich als Grundherren (Spahi, Beg u. s. w.) auf Čiftlik's und Kula's, wenn schon nicht in grösserer Zahl, zwischen der Rajah allerorts eingenistet hatten. Heute existirt aber nicht ein türkisches Haus im grossen Kasa von Vraca und dies illustrirt am besten meine auf vieljährigen Erfahrungen beruhende, wiederholt ausgesprochene Behauptung, dass der Türke seit langer Zeit von W. gegen O. zurückweicht. Noch mehr! Im ganzen Sandschakat von Vidin wohnt der Türke heute, wie dies meine ethnographische Karte en détail feststellt, nur noch in 7 Kreisstädten, 2 Flecken und 4 Dörfern (letztere sämmtlich im Kasa Berkovica), und selbst an diesen 13 unter so vielen hunderten von Orten stets gemengt mit Bulgaren; der Flecken Čibrica allein ist rein türkisch.

Trotz dieser Minorität des moslimschen Elements zu Vraca, wusste es sich stets selbst über den Umkreis der Stadt hinaus gefürchtet zu machen. Noch heute birgt sie eine in den Hof des Kristo Sava Hans drohend hinein schauende, mittelalterlich-türkische „Kula", von der die Aga's des berüchtigten Kirchenstürmers Jusuf Pascha von Berkovica, welcher ein Zeitgenosse des Rebellen Pasvan Oglu Pascha's war, vor 76 Jahren Brand und Plünderung bis in die tiefsten Schluchten des Iskers trugen. Es ist ein abscheulich kastenartig hohes und festes Gebäude, mit wenigen Fenstern, aber mit desto mehr Schiessscharten und

gedeckten vorspringenden Balkonen zur Vertheidigung eingerichtet. Heute steht die Kula, welche von so vielen Gräueln erzählen könnte, die in ihr ausgeheckt wurden, ein Bild trauriger Zeiten in Mitte einer üppig sie umwuchernden Busch- und Baum-Vegetation verlassen da und hoffentlich hat sie für immer ihre abscheuliche Rolle ausgespielt. Wie viel Vraca unter den Krdžalienstürmen gelitten, davon erzählt sein Bischof Sofronije, der vor ihnen in die Balkanschluchten und später über Pleven in die Walachei flüchtete (1799): „Meine Eparchie war verwüstet, die Dörfer verschwunden, Krdžalien und Pasvan's Haiduken hatten sie niedergebrannt, das Volk war zersprengt über die Walachei und andere Länder." Dass Sofronije nicht übertrieb, dafür bürgt uns die gleichzeitige Schilderung des berühmten Reisenden Pouqueville in seiner „Voyage en Morée" von dem Verfahren der Krdžalien an der Mariza: „Grabesstille ruhte über den unangebauten Feldern und nur Leichen und verbrannte Gehöfte sah man am Wege, die Einwohner hatten sich aber geflüchtet oder waren Opfer der wilden Bestien geworden."

Ueber meine Musterung der Stadt, deren Seehöhe ich mit 396 M. bestimmte, war es Mittag geworden und ich kehrte nach dem Han zurück, wo mittlerweile auch H. Leonidas pünktlich zu einem trefflich bereiteten Mahl erschienen war. Ein kurzer Kef schloss dasselbe und dann machten wir uns auf den Weg zum Defilé von „Isgorigrad". Obschon die Augustsonne furchtbar niederbrannte, milderte sich die sengende Hitze doch, sobald wir das Palilula-Viertel hinter uns hatten. Sie reicht mit ihrer letzten Häuserzeile weit ins Felsenthor hinein, aus dem die Vračanska (hier Leva genannt) mit einem Knick gegen W. ihren Lauf durch die Stadt einschlägt. Ein alter bemooster Viaduct führte uns auf ihr linkes Ufer. Wir folgten seinem Zickzackpfad und traten bald darauf in ein Amphitheater, dessen zurückweichende Etagen in immer höher sich thürmenden Kalkmassen aufsteigen. Parterre-Tribunen ähnlich, ziehen von ihrem Fusse im Laufe der Zeit abgestürzte Schuttmassen vertical zum tosend sie durchbrechenden Wildbache herab und aus ihrer spärlichen Vegetationshülle starren isolirte Riesenkegel und Monolithe empor, welche das rauschende Wässerchen mit Verschüttung bedrohen. Im hellgelben „Kalkcircus von Vraca", dessen Zauber den Eintretenden mit der zwingenden Gewalt grossartiger Naturschöpfungen gefangen nehmen, hat die phantastische rothe Sandsteinwelt Belogradčiks, deren Schönheit ich im I. Bande gepriesen, ihren nahezu ebenbürtigen Rivalen gefunden.

Von den Eingeborenen wird das Isgorigrad-Defilé mit einer gewissen Scheu betreten. Nach der Ueberlieferung hat hier nämlich der zürnende Christengott den Verrath des letzten Bulgarenherrschers Joannes Straeimir Šišman in ewig sichtbarer Weise wunderbar geahndet. Hoch auf dem „Kral hair" am rechten Bachufer, sieht man diesen Joannes, weil er sein Land den Türken feige ausgeliefert hatte, auf der versuchten Flucht in Stein verwandelt. Aber nicht nur



IZGORIGRAD-DEFILÉ BEI VRACA.

den gekrönten Verräther, sondern auch dessen Tochter, Kutscher, Wagen und Viergespann ereilte die gleiche Strafe. Ihr Blut röthete an jener Stelle die Felsen! Es gehört mehr als lebhafte Phantasie dazu, um den „Koč“, den Wagen des treulosen Cars zu erkennen; allein die Sage zeigt auch hier wieder die volle Richtigkeit des „Vox populi, vox dei!“ In Wahrheit hat dieser letzte Bulgarenkral Jovan Straeimir nicht nur das autonom-bulgarische Patriarchat dem griechisch-öcumenischen Stuhle zu Constantinopel ausgeliefert, sondern sich auch durch einige Zeit zum verächtlichen Vasallen der Türken erniedrigt. Als Sultan Bajazid ihm zuletzt auch seine Residenz Vidin genommen, mochte er vielleicht in die unzugänglichen Schluchten des Balkans von Vraca geflohen sein. Wesshalb die Sage dem frevelnden Kral seine Tochter als schlimme Beratherin zugesellte? Kannten die alten Bulgaren das neuestens so beliebte „Où est la femme?“

Auf einer riesigen, von Sambucus Salvatica überwucherten Schutthalde gelten einige Mauerreste als das „Isgorigrad“, als die von den Türken verbrannte letzte Stadt des Krals. Die stellenweise heute noch 9 Meter hohen Reste colossaler Mauern lassen sich auf 250 Schritte verfolgen. Abgesehen aber, dass auf so engem Raume unmöglich eine Stadt gestanden haben kann, charakterisiren der feste Cement, mit dem das Mauerwerk verbunden, sowie andere Anzeichen die Ruinen als Reste eines römischen, später byzantinischen Baues, der wahrscheinlich zum Schutze des Passes und der nahen Wasserleitung errichtet wurde. Heute noch wie in classischer Epoche führt sie der am nördlichen Defiléausgange gelegenen Stadt den kalten köstlichen Quell zu. Möglich auch, dass Kaiser Justinian später das von den Barbaren zerstörte römische Werk restaurirte und hier jenes von Procopius erwähnte Castell Vratitza stand, dessen Name, wie schon Lejean bemerkte, im heutigen bulgarischen Stadtnamen Vraca wiederklingt. Mit Gewissheit lassen sich aber nur die nahen Ruinen des im Krdżalienstnrme (1798) zerstörten Klosters Sv. Nedelja, als ein zweifelloses Werk der bulgarischen Carenepoche bestimmen.

Nachdem wir dem historischen Interesse genügt, wenden wir uns wieder zum Lebenden, zur prächtigen Scenerie, welche alle diese Denksteine aus längst vergangener Zeit einschliesst. Ein höchstens 20 Meter breites Thor führt uns zwischen den aufstarrenden, weissen Nadeln der Kalkpylone hinaus in das gegen Süden sich öffnende Thal. Die hohen Mauern des Passes treten hier vor plötzlich auftauchenden, sanft gerundeten Spornen zurück, reiche Heerden weiden auf üppigen Matten, die Ziege findet in dem reich wuchernden Eichen- und Haselnussgebüsch ergiebige Nahrung, tief am Bache unten ertönt das Geklapper zwischen Pappeln und Ahornen versteckter Mühlen und noch südlicher erscheinen die Culturen des hochgelegenen Dorfes Isgorigrad.

Der Abend war bereits weit vorgeschritten. Einzelne Sterne blickten auf

das herrliche Stück Balkanwelt nieder, und wir kehrten spät durch das im Gegensatze zu unserem sonnigen Bilde in tiefblaue Schatten gehüllte Defilé der „verbrannten" Stadt, zurück nach dem gastlichen Vraca.

Wie ich bereits S. 317 bemerkte, steht es nunmehr unumstösslich fest, dass die durch sechs Längengrade streichende Balkankette nur an einem einzigen Puncte und zwar allein vom Isker S. N. durchbrochen wird. Nach diesem Flusse wird auch das Defilé genannt. Im letzten Capitel standen wir bei Korila an seinem südlichen Thore, doch die nähere Erforschung dieses jungfräulich gebliebenen, bis 1871 von keines Reisenden Fuss betretenen Iskerdurchbruchs gedachte ich nunmehr vom Norden her zu unternehmen. Der Versuch bildete für mich eine um so interessantere Aufgabe, als sie mir gewissermassen von meinem früh verewigten Freunde Lejean testamentarisch empfohlen worden war. Kurz vor seinem Tode schrieb mir Consul Lejean: „Il faut qu'un de nous deux en finisse avec les Balkans de Berkovitza, Vratza jusqu' à Orchanie." — Zu Vraca rieth man mir allgemein von dem Unternehmen ab. Das Defilé sollte weglos, auch unsicher sein und derlei Fabeln mehr. Alles dies steigerte aber meine Lust es zu besuchen. Auch mein junger Cicerone Leonidas war der Ansicht, dass nur die Romantik, welche dem Defilé anhaftet, seine Schrecken vergrössere und zu meiner unerwarteten Freude brach er mit mir dahin auf.

Vier Tumuli und ein riesiger Friedhof krönen die niedere Wasserscheide, welche in der Ebene Vraca's das Bett der westwärts fliessenden Vračanska von dem der Bela rjeka trennt. Am 18. Augustmorgen senkte sich unsere von zwei Zapties geführte Caravane über dieselbe thalabwärts gegen Osten. Zur Rechten nach S. waren die bereits gedachten nackten hohen Kalkmauern unsere Begleiter. An drei Stellen werden sie von kleinen Wasseradern durchquert, an diesen und auf den sehr heftigen Weststürmen ausgesetzten Spornen erschien nur stellenweise Buschwerk, seltener ein Baum; doch trotz dieser Unwirthlichkeit haben sich die Orte: Metkovce, Pavlica, Čelopek, Moravica, Mezra und Kreta hier angesiedelt. Ihre Bewohner theilen allerdings ein hartes Erdenloos; die nährende Scholle liegt nämlich weit unten am Flüsschen und so ruhig dieses eben, die Fluren befruchtend, dahinfloss, so tückisch zerstörend wirkt es zu Zeiten; die Ruinen eines alttürkischen Städtchens, dicht neben einem Tumulus am linken, von sanften Höhen gebildeten Ufer, nahe bei Krpec erzählen davon. An vielen Stellen des Bela-Rinnsals tritt die das ganze Terrain constituirende Kreide mit zahlreichen Petrefacten hervor und höchst wahrscheinlich gab ihre weisse Farbe dem Thale dessen Namen. Wir kreuzten den Bach und stiegen zum jenseitigen Dorfe Mezra hinan, das nach verschiedenen Aussagen einige Alterthümer bergen sollte. Der Boden war durch einen heftigen Regen in Brei verwandelt, der Weg abscheulich und auch das Dorf mit seinen schmutziggrauen Dächern von dünnen

Kalkplatten war nichts weniger als anmuthend. Wir glaubten schon resultatlos abziehen zu müssen, als uns nach vielem Fragen ein Stein im Hause des Dragan Stojanov signalisirt wurde, welcher wirklich eine argverstümmelte Inschrift aus der Zeit des Caracalla trug. So lange der Kaiser lebte, vom sklavischen Sinne seines Volkes laut umschmeichelt, war sein Name auch hier wie auf den meisten Monumenten nach seinem Tode ausgekratzt worden. H. Prof. Kirchhoff las die Widmung: „Mit gutem Glücke — den grössten und göttlichsten . . . . M. Aur . . . . . . unter der Verwaltung der Provinz des G. Ovinius (?) . . . . .“

Mit dieser ersten Entdeckung war der Panzer gebrochen, in den sich jeder rechtschaffene Bulgare hüllt, sobald man ihn um Objekte aus alter Zeit fragt. Die Tochter des Hauses wurde zutraulicher und geleitet durch ihre Winke standen wir bald auf den Ruinen eines antiken Castrums, das einst mit vielen andern sich in die Hut der grossen Iskerstrasse theilte. Von jenen an ihrem unteren Laufe sprach ich bereits, andere an ihrer nördlichen Trace werden wir bald kennen lernen, aber auch auf ihrer mittleren Strecke dürften sie kaum fehlen und möchte ich die Orte Roman und Brusen künftigen Forschern besonders empfehlen. Der Name des letzteren erinnert merkwürdig an jenen einer dort gefundenen Medaille mit der Umschrift ΠΡΟΥΣΙΑΔΩΝ, welche H. Leonidas an Asiz Pascha sandte.

Ueber alle diese Untersuchungen war es Mittag geworden. Wir hielten ihn schlecht und recht im isolirten Mezraban, wobei freilich unser aus der Stadt mitgebrachte Vorrath das Beste thun musste. Dieser Han macht übrigens gute Geschäfte, denn er liegt in der Niederung (281 M.) hart an der Iskorfuhrt, durch welche, vom jenseitigen Drmanca kommend, alle Bewohner der vielen südwestlichen Orte des Kasa Vraca ihren Weg nach der Stadt nehmen müssen. In jedem anderen europäischen Lande würde man an einer so lebhaften Passage eine stabile Brücke errichtet haben. Nur Mithad Pascha dachte hier daran und liess durch den polnischen Ingenieur Gavronjski die vorbereitenden Pläne entwerfen, von welchen ein Croquis in meinen Besitz überging. Das auf zahlreichen Messungen des Wasserstandes beruhende Projekt gerieth aber wie so viele andere nach Mithad's Abberufung in vollste Vergessenheit. Wir waren glücklich, als wir die tiefe Fuhrt heil passirt hatten. Von Drmanca fliesst der Isker strenge N.O. gegen Brusen. Wir nahmen den entgegengesetzten Weg auf das ziemlich wohlhabende Bulgarendorf Reherkovo (70 H.), über welches man an Ljutidol, Novačine und Skrivena vorüber Orhanieh in etwa 3 Stunden erreicht. Wir behielten fortwährend die anfängliche Richtung W. und überstiegen die zum Iskerbett sanft abfallenden Lehnen. Sie zeigten theilweise Mais- und Obstculturen im freundlichen Gegensatze zu den jenseits aufstarrenden Kalkschroffen der Stefanska Mogila des Vraca-Balkans. Noch romantischer gestaltete

sich die Scenerie des linken Iskerufers kurz vor Ljutibrod. Wir hielten an einer hübschen Capelle, mit der ein Bauer irgend ein Familienereigniss verewigt hatte und die nun in 363 M. Seehöhe einen höchst pittoresken Ruhepunkt dem Wanderer bietet. Ueberraschte es mich überhaupt auf orientalisch-kirchlichem Boden eine derartige Baute zu finden, so noch mehr ihre bauliche Form, denn sie glich auffallend den Wegcapellen katholischer Länder und auch die Anordnung im Innern erinnerte an solche.

Das Interesse an dem kleinen zierlichen Bau verschwand jedoch gegenüber einem antiken Menschenwerke, das uns in origineller Verbindung mit einer ausserordentlich romantischen Scenerie hier fesselnd entgegentrat. Von einem mit Laubwald und Culturen bedeckten Vorberge des jenseitigen zinneugekrönten Kalkmassivs zogen nämlich mehrere vollkommen senkrechte 3—5 M. starke, 1—2 M. voneinander abstehende, 50—80 M. hohe Mauern N. S. zum strenge W. O. fliessenden Isker herab, so dass man bequem zwischen ihnen stets im Schatten bis zum Plateau aufzusteigen vermag. Das prächtige Naturspiel, entstanden durch die Auswaschung der lösbaren Erde, ist im ersten Augenblicke geradezu packend. Später, als ich von Ljutibrod mittelst Fähre übersetzte, fand ich, dass die Römer, welche wie kein anderes Volk die natürlichen Vortheile des Terrains auszuuutzen verstanden, auch hier ein lehrreiches Beispiel davon uns gelassen hatten. An zwei Stellen, wo die Kalkwände etwa 50 Schritte voneinander abstehen, schlossen sie dieselben sowohl hart am Flusse als auf dem Kamme des Hügels durch starke, trefflich erhaltene Mauern zu einem Castelle mit zwei riesigen Höfen, in welchen wahrscheinlich Gebäude für die Besatzung sich befanden. Das Ganze wird traditionell „Korintgrad“ genannt, ein Name, welcher allein schon auf dessen antiken Ursprung hindeutet. Nahe dem Hause und einer Weidengruppe, neben welcher die Fährleute ihr Häuschen aufgerichtet, lagen griechische Inschriftfragmente und Marmorplatten mit sculptirtem Lilienblattwerk umher. Nach des Handschi's Versicherung sind sie auf der Spitze des riesigen Tumulus gefunden worden, der nahe beim Castelle sich erhebt. So weit mir bekannt, befindet sich kein anderer künstlicher Hügel so nahe dem nördlichen Balkanhange und er verdiente umsomehr eine genaue Durchforschung, als ihn einst nach der Tradition ein heidnischer Tempel gekrönt haben soll. Vielleicht suchten die Reisenden sich hier die Götter günstig zu stimmen, bevor sie das schwer zu passirende Iskerdefilé betraten. Ich selbst musste auf die Besichtigung des Tumulus verzichten, da ich noch eine Ruine zu besuchen hatte, welche nordöstlich vom Castelle mitten zwischen Feldern aufragte. Zwischen Gräben, Hecken und über die Rudimente alter Baulichkeiten gelangten wir an eine mittelalterliche Kirche von 12 Schritt Länge und 7 Schritt Breite, welche der Tradition nach einst Ortskirche des nahen verlassenen Dorfes war.

Die ziemlich erhaltenen, aber schrecklich rohen und conventionellen Fresken im Altarraume deuteten auf kein hohes Alter. Die Capitäle zeigten jedoch in der gedrückten, abgeplatteten Würfelform mit antikisirenden Voluten, Fisch- und Delphingestalten Reminiscenzen an die altbyzantinische Epoche, ohne dass ich sie dieser zuschreiben möchte. Den en détail arbeitenden Archäologen erwartet, wie man sieht, zu Ljutibrod manch dankbare Aufgabe. Mein strenge vorgezeichnetes Programm gestattete mir leider hier nur die Signalisirung der interessanten Objekte aus den Zeiten Roms, der Völkerwanderung, bis herab zur christlichen Epoche.



Römercastell „Korintgrad" zu Ljutibrod.

Als wir in der wohlthuenden Abendkühle nach dem Dorfe zurückkehrten, zeigten sich dessen mit Kalkplatten gedeckten 170 Häuser auf hoher Lehne zum Flusse herabziehend, am Fusse sanfter Berge, gegen S.O. von den waldigen Kuppen des „Büjük-Sofia-Balkans" überragt. Eben verglühte das scheidende Sonnengold auf denselben und mit uns erschien eine Caravane Feldarbeiter an der Fähre, welche gleich uns nach Ljutibrod (Böse Fuhrt) übersetzen wollten. Unter Scherzen und Gesang vollzog sich ungemein rasch die Befrachtung des Bootes, die Zugthiere schienen den ihnen sonst unangenehmen Process schon gewöhnt und bald stiessen wir ab. Während der Fahrt fasste der primitive schwer belastete Kahn Wasser. Die Frauen kicherten oder schrieen zum Schutzpatron des feuchten Elements, namentlich die älteren riefen unter Bekreuzungen ihr

„bože, pomoze Sveti Nikola" (o Gott, helfe uns h. Nikolaus!). Die Männer blieben jedoch ruhig, schöpften mit Schaufeln, Kappen und Händen das Wasser aus und heil kamen wir hinüber.

Auf unserer Excursion waren uns stets einige Dorfinsassen aufmerksam gefolgt. So oft ich das Mauerwerk untersuchte oder maass, traten sie näher und sichtbar bedauerten sie, dass meine mit H. Leonidas gewechselten Bemerkungen ihnen unverständlich blieben. Oft zischelten sie miteinander, zuckten die Achseln und eine gewisse Unruhe lagerte auf ihren Gesichtern, da sie den Zweck meiner Arbeiten nicht erriethen. Endlich im Dorfe angelangt, fassten sie Muth und rückten mit der Frage heraus, ob wir Spuren von Schätzen in den alten Mauern gefunden? Was hätte uns sonst nach ihrer Ansicht zu einer so genauen Durchforschung derselben bestimmen können! Herr Leonidas liess scherzhaft einige dunkel klingende, auf vergrabenes Gold hindeutende Orakelsprüche fallen und trotz meiner Aufklärungen hatten sie sicher manchen Anwesenden nach unserem Abzuge veranlasst, in heimlicher Nachtstunde den vergrabenen Schätzen gierig nachzuspüren; denn wie ich bereits erwähnte (I. 80), leistet der Bulgare das Unglaublichste an Muth und unverdrossener Arbeit in seinem Geisterglauben, sobald es sich um zu erhoffende Schätze handelt.

So viel ich auch vom folgenden Tage, vom 19. August erwartete, an dem ich in das bis dahin unerforschte Iskerdefilé eindringen wollte, hielt er noch mehr und zählte zu den interessantesten meiner Reisen im Balkan. Schon die Frühsonne schien mir verheissungsvoller als sonst zu leuchten, kein Wölkchen trübte den Horizont, als unsere Caravane sich von Ljutibrod nordwärts zum Iskerbette senkte. Etwa 30 Meter oberhalb seines Bettes bog der Weg über einige grasbewachsene Halden nach W. ab und nach $^1/_2$ Stunde standen wir vor einem merkwürdigen Kalkfelsenchaos, durch das tief unten der klargrüne Isker tosend dahinbrauste. Auf den ersten Blick führte kein Weg in dasselbe und doch barg es einen. Unser Führer wies auf eine schwer erkennbare Linie, die an der westlichen Steilwand in schwindelnder Höhe an einem stark geböschten Absturze hinzog, und meinte, dass vor drei Wochen ein Mönch des benachbarten Klosters mit seinem Pferde hier verunglückt sei. Die Erzählung liess mich ruhig, es gab keinen anderen Weg und wollte ich nicht die Erforschung des Isker-Durchbruchs aufgeben, so mussten wir ihm folgen.

Die Wahl war rasch getroffen. Wir stiegen ab und marschirten, die Thiere am Zügel, Mann für Mann, an der wohl 350 M. über dem Isker aufragenden Mauer hin. Hier und da lag eine Platte quer auf losem Piedestal, durch geringsten Anstoss zum Fall nach der Tiefe bereit, kleineres Geröll polterte lärmend zum Isker hinab, dabei blendete uns der grelle Wiederschein der jenseitigen nackten Breitwand, welche in tausend verschieden gestalteten Zacken ein

prächtiges Bild der reinsten Kreidezone gab. Nirgends war ein Baum zu sehen, selten ein Busch, in dem ein vereinsamter Vogel sich schattete, nur smaragd-



Iskerdefilé vor Kloster Čerepis.

grüne riesige Eidechsen schlüpften aufgeschreckt in Menge durch das zerklüftete Gestein, um das die Spinne ihre Fäden zog. Ringsum herrschte lautloses Schweigen und auch wir brachen es erst, als diese schlimme Stelle glücklich

hinter uns lag. Der Pfad bog um den letzten Pylon der einen leichten Halbkreis beschreibenden Wand und wir befanden uns in der vollkommen veränderten Scenerie vom Kalke überlagerter mächtiger Quarzitschiefer und rother Conglomerate, stellenweise bestanden mit Buchen, Birken und Eichen. In starker Krümmung schneidet hier der Isker nach S. ein, der Weg folgt ihm vorüber an den Ruinen eines kleinen Römercastells, das mit einem jenseitigen zweiten, gleichfalls auf vorhängendem Felssporne gelegenen, correspondirte. Ob die antike Heerstrasse einst tief unten am Flusse lief? Zu Ljutihrod hörte ich, dass nahe den Castellen viele Waffen gefunden werden. Nach der Schilderung gehören sie dem Mittelalter an, denn Bogen, Keulen und Morgensterne sind weit häufiger als Schwerter und Feuergewehre.

Allmälig senkten wir uns durch Laubgehölz gegen Norden zum Isker hinab und hörten dessen starke Strömung an die Felsen schlagen. Bald darauf übertönte zu unserer Ueberraschung heller Glockenton den Lärm. Es war der Willkommengruss des romantisch gelegenen Čerepisklosters, dessen Möncbe unseren Anzug bemerkt hatten. Die guten Brüder waren über diesen ersten occidentalen Besuch ihrer abgelegenen Oede nicht wenig erstaunt und brachten ihren ältesten Raki, dann Kaffee, Eier und Brot zum Imbisse. Den alten Hegumenos und seine 10 Duhovniks beschäftigten eben die Zurüstungen zum nahen Jahrestage der Schutzpatrone ihres Klosters Sv. Bogorodica Uzpenije. Im Hofe und auf jedem freien Raume erhoben sich bereits roh gezimmerte Tische, die kleinen Djak's schleppten riesige Stösse von hölzernen Tellern und Löffeln herbei, grosse Körbe voll Brot, Zwiebel- und Knoblauchberge waren vorsorglich aufgeschichtet, Rauchfleisch und Käse in grosser Quantität für die von allen Seiten heranpilgernden Gäste vorbereitet, welche an diesem Festtage aus dem mittleren Iskerthale hier zusammenströmen. Das Kloster soll weit wohlhabender sein, als es nach dem bescheidenen, mit Kalkplatten eingedeckten Kirchlein und seinen armseligen Gebäuden scheinen möchte. Es hat wohl schlimme Schicksale durchgemacht. Oft verheerte es Feuer und 1798 setzte ihm der bereits erwähnte Kirchenzerstörer Jusuf Pascha von Vraca sehr hart zu. Es war in jenem Jahre, wo die von Pasvan Oglu geschlagene sultanliche Armee auch Vraca auf ihrem Rückzuge plündernd durchzog. Bischof Sofronije, dem es um seinen Kopf bangte, flüchtete damals nach Kloster Čerepis, er fand aber die Thore geschlossen und die geflohenen Mönche in einer Höhle. Vor Kälte und Hunger krank, blieb er dort bei ihnen 24 Tage, worauf er über des Balkans Schneefelder nach Sofia zog. „Es gab keine Menschen," erzählt der greise Kirchenhirt, „kein Brot, kein Holz; der Winter war strenge, die Decembernächte lang und wir verschmachteten vor Kälte." Dank der Opferfreudigkeit der Gläubigen erstand Čerepis stets neu aus der Asche. Wir wünschten ihm einen erspriesslichen Sabor, dessen guter Aus-

fall stets eine Lebensfrage für jedes kleine orthodoxe Kloster bildet, und verliessen unter Opferung eines kleinen Obolus seine gastlichen Hallen.

Die Mauern des Čerepisklosters baden sich im Isker und auch die jenseitigen Felswände fallen in einem doppelten S hier so steil ab, dass hart am Uferrande kein Raum für eine Strasse bleibt. Nur mit ungeheurer Anstrengung bahnte sich der Fluss hier seinen Weg. Der hochanstrebende Saumpfad führt über die durchrissenen rothgefärbten Sporne nach Ignatica. Es ist von N. her das erste der vielen Dörfer am rechten Ufer des Iskerdefilés, welches bisher für unbewohnt galt! Hier wächst ein dunkler kräftiger Rauchtabak, von dem der Čorbaši uns die Okka mit 5 Piastern (1 Mark) verkaufte und der an der Donau sicher das Zehnfache gekostet hätte. Auf meine Bemerkung, dass der Preis billig, bemerkte der pfiffige Producent: „Herr, verrathet uns nicht, sonst sendet uns der Kaimakam von Vraca gleich den Steuerpächter und er nimmt uns das Einzige, was seiner Spürnase entging!"

Bei Ignatica tritt ein interessanter Wechsel der Formation ein. Ich stiess auf krystallinische und später auf eruptive Bildungen. Von N. gegen S. strich quer hinüber eine dunkle Granitzone, welcher in mächtigerer Ausdehnung echte grünlich-graue Diorite und hellgelbe Granite folgten. Stellenweise wechselten sie miteinander und rothe Conglomerate überlagerten dieselben.

Bei Ignatica hätte ich leicht auf das jenseitige Ufer übersetzen können, ich zog es jedoch vor, statt tief unten am Flusse auf dem mühsameren Hochpfade zu bleiben, da nur er die Uebersicht und Aufnahme sämmtlicher Orte des Defilés gestattete, welche grösstentheils auf der Schneide seiner Böschungen oft 100 M. und noch höher liegen. Weiterziehend sah ich jenseits das hübsche Dorf Seronine, wo 1829 an 600 Arnauten der Horden des Pascha's von Skodra, vor den von Vraca her anrückenden Russen des Geismar'schen Streifcorps flüchtend, im Isker ertranken. Bei niedrigem Wasserstande fischen die Anwohner noch immer lange Flintenläufe und Handschars heraus, welche versunken im älteren Geschiebe liegen. Während wir hinter Ignatica die Grenze zwischen den beiden Sandschaks Vidin und Sofia überschritten, gehört das linke Iskerufer noch auf eine weitere Strecke zum Kasa von Vraca. Dort lag zunächst Opletna mit den Ruinen eines Castrums, bei dem folgenden Oselna trägt das nächste Anland des Iskers sanften wohnlichen Charakter. Letzterem beinahe gegenüber kamen wir nach Slidol, einem Weiler mit nur 10 Häusern. Sie liegen versteckt in einem freundlichen Obstwalde auf von der Absynthpflanze gefärbten Matten und von imposanten Granitmassen umschlossen, in welchen ein hübscher Wasserfall niedergeht. Die schönsten Parthien unserer Alpen bieten nicht leicht eine pittoreskere Landschaft.

Hinter dem 366 M. hoch gelegenen Orte zwingen die steilgeböschten Berge

den Pfad hinunter zum Flusse. Jenseits streichen aber vor den mächtig aufstrebenden Granitkuppen des Vraca-Balkans sanftere intensiv roth gefärbte Vorhöhen bis zum Dorfe Ilisena hin, dessen Häuser in einer tief eingerissenen Schlucht verschwinden. Abermals streiften wir die Rudimente eines römischen Castrums, des fünften seit Ljutibrod. Dioritporphyre traten hier neben hellgelb gefärbten Graniten auf und gestalteten die Landschaft auf beiden Ufern höchst romantisch. Wir blickten in eine breite prächtige Schlucht, welcher die grünfarbigen klaren Fluthen der starken Gabronica entströmten. Grosse, zwischen wunderbar frischen Gehölzen auf üppigen Matten hier weidende Heerden gehörten nach der Hirten Aussagen den hoch gelegenen Orten des Gabronica-Bachgebietes: Brezovdol, Elenovdol und Osenovlak. Gegenüber erschien Ũctündol, der letzte Ort des Vraca-Kasa am linken Iskerufer.

Unmittelbar nachdem wir die Gabronica durchfuhrtet, wendeten wir uns vom Isker ab. Es galt das in Aussicht genommene hochgelegene Nachtbivouak Lakatnik zu erreichen. Wir mussten eilen, tiefe Abendschatten hüllten bereits das schmale Iskerdefilé ein, nur einer unserer Leute kannte das Terrain und der schmale Saumpfad war in dem Gewirre von Dickicht und Steinen leicht zu verfehlen. Der Weg nahm südliche und südöstliche Richtung. Unseren Pferden kam der Ruhetag zu Vraca trefflich zu Statten. Gleich Katzen kletterten sie an den Hängen hinauf, die sich übereinander thürmten. Ueber schwarze kieselige und rothe porphyrische Ganggesteine gelangten wir auf den ersten Abschnitt des Plateau's und zu vereinzelten Hütten aus Baumrinde, welche im Spätherbste der Hirte bezieht, wenn er seine Heerden von den hochgelegenen Sommertriften herabtreibt. Bald strebten wir wieder durch kleine Walddickichte immer höher aufwärts, bis wir auf eine grössere Halde hinaustraten. Sie verflachte sich allmälig zur weiten Hochebene und stellenweise wechselten, so weit wir im Halbdunkel unterscheiden konnten, Wiesen und Felder; doch stand der Mais am Wege sehr niedrig. Endlich leuchtete aus der Ferne ein Feuerschein auf, der uns die letzte Richtung gab. Wir stiegen über stark zerrissene Mulden hinab, die Lichter wurden intensiver, riesige Hunde signalisirten unsere Annäherung und das am höchsten gelegene Balkandorf Lakatnik, dessen Bewohner nicht wenig über den unerwartet späten und fremdartigen Besuch staunten, war erreicht.

Im Hofe des Dorf-Čorbaši, wo wir abgestiegen, gerieth Alles in Bewegung, die Männer holten von ihren Nachbarn Fourage zusammen und sahen nach unseren Pferden, welche in einer Hürde nothdürftig untergebracht wurden. Ihre eigenen bekommen nur selten Gerste oder Heu zu sehen, sie nähren sich von abgeschnittenem Grünfutter oder draussen auf der freien Weide. Noch munter ging es im grossen Familienraume her, in dem um ein lustiges Feuer die jüngeren Frauen rasch frisches Brot bereiteten, die älteren aber Hühner am Spiesse drehten. Auch

an Wein fehlte es nicht und die Aussicht auf ein gutes Abendbrot versetzte uns nach dem mühsamen Marsche in fröhliche Stimmung. Allmälig versammelten sich die Insassen des Dorfes, wir tranken auf gegenseitige Gesundheit und gute Freundschaft. Der Wein löste die Zungen, bald trat aber die verhaltene Neugierde an uns heran, wir sollten Auskunft geben, was uns eigentlich nach der abgelegenen Höhe geführt? Die sonst gastfreundlichen, etwas rauhen Leute nahmen die Frage ernst. Wir waren von zwei türkischen Zapties begleitet zu ihnen gekommen; während des Sultans Gensdarmen sich sonst nur selten in die höheren Balkanorte wagten. War es eine Regierungsangelegenheit, eine neue Steuer oder Frohne, die wir ihnen brachten? Hier zeigte sich wieder das richtige Verständniss des Balkandži für ihm auch ferner liegende Dinge. Rasch begriffen mehrere meine ihnen klar gelegten Reisezwecke und diese belehrten die anderen. Bald brachte einer der Anwesenden ein Stück „Kamen-vagliŝte“ (Steinkohle) herbei, die er bei Rebrova (im südlicheren Theile des Defilés) in langen Schmalstreifen zwischen Sandstein gelagert gefunden hatte und vermehrte mit derselben meine Gesteinsammlung aus dem Iskerdurchbruche. Ein anderer meinte: Herr, zum Javorec und höher müsst Ihr hinaufsteigen, dort sieht man gegen Süden tief hinab und noch weiter hinaus nach Sofia, dort könnt Ihr über unsere benachbarten Thäler Euch am besten zurecht finden. Wir berathschlagten, fanden den Rath des Alten gut und beschlossen am nächsten Tage den Ausflug nach der Lakatnik-Planina zu unternehmen.

Der nächste Morgen war nicht so rein, als wir ihn gewünscht hatten; nichtsdestoweniger rüsteten wir uns zur Excursion nach dem südöstlich von Lakatnik hoch aufsteigenden gleichnamigen Berge, der sich uns schon vom Dorfe gesehen als einer der höchsten Punkte des Büjük-Sofia-Balkans darstellte. Zuerst ging es über sanfte bewaldete oder bebaute Halden, später immer steiler zu seiner Vorhöhe Javorec hinan, auf welcher mächtige Kalkblöcke zerstreut umherlagen. Schon hier in 1200 M. Seehöhe entwickelte sich ein höchst instruktives Bild weit über die tief unten liegende Ortschaft Bov hinaus gegen N. W. Unterstützt durch die trefflichen Erläuterungen des uns begleitenden ortskundigen Čorbaschi's konnte ich hier den kartographischen Entwurf der südlichsten Durchbruchparthie des Iskers beginnen und brachte auf seinem rechten Ufer allein von Lakatnik bis zum Tscherkessendorfe Romča 9 weitere Orte in Karte.

Während ich so beschäftigt, kreisten zahllose Raubvögel unruhig über den Kuppen des in grauen Tönen malerisch aufstrebenden Hochgebirges, in dessen Schluchten, wie man mir versicherte, Wölfe und Bären keine seltene Erscheinung. Leider sank das Thermometer rapid, um 9 Uhr auf 16° C. Der Horizont begann sich plötzlich zu umschleiern und der weitere mühevolle Anstieg wäre nutzlos gewesen. Der Wind wehte aus S. W. und der Čorbaschi prophezeite mehrtägigen Regen. Er liess nicht sehr lange auf sich warten. Schon beim Abstieg entlud

sich das Unwetter und zwang uns zu einer zweistündigen Rast im Dorfe, welche bald den grössten Theil seiner daheim gebliebenen Bewohner um uns versammelte; denn viele von ihnen hatten ihre Berge nie verlassen und niemals einen West-Europäer gesehen.

Noch vor wenig Jahren zählte Lakatnik 200 Häuser. 50 Familien sind aber seit der Tscherkessen-Colonisation nach dem Kasa Rahovo ausgewandert. Sofort nach der Etablirung dieser räuberischen Nomaden erschien der Haupterwerb der Balkandži, die Viehzucht, welche als Cardinalbedingung vollste Sicherheit der oft nur einem kleinen Knaben anvertrauten Heerden voraussetzt, arg bedroht. Trotzdem besass Lakatnik aber noch im J. 1871 die enorme Zahl von 10,000 Schafen und 3000 Ziegen und das jenseitige Osikovo gleich viele. Namentlich litt die einst im Vraca-Kasa blühende Zucht des Rindvieh's durch die Raubsucht und Wegnahme der besten Weideplätze von Seite der Tscherkessen. Nach glaubwürdigen Daten ist sie seit 10 Jahren von 200,000 Stück auf 80,000 gesunken, wodurch selbstverständlich der türkische Fiscus auch sehr geschädigt wurde. Die Leute klagten viel über Sünden und Härten der Kasabeamten, Dinge die mir nicht neu waren. Ich hatte genug Untröstliches gehört und schied, als der Regen sich mässigte, nach reichlicher Vergeltung der uns gebotenen Gastfreundschaft mit den besten Wünschen für unsere Wirthe. In wenigen Curven führte uns ein abschüssiger Pfad mit veränderter Richtung gegen N. zum Iskerbette hinab. Wir erreichten ihn bei der hier stabilen Lakatnikfähre, an einem seiner geographisch und historisch interessantesten Punkte. Ich liess mich sofort übersetzen und während unsere Leute die Ueberschiffung der Pferde beschäftigte, welche des kleinen Kahnes wegen nur einzeln erfolgen konnte, suchte ich mich noch eingehender über die nächste Umgebung zu informiren.

Am linken Iskerufer, das ich gegenüber der Fähre mit 360 M. bestimmte, ragten drei schroffe Kalkberge mit vielen niederen senkrechten Stufen empor, welche nur auf den oberen Flächen spärliche Vegetation bedeckt. Zwei tiefe Steilschluchten, welchen ziemlich starke Bäche entfliessen, trennen den mittleren triangulair zum Flusse verlaufenden Berg von seinen beiden Nachbarn, deren Höhe und Gestalt ihm nahezu vollkommen gleichen. Man glaubt sich einen Augenblick einem Riesenwerke von Menschenhand gegenüber. Diese benutzte auch wirklich vor langer Zeit die von der Natur durch Erosion geschaffene Position zu Vertheidigungszwecken, indem sie den Mittelberg mit einem Castelle krönte und an den Fuss der beiden andern starke Befestigungen legte, deren Ruinen die von mir am Iskerdurchbruch aufgefundenen antiken Werke auf 8 vermehrten. Andere dürften sich im Verlaufe des Defilés gegen S. wahrscheinlich finden, namentlich am Einfluss des Iskrec. Ihre grosse Zahl giebt jedenfalls ein sprechendes Zeugniss für die hohe strategische Wichtigkeit, welche die Römer der Strasse

im Iskerdefilé beigelegt hatten. Selbst noch im Mittelalter soll die auf dem Mittelberge sich erhebende Befestigung, „Osikovsko-gradište" genannt, eine bedeutende Rolle gespielt haben. Die Tradition erzählt, dass sie uneinnehmbar einst lange vom Feinde belagert war, bis ein mit demselben einverstandenes verliebtes Mädchen auf die Idee kam, den hier sehr tiefen Isker durch eine Mauer abzuleiten. (!) Diese Fabel wurde mir in etwas veränderter Gestalt von dem Korintgrad bei Ljutibrod erzählt und auch hier behauptete man, dass noch gegenwärtig viele Bogen, Pfeil- und Lanzenspitzen aufgefischt werden.

Das „Osikovsko-gradište" markirt den Punkt, bei welchem der von Korila



Osikovsko-gradište im Iskerdurchbruch.

S. N. herabkommende Isker plötzlich W. O. als Hauptrichtung durch die weiteren zwei Drittheile seines vielgekrümmten Steildefilés nimmt. Ich konnte dies, als ich aufwärts am Flusse gegen Zaselje vordrang, in Verbindung meiner Peilung auf Korila sehr wohl constatiren. Von hier bis zum Iskrec herrschen im Defilé krystallinische Gebilde vor, erst in seinem südlichsten Theile gelangt die kohlenführende mesozoische Formation, Sandstein, Thonschiefer, Mergel, rothe Sandsteine und Conglomerate, zur Geltung.

Die Einschiffung meiner Pferde vollzog sich unter grossem Lärm und Zeitaufwand, da sie, durch den angeschwollenen rauschenden Strom aufgeschreckt, das schwankende Boot nicht betreten wollten. Mein Packpferd sprang sogar mit den Vorderfüssen aus diesem heraus und nur der Geistesgegenwart der Fährleute, welche es sofort am Schweife zurückzerrten, dankte ich die Rettung meiner Effekten.

Der Isker fliesst hier in sehr tief eingeschnittener Furche, an manchen Stellen erreicht sein Bett sogar 7—8 Meter. Auch der letzte Theil unserer Wanderung über den Vraca-Balkan gewährte fortdauernd interessante Einblicke in die Iskerregion und als wir am isolirten Han Osikovsko's vorbei, dessen grosser Heerden ich bereits früher gedachte, über schönes Hochwiesenland ansteigend den 1412 M. hohen Pass erreichten, erhielt ich lehrreiche Aufschlüsse über das Botunia-Quellgebiet. Lange ritten wir über das schöne Hochplateau hin und es wurde Nacht, als wir zur Vračanska abwärts uns senkten. Erneuert strömte heftiger Regen nieder und bis Vraca hatten wir noch $2^1/_2$ St. Glücklicherweise ging es nun durch das Izgorigrad-Defilé weiter, welches ich wenige Tage zuvor genau kennen gelernt und in dem auch mein Zaptie jeden Stein kannte. Unsere Caravane hatte jedenfalls etwas Gespensterhaftes. Ich beorderte den Zaptie mit meiner grossen am Gewehrlaufe befestigten Blendlaterne als Wegweiser an die Tête des Zuges, während der zweite die Kette schliessen musste; denn manchmal bedurfte es rascher Nachhilfe, wenn einer der Reiter bei der herrschenden totalen Finsterniss zwischen Busch und Gestein abwärts vom Wege gerieth und dann mit der Spitze nicht gleichen Schritt halten konnte. Ich zählte nicht, wie oft wir auf diesem peinlichen Ritte des Baches Rinnsal gekreuzt, doch dachte ich an jenen schöneren Abend, als ich mit Lemonides dasselbe Defilé bei prächtigster Beleuchtung und unter dem vollen Eindrucke der ihm anhaftenden Legenden durchwandert hatte. Wie wenig gleichen sich die Stunden im Leben und auf Reisen!

Genug, wir erreichten Vraca wieder ohne irgend einen nennenswerthen Unfall und mein Vorhaben, die Erforschung des Iskerdefilés, war bis auf seinen südlichsten minder schwer zugänglichen Theil, über den ich mich überdiess von den Höhen oberhalb Bov's zu orientiren vermochte, glücklich ausgeführt. Allerdings war der Ritt oft äusserst anstrengend, ja halsbrecherisch gewesen; denn stellenweise ging es auf nur fussbreitem Pfade in schwindelnder Höhe an tiefen Abgründen hin, in welchen die Gebeine gestürzter Menschen und Thiere bleichten. Andrerseits lohnten aber auch reiche Resultate das Wagniss. Ich hatte die topographische Aufnahme des 10 Meilen (die Curven eingerechnet) langen Balkan-Durchbruchs als der Erste bewerkstelligt, von Kreta bis Korila 45 Orte festgestellt, während man früher kaum drei kannte, und zahlreiche geologisch-archäologisch-ethnographische Daten gesammelt. Ich freute mich, meinem damals schon zu Plouégat (Finistère) vergeblich nach Genesung ringenden Freunde Lejean die Lösung des ihm gegebenen Versprechens melden zu können. Ob mein Schreiben ihn durch die Kette der Frankreich occupirenden deutschen Heere erreicht hat?

Im Sommer 1872 gedachte auch H. Prof. Rockstroh aus Dresden über Vraca in das Iskergebiet einzudringen, er unterliess es jedoch, weil die Bewohner des Dorfes Ljutibrod sein Vorhaben tollkühn nannten und ihm das Märchen aufhalsten,

dass im ganzen Durchbruche — wo ich ein Jahr früher 22 Orte in Karte gebracht — keine menschliche Ansiedlung vorhanden sei. Hierdurch abgeschreckt machte H. Rockstroh Kehrt, nachdem er am Nordthore des Isker-Defilé's gestanden und dessen senkrecht abfallende „Kalkmauern" bewundert hatte. Diese einzige geologische Date und Prof. v. Hochstetter's „Geologische Uebersichtskarte der östlichen Türkei", welche allerdings nur in hypothetischer Weise, bei absolutem Mangel an sicheren Daten, die gesammte westliche Balkankette der mesozoischen Zone zuwies, führten mehrere neuere Gelehrte zum Glauben, dass deren geologischer Bau wirklich dieser Hypothese entspreche. Man glaubte, dass des Iskers Durchbruch-Gebiet aus „Karstkalkstein" bestehe und liess sogar die gesammte Westkette des Balkans aus „Kalk und Sandstein" sich constituiren (!). Erst ein Jahr nach dem Erscheinen der v. Hochstetter'schen Publication war es mir vergönnt, sämmtliche Pässe des Central- und westlichen Balkans zu überschreiten und zu constatiren, dass nicht nur sein westlichster Zweig, der bereits im J. 1864 von mir bereiste und charakterisirte Sv. Nikola-Balkan, sondern auch die östlichere Fortsetzung der Kette, der Berkovica-Balkan, ferner der anschliessende Sofia-Balkan und das in diesen eingeschnittene Isker-Defilé der krystallinisch-eruptiven Zone angehören. Nachdem nunmehr auch H. Prof. Toula 1875 dieses Gebiet bereiste und meine Wahrnehmungen vollkommen bestätigte, kann wohl ferner kein Zweifel darüber herrschen, dass die krystallinisch-eruptiven Bildungen neben den mesozoischen mindestens gleich stark in der westlichen Balkankette vertreten erscheinen.

Interessant gestaltet sich ein vergleichender Blick auf die gewonnenen Höhenmessungen der von mir berührten verschiedenen Isker-Uferpunkte. Nach diesen zeigt dieser Fluss von seinem Durchbruchspuncte der Balkan-Kette bei Korila bis zu seiner Mündung in die Donau auf nur 20 geogr. Meilen Lauflänge (ungerechnet dessen zahlreiche Curven) das erstaunlich grosse Gefälle von genau 500 Metern. Diese vertheilen sich, vorausgesetzt, dass meine Einzelmessungen richtig:

Von Korila bis Osikovsko-gradište	2½ Meil.	=	164 M.
Von diesem bis zum Mezrahan	4¼ -	=	133 -
- - - Konare	4¾ -	=	91 -
- - - Kloster Karlukovo	¾ -	=	25 -
- - - Čumakovci	2 -	=	56 -
- - - Mahale	2 -	=	22 -
- - - zur Mündung	3¾ -	=	9 -
	20 Meil.	=	500 M.

d. i. ein Durchschnittsgefälle von 25 M. pro geographischer Meile.

Mit diesen erreichten Resultaten, deren Erweiterung künftigen Forschern vorbehalten bleibt, scheide ich hier vom Isker, an dem die Triballer einst siedelten und welcher durch seine Durchbrechung der Balkankette in deren System eine so wichtige Rolle spielt.

XIV.

DURCH DAS SKIT-, OGOST- UND DŽIBRICA-GEBIET UEBER DEN BERKOVICA-BALKAN ZUR TEMSKA.

(XI. Balkan-Passage).

Das Quellbecken des Skit. — Seine Castelle. — Römische Reste zu D. Peštene. — Defilé vor Ohodna. — Unterbrochener Chausseebau. — Burovan. — Ribnica-Gebiet. — Russische geodätische Arbeiten. — Frauenschönheit zu Galatin. — Costüme. — Mittlerer Botunialauf. — Zum Ogost. — Wohlthuender Kef. — Messung bei Leševo. — Nachtlager in Madan. — Jungfräuliche Flecke unserer Karten. — Auf 25 □ Meilen kein Dorf, in Wirklichkeit sehr viele! — Gehöftebau zu Gnuinica. — Mückenschwärme. — Die Cibrica in römischer Zeit. — Cibar, das alte Cebrus. — Diana-Relief zu Vulčederma. — Dušilnica-Gebiet. — Charakter der Terrasse. — Steilhang des Balkans. — Astronomische Position Gabrovnica. — Lom-Berkovica-Strasse. — Salztransport. — Verenica- und Ljubeš-Planina. — Botuniamündung. — Flecken Kutlovica. — Begliči-most. — Ogosthochwasser. — An der Brzia. — Berkovica. — Population und Handel der Stadt. — Gerber. — Ihre drei Sehenswürdigkeiten. — Die Akropolis. — Der Vladika. — Seine Stellung zur Kirchenfrage. — Antikes Jupiterrelief. — Kaimakam Mustafa Ali. — Zusammentreffen mit Leuten der Sredna-Gora. — Historisches über Koprivštica. — Hrt-Bunaja und Bogdan-Planina. — Ogost-Quellregion. — Ostpass des Berkovica-Balkans. — Kumspitze. — Geologisches. — Auffindung der Temska-Quellen. — Bivouak in einem Balkandorfe. — Charakteristik der Bewohner.

Wiederholt überschritt ich den kleinen Skitfluss, welcher zwischen Isker und Ogost zur Donau hinabfliesst und suchte seinen unteren Lauf kartographisch festzustellen. Wo lagen jedoch seine Quellen? Auf Scheda's Karte (1869) kommen sie westlich von Vraca, vom Nordhange des Balkans herab, demnach hätte ich beim Marsche von Berkovica nach Vraca auf dieselben stossen müssen. Dies war jedoch nicht der Fall. Andrerseits hatte ich vom Consul Lejean Andeutungen erhalten, dass der Skit nördlich bei Vraca entspringe. Ich musste Gewissheit erlangen, wie weit dies richtig, und verliess am 21. August Mittags Vraca, um das Quellgebiet des Skits genauer zu erforschen.

Herr Lemonides und einige Patrizier gaben mir das Geleite bis zu den 4 Tumuli des türkischen Friedhofs, von dem ich die Hochebene W. O. bis zum jen-

seitigen sanften Thalrand durchschnitt, worauf ich zur Kotalevska Mogila hinanritt. Dieser 120 M. über Vraca gelegene Punkt bietet einen prächtigen orientirenden Ausblick gegen S. auf die Kalkmauern des Vraca-Balkans vom Isker bis zur Botunia mit der malerisch vorlagernden Stadt und ihrem viel zerklüfteten Izgorigrad-Defilé. Es war ein romantisches fesselndes Bild, dem ich nur ungern den Rücken wandte, um meinen Weg weiter gegen N. fortzusetzen. Bald stand ich auf der Isker- und Skit-Gebietgrenze und durch zwei mächtige Kalkpylone blickten wir angenehm überrascht hinab in ein prächtiges waldgrünes Becken, das östlich die 300 M. hohen Abstürze des Kalkplateaus halbkreisartig umrahmten, auf dem wir standen. Diesem Halbringe entflossen radienartig fünf Wasseradern, die von der Sehne des Bogens, von einem S.W. N.O. streichenden geradlinigen Walle aufgehalten, ihren gemeinsamen Abiauf durch dessen N.N.W. gelegenen Einschnitt bei Mali Peštene nahmen. Das schöne, geometrisch zugeschnittene Thalbecken, in dem ich 7 Orte, darunter fünf neue, in Karte brachte, war das gesuchte Quellenreservoir des Skits, welches kaum pittoresker gedacht werden könnte. Es gleicht vollkommen einem englischen Park, den die Natur durch eine hohe Mauer gegen die rauhen Nordoststürme schützen wollte, ihr nördlichster Theil heisst „Strenicabreg", ihr südlichster „Brhorov Kamig"; zwischen beiden, ungefähr in der Mitte des Plateau-Randes liegen die Ruinen des Schlosses „Veselec" auf der gleichnamigen Höhe.

Kurz bevor wir zur Thaltiefe hinabstiegen, war ein uns streifendes heftiges Gewitter über dieselbe hingezogen. Es hatte die Vegetation merkwürdig erfrischt und die riesigen Büffel-, Rind- und Kleinvieh-Heerden, welche in Hürden, unter Bäumen und Felsvorsprüngen Schutz gesucht, zogen wieder hinauf zu den einladenden Matten, an welchen im Sonnenlicht tausend diamantne Tropfen hingen. Wir nahmen unsere Richtung abwärts auf Mramoren, ein wohlhabendes Dorf mit 70 bulgarischen Höfen und 13 tatarischen Häusern, das uns gastlich aufnahm. Unsere Hausleute opferten für unsere Bewirthung einige Enten und Hühner und ertheilten auf alle Fragen bereitwillig Antwort. Namentlich erzählten sie gerne von den listig ausgeführten Diebstählen der zu Virosko angesiedelten 30 Tscherkessenfamilien. Ich brachte die Sprache auf das „Veselec-Kaleh"; doch kannten sie nicht seine Vorgangenheit, hingegen erzählten sie von alten Mauern „stari zidovi" im nahen Dolni Peštene mit Inschriften, die Niemand lesen könne, und leiteten mich so auf einen interessanten Fund, der mir sonst entgangen wäre.

Als wir am nächsten Morgen zu Dolni-, auch „Golema"- (Unter- oder Gross-) Peštene genannt, denn es besitzt 150 Bulgarengehöfte, nach den alten Werken fragten, wollte wie gewöhnlich zuerst Niemand etwas von solchen wissen. Nachdem ich aber den Zigeuner-Kihaja streng durch meinen Zaptie examiniren liess

und alles Leugnen sich als nutzlos erwies, führten mich die Dorfältesten auf den Ortskirchhof, wo ich einen verstümmelten lateinischen Votivstein, riesige Deckplatten, verwitterte Capitäle u. s. w. fand, welche nach einstimmiger Versicherung von einem alten Tempel auf der Spitze eines am jenseitigen Skitufer isolirt sich erhebenden Tumulus herrühren sollten. Der sehr angeschwollene Fluss hinderte mich persönlich von der Wahrheit des Behaupteten zu überzeugen; ich signalisire also gleich dem „Veselec-Castell“ auch diesen Punkt künftigen Forschern in archäologischer Richtung.

Durch das Engdefilé bei dem hochgelegenen Mali Peštene trat ich mit dem Skit wieder hinaus auf die grosse Terrasse, welche nördlich zur Donau hinstreicht. Bei Ohodna, 1 St. von Mali Peštene, stiess ich hart am linken Flussufer in 175 M. Seehöhe auf die Rudera eines Römerwerkes, welche die Anwohner irrthümlich für Reste eines zerstörten Klosters hielten. Von diesem Punkte beschreibt der Skit jenen mächtigen Bogen gegen O., den ich bei Komarevo überschritten und croquirt hatte (XII. Cap.). Der Lauf des Flusses war nun sicher gestellt, nicht so das Reservoir seines grössten westlichen Brzina-Armes, dessen ich S. 341 gedachte. Es musste allen Anzeichen nach westlich von Ohodna liegen und ich schlug desshalb diese Richtung ein. Bald kreuzte ich die erste Quellader der Brzina und gelangte auf die grosse Strasse, welche das Skitbassin rechts lassend N. N. O. über Banica zum Donauhafen Rahova führt.

Durch $^3/_4$ St. erfreute ich mich der trefflichen Chaussee, doch $^1/_2$ St. vor Borovan schnitt sie plötzlich auf der Grenze zwischen den beiden Kasa Vraca und Rahova ab. Ihre Fortsetzung glich den landesüblichen, miserablen weglosen Strassen. Mein Zaptie gab mir die Aufklärung, dass die beiden Kreise wohl gleichzeitig den Befehl des Vali erhalten hätten, von ihren Städten aus die Chaussee zu hauen, dass aber der Kaimakam von Rahova die bezügliche Ordre wahrscheinlich unter sein minder (Sitzteppich) gelegt und auch dieselbe seither zum grossen Aerger der Vracaer, welche ihren Theil schnell ausgeführt, trotz aller Mahnungen gänzlich vergessen hätte. Ich erhielt hier einen neuen, die Indolenz türkischer Amtsergane um so drastischer illustrirenden Beweis, wenn man bedenkt, dass alle Strassenbauten nicht aus dem Staatssäckel, sondern nur mittelst Frohne hergestellt werden. Leider folgte auf Mithad kein zweiter Vali mehr, der sich durch Bereisungen von der Ausführung der zu Rusčuk oder aus Constantinopel erlassenen Irade überzeugt hätte. Ohne Controlle lohnen dieselben aber, wie in diesem Falle, grösstentheils kaum die Tinte, mit der sie geschrieben werden, und trotz solcher Erfahrungen giebt es noch immer in der europäischen Presse Stimmen, welche von den tönenden Phrasen Stambuler Reformverheissungen irgend welchen Gewinn für die schlecht regierten Provinzen des Sultans erwarten!

Bei 28° C. im Schatten des neuen grossen Carski Ambar's, in dem der Getreidezehent der Regierung zu Borovan aufgespeichert wird, warf ich während der wohlthuenden Mittagsrast einen letzten Blick auf die hier ungemein fruchtbare Skithochebene (165 M.), mit gut cultivirten Feldern, jungem Eichenwald und schönen Grashalden, auf welchen grosse Heerden zerstreut ringsum lagerten. Ich nahm hier noch einige Winkel für die richtigere Eintragung des Flusses und wandte mich nun der Botunia und dem mittleren Ogost zu, indem ich die Wasserscheide überschreitend die Richtung O. W. auf Devene nahm. Einige zerlumpte Tscherkessen mit geschulterten Gewehren zogen nach einem kleinen Wortwechsel mit meinem Zaptie, der sie ihrer Bewaffnung wegen tadelte, drohend, doch ohne böse Folgen an uns vorüber. Diese Gottesgeissel aus dem Kaukasus sitzt den armen Bulgaren namentlich am Ogost tief im Fleische. Nicht nur Devene, sondern die benachbarten Dörfer Tri Kladenica, Malorad, Furen, Belihrod, Brzina u. A. haben sie in kleineren und grösseren Colonien zu ertragen. Jene von Devene zählt 45 Häuser und seit ihrer Etablirung ist die bulgarische Gehöftezahl durch Auswanderung von 184 (officielle Angabe) auf 139 gesunken.

Devene liegt an der dem Ogost zufliessenden Ribnicka rjeka, an welcher ich 8 Orte constatirte. Sie entfliesst der isolirten Kitko Mogila, deren Spitze ein antikes Castrum einst trug. Es ist ein trefflicher Orientirungspunkt auf der leicht undulirten Terrasse zwischen dem Skit und Ogost. Die Ribnica hat zwei Arme, welche sich unterhalb Tri Kladenica vereinigen. Ich überschritt den westlicheren in 139 M. nahe bei dem neuen Tscherkessenorte Metije vor Galatin, dessen Lage der Russe Skolanoff während der Arbeiten zur europäischen Gradmessung astronomisch bestimmte. Bekanntlich übernahm Russland den bezüglichen, auf die Türkei entfallenden Theil dieser grossartigen internationalen Arbeit, da die Pforte nicht über genügend wissenschaftlich gebildete Generalstabs-Offiziere verfügte, und zwar ohne jede materielle Entschädigung, nur vielleicht, dass die russischen Ingenieure diese treffliche Gelegenheit benutzten, um die durchzogenen Gegenden bequem für etwas weniger wissenschaftliche Zwecke zu croquiren. Die bezüglichen Arbeiten bergen sich bisher jedoch, ganz im Gegensatz zu jenen über Asien, in das sorgfältigst gehütete Geheimniss.

Schon früher hörte ich viel von Galatin sprechen, denn es ist weit im Lande als der Ort höchster bulgarischer Frauenschönheit berühmt. Begreiflich war meine Neugierde nicht wenig gespannt, wie weit sich hier Realität und Fama decken werden. Als wir an das Dorf kamen, schallte von allen Höhen melodischer Kuhreigen nach der Schlucht herab, in welcher Galatin's Gehöfte sich malerisch aufwärts ziehen. Eben kehrten die Heerden heim und an einem Brunnen im Centrum des Ortes harrte ihrer eine Schaar lachender, singender

Mädchen. Sonst wäre ich vielleicht an solch alltäglicher Staffage unbeachtend vorübergezogen, diesmal musterte ich aber, nach dem Hofe des Čorbaschi fragend, die heitere Gruppe näher und bemerkte sofort einige anmuthige Gestalten von kräftigem Schlage mit eleganten Bewegungen in kleidsamer, beinahe coquetter Tracht. Mehr Musse, die Galatiner Mädchenwelt zu studiren, fand ich im Hause einer Wittwe, in dem auch die russischen Offiziere ein Jahr früher installirt wurden. Die Gesichter der beiden Töchter, welche sich mit auffallend freiem Benehmen bewegten, zeigten einen hellen Teint und wichen durch geradliniger Nasen von dem gewöhnlichen bulgarischen Typus ab, die Zähne waren blendend weiss, die Wangen geröthet, doch schienen sie mir durch Schminke etwas präparirt. Im Costüme spielte eine Art Diadem die Hauptrolle. Das über die Stirne kranzartig befestigte Band fällt vom Hinterhaupt lang herab und ist durchaus mit Geldmünzen, am Ende aber mit Fransen benäht. Bei den Frauen tritt ein weisses Tuch an dessen Stelle. Besonders gut passt den Mädchen das weisse, faltige, an Brust und Aermeln hier ungestickte, weitgeschnittene Hemd mit kleinem Halskragen, dann die beiden roth, blau, braun gestreiften, nach vorn und rückwärts gebundenen Schürzen, unter deren langen Wollfransen sein weisses Linnen über den Knöcheln hervorsah. Statt der sonst üblichen Sandalen trugen die Mädchen schwarze oder rothe Schuhe an den zierlich geformten Füssen. Grosse Ohrringe, schwere Armspangen, Fingerringe und Blumen im Haar fehlten natürlich nicht.

Am nächsten Tage fand ich, dass der hübschere Frauentypus nicht Galatin speziell, sondern dem ganzen nordwestlichen Kasa Vraca eigen sei. Ich traf ihn namentlich auch in dem gleichfalls von den Russen astronomisch bestimmten Raikovo. Auf dem Wege dahin stiess ich auf einen isolirten Tumulus, welcher nahe dem Rande der zur Botunia steil abgeböschten Terrasse eine entzückende Aussicht auf ihr mittleres Gebiet bot und mich befähigte, meine am 16. August bei Kravadere unterbrochene Aufnahme hier erfolgreich fortzusetzen. Am vielgewundenen Lauf des Flüsschens lagen tief unten zahlreiche unseren Karten vollkommen fremde reinbulgarische Orte, von schmuckem Aussehen und rothen Ziegeldächern, durch niedere, Eichenwald und Birken tragende Sporne von einander getrennt.

Zwischen Krivodol und Mutičevo Mahale sah ich die mir wohlbekannte Vraca's Izgorigrad-Defilé entfliessende Vračanska mit der in Sonnenglanz getauchten Botunia sich vereinigen. Maisculturen, Weinberge, dazwischen eingestreute Obst- und Oelbäume, Schwarzdorn- und Haselnussgebüsch überkrochen von Brombeerranken, dann prächtige Wiesen mit riesigen Heerden verschönten das Bild, dessen Hintergrund die $1^1/_2$ Meile entfernten Kalkschroffen des Kotla schlossen. Donau-Bulgarien bietet nirgends so liebliche Landschaften, als in

seiner mittleren Kreidezone, zwischen der Löss-Donauterrasse und der wildromantischen Hochregion des Balkans. Ich glaubte mich hier nach Ober-Italien versetzt, hätten die verödeten Grasplätze und das dürftige Eichengestrüpp des Hochplateaus, auf dem wir standen, nicht den lebhaftesten Gegensatz zur reizenden Idylle des Botuniathals geboten.

Zu Raikovo hielt ich kurze Mittagsrast im Häuschen seines Subaschi bei 31° C. im Schatten. Das schöne grosse Dorf liegt hart am rechten Botuniaufer. Am jenseitigen Uferrande läuft die von Vraca über Krividol und Komeštica in 14 St. nach Lom führende Strasse. Ich zog hier Erkundigungen ein über die am unteren Flusslauf liegenden Orte, peilte die charakteristische Pastrina (S. 317), welche uns hier ihre sanftere bewaldete Seite zeigte, und setzte hierauf meinen Marsch N. N. O. zum Ogost über dessen viel coupirtes Hochplateau fort. Zahlreiche Wasseradern durchschneiden es in allen Richtungen, fortwährend sieht man hübsche Maisculturen, Wiesen und Eichenwald wechseln und dazwischen zahlreiche Ortschaften. Ich verzeichnete vom linken Skit- bis zum rechten Botunia- und Ogostufer 25 Orte, wo Kiepert's und Scheda's Karten nur 4 — 5 kennen!

Die Höhe des Plateaus blieb eine ziemlich gleichmässige. Nur hinter Gradišnica, welches in einem beim Kloster Sv. Jovan zum Ogost verlaufenden sanften Einschnitte liegt, erhebt sich das durchschnittlich 160 M. hohe Terrain zu einer 100 M. höheren Kuppe, deren schönen schattigen Eichenwald wir zu kühlender Rast aufsuchten. Wir bedurften ebenso dringend wie unsere armen Thiere kurzer Erholung, da wir von Raikovo volle 2 St. im sengenden Sonnenbrande marschirt waren. Eine weitere Stunde brachte uns gegen 3 Uhr bei Košan Mahale im Zickzack zum Ogost hinab. Er fliesst hier in ansehnlicher Breite. Auf seinem rechten Ufer ragt eine nackte Kalkwand in mehreren Etagen auf, in deren Höhlen zahlreiche Heerden vor der grossen Hitze Schutz suchten, das linke Ufer bedeckte aber fahlbrauner Löss, so weit der Blick reichte.

Hart vor dem Dorfe stiessen wir auf das zwischen hohen Weiden, Eichen und Pappeln steckende Čiftlik eines wohlhabenden Türken, der mich von seinem hohen Čardak herab in freundlichster Weise zu kurzer Rast einlud. Seinen Grundbesitz hatte er an die Bulgaren Košan's verpachtet und war nur zur Controlle seines Ernteantheils hierher gekommen. Der Diener des liebenswürdigen Effendi servirte auf dessen Wink Tschibuk und Kaffee, selten kam mir ein echt orientalischer Kef auf offener luftiger Veranda und weichen Teppichen so erwünscht, als an diesem heissesten Augusttage, an dem das Thermometer noch um 4 Uhr Nachmittags 28° C. im Schatten zeigte. Zu dieser Stunde lagerten wir im jenseitigen Levčevo, das wir nach Durchfuhrtung des Ogost erreichten. Hier hatte ich mich meinem Routier vom 1. August bis auf ½ St. genähert und bestimmte das Flussufer am Dilovhan mit 83 M., während das rechte bei dem abwärts ge-

legenen Belibrod (S. 274) 73 M. ergeben hatte, was ein ziemlich zufriedenstellendes Resultat lieferte. Zu Levčevo wie in den meisten nahen Orten am Ogost findet man festgesiedelte Zigeuner in grösserer Zahl. Ich notirte hier neben 120 bulgarischen Gehöften 15 Tataren- und eben so viele Zigeunerhäuser.

Ein trockener tiefer Einschnitt im Löss brachte uns in $1^1/_2$ St. am Abend nach Madan, dessen Wasserader zu schwach, um den Ogost zu erreichen. Trotzdem besitzt Madan 95 bulgarische Gehöfte, riesige Heerden und auch dessen 50 Tataren- und 6 Zigeunerhäuser gelangen zum Wohlstand. Im weitläufigen stattlichen Hause des Čorbaschi nahm ich Quartier, hätte es jedoch gern mit einem bescheideneren vertauscht, da selbst mein Erscheinen den zwischen dem Starešina und dessen jüngerer Schwiegertochter ausgebrochenen laut geführten Streit nicht dämmen mochte. Er verleidete mir den kurzen Aufenthalt bis zum nächsten Morgen und ich fürchte, dass er noch immer fortdauert, wenn die junge Frau nicht arbeitsamer oder ihr Schwiegerpapa nicht nachsichtiger geworden ist. Glücklicherweise litt ich nur selten unter derartigen unerquicklichen häuslichen Scenen, im Gegentheil bewunderte ich oft das ruhige Zusammenleben von manchmal 20 Personen unter einem Dache!

Der folgende 24. August wurde einer der mühevollsten meiner Reise. Selbst auf Kiepert's Karte erschien das von der Džibrica durchströmte Gebiet zwischen dem Lom und Ogost so jungfräulich weiss, als grenzte es an jenes der Kongo-Quellen Afrika's. Bald hatte ich erkundet, dass auch die Städtchen „Wischedrina“ und „Milkowatz“, ferner das Dorf „Köstendil“, welche gleich verirrten Schäflein in weiter Wüste sich auf unseren Karten langweilen, in Wirklichkeit nicht existiren. Ihre Wegstreichung ergab aber das nur negative Resultat eines vollkommen leeren Fleckes. Man darf jedoch nicht glauben, dass die Donauterrasse hier etwa unbewohnt sei. Im Gegentheil wurde mir nach einigen Stunden bereits volle Gewissheit, dass zahlreiche Orte auf derselben vorhanden, und so galt es an diesem Tage nicht nur den unteren Džibricalauf zu erforschen, sondern auch die Topographie eines 25 □ Meilen grossen Gebietes, auf dem kein einziger Ortsname bisher bekannt war, herzustellen.

Nicht genug mit dieser alle Kräfte anspannenden Arbeit, sollte der Tag auch sonst ein heisser werden. Schon am frühen Morgen, als wir von Madan gegen N. N. O. aufbrachen, brannte die Sonne sengend auf die schattenlose Terrasse herab und versprach gegen Mittag eine noch tropischere Leistung. Wir erreichten zunächst Gornji Gnoinica, ein Dorf mit 150 bulgarischen Gehöften, welche sich in einem tiefen Einschnitte und an den gelbbraunen Lösslehnen ausdehnen. Vor dem hochgelegenen Han-lag das Dorf in der Vogelschau zu unseren Füssen. Jedes Einzelgehöft wird von dem benachbarten durch einen mit Strauchwerk bewachsenen Erdwall getrennt und in Mitte dieses verschanzten

Raumes steht das Haus des Starešina. Es ist nicht viel grösser als die Häuschen seiner verheiratheten Söhne, die Holz- und Zweiggeflechtwände sind von aussen und innen mit Lehm angeworfen, dann weiss getüncht; Thüren und Fenster sind ungemein niedrig und aus seinem hohen Strohdache steigt ein unverhältnissmässig grosser, aus Rohr geflochtener Rauchfang, welcher durch Lehmanwurf gleichfalls weniger feuergefährlich gemacht wird. Dieses wenig ansehnliche Haus umstehen im Kreise die Koliba's aus Reisiggeflecht, einige Bäume und ein Ziehbrunnen mit hohem Hebebaum vervollständigt das charakteristische Gepräge der Bulgarengehöfte am unteren Ogost.

Auf der mit zahlreichen Tumuli bedeckten Hochebene liegt $1/_2$ St. nordöstlich von Gnoinica das Dorf Buzovec mit 100 Häusern, welches als eine der wohlhabendsten und grössten Tataren-Ansiedelungen gilt. Auf dem Weiterritte gesellten sich zu der das Athmen erschwerenden Glühhitze riesige Mücken- und Stechfliegenschwärme, welche sich trotz unserer abwehrenden Lauhwedel mit Verbissenheit namentlich auf unsere armen Thiere warfen. Die Mücke Bulgariens ist eine Schwesterart der berüchtigten Golubacer Höhlenmücke, deren Naturgeschichte ich in meinem „Serbien“ (S. 398) erzählte. Sie rivalisirt in ihren Verheerungen mit der Blackfly des nördlichen und mit den Musquitos Süd- und Central-Amerika's. Als wir nach einer höchst beschwerlichen Marschstunde an die Džibrica endlich gelangten, eilten meine Leute unsere an vielen Stellen wunden und blutenden Pferde mit Wasser zu übergiessen, das sie mit der Hand flink schöpften. Es ist dies auch, wenn die Pferde Ermüdung zeigen, ein beliebtes, häufig angewendetes Erfrischungsmittel.

Das zum Lom streichende linke Džibricaufer erscheint weniger undulirt und bedeutend niedriger als das rechte, gegen N. erhebt sich aber dessen zur Donau abfallender Steilrand bei Liova auf 165 M., während jener des rechtseitigen Plateaus zwischen der Džibrica und dem Ogost im Kiler hair nur in 101 M. culminirt. Ich ritt einen hochgelegenen Tumulus hinan und überblickte ein weites Terrain-Segment, auf dem hier und da Rauchsäulen die Lage der Orte in den Terrassen-Einschnitten anzeigten. Gegenüber von Vulčederma (76 M.) durchfuhrtete ich die Džibrica $2^1/_4$ Meilen oberhalb ihrer Mündung. An dieser liegt das ausschliesslich von Türken bewohnte, nach dem Flusse genannte Städtchen Džibrica, als Oase in der am Donauufer romanischen und nach dem Innern ausschliesslich bulgarischen Landbevölkerung. Die Türken nennen das Städtchen „Cibar Palanka“, unsere Karten „Dschibru“ und „Dschibra“. Auch der richtiger ausgesprochene slavische Name Džibrica ist kein autochthoner, sondern von Cebrus und Ciabrus abgeleitet. So hiess der Fluss, welchen Ptolemäus als Grenze zwischen Ober- und Niedermösien bezeichnet, an dessen Ufern das kleine Geschlecht der Myser wohnte und an dem auch das gleichnamige Städtchen stand,

das einst unter Rom eine gewisse Bedeutung hatte. Nach der Not. Imp. lag hier nämlich eine Abtheilung der V. Legion und ein Haufe Reiter. Es kann wohl kein Zweifel darüber herrschen, dass dieser in den Völkerstürmen zerstörte, vom Kaiser Justinian aber wieder neu befestigte Ort auf der Stelle des gegenwärtigen Džibrica's sich befand. Seine im Itin. Ant. mit 18 Millien von dem westlicheren Almus bestimmte Entfernung trifft nämlich vollständig mit jener zwischen Cibar und Lom-Palanka überein, das ich bereits im I. Bande S. 199 mit Almus identificirte. Heute fristet der türkische kaum 120 Häuser starke Flecken nur ein kümmerliches Dasein durch Ackerbau und Kleinhandel; die Dampfer ziehen an ihm ohne zu landen vorüber und nur seine Minarete verkünden sein Dasein. Seitwärts liegt dessen bulgarisches Mahale mit 80 Gehöften.


Dianarelief zu Vulčederma.

Von der einstigen höheren Cultur des Ciabrusgebietes in der classischen Epoche geben die monumentalen Fragmente Zeugniss, welche dort zerstreut an vielen Orten gefunden wurden. Ein solches, das gut erhaltene Relief der Artemis, sah ich am Portal der schönen Sv. Paraskeva-Kirche zu Vulčederma, in Haltung und Gewandung an die berühmten Statuen der Göttin im Vatican und Palazzo Colonna erinnernd. Mit vielen derartigen in Mösien aufgefundenen Darstellungen (S. 85) giebt es den Beweis, dass der Dianencultus dort sehr verbreitet war. Grosse antike Steinplatten, versicherten die Dorfältesten, seien beim Baue der Kirche (1857) in deren Grundfesten versenkt worden. In den Kirchenbauten, welche nach Erlass des Pariser „Hat Humajuns“ sich durch ganz Bulgarien allerorts erhoben ging, wie ich bereits erwähnte, ein grosser epigraphischer Schatz für römische Geschichte verloren. Manches könnte aber noch gerettet werden. Auch nahe dem Tumulus auf den rechtseitigen Höhen der Džibrica bei Vulčederma sollen einige grosse Steine umher liegen, welche vielleicht interessante Inschriften enthalten.

Vulčederma's schöne Weizen- und Maisculturen begleiteten uns lange, sodann erreichten wir in $1^1/_4$ St. Komaštica, dessen Erscheinung eine viel unfreundlichere war. Die Sonne stand im Zenith und des Dorfes armselige Lehmhäuschen verschwammen beinahe mit dem fahlen Lössboden zu einer schmutziggrauen Masse. Nur ein kleines einige Mühlen treibendes Wässerchen, welches das Dorf in zwei ungleiche Hälften theilt, schwächte den untröstlichen Eindruck etwas ab, der an die ägyptischen Fellahdörfer sehr lebhaft mahnte. Das Bächlein kommt von dem $1^1/_2$ St. fernen südwestlicheren Krkišabn, erwies sich als der grösste

seitliche Zufluss der Džibrica und wird nach seinem Hauptdorfe Duselnica genannt. Für die 6 Orte hart an seinem kurzen Laufe ist er geradezu Bedingung ihrer Existenz; denn wo auf der bulgarischen Westterrasse kein Wasser, darf man auch sicher sein, keine menschliche Niederlassung zu finden. Beispielsweise bilden die 5 □ Meilen zwischen Herlec, Gornji- und D. Gnoinica bis Kule Mah. schon in geringer Entfernung vom Donau-, Džibrica- und Ogostrande die traurigste Steppe, welche nur mageres Gras deckt.

Ein gleich unwirthliches Aussehen, nur hier und da durch niederes Eichengestrüpp etwas gemildert, zeigt die 2 St. andauernde Hochebene, über welche wir, fortwährend dem schlimmsten Sonnenbrande ausgesetzt, N.W. nach Progorelec ritten. Dort kreuzte ich die Džibrica bei einer reizenden Lauboase in 132 M., worauf wieder eine höchst monotone Landschaft durch $2^{1}/_{2}$ St. folgte. So weit das Auge zu blicken vermochte, überkroch dürftiges Sumach- und Eichengestrüpp in halber Manneshöhe die 184 M. hoch gelegene Fläche, während die schmalen Zwischenräume eine fahlgrüne Grasnarbe steppenartig ausfüllte. Nur die am fernen südlichen Horizont in prächtigen Abendfarben auftauchenden Profile des Balkanzuges von Vraca bis Belogradčik und insbesondere des Berkovica-Balkans, dem ich zustrebte, belebten die etwas gesunkenen Lebensgeister. Hier wurde es mir neuerdings klar, dass nur solche Forscher, welche nie den West-Balkan von N. her gesehen hatten, den seither oft nachgebeteten Ausspruch wagen konnten, die Kette mache nur von S. aus den Eindruck eines hohen Gebirges! Auf diesem wie auf so manchem anderen Punkte ihres nördlichen Hanges, ja schon auf der Donaufahrt bei Vidin würden sie wohl zu anderer Ansicht sich bekehrt haben.

Endlich war das Tagesziel Gabrovnica erreicht und hier fand auch die wenig anheimelnde Lössregion glücklicherweise ihre Grenze. Ich weinte ihr nicht nach. Acht Tage später, auf dem Wege nach Lom sollte ich sie zum letztenmal durchschneiden. Das von den Russen astronomisch bestimmte Gabrovnica mit 66 bulgarischen Gehöften, einer Kirche und Schule liegt östlich der Strasse, welche von Berkovica nach Lom führt. Der nächste Frühmorgen traf mich auf derselben in einem Gewirre ungeschlachter von Büffeln und Ochsen gezogener Fuhrwerke, welche walachisches Steinsalz von Lom nach Berkovica verfrachteten. Bekanntlich besitzt die Türkei keine eigenen Gruben und dieser nothwendigste Lebensartikel wurde aus Oesterreich, gegenwärtig aber aus Frankreich und Rumänien ausschliesslich importirt. In Lom fand ich Gelegenheit, mich über die Bezugspreise des Salzes aus den walachischen Gruben von Okna zu unterrichten. Es kostete dort (1871) pro 100 Okka = 126 Kilogramm $41^{1}/_{2}$ Piaster, Fracht bis zur Donau $20^{1}/_{2}$ P., Dampfer nach Lom 8 P., Zoll $38^{1}/_{2}$ P., Uebertragung auf die Wagen $1^{1}/_{2}$ P., Fracht nach Berkovica 8 P., Summa 118

Piaster = 11. 8 Gulden österr. W., daher 9. 46 Kreuzer pro Kilogr. oder 5. 55 Kreuzer pro österr. Pfund. Also trotz der ungeheuren Fracht und Zollspesen noch immer billiger als in Oesterreich, wo das Salz 7 — 8 Kreuzer pro Pfund kostet.

Nachdem ich den Gabrovnicabach und die gleichfalls zum Ogost fliessende Vrlska bara gekreuzt hatte, erreichten wir einen Punkt, den ich bald als einen der geographisch interessantesten am ganzen Ogostlaufe erkannte. Hier vereinigen sich nämlich alle kleineren und grösseren Quellarme des Ogost aus S. W., aus S. und aus S. O., welche, eingekeilt zwischen den oft hoch anstrebenden Vorbergen des Berkovica-Balkans, von diesem fächerartig herabfliessen. Gleich vor mir ragten aus der Hochebene die isolirte Verenica Pl. und östlicher der Ljubeš auf, und an ihren Hängen sah ich zahlreiche bisher ungekannte Orte, darunter das durch seine Schweinezucht bedeutende Košarnik. Ich kreuzte die Vrlska an ihrer Mündung und gelangte in $\frac{1}{2}$ St. an jene der Šugavica (104 M.), deren Gebiet ein Dutzend von unseren Karten verschwiegene Orte umfasst. Eine Meile weiter gegen O. mündete die ungleich grössere Botunia nahe dem Fusse der nun unmittelbar vor mir aufsteigenden Kalkzinnen der Pastrina, welche als mächtigen Markstein ich zuerst vom Ginci-Balkanpass erblickt hatte (S. 317).

So gab es auf dem Wege über Belotinci südlich nach G. Kutlovica kartographisch viel zu thun, und dabei bot der stete Wechsel der Landschaft reichlich entschädigenden Naturgenuss. Kurz vor G. Kutlovica durchfuhrteten wir den hier in zwei Armen fliessenden wenig tiefen Ogost und traten in sein schönes mit Obstculturen und Maisfeldern belebtes Thal, aus dem uns zwei Minarete, die ersten seitdem ich Vraca verlassen, freundlich grüssten. Wir kamen an einer Art Palanka mit Rundthürmen vorüber, deren Unterbau wahrscheinlich römisch, und bald ruhte es sich gut auf der schattigen Veranda des türkischen Hans, der trotz seines ärmlichen Aussehens mehr bot, als er versprach. Der Besuch des stattlichen Orts-Subaschi stellte sich bald ein, mit ihm mehrere Honoratioren, und so genoss ich seit 17 Tagen zum erstenmal wieder und zum letztenmal auf dieser Reise für eine Stunde das süsse dolce far niente des anheimelnden Kefs bei Kaffee und Tschibuk. Dabei hörte ich neben vielen unwesentlichen Dingen, dass es im Orte nur 15 bulg. Gehöfte, hingegen 70 türkische und eben so viele Tscherkessenhäuser gebe, in dem nahen M. Kutlovica Bulgaren und Tataren, in M. Kutlovica Čiftlik aber blos Bulgaren. Letztere haben im Berkovica Kasa weitaus die Majorität, denn unter seinen 90 Orten sind 81 reinbulgarisch und nur 9 gemengt mit Türken, Tscherkessen und Tataren.

Mein Weiterritt auf der grossen Strasse nach Berkovica am Hange der Ljubeš Planina führte mich rasch an den Zusammenfluss der Brzia mit dem Ogost. Das letzte Frühjahrshochwasser hatte seine neue „Begliči most" genannte, leider liederlich ausgeführte Steinbrücke in Trümmer gelegt. Traurig ragten ihre

Pfeiler dicht neben einem Han über das hier tiefe Ogostbett empor und es blieb uns keine Wahl, als den Durchritt zu wagen, der nicht ohne Fährlichkeit für das Packpferd gelang. Strenge N.S. ritten wir nun hart an der mit dem ganzen Reize eines lustigen Hochgebirgswassers in heftigem Laufe strömenden Brzia hin, zweimal, bei Borovci und am Jončov-Han, ihre Ufer wechselnd. Dabei hatten wir immer die hohen nackten Kuppen des Berkovica- und Vraca-Balkans in weitem Segment vor Augen. Nahe am Jončov-Han gewann das grossartige starre Naturbild einen lebendigen Contrast in der immer reichlicher auftretenden Bewaldung der sanfteren Vorberge und ich bereicherte hier meine Mappe mit einem sehr hübschen Gebirgs-Profil. Wir umritten die letzten gut cultivirten Höhen von Abdusalem und Komarevci, kreuzten die Kalešnica und wieder stand ich am herrlichen Kessel, in dessen nordwestlichstem Winkel Berkovica's Minarete aufleuchteten.

Die Lage der Stadt ist unvergleichlich schön. Von allen Seiten umgeben mit waldigen Höhen und schattigen wasserreichen Schluchten wird sie in glücklicheren Zeiten einst sicher der sommerliche Zufluchtsort der wohlhabenden Bewohner der heissen Donauterrasse werden. Ausser diesen natürlichen sofort in die Augen springenden Vorzügen Berkovica's lässt sich ihm aber selbst bei längerem Aufenthalt kaum mehr Gutes als anderen bulgarischen Städten nachrühmen, in welchen das türkische Element die Majorität behauptete. Erst seit kurzer Zeit stellt sich das Gleichgewicht mit 520 bulg. und 36 spanisch-israelitischen Häusern gegenüber 500 türkischen (worunter 31 Zigeunerhäuser) zu Gunsten des beginnenden Fortschrittes her. Berkovica's Handel mit Rohproducten und Seide wird von einigen reicheren Israeliten monopolisirt. Es werden im Kasa etwa 10,000 Okka Cocons und 100 Okka Seide produzirt. Das Zurichten der Häute für den Export bildet auch hier einen Hauptzweig der bulgarischen Industrie. Die Illustration zeigt den einfachen Apparat, welcher zur Bearbeitung der Felle verwendet wird. Derselbe entspricht ganz der dem Orient eigenen Liebe für möglichst grösste Bequemlichkeit und sitzende Lebensweise.

Das ganze etwa 7000 Seelen zählende Städtchen trägt den Charakter des Heute auf Morgen. Es fehlt jedes Menschenwerk monumentalerer Gestaltung. Unter allen Baulichkeiten giebt es, den Regierungskonak vielleicht ausgenommen, keine einzige nur etwas anmuthendere Façade und solideren Steinbauten begegnet man äusserst selten. Selbst die Moscheen und Kirchen scheinen erst jüngst und in eiliger Hast entstanden zu sein. Als ich Berkovica besuchte, bot es nur drei interessantere Objekte, welche sämmtlich ihren Reizreflex von verschwundenen Tagen erhielten. Das erste ist dessen ehemalige Akropolis, das zweite der aus Sofia im J. 1860 von den Bulgaren verjagte fanariotisch-griechische Metropolit, das dritte ein antikes Relief, welches letzterer bewahrt. Ich besichtigte diese drei

Sehenswürdigkeiten der Reihe nach. Im N. O. der Stadt thront ihre alte Burg auf hohem Felssporne, welchen die Arme der Kalešnica umfliessen. Der Anstieg zu diesem Kaleh ist etwas mühsam, denn mit scharfer Böschung erhebt sich die mit Ruinen gekrönte Höhe 120 M. über das Niveau Berkovica's (437 M.). Die Ausdehnung der erhaltenen Schlossmauern ist noch immer bedeutend, sie misst



Bulgarischer Gerber zu Berkovica.

130 Schritt Länge bei 60 Schritt Breite. Der Oberbau stammt wahrscheinlich aus dem Mittelalter, ob die Grundfesten römisch, möchte ich nach flüchtiger Untersuchung wohl vermuthen, aber nicht entscheiden. Jedenfalls beherrscht die Höhe als vorzüglicher Auslugspunkt Stadt und Thal, seine Orte Belovica Mahale und Selam Čiftlik, sowie die Schluchten der sie umschliessenden Berge. Man darf also wohl annehmen, dass den Römern und Byzantinern die Wichtigkeit des Punktes nicht entgangen sei. Für eine römische Niederlassung hier oder in der Nähe spricht auch ein Votivstein auf dem Friedhofe des 1 St. nördlicheren

Komarevci. Prof. Mommsen, dem ich sie sandte, las ihn: dem besten grössten Jupiter, dem Erhalter, Tib. (Claudius?) Naso (?) mit der Aelia Antonia seine Gattin einen Altar mit einer Statuette nach ihrem Gelübde haben gesetzt.

Die Bekanntschaft mit Dorothej, dem Ex-Vladika von Sofia, kam mir insofern auf halbem Wege entgegen, als er mir durch seinen Archidiacon Jouikije sofort nach meiner Ankunft seine besten Grüsse begleitet von prächtigen Forellen (bulgarisch pesterva, türkisch Mrdschan-haluk), frischem Obst und einem hübsch gearbeiteten Gürtel (pojas) sandte. Ich erwiederte diese Aufmerksamkeit durch einen Dankbesuch bei dem etwas verwitterten alten Prälaten der fanariotischen Kirche. Er empfing mich in seinem bescheidenen, jedoch sehr nett gehaltenen Häuschen auf das Liebenswürdigste. Augenscheinlich vermied er es aber, die gerade damals schwungvoll betriebenen Trennungswünsche seiner ehemaligen bulgarischen Schäflein vom Constantinopler Patriarchate zu erörtern. Er klagte nur über das grobe Unrecht, das ihm widerfahren, über die teuflischen Verleumdungen seiner Widersacher, die ihn gezwungen Berkovica als Exil aufzusuchen. Alles Unrecht lag natürlich auf Seite der Gemeinde von Sofia. Nachdem ich aber wenige Tage zuvor von unbetheiligten Personen jener Stadt ein ganz gegensätzliches Urtheil über die Vorgänge im J. 1860 gehört, machten die Darstellungen des ehemaligen Vladika's auf mich nur geringen Eindruck.

Der Grieche Dorothej hatte genau wie seine Vorgänger, z. B. der Bischof Joakim von Sofia, auf die Hellenisirung der Bulgaren hingearbeitet. Letzterer befahl im J. 1823, dass die zu Ceroven bei Berkovica befindlichen bulgarischen Heiligenbilder und Codices ausserhalb des Dorfes vernichtet würden. Die Bauern vergruben diese Alterthümer bis auf drei Handschriften, welche der Pope verbarg, und erhielten griechische Kirchenbücher dafür zum Geschenke. Während des bulgarisch-griechischen Kirchenstreits wurde auch dieser Frevel von griechischer Seite geleugnet. Um den Gegenbeweis zu führen, liess Bischof Dorothej an der von den Bulgaren behaupteten Stelle nachgraben und obwohl er von dieser Absicht früher nichts verlauten liess, fanden sich richtig Reste der zerstörten Pergamente sowie einiger Bilderrahmen.

Der alte geistliche Herr ging zu meiner grossen Freude von seinen Lebensschicksalen zu einem erfreulicheren Gegenstande, zur griechischen Kunst über und sprach viel von den noch ungehobenen zahlreichen Schätzen, welche der thrakisch-macedonische Boden sicher herge. Gleichsam als Illustration holte er einige alte Münzen und ein kleines, ausgezeichnet schönes Marmorrelief herbei, das er auf einer Reise im Dorfe Buzadšilar des Kasa Sliven erhalten hatte. Nach Prof. Kirchhoff's Lesung enthält die etwas undeutliche Inschrift eine Widmung an den Zeus Sabazios. Die 0,21 Meter hohe Figur des Gottes mit dem Adler und Blitzen ist in archaistisch strenger Weise ausgeführt, zeigt jedoch in

Haltung und Linien ein hoch entwickeltes Stylgefühl. Das ganze Relief misst 0,35 M. Höhe bei 0,23 M. Breite, gerne hätte ich es für eines unserer Museen erworben, doch der Metropolit wollte sich nicht von seinem Schatze trennen. So zeichnete ich ihn mindestens und gebe ihn hier in treuem Abbilde.

Die Kirche Berkovica's, nach welcher mich des Vladika's Archidiacon geleitete, bot kein besonderes Interesse und ebenso wenig die benachbarte Schule, welche in der Vorbereitungsclasse etwa 150, in den drei höheren 60 Schüler zählt. Die Mädchenschule fand ich von etwa 100 Kindern besucht.



Jupiterrelief von Buzadžilar.

In Mustafa Ali, dem Kaimakam des Kreises, lernte ich einen sehr gefälligen reformfreundlichen Mann kennen. Wie alle einsichtigen Kasavorstände klagte aber auch er über die schlechte Organisation des Dienstes, die ihn mit unzähligen täglich sich wiederholenden Plackereien überhäufe und ihm die Zeit für die Bereisung und Hebung seines ausgedehnten Amtssprengels raube. Zum Abschiede versprach er mir seinen besten Zaptie als Begleiter über den Balkan nach Pirot mitzugeben. Ueber diesen Punkt beruhigt, dankte ich ihm herzlich und suchte meinen Han wieder auf.

Der Rest des Tages schwand im Gespräche mit dem Handži Nikolčov Kokol und zwei jungen Männern, welche er mir als auf einer Ferienreise begriffene Landsleute aus seinem fernen Geburtsstädtchen Koprivštica vorstellte. Es waren zwei Brüder, Stojan Doganov, Zögling der militärärztlichen Akademie zu Constantinopel, und Nikola, Lehrer in seiner Vaterstadt. Beide erwiesen sich über deren Geschichte sehr wohl unterrichtet. Koprivštica (türk. Avrat alan) genoss einst gleich vielen anderen sogenannten „Voinikorten" grosser Privilegien von Seiten der türkischen Sultane. Bis zum berüchtigten Krdžalien-

sturme zählte es 10,000 Einwohner. Zerstört und verlassen, gelangte es erst neuestens wieder zu grösserer Blüthe und zählte 1875 etwa 1100 Familien, als die unglücklichen letzten Ereignisse (1876) es abermals bis zu voller Vernichtung trafen. Die Koprivšticaer sind bekannt als aufgeweckte Leute. Das Reisen und Gelderwerben in der Fremde ist ihnen gleich Tirolern und Bocchesen angeboren. Viele auswärts Handel treibende Bulgaren, dann Lehrer stammen von hier; andrerseits aber auch Klephtenführer, darunter der ritterlichste bulgarische Bandenchef Dončo. Ich unterhielt mich vortrefflich mit den äusserst intelligenten jungen Männern und erhielt von ihnen manch nützlichen Wink über die bis heute topographisch wenig gekannte Sredna-Gorn, deren höchste Kuppen „Hrt Bunaja" und „Bogdan Planina" nach den Mittheilungen der Herren Doganov südlich von Koprivštica sich erheben (S. 244).

Meine Leute hätten die ihnen zu Berkovica vergönnte 36 stündige Rast gerne verlängert, doch liess sich ihr Wunsch mit meinem Routier nicht gut vereinbaren. Bereits am 27. brach ich wieder auf, um den Berkovica-Balkan auf seinem bisher von keines Forschers Fuss betretenen Westpasse zu überschreiten. Abgesehen von der Richtigstellung der westlichen Ogostquellen galt es auf dieser Passage noch eine andere Aufgabe zu lösen. Als ich im J. 1864 den „Sveti-Nikola-Balkan" gewissermassen geographisch entdeckte und 1870 vollkommen in Karte brachte, gelangte ich an seinem Südfusse an die Mündung eines ganz ungekannten ansehnlichen Zuflusses der Nišava, an die „Temska", deren Quellen nach den Anwohnern vom fernen Berkovica-Balkan herabkommen sollten, und war dies richtig, musste ich jenseits des Passes auf dieselben stossen und somit die Quellen des Flüsschens kennen lernen. Unmittelbar im W. Berkovica's begann der Anstieg in Curven über die grasigen sanften Sporne, mit welchen der hohe Balkan die Stadt ringförmig einschliesst und ihre prächtigen Heerden nährt. Steiler klommen wir aufwärts und bald, schon nach 1 St., sahen wir aus 218 M. Höhe herab auf die Stadt. Neben uns rauschten über verwitterte graue Kalke Wasserfäden abwärts in das schöne Ringbecken, aus dem ihre Minarete Juwelen ähnlich auf grünsammtnem Untergrunde aufblitzten. Kurz rasteten wir in dem schattigen hoch gelegenen Eichenwald des Kitko, eine kurze Strecke hinderte er den Ausblick, bald lag aber die Baumregion gänzlich hinter uns und allmälig erschien eine Reihe von Querthälern, darunter jenes der Kalimanica mit 6 Orten, von welchen ich einige ohne Fernglas zu unterscheiden vermochte. Weiter nach W. tauchte das grössere Dlgodlska-Thal mit 10 Orten, dann der Thaleinschnitt des eigentlichen Ogostbaches auf, in dem 15 Orte liegen. So vermochte ich mich schon hier über die Configuration des ganzen westlichen Ogost-Quellgebietes in allgemeinen Zügen zu orientiren, welches ich wenige Tage später durchschneiden und detaillirter erforschen sollte (Cap. XV).

Höher aufwärts zum Passe verlor die Landschaft ihren heiteren Charakter. Wir zogen über magere Triften hin und oft lag das grauwackenartige sandige Gestein kahl am Tage. In einer kesselartigen Mulde, so ziemlich auf dem Flecke, wo auf Oberst von Scheda's Karte das nicht existirende Städtchen „Sirischnik" liegt, trafen wir neben einem Quellbrunnen zwei in zottige Felle gehüllte wild aussehende Hirten, sonst begegnete uns keine Menschenseele während des Anstiegs. Der Verkehr zwischen hüben und drüben vollzieht sich hauptsächlich auf dem östlicheren um 400 M. niedrigeren und desshalb bequemeren Gincipasse (S. 316), zu dem Vicinalstrassen aus allen Thälern hinanführen. In einer mässigen Curve umgingen wir den höchsten Punkt des Berkovica-Balkans, dessen imposante Komspitze, auf der südlich ihr vorlagernden 1919 M. hohen Gareśda Planina, und nunmehr war der Pass überschritten. Tief unten, im mit der Hauptkette parallel streichenden schluchtartigen Längenthale floss ein kleiner Wasserfaden, gespeist von den beinahe senkrechten Furchen und Rinnen des Kom's, W. O. durch abgestürzte Felsblöcke und spärliches Buschwerk. Das Gesammtbild machte den Eindruck majestätischer Oede, das nur einige Raubvögel und Reptilien belebten. So weit das Auge reichte, graue, schiefrige und dichte Kalke, bedeckt mit Grauwacken-Conglomeraten, von tausend kleinen Rinnsalen zerrissen, welche in der heissen Sommerszeit vollkommen trocken lagen. Kein Baum erfreute hier das Auge!

Beim Abstiege erschien sofort die rothe charakteristische Sandsteinzone des südlichen Balkanhanges. In zahlreichen Serpentinen senkten wir uns N. S. abwärts über den O. W. streichenden niederen Kalkzug des Radotina-Vorgebirges und traten bald darauf zu meiner nicht geringen Ueberraschung in ein O. W. sich ausdehnendes Längenthal, das sich sofort als ein reich bevölkertes erwies und welches gegen S. ein ansehnlicher Parallelzug abschloss. Zunächst kamen wir in das Dorf G. Krivodol und hier erschien wieder der erwähnte vom Kom abfliessende Wasserfaden, nachdem er die Radotina östlich umgangen und, durch nordöstlichere Quelladern verstärkt, die Orte: Gubeš, Komaštica und Brla durchflossen, als ziemlich starker Bach in breiter Rinne dahinrauschend. Es war, wie sich nach einiger Umfrage herausstellte, der gesuchte Oberlauf der bedeutenden Temska rjeka.

Die Mühen der schwierigen Balkan-Passage hatten sich reichlich gelohnt. Noch am selben Abend war das Temska-Quellgebiet festgestellt und die erfreuliche Aussicht gewonnen, auch am nächsten Tage wichtige Beiträge zur richtigeren Darstellung des kartographisch vernachlässigten West-Balkans zu gewinnen. Mit diesem tröstenden Gedanken ging ich stark ermüdet in dem kaum 3 □ Meter grossen niedrigen Raume, den mir ein gastfreundlicher Bulgare abgetreten hatte, zur Ruhe und fand sie bald, denn das frugale Abendbrot, bestehend aus Milch

und Eiern, hatte meinen Magen wenig beschwert. Die Leute im oberen Temskathal leben ungemein mässig. Etwas Viehzucht und ein kleines Gärtchen decken die bescheidenen Bedürfnisse dieser echten Balkandži.

Ich werde später (S. 3[illegible]) die intellectuellen Verhältnisse dieser physisch sehr kräftig entwickelten Gebirgs-Bulgaren noch berühren. Im Allgemeinen erheben sie sich wenig über die geringe Bildungsstufe, welche ich bei ihren Nachbarn im östlicheren Şofia-Balkan traf. Die einfachen Leute leben in merkwürdiger Abgeschlossenheit von allen äusseren Welthändeln und wissen von diesen gleich wenig, wie vom benachbarten Fürstenthum Serbien und dessen ihrer Befreiung geltenden Plänen. Nur dies erklärt die vollkommene Passivität des grossen reinbulgarischen Temskagebietes während der anfänglichen Siege, welche die Serben im Juli 1876 an der nahen Babina-Glava und Nišava erfochten. Keine Flinte rührte sich in den Temskaschluchten, zum mindesten verlautete nach aussen nichts über eine erzielte grössere Bewegung, welche General Tschernajeff's viel verbreitete schwungvolle Proclamationen gerne hervorgerufen hätten!

XV.

UEBER PIROT UND DEN CIPROVEC-BALKAN NACH LOM.

(XII. Balkan-Passage.)

Das moralische und physische Moment auf Forschungsreisen. — Ein zeitraubender Zwischenfall. — Auffindung des Razboiškathals mit 30 Orten. — Neue Pirot-Berkovicer Strasse. — Defilé vor Krupec. — Stadt Pirot. — Ihr neuer Konak. — Besuch bei einem Pascha-Kleeblatt. — Piroter Panajir. — Seine Bedeutung. — Die Zeltstadt und ihre Staffage. — Kauf und Verkauf. — Europäischer Import. — Messgetriebe. — Piročanski-Killim. — Die berühmteste Teppichweberin. — Export gedörrter Pflaumen. — Kaimakam und Handschi. — Schlossruinen bei Gradišnica. — Thalpfad und Hochweg zur Temska. — Nišor. — Basarakuppe. — Zavoi. — Aufnahme des mittleren Temskalaufes. — Sv. Arandjelkloster. — Geologisches. — Nachtlager in Gozduša. — Vrtibog-Karaula. — Aufstieg zum Passe. — Stelldichein der Haiduci. — Abschied vom Temskathale und Südhange des Balkans. — Beim Pavlov Krst auf der Passhöhe. — Abstieg nach Ciporovica. — Rothe Sandsteinzone. — Westlichste Ogostquellen. — Kloster bei Vlaško. — Römisch-katholische Reminiscenzen. — Auswanderung nach Ungarn. — Alter Hüttenbetrieb. — Teppichfabrikation im Balkan. — Farbenharmonie. — Nachahmung der primitiven Teppiche im Occident. — Castellruinen. — Wasserscheide zwischen Ogost und Džibrica. — Temperatur-Verhältnisse. — Dreschschlitten. — Quellen der Džibrica. — Astronomische Position Slavotin. — Asiz Pascha's Jagdsportgebiet. — Topographische Resultate am Lom. — Metkovec. — Nächtlicher Ritt nach Rasova. — Das Džibricagebiet auf unseren Karten und in Wirklichkeit. — Eintragung von 33 ungekannten Orten. — Abstieg nach Lom. — Prächtiges Landschaftsbild. — Durch die Stadt zur Donau. — Freudige Ueberraschung. — Verkauf der Pferde. — Reiseabschluss und glückliche Rückkehr nach Wien.

Wenn ich auch weniger als andere Reisende von den unangenehmen Zwischenfällen und Mühsalen erzählte, welche beinahe täglich auf meinen Balkantouren meine Geduld und Energie zugleich auf die Probe stellten, so darf der Leser doch nicht glauben, sie wären mir erspart geblieben. Im Bewusstsein, dass Reisen in kaum von der Cultur gestreiften Ländern keine Spaziergänge seien, ertrug ich grösstentheils gleichmüthig alle jene Fatiguen und Abenteuer, welche ich in meiner Schilderung oft nur leicht gestreift habe. Nicht immer so meine Begleitung. Nirgend so sehr als auf Forschungsreisen und im Kriege gewinnt man die Erfahrung, wie intensiv das moralische Moment die menschliche Physis be-

einflusst. Das Bewusstsein, einer hehren Sache, der Wissenschaft oder dem Vaterlande seine Persönlichkeit zu weihen, stählt wunderbar alle Muskeln und lässt selbst Schwächere leichter Mühsale und Gefahren überwinden, als kräftigere im Lohne des Reisenden stehende Begleiter oder militärische Söldlinge.

Glücklicherweise ging der vierte Monat meiner Reise zu Ende und nur noch die letzte der für 1870 projektirten Balkan-Passagen trennte mich von der Dampfschiffs-Station Lom, ihrem Endziele. Dies war gut, denn bereits seit vielen Tagen klagte mein sonst braver Dragoman über die grossen Fatiguen der Märsche bei schlechter Nahrung und unerträglicher Hitze, dann über die stets kleineren Rasten in den Städten u. s. w. Auch der Sürüdschi und selbst meine Pferde fingen an zu erlahmen. So bedurfte es im letzten Augenblicke noch des Einsatzes vermehrter, oft bis zur Härte gesteigerter Energie, wollte ich mein Routier, wie ich es voraus bestimmt hatte, bis zum 31. August glücklich vollführen.

Namentlich zu Krivodol, dem armseligen Orte, wo ich die Nacht des 28. verbrachte, gab es Anlass zu allgemeiner Verstimmung. Trotz des besten Willens der Bewohner war dort weder Heu noch Gerste für unsere ermüdeten Pferde aufzutreiben. Auch eine geschlossene Stallung fehlte. Als man ihnen am nächsten Frühmorgen wieder etwas Grünfutter vorwerfen wollte, entstand grosser Lärm, der mich aufweckte. Mein Trainpferd hatte nämlich, wahrscheinlich durch Hunger getrieben, vom Zaune der niederen Schafhürde sich losgerissen und das Weite gesucht. Ich sandte sofort den Zaptie mit einigen ortskundigen Leuten hinaus und nach zwei verlorenen kostbaren Stunden kehrten sie mit dem eingefangenen vierbeinigen Deserteur zurück, welcher reuig den Kopf senkte. Ich war froh, dass die Sache so gut abgelaufen, befand mich jedoch der neuen Schwierigkeit gegenüber, den Zaptie, der seinem Pferde nach diesem angreifenden Jagdsporte am liebsten einige Stunden Ruhe gegönnt hätte, zum sofortigen Aufbruche zu bestimmen. Wie immer erzielte auch diesmal ein in Perspective gestelltes grösseres Bakschisch vollständige Wirkung.

Wir kreuzten den Spiegel der Temska, welchen die Reflexe der hochstehenden Sonne schon seit Stunden in flüssiges Gold verwandelt hatten, und gleich darauf erstiegen wir nahe bei Vlkovia den jenseitigen kahlen Höhenzug zwischen D. Krividol und Prvol Čiftlik in einigen Serpentinen. Der Weg ging theilweise über eingesprengten gelben Jaspis und Quarzitbänke, Wald trat nur auf einem östlicheren Berge in Sicht. Auf der Höhe angekommen, blickte ich staunend hinab in ein weites Bachgebiet. Es war dasselbe, von dem ich zuerst auf dem Pečenabrdo-Karaul Kunde erhalten hatte (S. 316), und allmälig stellte sich klar heraus, dass demselben auch jene vom Gincipasse abfliessende Wasserader angehöre, welche unsere Karten bisher über hohe Gebirge weg zum östlicheren Isker ziehen lassen. War ich am Tage zuvor nicht wenig überrascht, die Quellen

der Temska erst 6 geogr. Meilen östlich von ihrer Mündung entfernt aufzufinden, so war ich andrerseits in noch höherem Grade darüber verwundert, dass uns die auf ihrem linken Ufer erklommene Höhe nicht direkt hinüber zur Nišava, sondern in ein der letzteren angehörendes, bisher ganz ungekanntes viel verästeltes Thal brachte, das vom Iskersystem durch einen bedeutenden Höhenzug getrennt wird und in dem ich bald 23 Orte und 1 Kloster constatiren sollte. Alle diese Dörfer zählen 30—70 Häuser und besitzen reiche Heerden, hübsche Culturen und kleine Kirchen, leider aber selten eine Schule. Sie gehören ausnahmslos der bulgarischen Nationalität an, Moslims sind hier nicht zu finden.

Nachdem ich meine ungeahnte Entdeckung in Karte gebracht, senkten wir uns am südlichen Rande der Triput-Planina über Moinei nahe der Klosterschlucht Sv. Kirik zum wohlhabenden Dorfe Smilovci herab. Seine 60 Häuser liegen in 759 M. Seehöhe auf einer sanften Erhebung des schönen Thales, welches den Eindruck eines alten Seebeckens macht. Vor nicht langer Zeit floss noch hart beim Dorfe ein Bächlein vorüber, das von den südlichsten Vorplateaus der im N. W. aufragenden hohen Basara-Planina herabkam. Heute haben jedoch die schwächlichen Wasseradern der entwaldeten Kalkrücken nicht mehr die nothwendige Kraft, um die den östlichen Thallauf durchziehende Razhoiška zu erreichen. Sie versickern in einem trügerisch grünen Sumpfe unfern von Smilovci. Als ich von letzterem die südöstlicheren Höhen hinanritt, um einen genaueren Einblick in das jenseitige Gebiet der Kalotinca zu gewinnen, mit welcher die Razhoiška sich vereinigt, querte ich eine von Pirot direkt zum Gincipasse und von dort nach Berkovica führende schöne Strasse. Ich hatte nie früher von dieser Baute Mithad's gehört und gedachte seiner dankbar, als ich auf derselben nun bequem meine Route nach Pirot fortsetzen konnte.

Wir ritten wohl 1 St. O. W. eben im Thale fort, dann stiegen wir aber in Curven ein wasserloses Engdefilé hinan, dessen viel zerrissene Hänge mit karstartigen Farben und Dollinen an die S. 279 geschilderte Landschaft am Panega-Ursprung mahnte. Erst kurz hevor wir den höchsten Strassenpunkt erreichten, begrünten sich die Abstürze und Plateaus, zwischen durch einen prächtigen Weitblick auf das Nišavathal gestattend. Am Silberbande des in unzähligen Windungen aufleuchtenden Flusses erschienen viele Dörfer und weisse Čiftliks, und darüber fern im N. die serbischen Grenzberge in rauchblauen Tönen durch die charakteristischen Profile des Jastrebne und Rtanj scharf markirt. Ich peilte die wichtigsten Punkte, dann ging es die zahlreichen Serpentinen auf wechselnd schwarzen und lichtfleckigen Kalken rasch hinab zum Orte Krupec, bei dem Ruinen einer alten Stadt sich finden sollen. Ich sah sie nicht, denn der Abend brach heran und noch trennten uns $1\frac{1}{2}$ St. Weges von unserem Tagesziele Pirot. Wir stiegen hinab in die Ebene. Kleinhändler und Landleute bedeckten mit

schwer belasteten Grauthieren und Pferden die Strasse, eine bunte lustige Staffage, welche der grosse „Panajir" nach der Stadt gelockt hatte. In gesonderten Trupps caracolirten auf behendigen, wahrscheinlich gestohlenen Pferden auch einige Tscherkessen an uns vorüber, es waren Insassen des nahen Belopolje, der einzigen Fremdcolonie in der grossen reinbulgarischen Bevölkerung um Pirot.

Wir liessen Izvor und Berilovca rechts, setzten über das Bächlein, welches vom letzteren Dorfe seinen Weg durch den westlichen Stadttheil zur Nišava nimmt, und ritten bald darauf in seinen grössten Han ein. Pirot war für mich keine neue Stadt. Auch der Leser kennt sie bereits aus dem I. Bande. Meinen Sympathien nach hätte ich Pirot diesmal am liebsten unberührt gelassen, denn es erweckte in mir nur unangenehme Erinnerungen (I. Bd. S. 158). Doch zog mich sein eben sich abwickelnder grosser Panajir an und dann musste ich hier einen wegkundigen Zaptie für die Passage des Ciprovec-Balkans nehmen. So rief mir der Handži zum drittenmal sein „dobro došle" (glückliche Ankunft) entgegen. Diesmal wohnte ich übrigens besser als in den J. 1864 und 1870. Da die Panajirgäste alle Räume des Hans bis zum Dache hinauf bereits besetzt hielten, räumte der Hausherr für mich sein nett getäfeltes Prachtstübchen, ein reizendes Modell bulgarischer Kunst-Ebenistenarbeit, welches so mancher unserer Amateure bei dem eben in Europa vorherrschenden Geschmacke für orientalischen Comfort gewiss recht gerne für eine respectable Summe erworben hätte.

Die wichtigste Neuigkeit des plaudernden Handži bestand in der mysteriös verbrämten Mittheilung, dass die Pascha's der aneinander grenzenden Sandschaks: Niš, Sofia und Priština seit zwei Tagen zu Pirot weilten und fortwährend geheime Berathungen pflegten. „Gewiss, Herr," meinte er mit echt orientalischem Augenzwinkern, „geht etwas Wichtiges vor. Sollte, wo der Franzose dem Prusli unterlegen und jetzt machtlos, der Moskov etwa sich unserer wieder erinnern?" Ich antwortete ausweichend und beschloss am nächsten Tage dem Pascha-Kleeblatte meinen Besuch zu erstatten, schon um einem ähnlichen Zwischenfalle, wie ich ihn im J. 1870 erlebt hatte, thunlichst vorzubeugen.

Die höchsten türkischen Würdenträger haben eine sehr rühmenswerthe Seite. Sie stehen zeitlich Morgens auf und empfangen Jedermann in frühester Stunde. Ich gab desshalb noch am Abend den Befehl, die von den vielfachen Balkankletttereien arg mitgenommenen Pferde aufs Beste herauszuputzen, und bereits um 9 Uhr hielt ich an der Spitze meiner kleinen Suite am Thore des neuen Konaks. Er präsentirt sich architektonisch recht anmuthig, doch anstatt im Centrum der Stadt wurde er ohne alle Rücksicht auf die christliche Bevölkerung in einem der entlegensten und unbelebtesten türkischen Stadtviertel erbaut. Dieser grosse Uebelstand, welcher auch bei anderen neuen Administrations-Gebäuden, z. B. in Niš, Sofia u. s. w. auffällt, erklärt sich dadurch, dass die meist verhei-

ratheten Beamten des Konaks in den billigen türkischen Vierteln wohnen, während des Tages gerne nach ihren Harems sehen und desshalb bei der Auswahl des Bauplatzes mehr ihre eigene Bequemlichkeit als das Bedürfniss ihrer Clienten berücksichtigen. Eine andere Eigenthümlichkeit der neuen Konaks sind die an ihrer Hauptfronte gewöhnlich rysalithartig vorspringenden breiten Logen, in welchen der erste Chef, der Vali, Mutessarif, Kaimakam u. s. w. während der Amtszeit auf hohem Divan thronen. So lange es die Witterung zulässt, findet man die Fenster dieser, gewöhnlich auf einen grünen Vorplatz gehenden Tribunen ausgehoben und der das Rheuma fürchtende Europäer empfindet stets ein leichtes Frösteln, wenn er einen solchen Empfangsraum betritt. Der türkische Functionär liebt Licht und Luft. Anders als in unseren hermetisch geschlossenen übel gelüfteten Amtsstuben stehen hier Fenster und Thüren fortwährend offen und der ungehindert durchziehende Luftstrom treibt mit den gross geblumten oder weissen Vorhängen sein loses Spiel. Was müsste man einem unserer bis zur Halsbinde zugeknöpften Hofräthe bieten, wenn er in solcher Situation fungiren sollte?

Zu Ehren der drei im Piroter Konak tagenden Mutessarife standen an seinem Thore zwei Redifs Schildwache. Sie salutirten und von der Loggia des ersten Stockwerks erwiderte der Pascha von Niš freundlich meinen Gruss. Der von ihm herabbeorderte Kaimakam von Pirot nannte mich willkommen; ich lächelte über seine Phrasen, denn es war derselbe Beamte, welcher mich im Jahre 1870 zu Niš als staatsgefährlichen Reisenden telegraphisch denuncirt und mir dort so viele Unannehmlichkeiten bereitet hatte. Ich unterdrückte jeden Vorwurf, stieg vom Pferde und die Soldaten präsentirten. Gleich darauf begrüsste ich die Pascha's von Niš und Sofia als alte Bekannte und wurde durch sie dem Prištinner Mutessarif vorgestellt. Auch einige Stadtnotabeln, der Imam, Kadi und Mitglieder des Medjlis waren zugegen; doch spielten die christlichen „Efendi“ wie immer eine bescheidene devote Rolle. Das Gespräch drehte sich anfangs um gleichgiltige Dinge. Der Mutessarif von Sofia fragte mich um den Fortgang meiner kartographischen Arbeiten, der Pascha von Niš, ob ich viele „eski scheler“ (alte Dinge) gefunden, ich aber benutzte die günstige Gelegenheit, um zum nicht geringen Erstaunen der Herren vom Medjlis den drei hohen Paschaliks-Regenten meine unverhohlene Ansicht über den schlechten Zustand des Agrar- und Schulwesens und namentlich über das zügellose Treiben der Zapties auf dem Lande auszusprechen. Zur Antwort erhielt ich den matten Abklatsch der zeitweise und auch gegenwärtig wieder von Constantinopel in die Welt gesandten Versicherungen bald einzuführender Reformen. „Jawasch, jawasch“ (allmälig), schlossen die Herren, würde man die Türkei von einem à la franca regierten Reiche kaum unterscheiden können! Ich wusste genau, wie ernst es den respectabeln Herren mit ihren Phrasen, und ging, um dem Abschiede jede Dissonanz zu benehmen,

zum Panajir über, dessen Bedeutung für die Stadt und das Paschalik allseitig besprochen wurde.

So lange das Schienennetz zwischen der Türkei und den grossen europäischen Handelscentren unvollendet und die Pforte die Entwickelung ihres Städtewesens durch Verbesserung der Land- und Wasserwege, sowie durch andere zweckmässige Einrichtungen nicht mehr als bis zur Stunde fördert, werden die alljährlichen grossen Panajirs (Messen) an einigen günstig situirten Punkten ihres weiten Reiches in dessen Verkehrsleben lange noch eine grosse Rolle spielen. Der Piroter Panajir, den ich hier in allgemeinen Zügen schildere, ist namentlich wegen seines bedeutenden Verkehrs in Teppichen berühmt, doch werden auch Manufactur-, Quincaillerie- und Colonialwaaren auf demselben in ansehnlichen Ziffern umgesetzt, wenngleich nicht in solcher Höhe, wie auf den hervorragendsten Messen der Türkei, zu Uzundšova und Eski-Džumaa, für welche letztere die österreichischen Dampfer nach Rusčuk allein im Jahre 1874 10,000 Centner führten.

Natürlich bildet der Panajir für jede Messstadt das ersehnte grosse Ereigniss des Jahres. Lange vor dem 6. August (a. St.), an dem er zu Pirot beginnt, herrscht bereits bewegtes Treiben auf dem sonst verödeten, grossen Platze zwischen dem Bokludžabach und der Nišerstrasse im S.W. ausserhalb der Stadt, denn es gilt nahezu eine solche für drei volle Wochen zu zimmern. In regelmässigen Gassen erhebt sich eine förmliche Bretter- und Zeltstadt mit Localitäten von ganz ansehnlicher Breite und Tiefe. Firmen-Aufschriften giebt es hier so wenig wie in den festen türkischen Bazaren; doch trennen sich die Verkäufer nach Gilden, und jeder Besucher weiss, was er benöthigt, leicht zu finden.

Auf der Strasse zum Panajir und rings um diesen patrouilliren Soldaten; denn oft staut sich das Gedränge, der Wagen-, Lastthier- und Menschenknäuel verwirrt sich, es bricht mitunter Streit aus und nicht immer sind die Zapties (Gendarmen) allein im Stande, die Ordnung zu erhalten. Namentlich benutzen Arnauten und Tscherkessen, beide im Stehlen gleich berühmt, solche Momente, um sich, nach dem alten Sprichwort, auf Unkosten der Streitenden zu bereichern. Als eine für alle Theile sehr bequeme Einrichtung verdient erwähnt zu werden, dass alle Rechtsstreite über Verkaufs-Abschlüsse, vereinbarte Preise, Maass und Gewicht, Münzen, Falschgeld u. s. w. gleich auf dem Platze von eigens für die Messdauer exponirten Gerichtsorganen entschieden werden.

Wahrhaft verwirrend gestaltet sich das bunte lärmende Gewoge in der zweiten Messwoche, in welcher die Landbevölkerung von allen Seiten heranströmt. Die bulgarischen Droguen-Händler, welche unter Anderm auch Henna zum Färben der Nägel und Handflächen für türkische Frauen führen, und die Verkäufer von Colonialwaaren, von Confecten und getrockneten Früchten aus dem fernen Asien,

von bunten Baumwollstoffen, Kopftüchern, Bauernschuhen, Riemzeug u. s. w. halten dann ihre Ernte.

Während bei uns nahezu kein Dorf ohne Krämer ist und der ausgebildete Hausirhandel den Consumenten bis zur höchsten Alpenhütte aufsucht, wird es Letzteren in der Türkei lange nicht so bequem gemacht. Kaffee, Zucker, Tabak, Petroleum, Salz, Wachskerzen, Seife, nebst hundert anderen Bedürfnissen, holt der Bauer aus der Stadt, und ist sein Dorf allzuweit entfernt von ihr, auf dem Panajir. Auf diesen treibt er sein Vieh, bringt er Häute, Wolle, Wachs, Honig u. s. w. und mit dem Baargeld wandert er sodann von Laden zu Laden, von Zelt zu Zelt, prüfend und feilschend, das allzuweit gehende Gefallen von Frau und Töchtern an Putz und Flitter bekämpfend. Denn nicht nur das Nothwendige, sondern auch Gegenstände des Luxus sind hier auf's Lockendste ausgebreitet. Verführerische Quincaillerie-Waaren, Spiegel, Schmelzperlen, Glasringe und Falschschmuck, alte Ladenhüter der Wiener Fabriken werden mit begehrendem Auge bewundert und gekauft. Ihre Verkäufer sind grösstentheils spanische Juden, welche den weiten Weg von Niš, Sofia und Filippopel nicht gescheut haben. Ungleich den Türken entwickeln sie grössere Beweglichkeit im Anpreisen ihrer Waaren. Der Moslim harrt, auf seinem Teppich hockend, geduldig des fragenden Käufers, er ist überzeugt, dass Alles vom Kismet (Geschick) abhängt und was kommen soll, auch ohne Anstrengung erreicht wird. Der Handel mit Tabak, Pfeifenköpfen, zierlichen Frauenschuhen u. s. w. ist beinahe ausschliesslich in türkischer Hand und wirft guten Gewinn ab.

Seitwärts vom grossen Verkehrsstrome, in einer schmaleren Gasse des Panajirs, erholt man sich vom betäubenden Lärm. Weniger begehrt, weil kostspieliger, zeigen sich hier die mit schwarzen oder blinkenden Goldborten und Schnüren bedeckten Jacken, Westen, Beinkleider und Šakširen (Knie-Gamaschen), welche den Stolz des türkischen Stadt-Effendis und Landbesitzers der alten Traditionen bilden. Ich sah Kleidungsstücke von 3 — 10 türkischen Gold-Liras (1 Lira = 20 Mark), und sie erschienen durchaus nicht zu hoch im Preise, in Anbetracht der oft bewunderungswerthen Arbeit. Ihr Hauptvorzug besteht namentlich im Rhythmus, in der Symmetrie und Präcision der Arabesken, welche aus Schnürwerk auf dem grünen, carmoisinrothen und drappfarbnen Tuche aufgenäht werden. Ich sah hier Ornamente von solch' erfindungsreicher Abwechslung, dass man mit den Copien leicht eine Mappe schönster Vorbilder für ein europäisches Industrie-Museum hätte füllen können. Die Mehrzahl der Abadschis (Schneider) sind Arnauten und kommen aus dem fernen Priština, Prilip, Skoplje u. a. O.

Auch Händler mit Kupferzeug waren aus jenen Gegenden am schwarzen Drin erschienen. Sie hielten Gegenstände für den türkischen Küchenbedarf feil, kleine Teller und Näpfe, mit hermetisch schliessenden gewölbten Deckeln, in

welchen die Speisen aufgetragen, grosse Schüsseln für den Pilav und Waschbecken mit zierlichen Kannen, welche vor und nach Tisch den Theilnehmern am Mahle gereicht werden, auch Rauchgefässe mit meisterhaft gedachten Formen waren zahlreich vertreten. Hart an diese Buden stiessen jene der Gelbgiesser und Messerfabrikanten aus dem Balkan. Ich sah prächtige Altarleuchter und Hängelampen, unter welchen mir solche in Kreuzesform mit dem heiligen Georg als Drachentödter auffielen, und daneben boten die Silber-Filigran-Arbeiter aus Niš ihre reizenden Gegenstände aus.

Auch einige Sabatsebi (Uhrmacher) hatten sich eingefunden; denn selbst der ärmste Muselmann trägt eine Uhr und in der Schweiz giebt es Fabriken, die nur für den Orient arbeiten. Die Zifferblätter tragen türkische Zahlzeichen und auch die Werktheile sind durchgehends mit gepressten Arabesken im orientalischen Style reich verziert. So verstanden es auch auf diesem Gebiet die rührigen Industriellen der Alpen, sich ohne staatliche Unterstützung, ohne Consuln, Museen u. s. w. den Markt zu erobern, indem sie die Geschmacksrichtung der fernen Türkei, ebenso wie jene in Aegypten, Persien, Indien und wieder andererseits in Amerika studirten.

Das Eisen spielte auf dem Panajir selbstverständlich keine geringe Rolle, hier verschwand aber das heimische Erzeugniss gänzlich neben dem importirten. Sensen, Sicheln, Thürbeschläge, Schlösser, Nägel u. s. w. waren österreichischer, kleine Rundschlösser russischer Provenienz, feinere Eisen- und Stahlwaaren beinahe ausschliesslich aus rheinischen und Sheffielder Fabriken. Nur die landesüblichen Herdkessel, Hängeketten, Hufeisen, roh geschmiedeten Nägel u. s. w. trugen den unverkennbaren Stempel heimischer Arbeit.

Alles, was auf dem Panajir von Wirk- und Webewaaren erschien, dann Fesse, geblumte Kopftücher, feines Schuhwerk, Papier, Stearinkerzen, Porzellan-, Glaswaaren u. s. w. gelangt im Wege der heimischen Commissionäre zu Wien, Marseille, London, Leipzig u. s. w. über Lom, Rusčuk, Salonik und Constantinopel hieher. Die türkischen Bahnen haben wohl den Import zur See aus dem fabrikreichen West-Europa auf Unkosten Oesterreichs sehr begünstigt. Noch immer giebt es jedoch wichtige Artikel, z. B. Lampen, Glas, Zündhölzchen u. s. w., in welchen das letztere beinahe ausschliesslich den nördlichen und mitteltürkischen Markt beherrscht.

Wieder gelangte ich in das Gewühl der grossen Panajirstrasse bei ihrem nördlichen Ausgange. Da hockten in Reihen ältere verschleierte Türkenfrauen aus der Stadt, welche die Handstickereien der daheim gebliebenen jüngeren Frauen und Mädchen, zierliche Pantöffelchen, Geld- und Tabaksbeutel, goldornamentirte Käppchen u. s. w. ausboten. Weiter hinaus bahnte mir mein Zaptie den Weg zu den Verkäufern keramischer Waaren. Ganze Berge von Krügen, Töpfen,

Tellern aller Formate, Thonlampen, Leuchtern u. s. w., sämmtlich heimischer Factura, waren hier auf dem abgemähten Rasen aufgespeichert. Wenngleich weniger rein in der Ausführung als die hewundernswerthen keramischen Fabrikate Ost-Bulgariens, sah ich auch hier manche Formen, welche an classische Vorbilder erinnerten.

Ging es überall lebhaft her, so culminirte der Lärm, das bunte Treiben des hochwogenden Panajirlebens auf dem Terrain, das viele speculative Wirthe, Kaffeeschänker und Garköche mit ihren ambulanten Zelten, Schänken und Heerden besetzt hatten. Hier tranken und verzehrten Leute aller Nationen, Türken, Bulgaren, Tscherkessen, Zigeuner, Albanesen und Tataren stehend, oder auf roh gezimmerten Bänken im Schatten improvisirter grüner Laubdächer hockend, Kaffee, Tschai, Sorbet, Rakie und Wein, dann in riesigen Haufen aufgeschichtete türkische Vanille (Knoblauch), Zwiebeln, Rettige, gesottene kalte Bohnen und Pita, eine Lieblingssorte flacher, mit Kraut und Käse gefüllter Kuchen. So viel auch consumirt wurde, immer war für neu anströmende durstige und hungernde Gäste gesorgt. Volle Bocksschläuche mit Rothwein traten an die Stelle der geleerten, unermüdet wurden Schöpse und Lämmer nach Koran-Rituell oder Christenbrauch, natürlich weit gesondert von einander, geschlachtet, ausgeweidet und mit wuchtigen Hieben zertheilt, um dann in verkleinerten Stücken in Pfannen mit Gemüse geschmort, oder, auf Holzstäbchen gespiesst, am Kohlenfeuer zum wohlschmeckenden Kebab gebraten zu werden.

Dabei drängten sich Tilals (Ausrufer) zu verkaufender Pferde, Sättel und alter, oft sehr werthvoller Waffen, sowie hausirende Krämer mit tausend Kleinigkeiten, dann Gebäck-, Obst- und Eisverkäufer mit lauten Rufen durch die Tischreihen. Glücklicherweise war zwischen und unter diesen das unbezahlte, türkische vierbeinige Sanitätscorps vollauf thätig, die weggeworfenen Abfälle zu vertilgen, sonst würde die hier herrschende Atmosphäre während der heissen Augusttage unerträglich. In später Nachtstunde, wenn das lärmende Treiben erstorben, halten erst die Geier aus dem nahen Balkan die ergiebige Nachernte.

Dass es auf dem Piroter Panajir, wie selbst auf der Leipziger Messe, nicht an ambulanten Schmieden, Zahnreissern, Gauklern, Bärenführern, Musikanten und an sehr gefälligen Zigeuner-Preciosas fehlt, bedarf kaum der Erwähnung. Noch zahlreiche hier übergangene Details vervollständigen aber erst das Bild eines echt türkisch-bulgarischen Panajirs. Vielleicht komme ich auf dieselben gelegentlich der Schilderung der grossen Messe von Eski-Dschumaa im III. Bande zurück.

Von den berühmten Piroter Teppichen sah ich auf dem Panajir nur einzelne Stücke. Als ich in die Stadt zurückkehrte, führte mich mein Hausherr in verschie-

dene Magazine, wo die aus dem Balkan zur Messe gelangten Vorräthe in grossen Ballen aufgespeichert lagen. Auch diese gehen, obschon nicht in der Stadt gefertigt, unter dem Namen „Piročanski Kilim“ (Piroter Teppiche) in die Welt. Es sind grösstentheils ordinäre Sorten kleinen Formats zu äusserst billigen en gros Preisen und durch die vorherrschend dunklen Farben von den zu Pirot selbst gewebten unterschieden. Die Fuss-, Sitz- und Gebet-Teppiche aus dem Balkan sind gewöhnlich gelb, blau, braun und schwarz, jene aus Pirot weiss, gelb, blau, grün und hellroth gemustert, letztere sind auch aus feinerer Wolle, dichter gewebt, grösser und kostspieliger und machen den asiatischen Fabrikaten erhebliche Concurrenz. Etwaige Prachtexemplare von bestimmter Grösse werden voraus bestellt und bezahlt. Bei Frau Jelenska Rabadži, einer der berühmtesten Meisterinnen der Stadt, sah ich einen für den Salon eines Constantinopler Pascha's bestimmten Teppich bedeutenden Formats in hellen Farben ornamentirt, welcher den nach bulgarischen Begriffen ungemein hohen Preis von 650 Piastern (130 Mark) kostete. Da meine Route am nächsten Tage mich nach Ciporovci, dem berühmten Hauptort der Teppichfabrikation im Balkan, führen sollte, war es mir lieb, schon zu Pirot diese Daten über den so wichtigen Zweig der bulgarischen Hausindustrie sammeln zu können.

Die letzten Stunden meines kurzen Aufenthalts zu Pirot verbrachte ich auf der schattigen Gallerie meines Hans mit dem Ordnen der auf dem Panajir gesammelten Notizen. Die Frau des Handschi, eine hübsche junge Bulgarin, trippelte oft an mir vorüber, stets der Störung wegen um Verzeihung bittend; denn dicht vor meinem Stübchen hatte sie saftige Pflaumen, aus welchen die Kerne entfernt worden, auf runden Geflechten zum Trocknen ausgebreitet. Die Piroter Zwetschken erfreuen sich ihrer grossen Süsse wegen einer gewissen Berühmtheit und werden gleich dem ungarischen „Oedenburger Obst“ verpackt in Schachteln weit weg versendet. Hier lernte ich aufs Neue wieder den praktischen industriösen Sinn des Bulgaren auf anderem Gebiete kennen.

Nachdem ich bei meinem wegkundigen Handschi die letzten Erkundigungen über die am folgenden Nachmittag einzuschlagende Balkanroute eingezogen hatte, verfügte ich mich nochmals in den Konak, um mir vom Kaimakam einen tüchtigen Führer für dieselbe zu erbitten. Ich fand ihn unter dem Eindrucke der respectvollen Aufnahme, welche mir von Seite der drei hohen Würdenträger zu Theil geworden war, sehr gefällig und nachdem er meinen Stambuler Ferman leicht durchflogen, schien er den Zweck meiner Reisen auf türkischem Boden richtiger als im Jahre zuvor aufzufassen. Er gestand unaufgefordert, dass er noch ein sehr grosses Unrecht gegen mich gut zu machen hätte, begleitete mich bis an das Thor, versäumte nicht sich meiner guten Nachrede zu empfehlen, falls ich nach Stambul käme, und band mich schliesslich dem herbei befohlenen

Zaptie-Tschausch (Corporal) auf die Seele, welcher mich über den Ciprovec-Balkan bringen sollte.

So schied ich von Pirot mit freundlicheren Gefühlen, als bei den früheren Besuchen. Ich dankte dem Handschi für sein abgetretenes Stübchen, seiner wackern Frau für das letzte treffliche Mittagsbrot, dessen „pièce de resistance" ein Pilav mit Huhn bildete und das ein kurzer, mit Nargileh und Kaffee gewürzter Kef abschloss. Auch mein Dragoman schien in freudigerer Stimmung, er brummte, was er seit lange nicht gethan, ein polnisches Liedchen vor sich hin, ging es ja diesmal dem Endziel unserer langen Reise, der Donau zu! Meine kleine Caravane hatte sich geordnet, gegen 2 Uhr zogen wir über die Nišavabrücke durch das nördliche Christenmahale, dessen Čarši aus Anlass des Panajirs sehr belebt war. Die Händler, welche ich besucht hatte, lüfteten die Mützen und riefen mir von allen Seiten ihr „Sretjan put" (Glücklichen Weg) zu. Bald darauf kletterten wir die Pirot besäumenden nordöstlichen Höhen hinan. Ein altes Schloss in Ruinen zur Rechten beherrschte einst den Thalpfad, welcher über Gradišnica und Dobridol nach Doikinci zur Temska führt. Zur besseren Orientirung über das wenig gekannte Terrain wählte ich jedoch den schwierigeren Hochpfad, von dem ich nach 1 St. den letzten Blick in's schöne Nišavathal warf. Wie müsste es unter einem vernünftigeren Regiment prosperiren, welche Bedeutung könnte es gewinnen, falls mindestens der so lange verzettelte Schienenweg nach Belgrad endlich vollendet würde!

Zu Nišor, einem kleinen Dorfe von 34 Häusern in prächtiger Lage, befanden wir uns bereits 456 Meter hoch über Pirot und in 797 M. Seehöhe. Der Weg ging nun von S.N. nach N.O. über schönes Weideland mit hübschen Eichenständen, rechts dominirte gegen S.O. die kantig scharf profilirte Basarakuppe das prächtige Landschaftsbild. Meine Leute verkürzten sich den Weg, indem sie im Vorüberritte die den Pfad besäumenden ungemein reich tragenden Haselnussstauden plünderten. Es war 5 Uhr, als wir den 936 M. hohen Koprivšticasattel überstiegen, welcher die Wasserscheide zwischen der Nišava und Temska bildet, und zogen nun zu letzterer mit N.W. Wendung hinab durch ein ungemein pittoreskes kurzes Querthal, dessen Kalke von primitiven Oefen verarbeitet werden. Der Weg lief hart an einem munter rauschenden Bächlein hin, das einige Mühlen treibt und westlich von Zavoi in die Temska mündet. Zavoi liegt 2 St. oberhalb des im I. Bande S. 184 geschilderten grossen Dorfes Temska. Das gleichnamige Flüsschen nimmt rauschend und tosend seinen Weg dahin durch eine wildromantische Schlucht. Gleich Temska besitzt auch Zavoi eine alte, schöne Steinbrücke, welche die weit zurückreichende Besiedlung des Temskagebietes bezeugt. An die Temska gelangt, setzte ich die bereits 1870 begonnene Aufnahme ihres unteren Laufes fort. Es gab viel zu fragen, viel zu thun, denn in seinen tiefen, wasser-

reichen Querschluchten steckten zahlreiche Orte, welche neu in Karte gebracht werden mussten.

Als ich die Eintragung des mittleren Temskalaufes beendet hatte, blieb uns kaum mehr als eine Tagesstunde und meine Zapties schlugen vor, im nahen östlich von Rzovci gelegenen Sv. Arandjelkloster zu übernachten. Dieses verhiess allerdings eine bessere Unterkunft, als das nächste arme Bulgarendörfchen unserer Route. Trotzdem widerstrebte ich auch diesmal mich von letzterer abdrängen zu lassen, umsomehr, da ich die Höhlen mönchischer Scheinheiligkeit bereits genügend kannte. Nur ungern fügte sich meine Begleitung. Auf dem jenseitigen Temskaufer nahm unser Weg streng S. N. im Querthale der Gozduša. Auf ihrem rechten Ufer erschien als prächtige geologische Illustration eine etwa 120 M. hohe Kalkwand, deren stark gewellte Faltung eine grosse Störung in den ursprünglich horizontalen Sedimentärschichtungen zeigte. Es begegneten uns nur wenige von den mageren Feldern zurückkehrende Landleute. Der Menschenschlag dieser Thäler ist hübsch und kräftig, dabei mässig, arbeitsam und intelligent. Für seine Religiosität spricht, dass nahezu jedes Dorf eine Kirche besitzt, mit dem Unterricht sieht es aber schlimm aus, erst auf drei Orte kommt eine Schule.

Es war bereits spät am Abend, als unsere Zapties in einem der zerstreuten Häuschen Gozduša's gastliche Aufnahme für uns erbaten und erhielten, doch mussten die Pferde wegen Mangel jeglicher Stallung unter freiem Himmel übernachten. Die gutmüthigen Leute setzten uns ihr Bestes, Brot, Eier und Topfenkäse vor, ich würzte durch einen kräftigen Tschai das frugale Essen, das Feuer im kleinen Küchenraume wärmte uns wohlthätig; denn draussen wüthete ein kalter Nordsturm, welcher durch die schlecht verschmierten Holzwände fürchterlich blies. Zum Ueberflusse bildeten die Ziegen des Hauswirths, deren Hürde dicht neben meinem Lager an der dünnen Holzwand sich befand, die unruhigste Nachbarschaft. Verhielten sie sich aber einen Augenblick stiller, so begannen Esel, Hühner und Katzen ihr melodisches Conzert. Ich vermochte nicht einzuschlafen und sehnsüchtig erwartete ich den Tagesanbruch, der für den 30. August frisch genug war. Ich verzeichnete um $6\frac{1}{2}$ Uhr 10° C. in 671 M. Seehöhe.

Unser Weitermarsch führte zunächst über sehr sanfte, stellenweise mit Mais bebaute Höhen gegen NO. und bald stiess ich wieder auf die am südlichen Balkanrande fortlaufende Zone des Rothliegenden, deren westliche ununterbrochene Erstreckung vom Central-Balkan bis zum Timok nunmehr zweifellos constatirt war. Allmälig wurde der Weg steiler, wir ritten über die hübsch bewaldete Turla Planina, wo harter Kalk auftrat. Etwas weiter begegnete uns eine Caravane mit Teppichen aus dem jenseitigen Želesna, die etwas verspätet zum Piroter Panajir zog. Sie war von Ciprovec lange vor Sonnenaufgang aufgebrochen und jedes Pferd war mit zwei gleich schweren Ballen, zu 50 Teppichen, belastet.

Wir begrüssten uns mit einem gegenseitigen „Sretjan put"! Bald darauf stiessen wir am nördlichen Turlahange auf ein unter einem Bretterdache etablirtes Zaptiepiquet, das hier zum Schutze der über den Ciprovec-Balkan ziehenden Kaufleute während der Messzeit etablirt wurde.

Von dieser provisorischen „Vrtihog-Karaula" überblickt man in 1482 M. Seehöhe ein weites Amphitheater sanftkuppiger Höhen mit schönen grasigen Weideplätzen und vereinzelten Anbauflächen. Nur gegen N. traten die hochaufstrebenden Berge des Passes in Sicht, dem wir nunmehr in einer mit dem nördlichen Segmente stark nach O. ausgreifenden Curve zustrebten. Auf dem Punkte angelangt, wo sie in NW. überging, sahen wir plötzlich rechts hinab in eine höchst romantische Schlucht, in der ein schäumender Giessbach der Temska zufliesst. So pittoresk auch dieses Bild, wurde es aber doch an Grossartigkeit von der Scenerie übertroffen, welche die Aussicht von dem 1897 M. hohen Bratkov Vr gegen W. bot. In imposanter Mächtigkeit tauchten die Kuppen und Spitzen des Sv. Nikola-Balkans auf, jene mächtigen Pylone, welche die Balkankette bis Serbien vorschiebt und welche zuletzt Zeuge seines vergeblichen blutigen Ringens an der Babina Glava zur Befreiung seiner stammverwandten bulgarischen Nachbarn waren! Das Firmament war von wunderbarer klarer Bläue und wir vermochten sehr wohl die Coniferen-Vegetation des charakteristischen „Babin Sub" und die tiefen Risse seiner zur Temska abstürzenden Steilhänge zu unterscheiden.

Ich erklomm einen günstig gelegenen Punkt, den nach der Versicherung meines Piroter Zaptie nicht nur Wölfe und Bären, sondern auch die gefürchteten Haiduci mit Vorliebe zum Stelldichein im Frühjahre wählen, und nahm hier zahlreiche Winkel. Erst als diese Arbeit vollendet, warf ich dieser südwestlichen Balkanwelt und insbesondere dem romantischen Temskagebiet einen letzten Abschiedsblick zu. Bisher vollkommen ungekannt, war es mir nach dreimaliger Kreuzung des Flüsschens gelungen, nicht nur dessen Quellen und Lauf, sondern auch die in ihrem Längenthale und dessen Querschluchten angesiedelten 35 Orte und 3 Klöster zum erstenmal neu in Karte zu bringen.

Am 30. August 10 Uhr überschritt ich bei der auffallend niedern Temperatur von nur 9° C. zwischen dem Medža und Debelir nahe beim „Pavlov Krst" (St. Paulskreuz) auf dem „Vrska glava-Pass" zum zwölften Male die Central- und Westkette des Balkans mit dem Vorsatze, die Erforschung seines östlichen Theiles bis zum Pontus im folgenden Jahre fortzusetzen. Die Passhöhe gewährte gegen N. eine beschränktere Fernsicht, als ich erwartet hatte, und kaum waren wir von derselben etwas abwärts gestiegen, wechselte zu meiner Ueberraschung die Kalkregion mit einer tiefroth gefärbten Sandsteinzone, welche, der Belogradšiker vollkommen ähnlich, unzweifelhaft deren Fortsetzung bildete. Längere Zeit kletterten wir im schönen Buchenwald zwischen freistehenden colossalen rothen Blöcken

abwärts zur tiefer gelegenen Schichte gleichfarbiger Conglomerate. Der Weg schlängelte sich auch hier zwischen riesigen, zusammen gebackenen Felsstücken hin, welche scheinbar dem Boden entwuchsen. Endlich ebnete sich das Terrain. Wir waren nahe 1400 M. herabgestiegen und traten nun in das breite Thal des Ogost, in dessen Mitte der schöne Flecken Ciporovica in 441 M. Seehöhe liegt.

Wie ich bereits flüchtig erwähnte, zählte das obere Ogostgebiet bisher zur grössten terra incognita der bulgarischen Karte. Man wusste absolut nichts von demselben. Verführt durch die Aehnlichkeit des einzig bekannten Ortsnamens Ciprovac mit jenem des Flusses Cibrica vermutheten die Kartographen dessen Quellen bei dieser Stadt und liessen sie dieselbe durchfliessen. Dieser grosse Irrthum drückte den stattlichen Ogostfluss zur ärmlichen Rolle herab, welche er noch auf Kiepert's Karte 1871 spielt. Wie ich nun auf meinem Wege nach Ciporovica zu constatiren vermochte, grenzt aber das Quellgebiet des Ogost dicht an jenes des Lomflusses und ist von seinem westlichsten Prevalskabache bis zur östlichsten Leva rjeka bei Vrnca nicht weniger als nahezu 10 geogr. Meilen breit; der grosse Widerspruch dieser Thatsache mit den landläufigen Darstellungen unserer Karten ist hiermit zur Genüge nachgewiesen!

Von unserer Route blieb links das kleine Kloster Sv. Arandjel bei Vlaško, das sich mit dem nördlicheren Schwesterkloster Ivan Rilski in die Seelencuratel der kirchenarmen westlichen Ogostthäler theilt. Heute sind dieselben rein bulgarisch-orthodox. Einst erfreuten sie sich jedoch nicht solch ungestörter Glaubenseinheit. Noch um 1690 war Ciporovica der Mittelpunct eines grossen römisch-katholischen Gebietes, dem auch die gegenwärtig durch ihre schwunghaft betriebene Teppichfabrikation bekannten Dörfer Želesna, Kopelovci u. A. angehörten. Um 1670 residirte zu Ciporovica der katholische Erzbischof des Sprengels Sofia, ein Franciskaner, der jedoch nur in Stille seines Amtes waltete. Damals bildete Ciporovica eine Domaine der Sultanin Valide, die jedoch keine Steuern erhob. Trotz dieser Protektion wurde die Stadt während des österreichisch-türkischen Krieges von den Türken 1688 verwüstet und wegen ihrer österreichischen Sympathien so vielfältig bedrückt, dass ihre Bewohner die Auswanderung nach Oesterreich beschlossen. Vom Kaiser Leopold I. erhielten sie um 1700 Sitze und Privilegien in Siebenbürgen, die Kaiser Karl VI. bestätigte. Noch heute siedeln ihre Nachkommen zu Alvinz, Deva und Karlsburg, doch schmolzen sie durch Romanisirung bis auf wenige Hundert Seelen. Ob die zu Reussdorf und anderen siebenbürgischen Orten ansässigen bulgarischen Protestanten gleichfalls aus dem Gebiet von Ciporovica stammen, ist unaufgeklärt. Gegenwärtig sind auch sie romanisirt*). Noch im Jahre 1869 sah Lejean bei Ciporovica einen Stein mit der Inschrift „A. D. 1612", welcher wahrscheinlich von der „latinska crkva"

*) Czoernig, Ethnographie der Oesterr. Monarchie. III. 143, 146.

(lateinische Kirche) herrührte, deren Ruinen ich auf einer Anhöhe nahe dem Orte sah. In letzterem selbst sind nur geringe Traditionen an die katholische Epoche dieser Gegenden vorhanden und vergebens suchte ein päpstlicher Emissär vor einigen Jahren dieselben neu zu beleben. Ueber die heutigen geringen Aussichten für eine propagandistische Thätigkeit in dieser Richtung habe ich mich übrigens im I. Bande, S. 143 rückhaltslos ausgesprochen.

Ciporovica, auch Ciporovci und Ciprovec genannt, das Tschiprowatz unserer Karten, zählte einst zu den bekannteren bulgarischen Bergstädten. Nach Šafarik befand sich zur Carenzeit dort eine Colonie „Sasi". Es ist dies der verhallhornte Name der sächsischen Bergleute aus Siebenbürgen in serbischen und bulgarischen Urkunden. Heute ist Ciporovica ein netter Flecken von 300 Häusern, einzig bekannt durch seinen Teppichexport. Wir rasteten im Han, bis Quartier für uns gefunden war. Ein glücklicher Zufall brachte mich in das gastliche Haus eines Kramers, dessen Frau die Teppichweberei in grossem Style betrieb, was mir die erwünschte Gelegenheit bot, die bereits auf S. 367 gegebenen Daten durch persönliche Beobachtungen zu erweitern. In der Teppichindustrie tritt die reiche Gestaltungskraft des Bulgaren vereint mit angeborenem Gefühl für Linien- und Farbenrhythmus am eminentesten zu Tage. Der Bedarf an Sitz- und Fusskilims im Orient ist ausserordentlich gross; denn die Vorliebe für solche ist bis in die bescheidenste Hütte eingedrungen. Der ärmste Moslim benöthigt überdies dem strengen Koran-Rituell gemäss einen eigenen Gebet-Kilim. Dieser ausserordentliche Consum von Teppichen aller Art bestimmte seit langer Zeit die industrielle Physiognomie zahlreicher Orte dies- und jenseits des Ciprovec-Balkans. Abgesehen von Pirot und Ciporovica, den Centren dieser einträglichen Hausindustrie, bildet auch zu Želesna, Gornji Zlatina, Govešda, Vlaškoselo u. s. w. beinahe jedes Haus eine kleine Fabrik.

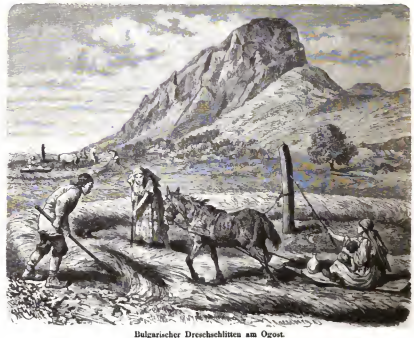
In das Sortiren, Spinnen und Färben der zur Teppichfabrikation ausschliesslich verwendeten Schafwolle theilen sich Frauen und Männer, die Bereitung der dunklen Couleurs, namentlich des Braun und Schwarz, dann die Aufrichtung des einfachen Webestuhls, ferner die mühsame Herstellung der Ketten besorgen aber ausschliesslich die Männer; während die Wahl der Dessins, der Farben und das Weben den Frauen überlassen bleibt. Jeder erzeugt seine Teppiche in herkömmlichen Grössen und Farben, jene von Ciporovci sind beispielsweise durchschnittlich 2 M. lang, 1 M. breit und vorherrschend schwarz, braun, blau gemustert. Teppiche, welche diese Grösse überschreiten, werden im nördlichen Balkan selten und nur auf besondere Bestellung gearbeitet. Manchmal laufen aus den fernen Städten Rusčuk, Adrianopel, ja selbst aus Stambul Aufträge durch Vermittlung von Piroter und Berkovicer Kaufleuten ein, welche den Preis vereinbaren und ein

Angeld bezahlen, da die Herstellung eines Prachtkilims viele Wochen und bedeutende Vorauslagen beansprucht.

An Teppichen grossen Formates arbeiten oft gleichzeitig 4—6 Frauen und Mädchen. Giebt es deren nicht so viele im eigenen Hause, so helfen jene der Nachbarn gegen eine Entschädigung, welche pro Tag 4—6 Piaster beträgt. Im Winter wird bei Licht bis zur späten Nachtstunde emsig geschaffen. Dabei sitzen die Arbeiterinnen auf einer langen Holzbank dicht neben einander, jede webt den ihr durch die beaufsichtigende Hausfrau zugewiesenen Streifen von unten nach oben, dabei wird wenig gesprochen, manchmal ein Mährchen, eine lustige Geschichte erzählt oder ein Lied im Chore gesungen. Die Mädchen im zartesten Alter bewegen gleich den Erwachsenen ihre verschiedenfarbigen Schützen und Festschlagkämme mit unglaublicher Flinkheit und Kraft. Staunend sieht man ohne vorliegende Zeichnungen, Farbenskizzen oder andere Vorlagen, wie sie in europäischen Fabriken üblich, jene bunten, reizenden geometrischen Linienspiele im auf- und absteigenden Zickzack entstehen, welche, auf der Wiener Exposition mit ersten Preisen gekrönt, nun als Portièren, Divandecken u. s. w. als beliebter Salonschmuck viel gesucht werden und einige Pariser, Berliner, rheinische und österreichische Etablissements, beispielsweise die Weltfirma „Haas & Söhne" zur Nachahmung dieser farbenprächtigen, einzig auf traditionellem Wege entstandenen Kunstwerke führten.

Nachdem die Männer Ciporovci's mit der während des letzten Jahres fabrizirten Waare auf den Piroter Pauajir gezogen waren, erschien der Flecken beinahe verödet. Am nächsten Morgen sah ich beim Durchreiten desselben nahe der Brücke, welche auf das linke höhere Ogostufer führt, nur einige Frauen, deren ganz besonders elastische Bewegungen und emsiges Spinnen mir angenehm auffielen. Ueber dem langen weitärmeligen Hemd wird in diesem Balkangebiete ein knapp anliegendes ärmelloses blaues Oberkleid getragen und ein grosses auf den Rücken herabwallendes weisses Tuch bildet den Kopfputz, mit dem der Wind gerne sein neckisches Spiel treibt. Von unserem Wege führte eine gegen O. abbiegende Curve hart am Flussbette nach Želesna, welches Teppiche fabrizirt und weiter zur Mündung der Prevalska in den Ogost, den wir bei Belimir durchfuhrteten. Nordwestlich von diesem hübschen Dorfe mit 120 Häusern liegt auf einer Höhe die Ruine eines alten Castells. Auf dem Weitermarsche am linken Ufer des Ogosts sammelte ich die letzten topographischen Daten zu dessen richtigerer Darstellung. Wieder verzeichnete ich viele neue Ortsnamen an einigen bisher gleichfalls ungekannten, aus N. ihm zufliessenden Wasseradern, welche wir kreuzten, bis wir hinter Kamena Riksa die 406 M. hohe Wasserscheide zwischen dem Ogost- und Cibricagebiet erreichten. Wir befanden uns hier um nahezu 1500 M. tiefer als am verflossenen Tage und hatten auch demgemäss zur gleichen Stunde

20 statt 10° C. im Schatten. In einem hübschen Wäldchen hielten wir Mittagsrast. Vortrefflich schmeckte der von Ciporovci vorsorglich mitgenommene kalte Imbiss, ein gebratenes Huhn, Brot, dann Rothwein und der Ausblick nach dem tief gelegenen sonnig beleuchteten Ogostthal erfreute während der kurzen mit Kaffee und Cigarette gewürzten Siesta das Auge. Ueberall hatten die türkischen Steuerpächter den Zehnten bereits eingehoben; hevor dies geschehen, dürfte Niemand



Bulgarischer Dreschschlitten am Ogost.

es wagen, das in Haufen von 10 Garben aufgeschichtete Getreide vom Felde fortzubringen. Glücklicher Weise ist der Sommer hier grösstentheils trocken und der Schade durch eintretenden Regen selten ein sehr grosser. Das Einbringen der Ernte stand eben auf der Tagesordnung und allerorts konnte man auf den Feldern Gruppen fröhlicher Leute erblicken, beschäftigt mit Dreschen, Reutern und Verladen des Getreides.

Der Feldbau, sowie alle mit diesem zusammenhängenden Verrichtungen stehen in Bulgarien, wie ich bereits bemerkte, auf etwas besserer Stufe als bei Türken, Albanesen, Serben und im eigentlichen Orient; trotzdem tritt des letzteren Ein-

fluss häufig und namentlich im Dreschverfahren höchst auffallend hervor. Vergleicht der Leser beispielsweise die nebenstehende Abbildung mit jener des in Aegypten gebräuchlichen Dreschwagens und des syrischen Dreschschlittens in Riehm's „Handwörterbuch des biblischen Alterthums" *), so wird er nicht wenig über die gemeinsame Aehnlichkeit dieser primitiven Vorrichtungen staunen. Hier wie dort besteht das Dreschwerkzeug aus breiten festen Planken von hartem Holze, nach vorn aufwärts gebogen und auf der Rückseite mit eingeschnittenen kleinen Spalten versehen, in welchen scharfkantige Feuer-, Kiesel- oder sonstige schneidige Steine fest eingezwängt werden. Dieser „Dreschschlitten", durch das Gewicht von Steinen und der aufsitzenden Person beschwert, wird über das unter freiem Himmel auf einer festgestampften Tenne im Kreise aufgeschüttete Getreide von Rindern oder Pferden so lange hingezogen, bis die Körner ausgedrückt und das Stroh zu feinem Gehäcksel zerschnitten ist. Wir sehen also hier eine Dreschweise im Gebrauch, wie sie von den Israeliten der Bibel und ihren ägyptischen Lehrmeistern im Ackerbau, bereits vor Jahrtausenden angewendet wurde.

Nachdem ich meine Erforschung des Ogostgebietes vollendet, erübrigte mir nach meinem Programme nur mehr noch die genauere Feststellung der Džibrica-Quellen. Dass sie nicht, wie auf unseren Karten, direkt aus dem Balkan herab kommen, darüber war ich bereits am vorigen Tage beim Abstieg nach Ciporovica ausser allem Zweifel. Da die Reservoirs des Ogost und Lom's am Nordhange des Balkans nur durch einen kaum 1/4 St. breiten Rücken von einander getrennt werden, war dort in des Balkans Hochregion für sie kein Platz und das Džibrica-Quellgebiet musste also dicht vor mir in den Vorbergen des Ciprovec-Balkans liegen. Auf dem Weitermarsche gegen N. stiess ich denn auch wirklich bald bei dem hochgelegenen Smoilanovci und dem auf der Hochebene sich ausbreitenden D. Riksa auf die beiden bescheidenen Arme des Flüsschens, welche bei Slavotin sich vereinigen und sodann im ungetheilten Strange zur Donau hinabfliessen.

Da Slavotin von den Russen astronomisch bestimmt worden war, hatte ich mein Routier über dasselbe gezogen, um es als Winkelstation zu benützen. Bevor ich diesen wichtigen Punkt erreichte, blickte ich links bei Smoilanovci in das schöne Waldrevier hinein, von dessen Wildreichthum mir der abgesetzte Asiz Pascha von Vidin sehr viel erzählt hatte. Asiz lud mich für den Winter 1870 hieher zur Jagd, er war ein ungemein tüchtiger Nimrod, welcher es den Bären und Wölfen des Balkans, nochmehr aber den Feinden der Reform geschworen hatte. Ich erinnere hier gerne an diesen talentvollen Mann. Unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen würde er bei seiner genauen Kenntniss Donau-Bulgariens diesem Lande die wirksamsten Dienste leisten können. Seine Energie hätte auch die Tscherkessen der Orte Belotince und Gjurgžič im Zaum gehalten,

*) Verlag von Velhagen und Klasing. 1875.

über deren Räubereien die Bulgaren von D. Riksa lange vor 1876 bereits bitter klagten. Doch was kümmern derartige Kleinigkeiten die mit Tausenden türkischer Livres bestochenen Säulen der hohen Pforte, wenn sie nur ihre Schützlinge unterbringen und Bakschische in Seelenruhe einstecken können!

Von Slavotin machte ich zunächst einen kleinen Abstecher gegen NW., um mich über das südlichste Lomgebiet zu orientiren, in dem ich neun Orte neu verzeichnete. Es war meine letzte topographische Errungenschaft dieser Reise, dann ging es NO. nach Slivovik und weiter über eine beinahe baumlose Ebene. Allmälig war ich von der Ogost-Cibrica-Wasserscheide weitere 300 M., im Ganzen also vom Ciprovec-Balkanpass 1800 M. = 5700 Wiener Fuss, herabgestiegen und war wieder auf der bulgarischen Donau-Terrasse angelangt. Stark undulirt zeigt sie hier nur in den tiefsten Einschnitten saftigeres Grün. Die Luft war glühend erhitzt und ich schätzte mich glücklich, als wir in später Abendstunde unser Nachtquartier Metkovec (93 M.) erreichten. Dieser Bulgaren-Ort zählt zu den wohlhabendsten Dörfern des Lomkreises und erbaute in den letzten Jahren eine Kuppelkirche, deren Grösse mich überraschte. Dicht neben derselben steht eine reizende Baumoasis, in deren Schatten ich noch um 8 Uhr 20° C. verzeichnete. Riesige Mückenschwärme verleideten mir den Aufenthalt im Freien. Ich tröstete mich aber so gut es ging, es war ja die letzte Nacht, welche ich auf bulgarischem Boden im Jahre 1871 zubringen sollte. Sie war schlimm genug. In der kleinen Stube des primitiven Dorfhaus herrschte unerträgliche Schwüle, der Schlaf floh mein Lager und auch der Gedanke an den bevorstehenden Ritt in der zu erwartenden Gluthhitze am nächsten Tage war kein tröstlicher. Ich beschloss mindestens der letzteren Qual zu entfliehen, weckte gegen Mitternacht meine Leute, liess die Pferde füttern und satteln. Mein Zaptie kannte genau den Weg, die Luft war ungemein mild, der prachtvoll gestirnte Himmel leuchtete uns und als die ersten rothen Schimmer am östlichen Horizont den Anbruch des 1. September verkündeten, waren wir bereits heil in Raseva angelangt. Niemals werde ich die Gefühle vergessen, mit welchen ich hier das wunderbare Schauspiel des in goldigen Tinten sich vollziehenden Sonnenaufgangs genoss, nie die unbeschreibliche Farbenpracht des Nachtübergangs zum Tage, nie die grellen Contraste zwischen dem östlichen und westlichen Firmament-Segmente, das allmälige Aufleuchten der hohen Balkankette im Süden, welche, noch wenige Monate zuvor für mich eine räthselhafte Welt, nunmehr ihre Geheimnisse mir erschlossen hatte.

Rasova und Krkišaha waren die letzten Orte, welche ich neu einzeichnete. Hiermit war meine topographische Aufnahme West-Bulgariens abgeschlossen. Welche terra incognita es aber vor meinen bezüglichen Arbeiten war, dafür sei hier nur angeführt, dass unsere anerkannt beste Kiepert'sche Karte vom J. 1871 am ganz falsch situirten Cibricaflusse nur 4 Orte angiebt, von welchen einer, der

Ort Köstendil, auf der bulgarischen Donauterrasse überhaupt nicht existirt, die anderen: Tschiprowatz, Werenitza und Gabronitza aber am Ogost, also an einem ganz anderen Flusse als in Wirklichkeit liegen. Von dem Städtchen Cibar abgesehen, welches hart an der Donau liegt, kannten also unsere Karten im J. 1871 an der Cibrica nicht einen Ort, während meine neue Karte 33 Orte zeigt!

Schon in einiger Entfernung von Rasova wurde uns ein solenner Morgengruss, den uns Hunderte von Hühnerkehlen lustig entgegenschmetterten. Den wackeligen Schornsteinen entstiegen blaue Rauchwolken, denn die fleissigen Frauen kochten bereits die stärkende Milchsuppe für ihre zur Feldarbeit hinausziehenden Männer. Der Bulgare geht gerne zeitig zu Bette und liebt es mit dem Hahnenruf aufzustehen. Eine Ausnahme machte nur der zingarische Dorfhandschi. Mein Dragoman klopfte ihn jedoch wach und halb schlaftrunken bereitete er für uns den wärmenden Mokka. Frisch belebt setzten wir unseren Ritt über die weite dampfende Fläche fort und die gefürchteten Mückenschwärme begannen ihren Tanz in dem vom Sonnenlicht geschwängerten Aether. Wir näherten uns Golenci, dem reichen Vordorfe Lom's, über das seine Strassen nach Vraca und Berkovica ziehen. Hier herrschte volles Leben. Mit grossen Karavanen schwer beladener ächzender Karren ging es nunmehr zwischen reifenden Obst- und Weinpflanzungen, deren Bäume unter der reichen Früchtelast zu brechen drohten, hinab zum Flusse. Beim Abstieg gewährten uns die in seinem Uferrand eingeschnittenen Serpentinen volle Musse, die landschaftlichen Reize des gegen SW. in aller Sommerpracht sich breit öffnenden gesegneten Lomthals zu geniessen. Allerdings nur einem Silberfaden ähnlich erschien sein vielgeschlängelter Wasserlauf, verglichen mit dem breiten, im Sonnengold erstrahlenden Bande, das plötzlich im NW. aufleuchtete. Es war die lang entbehrte Donau in voller Majestät. Dampfer durchfurchten sie, leuchtende Streifen hinter sich ziehend und die frische Morgenluft schwellte die weissen Segel der das bulgarisch-walachische Getreide nach Westen exportirenden Karlaschen. Das Ganze bot ein Bild von einfach grosser, wirkungsvoller Schönheit, dessen Abschluss die unabsehbare walachische Tiefebene und ein wunderbar hellblaues Firmament, dessen Vorgrund aber der von Fischern belebte Lom und die sich ausbreitende gleichnamige, jugendliche Handelsstadt bildete, welche mit ihren blendenden Minaretspitzen, Moscheen und Kirchenkuppeln, sowie mit noch anderen Reizen coquettirte, die ich bereits im I. Bande, S. 198, schilderte.

Nun ging es über die Lombrücke durch die lange Palilulastrasse der Handschi, Töpfer, Zigeunerschmiede und durch die stark belebte Čarši-Handelsstrasse zur Donau. Hier grüssten mich die österreichisch-ungarischen Farben vom hohen Mast der Donau-Dampfschifffahrts-Agentie. Herr Rojesko, ihr Chef, trat mir wie immer liebenswürdig entgegen und übergab mir als schönstes Angebinde das

lange auf mich wartende, ersehnte Brief-Paquet aus der Heimath. Die weitere Botschaft, dass meine sämmtlichen Sendungen aus dem Innern, Briefe, Steinsammlungen, Industriemuster u. s. w. glücklich zu Lom angelangt seien und meiner letzten Bestimmung im nahen Magazine warteten, bereitete mir nicht geringere Freude.

Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen! Eine Stunde später ritt ein Tilal (öffentlicher Ausrufer) mit meinen Pferden durch die Strassen der Stadt, um sie dem Meistbietenden zuzuschlagen. Er pries ihre Schönheit und erntete spöttische Bemerkungen. Es war ein unablässiges Feilschen von Seite der Käufer. Mit Recht bemerkten sie, dass die Thiere stark mitgenommen, und andrerseits wussten sie, dass ich um jeden Preis verkaufen musste. Am liebsten hätte ich mein treues Pferd, welches mich so oft durch reissende Flüsse und über die schwierigsten Balkanpässe getragen, mit mir genommen.

Herzlich war der Abschied von meinen Begleitern. Ganz besonders dankte ich dem braven Dragoman für dessen treue Dienste. Ich gab ihm das Versprechen, ihn und keinen andern für meine folgende Reise zu engagiren, was ihn mehr als das empfangene Bakschisch erfreute. Am nächsten Tage landete der zu Berg fahrende Dampfer. Nach langen trotz vieler Fatiguen und Hemmnisse glücklich durchgeführten viermonatlichen Kreuz- und Querzügen empfand ich ein ungemein befriedigendes Gefühl, als ich mit meinen mühsam erworbenen Materialien in Tagebüchern, Mappen und Kisten heil den anlegenden Dampfer betrat und mit ihm wieder den lange entbehrten Boden europäischer Civilisation!

XVI.

HÖHEN-MESSUNGEN.

Im Sommer 1871 bestimmte ich auf den in diesem Bande behandelten Gebieten Donau-Bulgariens und des Balkans folgende Höhen mittelst Aneroïd:

	Meter üb. d. M.
Tirnovo, Bella Bona-Han	180
Sv. Petar Manastir, bei Leskovica	417
Mekiš, Dorfhan	56 (?)
Tekir, Dorfhan	89
Osma Gradište, Dorfhan	93
Vrbovka, christliches Mahale	248
Stičündol, christliches Mahale	253
Bara, Rusicaufer	149
Kuršovo, Friedhof	394
Sevlijevo, Jeni Stančiogluhan	213
Sv. Sokol Manastir, bei Gabrovo	699
Marko kralski bair	1208
Šibka, Penohan	548
Kazanlik, Mihal-Han	339
Magliš, Klosterhof	478
Selci	772
Travna, Pop Nikolo Haus	774 (?)
Drenova, Han	746 (?)
Jalar, Bachufer	78
Musina, Plateau	388
Novoselo	364
Strassenpunkt, höchster zwischen Sevlijevo und Lovec	455
Lovec, Džambas Hadži-Han	265
Vučiterna	187
Radenica, Han	81

	Meter üb. d. M.
Oreše, Gornji Beklemeh an der Donau	30 (?)
Svištov, Kad bair	199
Trenčevica, katholischer Pfarrhof	108
Lažen, katholischer Pfarrhof	84
Pleven, Geno-Han	116
Ablanica, Strassenhan	394
Trojan, Ivančov-Han	456
Trojanski Manastir (Kloster)	470
Novoselo, Bachufer	506
Studena Kladenica (Quellausfluss)	1228
Dobreva grob Karaula	1671
Rosalita-Pass, bei den Gräbern	1931
Kalofer, Osmaufer	608
Kaloferski Manastir, am Ak dere	610
Helenski grobište, Anhöhe östlich von Karlovo	471
Sopot, Han	563
Karahisarli, bulgarisches Mahale	522
Rahmanli, Brücke	599
Siralan-Höhe	1400
Verlassene Karaula Rabanica	1747
Rabanica-Pass	1882
Ribarski Mahale, am Beli Vid	619
Teteven, Han	421
Gložan, Han	328
Toros, Han	205
Bežanovo Karaula	249
Svinar	1113
Gornji Dabnik	125
Karaula auf dem linken Vidufer bei der Brücke von Pleven	106
Vidufer, bei der Mühle gegenüber von Kreta	36
Gigen, Han	40
Mahala, Nurid Bei-Mühle	37
Glava, Han	49
Čumakovci, Han	64
Kneža	104
Höchster Terrassenpunkt zwischen Kneža und Kruševica	134
Rahova, Achmed Bei-Konak	82
Belibrod, Ogostufer	73

	Meter üb. d. M.
Plateau zwischen dem Ogost und Skit 1 St. östlich von Belibrod	169
Brzina, Bachufer bei der Mühle	90
Komarevo, Skitufer bei der Brücke	161
Gabare	190
Plateau zwischen Držan und Kamenopol	408
Konino, Han	141
Karlukovo Manastir, linkes Iskerufer	116
Karlukovo, Konak des Subaschi im Dorfe	255
Kurman Mogila, auf der Spitze	442
Gornji Luković, rechtes Panegaufer bei der Brücke	110
Jablanica, Han	411
Dragoica Planina, auf dem Gipfel	948
Mali-Iskerufer, Brücke an der Strasse nach Orhanieh	361
Osikovec, Strassenhan	408
Pravec, Strassenhan	436
Wasserscheide zwischen Pravec und Lupen	720
Etropol, Han	551
Kacamarsko Karaula	1178
Zlatica-Balkan, Passhöhe	1496
Zlatica, Han	720
Orhanieh, am Uhrthurme	378
Bebrešufer an der 2. Karaula	551
" " " " 3. "	758
" " " " 4. "	802
Baba-Konakpass des Etropol-Balkans	1050
Komarcki-Han an der Strasse	833
Taškesen, Han	687
Dolni Bogarov, Han	552
Sofia, bulgarisches Stadtviertel	558
Korila, Han	529
Kostimbrod, Han	549
Carski-Han, am Kalkofen	734
Pečenabrdo-Han	855
Ginski-carski-Han	1035
Ginci-Pass des Berkovica-Balkans	1508
Klisura	493
Berkovica, Nikolčov-Kokol-Han	426
" " , Kirche	448

	Meter üb. d. M.
Berkovica, Ruine auf dem Kaleb bair	550
Hadžilar Mahalesi	281
Kravaderski-Han an der Strasse nach Vraca	313
Vraca, Kristo-Sava-Han	396
Mezra-Han am linken Iskerufer	232
Ljutibrod, Grab-Capelle	364
Slidol	366
Javorechöhe, Vorberg des Lakatniks	1202
Iskerfuhrt am Osikovsko-gradište	365
Höchster Balkan-Strassenpunkt zwischen Vraca und Sofia	1412
Kostalevska Mogila	512
Mramoren	262
Ohoden, linkes Skitufer bei der Ruine	175
Borovan, Carski Ambar	165
Vereinigungspunkt der Osen- und Galatinska-rjeka	139
Plateau zwischen Raikovo und Krumšin	258
Levčevo, linkes Ogostufer	83
Vulčederma, Han	76
Progorelec, rechtes Džibricaufer	132
Plateau vor Gabronica	184
Belotinci, Ogostufer	104
Kitkoberg, westlich von Berkovica	818
Kom-Pass des Berkovica-Balkans	1919
Gornji Krividol	949
Smilanovci, Han	759
Nišor	797
Koprivštica-Wasserscheide zwischen Nišava und Temska	936
Gozduša	671
Vrtibog Karaula	1481
Bratkov-Pass des Ciprovec-Balkans	1897
Ciporovica	431
Plateau nördlich von Kamena Riksa	406
Metkovec, Kirche	93

Druck von C. Grumbach in Leipzig.





